ZEITSCHRIFT FÜR MENSCHENKUNDE

BLÄTTER FÜR CHARAKTEROLOGIE UND ANGEWANDTE PSYCHOLOGIE

*

HERAUSGEBER:

DR. MED. ET JUR. HANS VON HATTINGBERG, MÜNCHEN

UND

NIELS KAMPMANN, HEIDELBERG

FÜNFTER JAHRGANG

NIELS KAMPMANN VERLAG · HEIDELBERG

Digitized by Google

Digitized by Google

INHALTSVERZEICHNIS

DER ZEITSCHRIFT FÜR MENSCHENKUNDE

JAHRGANG V

Heft 1. Dr. L. F. Clauß: Vom philologischen Verstehen des sprachlichen Kunstwerks 1
Siegfried Ranitzsch: Neues aus dem Gebiete der gerichtlichen Schriftuntersuchung 8
A. Deventer von Kunow: Kryptographie 13
Dr. Mathilde Kelchner: Der statische, dynamische und phantastische Typus des Menschen 37
Dr. Hans Prager: Europa, Gandhi und Tagore 53

Heft 2. Oscar A. H. Schmitz: Der Zerfall des bürgerlichen Menschen 73
Bruno Kurth: Handschrift und Lebensdauer 82
A. Deventer von Kunow: Die Bacon-Forschung nach dem Weltkriege 89
E. Brunner: Die Identifizierung von Stenographieschriften 101
Hans Langenbruch; Studien mit ultravioletten Strahlen 118

Heft 3. Hans Blüher: Der Eros in der Philosophie 129
August Vetter: Auslegungen der Seele 142
Dr. Wilhelm Bührig: Wegebereiter des Völkerbundes . 158
Elisabeth v. Kobilinski: Über Handschriften schwachsinniger Kinder 164
Dr. Margret Hartge: Die Symbolbezeichnung des Unbewußten 169
Dr. Robert Reigbert: Wahrheit und Wesenhaftigkeit in der Physiognomik 176
H. Steinitzer: Graphologie und Verbrechertum 180

Heft 4. Oscar A. H. Schmitz: Der analysierte Freud 197
Hanns Fischer: Der Mensch als kosmisches Wesen . . 205
Dr. A. Ackermann: Ein graphologisches Lesebuch . . . 229

25 99ST2 005 I
86 53 XL
Digitized by Google

Berthold Huller: Erziehungsfragen in graphologischer Beleuchtung 233
Herbert Theiss: Zur experimentellen Graphologie . . 237
Dr. med. Basia Gingold: Graphologie der Kinderschrift im Spielalter 245

Heft 5. Dr. J. M. Verweyen: Menschenkenntnis und Irrtum . . 267
Dr. Walthari Dietz: Gesicht oder Uniform 275
Dr. H. Vorwahl: Die Reifezeit im Brauch der Völker . . 280
Bernhard Schultze-Naumburg: Über einen Zusammenhang zwischen Scheitellage und Charakter 283
Dr. Lutz Wagner: Fritz Künkel: Einführung in die Charakterkunde auf individualpsychologischer Grundlage . . 286
Dr. Ilse Stengel-Buchheim: Über die Verwendbarkeit graphologischer Untersuchungen in der Psychopathologie des Kindesalters 303
Dr. A. Ackermann: Neuere graphologische Literatur . . 314

Heft 6. E. Brunner: Kaspar Hauser 351

Digitized by Google

BF636 STK

JAHRGANG V .A1 Z47 V.5 NO.1 914 HEFT 1

ZEITSCHRIFT FÜR MENSCHENKUNDE

BLÄTTER FÜR CHARAKTEROLOGIE UND ANGEWANDTE PSYCHOLOGIE

*

HERAUSGEBER:
Dr. med. et jur. HANS VON HATTINGBERG, MÜNCHEN
und NIELS KAMPMANN, HEIDELBERG

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
MAR 13 1986

NIELS KAMPMANN VERLAG

Digitized by Google

Soeben erschienen

EINBANDDECKEN

für die

Zeitschrift für Menschenkunde

Jahrgang IV

(DECKEN FÜR JAHRGANG I, II, III NOCH VORRÄTIG)

Preis pro Decke RM. 1.50

NIELS KAMPMANN VERLAG
HEIDELBERG

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT FÜR MENSCHENKUNDE

BLÄTTER FÜR CHARAKTEROLOGIE UND ANGEWANDTE PSYCHOLOGIE

5. JAHRGANG MAI 1929 HEFT 1

INHALT: *Dr. L. F. Clauß:* Vom philologischen Verstehen des sprachlichen Kunstwerks / *Siegfried Ranitzsch:* Neues aus dem Gebiete der gerichtlichen Schriftuntersuchung / *A. Deventer von Kunow:* Kryptographie / *Dr. Mathilde Kelchner:* Der statische, dynamische und phantastische Typus des Menschen / *Dr. Hans Prager:* Europa, Gandhi und Tagore / Bibliographie / Bücherbesprechungen.

Vom philologischen Verstehen des sprachlichen Kunstwerks

(Ein Streifzug durch Grundfragen der verstehenden Wissenschaften)

Von L. F. Clauß (Jerusalem)

Über das Werk eines zeitgenössischen Dichters zu urteilen, hält sich fast jeder Gebildete (und noch mehr der Halbgebildete) für befugt, falls er nicht einer ist, der die Befassung mit dichterischen Werken von vornherein als einen Unfug ablehnt. Sagt aber der urteilende Zeitgenosse von einer Dichtung oder dem Teile einer solchen: „Ich verstehe das nicht", so ist dieser Satz nicht so sehr als ein Urteil über ihn selbst, den Hörer oder Leser, gemeint, sondern als ein Urteil über das Werk, und zwar ist es ein Tadel: der Dichter habe sich ihm, dem so verständnisvollen Leser, nicht verständlich gemacht. — Ist der Dichter ein Zeitgenosse nicht des Lesers, sondern seines Großvaters, so kann es sein, daß der Leser sich nicht mehr so ohne weiteres für urteilsfähig hält: er liest dann wohl eine „Einleitung des Herausgebers" oder läßt sich bei Gelegenheit durch einen literaturkundigen Vortrag belehren. Schon bei Goethe aber, der doch mit uns noch mehr oder weniger durch die gleiche deutsche Sprache verbunden scheint, legt sich die „historische Interpretation" auch des sprachlichen Ausdrucks ins Mittel, die sogen. Goethe-Philologie. Und gehen wir weiter zurück in der Geschichte: ein Werk Wolframs von Eschenbach kann der gewöhnliche Gebildete überhaupt nicht lesen, sondern nur der Fachphilologe. Von unserer Kunst- und Schriftsprache rückwärts bis zu Luther, der ihr Schöpfer ist, reicht ein Zusammenhang, der sich dem philologischen Bewußtsein in Form der Selbigkeit darstellt: die Sprache Luthers hat sich zur heutigen Sprache abgewandelt („entwickelt"). Zwischen der Sprache Luthers und der Wolframs aber ist ein Bruch, ein Wandel des inneren

Digitized by Google

Vorbilds sprachlicher Gestaltung. Wir denken dabei nicht an den Lautwandel vom Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen, sondern daran: Luthers Sprache will eine Allvolkssprache sein, verständlich und heimisch für jeden Volksgenossen, während die Sprache Wolframs eine Standessprache ist und sein will. Sie will nicht vom Volke insgesamt gehört, verstanden und im sprachlichen Kunstwerk genossen werden, sondern nur von einer in ganz bestimmten Formen erzogenen höfisch-ritterlichen Oberschicht.

Hierin schon kündigt sich eine bestimmte Wechselbezogenheit zwischen sprachlicher Gestaltung und ihrem möglichen Versteher an. Es muß einer besonderen Untersuchung überlassen bleiben, zu klären, ob und wie weit sprachlicher Ausdruck ein Ausdruck-an-sich sein kann, ohne Bezogenheit auf einen möglichen Versteher. Ein sprachliches Kunstwerk ist, als ein Werk, auf eine verstehende Gemeinschaft bezogen: auf eine wirkliche oder eine nur gedachte. Je eigenartiger das Werk ist, desto eigenartiger der in ihm vorgezeichnete mögliche Versteher. Eine rein lyrische Dichtung ist denkbar (und oft genug verwirklicht), in welcher der Dichter zu zwei oder auch nur einem einzigen Hörer spricht: zu sich selbst und einem mit ihm in Gemeinschaft erlebenden, als sehr vertraut gedachten Menschen, oder nur zu sich selbst allein. Nur innerhalb dieser vertrautesten Gemeinschaft, zuletzt der Gemeinschaft mit dem gleichsam hinaus- und hinübergestellten eigenen Selbst, wird das Werk verstanden. Alle anderen, die darnach sonst noch etwa das Werk zu verstehen trachten, verstehen nur, was in ihnen angeregt wird, nicht aber das ursprünglich geschaffene Werk. In solchem Falle liegt die Grenze des Verstehens also in der einzelmenschlichen Besonderheit (zuletzt des Dichters selbst) oder in der Besonderheit der Gemeinschaft zweier Einzelmenschen, die ganz von deren einmaliger Eigenart bestimmt ist.

Anders im Falle der Standesdichtung. Wolfram z. B., der aus dem Erleben der höfisch-ritterlichen Gesellschaft heraus und für diese Gesellschaft dichtet, hat — in seinen überlieferten Hauptwerken wenigstens — nicht dieses oder jenes einmalige Einzelwesen als Hörer im Auge, sondern einen gewissen Hörer- und Versteher-Typus: den höfisch erzogenen und in den Formen des ritterlichen Standes erlebenden Sprachgenossen. Nur, wem die typischen Erlebnisinhalte und Erlebensformen der höfisch-ritterlichen Gesellschaft jener Zeit vertraut sind, d. h. wer sie selbst aus erster Hand — und zwar in Selbstverständlichkeit, als ein Zugehöriger, nicht als ein Zuschauer — erlebt hat[1], kann ihre sprachlichen Niederschläge, z. B. eine höfisch-ritterliche Dichtung mit ihrer typischen Gestaltung typischer Erlebnisinhalte, aus erster Hand verstehen. Das bedeutet

[1] In der üblichen phänomenologischen Terminologie ausgedrückt: wem solche Erlebnisse „originär gegeben" sind oder waren.

Digitized by Google

also: nur der Zeitgenosse kann es, der „selbstverständlich" Miterlebende. (Und auch dieser versteht nur mehr oder minder vollkommen, weil jedes Kunstwerk, auch das zu einem historischen Versteher-Typus sprechende, noch einzelmenschliche Gehalte birgt, die — soweit sie überhaupt in eine Typik eingehen — in eine Typik ganz anderer Art zu ordnen sind als in eine historische.)

Demgegenüber ist alles andere Verstehen ein Verstehen aus zweiter Hand, dem sein Gegenstand nicht mehr „originär" und damit nicht in der Weise der Selbstverständlichkeit gegeben sein kann. Es verhält sich zu jenem eigentlichen und unmittelbaren Verstehen wie die Bühne zum „wirklichen" Leben. Der Versteher muß sich gleichsam innerlich eine Bühne errichten, auf der er selbst die Rolle des Urverstehers — im Falle der Werke Wolframs die Rolle des höfisch-ritterlichen Menschen — spielt und auf dem Umwege über diese Rolle das Werk aus zweiter Hand versteht. Er *ist* nicht das in der Dichtung selber als ihr möglicher Versteher vorgezeichnete „Korrelat", sondern er *spielt* es. Die Rolle aber will erst studiert und eingeübt sein, und die Bühne mitsamt ihrer Ausstattung an Kulissen und Requisiten muß erst aufgebaut werden. Hierin liegt der Sinn philologischer Forschung.

Die philologische Arbeit betätigt sich an zwei aufeinander bezogenen Gegenständen: am Werke selbst und an seinem Versteher. Aus erster Hand gegeben ist ihr aber nur der Versteher, vielmehr der im Verstehen Auszubildende, zunächst der Forscher selbst. Das Korrelat aber, das sprachliche Kunstwerk, ist nur soweit als solches gegeben, wie die Ausbildung des Verstehers vorgeschritten ist: in der Ausbildung des Verstehers bildet sich („konstituiert sich") und verwirklicht sich das zu verstehende Kunstwerk. Der erste Schritt dieser Ausbildung ist — im Falle z. B. einer mittelalterlichen Dichtung — die Erlernung der Sprache im äußerlichsten Sinne, d. h. die Einprägung ihres Wortbestandes und der Regeln seiner grammatischen Handhabung. Diese Erlernung aber bedeutet eine rein stoffliche Zufuhr, und an ihr nun erst ist eine verstehende Arbeit zu leisten: diese Sprache muß als Ausdruck verstanden werden, als Ausdruck von etwas, nämlich als Ausdruck eines mannigfaltig bestimmten, z. B. geschichtlich bestimmten geistigen Typus, der sich aber nicht allein in seiner Sprache, sondern auch in anderen Ausdrucksfeldern ausdrückt. Die Sprache muß also verstanden werden als Teil eines Gesamtausdrucks, hier einer Kultur, und durch diesen Gesamtausdruck führt der Zugang zum Wesen des in ihm sich ausdrückenden Geistes. Wer die Sprache aus diesem Gesamtausdruck herausreißt und für sich „erlernt", erlernt nicht eine Sprache, sondern ein Wörterbuch und eine Grammatik [1]. Jedes einzelne Wort einer

[1] Gegen diese Erkenntnis wird bei der üblichen Ausbildung der Philologen vielfach erfolgreich gesündigt.

Digitized by Google

Sprache ist, als Lautgebilde wie als Sinngebilde, in einem bestimmten Stile gestaltet, und das bedeutet: seine Gestalt hat dieselben Züge, die auch in allen anderen Gestaltungen dieser selben Sprache und der gesamten besonderen Kultur, deren Teil sie ist, sich als die bestimmenden, die gestaltenden, erweisen und aus denen die Einheit des Gesamtausdrucks erwächst. Zum Gesamtausdruck eines Standestypus, also zur Sonderkultur eines bestimmten Standes, gehört nicht so sehr eine besondere Sprache (im grammatisch-lexikalischen Sinne), als eine bestimmte Sprechweise, die ihrem Wesen nach einer bestimmten Leibeshaltung, einem bestimmten Gebärdenstile zugeordnet, ja selbst eben ein Teil der Gesamtgebärde dieses Typus ist. Man kann nicht die Sprechweise eines Gecken üben in der Leibeshaltung und mit dem Mienen- und Gebärdenspiel eines Rüpels („Geck" und „Rüpel" sind freilich keine Standestypen!); man kann nicht eine höfische Sprache sprechen (oder sich diese Sprache gesprochen denken) auf dem Hintergrund eines im übrigen dörflerischen Gesamtausdrucks. Und man kann nicht Wolframs Sprache als einen Ausdruck verstehen, wenn man ihn nicht als Teil einer höfisch-ritterlichen Welt des Ausdrucks versteht und mit dieser Welt vertraut ist; wie der Schauspieler seine Rolle nicht spielen kann, wenn er nur einen Text gelernt hat und nicht den Gesamtausdruck der zu spielenden Rolle beherrscht und in die Welt des Stückes innerlich eingelebt ist[1].

Angenommen nun, dieses Verstehen aus zweiter Hand, bei dem der Nachversteher die Rolle des Urverstehers einübt und auf seiner inneren Bühne spielt, sei wirklich vollkommen erreicht: wie weit nun stellt sich das Kunstwerk als solches dem Nachverstehenden dar?

Für den Urversteher ist die Sprache als solche das Selbstverständliche. Die Formen der zeitgenössischen Sprache seines Standes sind die ihm gewohnten Formen seines eigenen sprachlichen Ausdrucks: sie liegen in ihm selbst bereit und umgeben ihn gleichsam als die geistige Luft, die er ein- und ausatmet, ohne sie zu beachten. Wenn der Mensch der höfisch-ritterlichen Gesellschaft das sprachliche Kunstwerk hörte (und es war da, gehört, nicht gelesen zu werden), so achtete er nicht auf die gewohnten sprachlichen Formen, sondern auf das, was der Dichter aus ihnen gemacht hat: wie er die Formen der Sprache als einen Stoff behandelt für Gestaltungen höherer Ordnung, die zwar in der Sprache selbst schon vor-

[1] Hiermit kennzeichnet sich die Philologie als eine Ausdrucksforschung, wenn auch viele Vertreter dieses Faches sich dessen heute noch nicht bewußt sind. Die Stelle aufzuweisen, wo die philologischen Gebiete sich einordnen in den Zusammenhang einer Erforschung des Gesamtausdrucks, überschreitet die Möglichkeiten dieses „Streifzugs". Über die Idee einer vergleichenden Ausdrucksforschung vgl. L. F. Clauß, Von Seele und Antlitz der Rassen und Völker (Eine Einführung in die vergleichende Ausdrucksforschung), München 1929, besonders das Geleitwort und den Abschnitt „Die mimische Methode".

Digitized by Google

gezeichnet, aber in ihrem alltäglichen Gebrauche nicht verwirklicht sind. Soweit er überhaupt auf die Sprache des Kunstwerks achtete (und nicht rein auf das, was darin erzählt war), konnte dem Urhörer das Genießen der dichterischen Sprachgestaltung nichts anderes als eine festliche Steigerung des sprachlichen Alltags sein. — Vor uns aber, den Nachverstehern, steht die Sprache des geschichtlich uns entrückten „selben" Kunstwerks völlig anders da. Zunächst ist sie das ungewohnte Fremde. Die Übung der Jahre macht sie uns vertraut, aber nicht in der Weise vertraut, in der unsere „eigene" Sprache, die Sprache der Gegenwart, uns vertraut ist. Diese ist für uns das, was in uns selbst bereit liegt, das leibhaftig Gegebene und Selbstverständliche; jene ist das Problematische, das seiner lautlichen Form und seiner Sinnesprägung nach erst wissenschaftlich Erschlossene und noch immer weiter zu Erschließende, dessen einzelne Laute z. B. uns zwar in gewissem Maße bekannt sind, aber doch nur soweit (und nicht einmal soweit), als ein lebendiger Laut durch schriftliche Zeichen darstellbar ist. Was uns gegeben ist an dieser Sprache, verhält sich zu dem, was ihr Urversteher an ihr hatte, wie das Bildnis eines Unbekannten zu diesem Unbekannten selbst. Auch ein Bild kann vertraut werden, aber nicht in solcher Weise wie ein lebendiger Mensch. Und wie es mit der Sprache als einem Lautgebilde steht, so steht es mit der Sprache als einem Sinngebilde: wir können schließen und ahnen, was dieses oder jenes Wort im Innersten „bedeutete" für seinen Ursprecher und Urversteher, was darin alles für ihn mitberührt war im Gewebe seiner inneren Welt; das wissenschaftlich Gesicherte aber ist meist nur eine platte Gleichung, z. B. eine etymologische Gleichung, mit Worten unserer heutigen Sprache — eine Feststellung auf logischem Wege, die der mimischen Einfühlung in das Sinngewebe der inneren Welt des typischen Urverstehers meist nicht vorwärts hilft und oft sie hindert.

Je tiefer die philologische Forschung die Sprache des geschichtlich entrückten Werkes erschließt, desto mehr befestigt und vertieft sie zugleich das Bewußtsein der Abgerücktheit im Verstehenden. Je mehr philologische Bereitung des Werkes, desto deutlicher entfällt die Möglichkeit, das dichterische Werk unmittelbar zu erfassen, als wär es ein Stück erfüllter Gegenwart. Je reichhaltiger und gediegener der „Apparat" unterm Strich der Textausgabe, je deutlicher jedes Wort als ein geschichtlich belegtes bewußt wird, und je mehr bei seiner Auffassung ein Bewußtsein seiner etymologischen Verknüpftheit oder Selbigkeit mit Wörtern anderer, etwa noch älterer, Sprachen sich einstellt, desto ferner entweicht das Kunstwerk als lebendiger Ausdruck, und desto deutlicher wird zugleich die Bühnenhaftigkeit des Verstehens: der natürliche Lebenshintergrund des Urverstehers wird vertreten durch einen künstlichen Aufbau und Kulissen. Und wie der Schauspieler sich der Maschinerie des Theaters be-

Digitized by Google

wußt bleiben muß, um nicht technisch aus dem Rahmen des Spieles zu geraten, so bleibt sich der Nachversteher des philologischen Apparats bewußt.

So seltsam es klingt: der Philologe, der Geschichtswissenschafter überhaupt[1], der forschende Nachversteher wird unter diesem Gesichtspunkt vergleichbar dem Knaben, der, angeregt von seinem Heldensagenbuche, sich ein Holzschwert „schmiedet" und einen Panzer aus Pappendeckel. Die kritische Einstellung des Forschers zwar ist diesem Knaben völlig fremd, auch beschränkt er sich nicht auf eine innere Bühne: er fühlt sich wirklich als ein „Recke" oder als ein Ritter und Abenteurer für die Dauer des Spiels, und seine alltägliche Umwelt wandelt sich ihm dann zur Umwelt eines Ritters oder eines Recken der Frühzeit. Eben darin kommt er dem Erleben jener heldischen Frühzeit, deren Luft aus seinem Sagenbuche (falls es etwas taugt) ihn anweht, tatsächlich viel näher als der kritisch eingestellte Forscher: wo dieser vorsichtig Stück für Stück die historisch beglaubigten Bretter und Requisiten sammelt, um daraus seinen inneren Bühnenaufbau zu errichten, da ist der Knabe mitten darin in seiner frei erschaffenen Spielwelt, und seine „reckenhaften" Erlebnisse fließen von selbst, bis die Mutter zum Abendessen ruft. Das Gemeinsame liegt in dem Spielcharakter der als „reckenhafte" oder als „ritterliche", „höfische" usw. ablaufenden Erlebnisse; und zwar sind die kritisch überwachten Erlebnisse des Forschers weit mehr (im Sinne der Bühne) nur „gespielt" als die des spielenden Knaben, weil dieser dem von ihm gespielten Erleben, dem Erleben einer Frühzeit, viel näher steht als jener dem Erleben eines frühzeitlichen Urverstehers. Dem Knaben kommt es ja nicht auf ein Verstehen an, sondern auf ein Sein. Das Verstehen der Heldensage und das Darinnensein, das Teilhaben am Sein ihrer handelnden Personen, ist für ihn von vornherein dasselbe. Er faßt sich selber als einen Recken oder einen Ritter auf und setzt sein Dasein ineins mit einem solchen: er „ist" Siegfried oder Dietrich von Bern oder Roland. Freilich ist diese Seins-Setzung noch immer wesensverschieden von der gewöhnlichen, alltäglichen Daseins-Setzung: sie bleibt noch immer in ein „könnte" und ein „wäre" getaucht, sonst würden ja diese Spielritter mit ihren Holzschwertern einander wirklich erschlagen und den Ruf zum Abendbrot oder zur Erledigung der Schulaufgaben (einen Ruf von außerhalb ihrer Spielwelt) überhaupt nicht mehr verstehen. Soweit aber der spielende Knabe das „ist", was er spielt, erreicht er das Verstehen des von ihm Gespielten weit

[1] Gemeint ist der schöpferische Geschichtsforscher, der das Erleben vergangener Epochen verstehend nachzubilden sucht aus den Niederschlägen dieses Erlebens: den „Quellen", „Zeugnissen", „Denkmälern", „Belegen", — nicht jene Historiker, die in der Kritik einen Selbstzweck sehen und deren Tätigkeit sich auf ein kritisches Verwalten jener „Belege" beschränkt.

Digitized by Google

vollkommener als der Forscher das Verstehen seiner Rolle, die er ja doch nie schlechthin vollkommen beherrscht.

Der spielende Knabe hat der Welt des Sagenbuches, die zunächst sein Gegenstand war, sich selber einverleibt, wobei der Gegenstand sein Wesen als ein Gegenstand verlor. Der nachverstehende Forscher hält seinen Gegenstand sich kritisch gegenüber und betrachtet ihn zuletzt durch die nachgebildete Maske des Urverstehers. Der Gegenstand des Knaben war nicht das sprachliche Kunstwerk, sondern das, was in diesem Kunstwerk —vielmehr in dem, was das Sagenbuch daraus gemacht hat —, dargestellt ist: die handelnden Personen, ihre Taten und ihr Schicksal. Der Knabe hatte, als er die dem Kunstwerk nacherzählten Sagen las, weder Lautgebilde noch Sinngebilde vor sich, sondern das, was in ihnen gemeint war. Gerade das, was der philologische Forscher sich zunächst in sein geistiges Gesichtsfeld rückt, das sprachliche Kunstwerk, wird hier geopfert, um etwas vom Gesamtgegenstand zu retten für das Verständnis des Knaben. Dem, was ihm gegeben ist, kommt der Knabe nun freilich viel näher als der kritische Forscher dem ihm gegenüberstehenden Kunstwerk. Aber jenes vollkommene Verstehen des Knaben, das Darinnensein im Gegenstande, wird eben nur durch eine eingreifende Bereitung des Gegenstandes, durch seine Auffassung als „Vorlage" und durch deren Nacherzählung in der sprachlichen Weise der Gegenwart, erreicht: durch eine entschlossene Opferung des ursprünglichen Werkes.

In der Frühzeit selbst wurde mit sprachlichen Werken ganz entsprechend verfahren. Norwegische Sänger hören fränkische Lieder vom Untergange der Burgundenkönige. Sie merken sich nicht den fertigen fränkischen Text, etwa um ihn, als ein unantastbares geistiges Eigentum seines Schöpfers, nun wortgetreu zu bewahren. Sie „übersetzen" ihn auch nicht in ihre eigene Sprache. Das gehörte Lied ist ihnen gleichsam ein lebendiges Wesen, das als solches stirbt, nachdem es sich fortgepflanzt hat. Aus dem Geiste der norwegischen Sprache und der landschaftlichen und gesellschaftlichen Welt des Nordens erwachsen den fränkischen Liedern nun norwegische Kinder, und auch diesen wieder erblüht im Norden neuer Nachwuchs: die Nibelungen-Balladen der Lieder-Edda entstehen. Und auch diese wären nicht nur gestorben, sondern auch verschwunden, wenn nicht zu einer Zeit der Bedrohtheit aller einheimischen Überlieferung gelehrte Romantiker sie aufgezeichnet und dann ein Poesiefreund sie gesammelt hätte. Auf dem Heimatboden jener fränkischen Lieder ging es ähnlich: sie pflanzten sich fort und starben. Auch hier kam dann der Tag literarischer Buchung, nur daß die nun gebuchten Urenkel jener Lieder — z. B. das mittelhochdeutsche Nibelungenlied — schon von der geistigen Zeitenwende erfaßt und (wenn man so will) entartet waren. Von solchen gebuchten Liedern, die wiederentdeckt, durch wissenschaftliche Bereitung

Digitized by Google

nachverstanden und so künstlich belebt wurden, stammen die Heldensagenbücher unseres spielenden Knaben ab. Aber bei deren Geburt mußte eben schon philologische Gelehrsamkeit zu Hilfe kommen [1].

Neues aus dem Gebiete der gerichtlichen Schriftuntersuchung

Von Siegfried Ranitzsch, Finkenwalde b. Stettin

In Nr. 5 der „Deutschen Juristenzeitung" hat der Universitätsprofessor Dr. Georg Schneidemühl (Elbing) einen Aufsatz über „Gerichtliche Handschriftenvergleichung" gebracht, der einige für den Schriftsachverständigen höchst überraschende Meinungen enthält. Wir äußern uns in möglichster Kürze darüber.

Zunächst hebt Schn. mit Recht hervor, es bedürfe keiner Begründung, „daß eine mit den wissenschaftlichen Lehren der Handschriftenbeurteilung vertraute Persönlichkeit Handschriftenvergleichungen mit größerer Sicherheit ausführen wird als jemand, der diese Kenntnisse nicht besitzt." Es trifft weiterhin zu, wenn er bemängelt, daß viele Schriftsachverständige ihre Tätigkeit „rein mechanisch durch Vergleichen von Äußerlichkeiten der Schriftzeichen handwerksmäßig ausüben." Erstaunlich aber ist es, wenn er nun fortfährt: „An einer wissenschaftlichen Grundlage fehlt es in der Regel, deshalb haben wir auch oft nur ‚Wahrscheinlichkeitsurteile'." (Von uns gesperrt gedruckt.)

Kein Zweifel, daß es sehr vielen „Schriftsachverständigen" an einer wissenschaftlichen Grundlage fehlt — aber haben wir wirklich deshalb oft nur Wahrscheinlichkeitsurteile? So irrig das verbreitete Vorurteil ist, das der Schriftvergleichung überhaupt die Möglichkeit einer sicheren Entscheidung abspricht, so unhaltbar wäre es anderseits, wenn der Schriftsachverständige in jedem Falle sein Gutachten mit apodiktischer Bestimmtheit abgeben wollte. Gibt es etwa eine andere Disziplin, in der die Sachverständigen ausschließlich zu bestimmten Gutachten kommen? — Aber man könnte meinen, Schn. habe es nicht so übertrieben gemeint, führe er nicht wörtlich fort: „Mit solchen Wahrscheinlichkeitsgutachten kann aber weder der Richter noch der Staatsanwalt etwas anfangen. Sie beweisen, daß dem Gutachter die sichere wissenschaftliche Grundlage für seine Urteile fehlt." — Hier ist also klar gesagt, was Schn. meint. Seine Ansicht steht besonders im Widerspruch zu der Gepflogenheit des Berliner Schriftsachverständigen Dr. Schneickert, vorwiegend nur Wahrscheinlichkeitsgutachten zu erstatten. Man kann über diese Angelegenheit verschiedener Meinung sein; Verfasser dieser Zeilen hält in vielen Fällen ein eindeutiges Gutachten für angebracht, wo Schneickert

[1] Die Frage der Übersetzbarkeit, zumal der Möglichkeit einer „philologisch getreuen" Übersetzung geschichtlich entrückter Sprachkunstwerke, erörtert der Beitrag des Verfassers zur Festschrift für Edmund Husserl, die im Frühjahr 1929 zu dessen 70. Geburtstag erscheint.

Digitized by Google

sich nur mit mehr oder minder großer Wahrscheinlichkeit äußert. Fest steht aber, daß es zahlreiche Fälle gibt, wo die Schriftuntersuchung nur Wahrscheinlichkeiten, Vermutungen oder überhaupt kein Ergebnis verantworten kann, und zwar unter der Voraussetzung vollkommener Sachkunde und Beherrschung aller technischen Hilfsmittel; dann aber wäre ein bestimmtes Gutachten kein Beweis für, sondern gegen die Sachverständigkeit. Und so haben wir in der Tat denn auch oft gefunden, daß dilettantische Schriftsachverständige sich durch die unverantwortliche Neigung auszeichnen, möglichst überall zu einem glatten „Ja" oder „Nein" zu kommen, als fürchteten sie eine Einbuße an Sachverständigenautorität, wenn sie nicht auf jede an sie gestellte Frage eine Antwort geben können. Richtig ist natürlich an Schneidemühls Darlegungen, daß es auch Fälle gibt, in denen ein unbestimmtes Gutachten auf mangelnde Sachverständigkeit zurückzuführen ist. Beiläufig sei bemerkt, daß auch noch aus einem anderen Grunde bisweilen unbestimmte Gutachten erstattet werden, wo doch ein klares Ergebnis möglich gewesen wäre: nämlich infolge von oberflächlicher Durcharbeitung. Manche Sachverständige sind maßlos überbeschäftigt; es ist ausgeschlossen, daß sie neben einer vollen Berufstätigkeit und anderen Pflichten auch noch die Zeit und Kraft aufbringen, jedes der von ihnen verlangten Gutachten erschöpfend zu erledigen. Man begnügt sich dann nicht selten mit einer nicht tief eindringenden Prüfung und äußert sich in billigen Wahrscheinlichkeiten oder Vermutungen, während man vielleicht etwas Sicheres hätte ermitteln können, wenn man sich mit Zähigkeit und liebevoller Sorgfalt bemüht hätte. — Vorbildlich sind jedenfalls die Sachverständigen, die klare Antworten geben, wo immer sie auffindbar sind, und die mit Selbstverständlichkeit die Grenzen ihres Könnens gestehen, wenn alle Sachverständigkeit nicht mehr ausreicht zu einem Ergebnis; mit solcher Selbstbeschränkung ist Richtern und Staatsanwälten, Parteien und insbesondere Angeklagten mehr gedient als mit Gutachten, die zwar immer bestimmt, aber manchmal auch falsch sind.

Es bleibt die Frage, ob Schneidemühl etwa eine „Methode" gefunden hat, die seine ungewöhnlichen Ansprüche an den Schriftsachverständigen rechtfertigt, mit anderen Worten: die tatsächlich eine klare Entscheidung jedes Falles ermöglicht. Wirklich berichtet Schneidemühl von solcher neuen „Methode", er schreibt: „Wohl kann einmal jemand so geschickt sein, die Handschrift eines anderen täuschend nachzuahmen, nie ist er aber imstande, vollständig gleiche Buchstaben zu formen, die sich typographisch decken. Das kann nur der Urheber der Schrift. Kann man also in einem Fall nachweisen, daß sich Buchstaben der Handschrift eines der Tat Verdächtigen mit der Handschrift in einem anonymen Schriftstück so decken wie die Typen aus dem Setzerkasten, dann kann nur der Verdächtigte der Täter sein. Der Nachweis, daß sich die Schriftzeichen decken, kann am besten an den Großbuchstaben gezeigt und durch Durchzeichnen der Schriftzeichen des Verdächtigten und Auflegen der Durchzeichnungen auf die Schriftzeichen in dem anonymen Schriftstück erbracht werden. Oft genug genügen schon ein oder zwei Großbuchstaben von charakteristischer Form, um diesen Nachweis zu erbringen. Eine eingehende Vergleichung der Lage eines Punktes, eines Kommas, der

Digitized by Google

Form eines Teiles eines Kleinbuchstabens ist deshalb meist nebensächlich und überflüssig. Sie zeigt, daß der Gutachter nicht weiß, worauf es eigentlich ankommt."

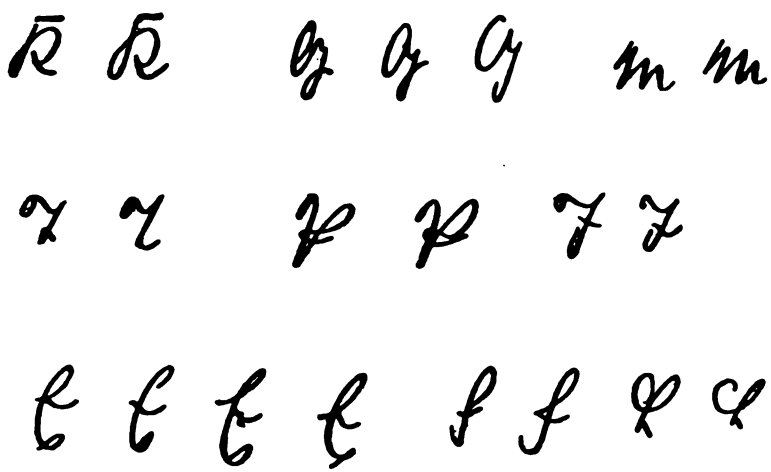
Nun, wir erklären offen, daß dies den außerordentlichsten Unsinn bedeutet, der uns bisher auf unserem Gebiet vorgekommen ist. Nach Schneidemühl kommt es also auf den Nachweis typographischer Deckung an — sehr sonderbar, daß man nicht eher auf diesen verblüffend einfachen Gedanken geriet! Oder kennt man vielleicht dieses Deckungsverfahren schon? In der Tat, man kennt es, erstens als eine längst überlebte Erscheinung aus den traurigsten dilettantischen Anfängen der Schriftuntersuchung, und zweitens als ein heute noch sehr schätzenswertes Mittel zum Nachweis — nun allerdings nicht der Identität — sondern der F ä l s c h u n g! Es gibt nämlich einen grundlegenden Satz der gerichtlichen Schriftuntersuchung, der besagt, daß kein Mensch imstande ist, zweimal dasselbe Wort völlig gleich zu schreiben, was sich allerdings oft nur durch mikroskopische Betrachtung nachweisen läßt; denn bei Schreibern mit einer geringen Schwankungsbreite in ihrer Handschrift kommt es sehr wohl vor, daß ein kürzeres Wort mehrmals in fast identischer Beschaffenheit und also auch annähernd deckungsgleich geschrieben wird. Bei der Mehrzahl aller Schreiber aber und insbesondere bei längeren Wörtern ist auch solche annähernde Identität und Deckungsgleichheit recht selten. Der Laie pflegt dies nicht ohne weiteres überzeugend zu finden; ein sehr einfacher Versuch wird ihn belehren: man nimmt durchsichtiges Papier und schreibt mit Tinte fünf- bis zehnmal seinen eigenen Namenszug, wobei man sich vornimmt, so gleichmäßig wie möglich zu schreiben und auch nicht in eine von mal zu mal zunehmende Geschwindigkeit zu verfallen; danach schneidet man die einzelnen Unterschriften heraus und vergleicht sie untereinander, indem man je zwei übereinandergelegt gegen das Licht hält. Hierbei wird man dann ohne weiteres die Unterschiede bemerken, die bei bloßer Betrachtung der nebeneinanderliegenden Schriften kaum wahrnehmbar waren. Übrigens spielt hierbei auch die Schriftgröße eine Rolle, denn es ist klar, daß bei sehr kleinen Schriften die absoluten Maße der Abweichung oft sehr gering sind, während sie bei großen Schriften sofort ins Auge fallen; es kommt also auf die relative Größe der Abweichung an. — In der beigefügten Abbildung haben wir aus einer Schrift von keineswegs sonderlicher Schwankungsbreite sämtliche Großbuchstaben, die mehr als einmal vorkamen, herausgeschnitten und zusammengestellt; alle betreffenden Buchstaben sind untereinander sehr ähnlich, aber keiner ist dem anderen gleich.

Dieses kleine Beispiel, das jeder an beliebigen Briefen nachprüfen möge, ist eine Veranschaulichung des Satzes, daß es in der Schrift niemals absolute Übereinstimmungen gibt, sondern nur „r e l a t i v e K o n s t a n t e n", d. h. Wiederkehr ähnlicher, aber niemals gleicher Gebilde. Man lese hierüber nach in K l a g e s: „Handschrift und Charakter", wo auch der entsprechende Gegensatz zwischen Rhythmus und Takt dargestellt ist. Und man wird nun verstehen, daß die Tatsache einer auffallenden Deckungsähnlichkeit beispielsweise zweier Unterschriften zum mindesten den Verdacht nahelegen muß, es handle sich um eine Fälschung, nämlich um eine mechanische Nachahmung mittels Paus-

Digitized by Google

verfahrens. In dem ausgezeichneten Werk des Amerikaners A. S. Osborn, „Der technische Nachweis von Schriftfälschungen", Halle 1921, sind mehrere überzeugende Fälle besprochen und abgebildet, in denen hauptsächlich der Nachweis der Deckungsfähigkeit die Feststellung von Pausfälschungen ermöglichte; auch Dr. Georg Meyer weiß im „Archiv für gerichtliche Schriftuntersuchungen", Leipzig 1909, davon zu berichten. Osborn nennt solche Deckungsfähigkeit „wohl die wichtigste Angriffsmöglichkeit gegen eine Pausfälschung".

Schneidemühl scheint von diesen Dingen nichts zu wissen. Er unterscheidet „täuschende Nachahmung", deren etwa ein geschickter Fälscher fähig sei, von



„völliger Gleichheit", bei der sich die Buchstaben „typographisch decken" (was nur in identischen Schriften möglich sei); er sagt weiterhin, daß sich die Buchstaben so decken müßten „wie die Typen aus dem Setzerkasten", und er gibt ausdrücklich eine Anweisung für dieses Deckungsverfahren. Er scheint also tatsächlich nicht weitgehende Ähnlichkeit, sondern Gleichheit zu meinen und befindet sich damit in einem grundlegenden Irrtum über das Wesen der Handschrift und die Möglichkeiten der gerichtlichen Schriftuntersuchung; und es ist zu befürchten, daß er in einem Falle von geschickt ausgeführter Pausfälschung die strittige Unterschrift für echt erklären wird, weil sie sich mit einer Vorlage deckt. Im übrigen hoffen wir, daß er nicht auch eine Umkehrung seines Lehrsatzes anwendet, in dem Sinne, daß zwei Schriften, die nicht typographisch deckungsgleich sind, von verschiedenen Urhebern stammen müssen. Dieser Gedanke liegt tatsächlich bei Laien gar nicht so fern, wie jeder Schriftsachverständige aus unliebsamer Erfahrung weiß. Wir fragen nur beiläufig an, welche Möglichkeiten der Identifizierung Schneidemühl beim

Digitized by Google

Vergleich einer ungezwungenen Schrift mit einer verstellten anonymen von gleicher Hand hat (bekanntlich werden bei anonymen Schriftstücken häufig sämtliche Formen so weit geändert, daß auch von einer annähernden typographischen Deckung mit den betreffenden echten Buchstaben gar keine Rede mehr sein kann). Schneidemühl hält nämlich nichts, wie er unverblümt ausspricht, von jener Art gerichtlicher Schriftuntersuchung, wie sie von Klages und Schneickert gelehrt wird; er schreibt wörtlich: „Es wird auf Richter und Staatsanwälte auch keinen Eindruck machen, wenn an Stelle klarer Beweisführung (lies: typographischer Deckung!) konfuse Redewendungen und sinnlose Bemerkungen, wie ‚primäre und sekundäre Schriftindizien', ‚Komplexmerkmale', Schreibgewohnheiten, Formniveau u. dgl., im Gutachten sich breit machen." Wir anderen Schriftsachverständigen zwar, der Segnungen der typographischen Deckungsmethode nicht teilhaftig, wir gebrauchen notgedrungen die sogenannten „konfusen Redewendungen" (wenn auch nicht gerade die von den „primären und sekundären Schriftindizien"); wir haben ja auch keine Veranlassung, Außenseiter zu spielen und zu wühlen gegen das, was wirkliche Leistung auf unserem Gebiete bedeutet. Wie aber hilft sich, so fragen wir, Schneidemühl in dem gekennzeichneten Falle? Hat er noch andere neue Methoden an Hand, um auch dann das geforderte glatte „Ja" oder „Nein" als Gutachter auszusprechen, wenn die Deckungsmethode versagt?

Wir beanstanden des weiteren, daß ihm „oft schon ein oder zwei Großbuchstaben von charakteristischer Form genügen", um den Nachweis der Identität zu erbringen. Wir haben nicht geglaubt, daß dergleichen heutzutage noch möglich sei. Uns ist jedenfalls in hauptberuflicher Tätigkeit als Schriftsachverständiger noch niemals ein Fall vorgekommen, wo eine oder zwei Übereinstimmungen noch so charakteristischer Großbuchstaben genügt hätten zur Entscheidung der Identitätsfrage, und selbst in einem besonders günstigen Falle, wo kein Zweifel möglich scheint, pflegt man heute, wenn man sein Fach versteht, den gesamten Befund nach allen Richtungen hin systematisch durchzuprüfen, und zwar, je länger man sich mit der Sache beschäftigt, um so gründlicher und vorsichtiger; das scheint selbstverständlich auf einem Gebiete, wo so viel gesündigt wurde und gesündigt wird. Schneidemühl hingegen kehrt den Spieß um und erklärt, der Gutachter wisse nicht, worauf es ankomme, wenn er — neben der typographischen Deckung eines oder zweier Großbuchstaben! — Gewicht lege auf eine eingehende Vergleichung gewisser anderer Schreibgewohnheiten; diese Vergleichung sei meist nebensächlich und überflüssig! Man fühlt sich versucht, zu sagen: „Die armen Angeklagten!"

Nicht ersichtlich ist übrigens, warum sich Schneidemühl gegen die Sachverständigen gewandt hat, die „rein mechanisch durch Vergleichen von Äußerlichkeiten handwerksmäßig" arbeiten; wir können uns wenigstens kein mechanischeres Verfahren denken als das der „typographischen Deckung". Auch begreifen wir nicht recht, welche Kenntnisse in der Handschriftenbeurteilung wünschenswert seien, um solches Deckungsverfahren auszuüben.

Klages hat in Heft 3, Jahrgang II dieser Zeitschrift einen Aufsatz „Psychologische Hilfsmittel der Schriftvergleichung" gebracht und dazu bemerkt,

Digitized by Google

daß dieser Aufsatz, den er vor fünfzehn Jahren zum erstenmal herausgebracht, heute noch ebenso neu und „aktuell" sei wie damals. Wir möchten hinzufügen, daß es in fünfzehn oder dreißig Jahren von heute ab gerechnet kaum anders sein dürfte; es scheint das Schicksal der gerichtlichen Schriftexpertise, rückständig zu bleiben sowohl in der Anerkennung, die ihre sachgemäße Ausübung verdient, als auch in bezug auf die Fachbildung eines großen Teiles der Schriftsachverständigen.

Kryptographie

Von A. Deventer von Kunow

I.

Der Geschichtsforscher stößt in den Staatsarchiven wie in öffentlichen Bibliotheken auf Akten und historische Briefe, die teils in Klarschrift, teils in Geheimschrift verfaßt sind. Beide Schriftarten sind für den Historiker von gleichem Wert, weil aus beiden Manuskripten nicht nur ihr Inhalt, sondern auch die Charakteranalyse des Urhebers erforscht werden kann. Aus diesem Grunde verdient die Kryptographie, die seit Jahrhunderten bis in die Gegenwart viel mehr Anwendung findet, als das Publikum im allgemeinen weiß, als hochbedeutende Schreibkunst bekannt, und ihre Geschichte nach ihrer Entstehung und Entwicklung besprochen zu werden.

Wie das Erblühen der Kultur eines Volkes und sein Verkehr mit anderen Völkern die abgegrenzten Sprachidiome und Sprachbereicherungen zur Folge hatten, und wie sich die gesonderten National-Geheimschriften allmählich ausbildeten, habe ich kurz in einer Abhandlung über „Kryptographie" besprochen, jedoch ausschließlich auf dem naturwissenschaftlichen Gebiet bis in das 17. Jahrhundert reichend. (S. „Kryptographie oder Geheimschriftkunde." Archiv f. Geschichte d. Mathematik, d. Naturwissenschaften u. d. Technik. 11. Bd. Verlag F. C. W. Vogel, Leipzig, 1928.)

In dem Nachstehenden soll der Wert von historischen Chiffreschriften dahin betont werden, daß, neben der Entzifferung ihres Inhalts, auch die aus ihnen zu gewinnende graphologische Charakteranalyse des Urhebers für die Geschichtsforschung manche Dienste zu leisten vermag.

In gedrängter Weise erinnern wir uns zunächst der Kryptographie der ältesten Völker.

Ferner sei flüchtig skizziert, daß die Geheimschrift je nach ihrer Verwertung für verschiedene Zwecke und Berufe auch verschiedene Systeme und Methoden bedingt.

Wir finden bei fast allen zivilisierten Völkern in ihren Chiffreschriften zuweilen völlig abweichende Anwendungen von den üblichen Schriftlinien

Digitized by Google

ihrer Klarschrift. So gibt es Gitterschrift, lösbar im Rösselsprung des Schachspiels, oder Systeme in Schlangen- oder Zickzacklinien u. a. m. — Die Systeme können sich beliebig in horizontaler oder vertikaler Richtung aufbauen, und ihr Schriftinhalt ist dementsprechend in horizontaler, vertikaler, Schlangen- oder Zickzacklinie oder im Rösselsprung zu entziffern, um die zusammengehörigen Zeichen der Geheimschrift richtig zusammenzustellen.

Oft wechselt ein Chiffresystem mit Zahlen- und Lautzeichen, oder ist nur in der einen oder anderen Weise geschrieben. Die alten Völker bedienten sich vielfach symbolischer Zeichen. So stellen z. B. die Chinesen das Wort: „Berg" mit drei aneinandergereihten kleinen Dreiecken, gleich Pyramiden, dar; durch eine Halbsichel das Wort: „Mond". Das sind zwei symbolische Zeichen, die zwischen Lautzeichen Anwendung finden. Derartige Wechselsysteme ließen sich noch an verschiedenen Beispielen anführen.

Die altjüdische Geheimschrift erbaute sich zum Teil auf einem mathematischen Zahlensystem.

Die Erforschung der ägyptischen Hieroglyphen hat nachgewiesen, wo ein Zeichen symbolisch und wo es lautlich zu begreifen ist. Auf diesen Wechsel ist bei der gesamten orientalischen Kryptographie zu achten.

Je stärker die Phantasie eines Volkes bei der Bildung ihrer Schriftsprache mittätig war, desto mehr ist noch heute in den Methoden ihrer Geheimschrift die Beeinflussung ihrer Phantasie durch symbolische Ausdrucksweisen, abweichend von der vorherrschenden Lautmethode ihrer Klarschrift, zu erkennen.

Kriegszeiten haben stets die Weiterentwickelungen von Geheimschriften erbracht. So sind z. B. die Geheimschriftmethoden der Russen und Japaner durch den letzten Krieg zwischen ihnen bei beiden Nationen verbessert worden.

Je abgesonderter ein Volk lebt, desto weniger herrscht bei ihm das Bedürfnis für eine Geheimschrift, jedoch findet sie sich ausnahmsweise auch bei solchen Völkern. So erfanden die Kamerunneger eine Sprachtrommel, „Edimbi" benannt, mit der sie sich kilometerweit verständigen. Die Trommel ist ein horizontal zu legendes, zylindrisch geformtes Stück Rotholz von beliebiger Länge. In der Längsseite des Zylinders sind zwei von Wülsten eingefaßte Schlitze vorhanden. Auf diese Schlitze wird mit zwei Schlägern geschlagen, was verschiedene Töne hervorruft. Diese Sprachtrommel dient aber nicht für Signale, sondern zur Kundgebung einer Wortsprache, die aber von der gebräuchlichen Sprache dieser Neger völlig abweicht. Kein Europäer, der ihre übliche Sprache erlernt hat, vermag die durch Edimbi übertragenen Mitteilungen zu verstehen, denn die Kamerunneger hüten sie als eine Geheimsprache. Bei dieser handelt es sich um eine akustisch-

Digitized by Google

phonetische Methode. Der Stamm der Duallas unter den Kamerunnegern soll diese Erfindung am weitesten ausgebildet haben. (Im Museum für Naturwissenschaft und Völkerkunde zu Weimar sind Edimbis in verschiedenen Größen zu sehen.)

Die Entwickelung der Kryptographie ist am verständlichsten aus der Entwickelung der altägyptischen Schriften zu erforschen, die allerdings ein besonderes Fachstudium erfordern. Sie weisen drei Schriftarten auf: 1. die „ältesten Hieroglyphen" mit fast dreitausend Schriftzeichen, aus der sich später 2. die „hieratische Schrift" (die Geheimschrift der Priesterkaste) bildete, und noch später, im achten Jahrhundert v. Chr., entwickelte sich aus letzterer 3. die „demotische oder epistolographische Schrift".

Um diese schwer zu erforschende ägyptische Schriftsprache hatten sich schon die alten Schriftsteller bemüht. Im 16. Jahrhundert n. Chr. erschien das erste bemerkenswerte Werk über die ägyptische Schriftsprache in Frankreich: „Encyclopédie des Hieroglyphes des Egyptiains, Sines et Mexicains." Diese Forschung aber blieb unvollkommen. Erst im Jahre 1822 befaßte sich der Franzose J. François Champollion mit dem Studium der Hieroglyphen. Sein Scharfblick erkannte, daß diese alphabetische, phonetische und ideographische Zeichen aufweisen, und seine Werke erbrachten das Alphabet und den Schlüssel zur Entzifferung der Hieroglyphen.

Für Champollions Entzifferungen wurde der berühmte „Rosetta-Stein" ein wichtiger Fund. Diese Granittafel hatte der französische Ingenieur Bouchard bei Rosette ausgegraben. „The Rosetta-Stone" aber kam in die Hände der Engländer und ist jetzt in der „Southern Egyptian Gallery" im Britischen Museum zu London aufbewahrt:

„Containing an inscription in three different characters in honour of Ptolemy Epiphanes:

1. Hieroglyphic; 2. Demotic, or writing of the people; 3. Greek.

By the help of this stone the first step to the interpretation of the hieroglyphic writing was made by Dr. Young, and the discovery was completed by Champollion, 1822." (S. „The Britsh Student in British-Museum" by Rev. J. G. Kitchin, M. A. London 1892.)

Der Rosettastein, welcher zu Ehren des makedonisch-griechischen Beherrschers Ägyptens, Ptolemäos V. Epiphanes (205—181 v. Chr.) errichtet wurde, zeigt, wie in dieser späteren Epoche die alte und neue Hieroglyphenschrift mit der griechischen in Ägypten gebräuchlich wurde.

War die Figurenschrift bei den alten Völkern aus Mangel an Buchstaben entstanden, so bot solche Bilderschrift in späteren Jahrhunderten Anlaß und Vorbild, um sich nach ihr eine Art von Gedächtnisschrift zu gestalten. Zu diesem Zweck wurde der Inhalt eines Schriftstücks dahin verkürzt, die

Digitized by Google

wichtigsten Angelegenheiten bildlich zu fixieren. Diese Bilderschrift stand im 17. Jahrhundert in höchster Blüte in den verschiedenen Ländern.

In Deutschland hatte Johann Buno 1672 in Lüneburg ein Werk herausgegeben, worin er durch historische Bilder in Kupfer die Weltgeschichte darzustellen suchte. Ebenso veranschaulichte er durch Bilder, statt durch Texte, „die Gesetze der langobardischen Lehnsrechtsbücher" und Teile aus dem römischen Recht.

Eine spaßhafte Satire auf das Mönchstum verfaßte Ignaz von Born, und gab hierzu den Text durch die „Linnésche Pflanzenterminologie" wieder.

Und im 18. Jahrhundert hat der bekannte Kunsthistoriker Winckelmann die „Logik des Aristoteles" durch Bildersprache verständlich zu machen gesucht.

War in diesen angeführten Beispielen von den drei Verfassern eine allgemeinverständliche Bildersprache an Stelle der Wortsprache beabsichtigt, so wurden, zumal im 16. und 17. Jahrhundert, Texte, die geheimgehalten, deren Inhalt aber der Nachwelt überliefert werden sollten, ebenfalls in allegorischen Bildern dargestellt, aber dabei oft auch mit Geheimschrift in Prosa oder Poesie erläutert. Mit diesen knappen Anführungen, die mit Winckelmann bis in das 19. Jahrhundert reichen, ist die Entwicklung der verschiedenen Arten von methodischen und symbolischen Geheimschriften angedeutet. Eine anschauliche Erklärung für das Gesagte bieten die in den öffentlichen Bibliotheken in verschiedenen Ländern noch aufbewahrten kryptographischen Werke aus früheren Epochen.

II.

Es sei nun auch die Anwendung der verschiedenen Methoden kurz berührt. Zunächst bleibt zu beachten, daß jedes System der Geheimschrift ein festgelegtes „Alphabet" bedingt, gleichviel ob solches aus Buchstaben oder mit Zahlen gemischt oder aus symbolischen Zeichen zusammengesetzt ist.

Die ältesten uns bekannt gewordenen Geheimschriften sind die hebräische, die ägyptische und einzelne andere altorientalische. Aus späterer Zeit, aus der Römischen Geschichte, ist die „Caesarische Kryptographie" berühmt, und im Mittelalter wurde die Geheimschriftkunst in einzelnen Klöstern gepflegt.

Soviel von der Geheimschriftkunst der ältesten Völker bis zu der Blütezeit der Kryptographie in späteren Jahrhunderten, also seit der Entdeckung von Monumentalinschriften, Papyrus und alten Manuskripten bekannt geworden ist, bilden deren Erforschungen bis heute die Grundlage für den weiteren Ausbau und für die Varianten und Umgestaltungen der kryptographischen Systeme.

Die aus der römischen Zeit bis in die Gegenwart noch gebräuchliche

Digitized by Google

Chiffre ist die „Caesarische" — von Julius Caesar stammend, — heute kurz die „Permutation-Chiffre" benannt. Ihr System beruht auf der Buchstabenversetzung, die aber ganz verschieden angeordnet werden kann. Je komplizierter die Buchstaben versetzt, z. B. nicht in der üblichen Schriftlinie folgend, sondern die zusammengehörigen Buchstaben vertikal oder im Rösselsprung zusammengestellt werden, um so schwieriger wird die Lösung der Chiffre.

Für dieses Versetzungsverfahren gilt eine festgestellte Reihenfolge:

a) Es kann der zweitfolgende Buchstabe als der erwählte gelten: a ist c, — b ist d, — u ist w.

b) Es kann aber das Versetzungsverfahren auch auf den fünften Buchstaben verabredet werden.

c) Wird ein System jedoch in bunter Reihenfolge der Buchstaben vertauscht, so muß der Empfänger der Geheimschrift den Schlüssel für die Lösung haben.

d) Sobald Zahlen statt Buchstaben angewandt werden, so ist hierbei ein Schema erforderlich, welches für jede Zahl den gedachten Buchstaben aufweist. Auch die Zahlensysteme sind verschiedenartig. Mitunter werden die Nullen — zwar als Nieten gedacht — dennoch mitgeschrieben, — z. B.: 10 oder 100, oder 20, oder 200. Hier dienen die Nullen dazu, die Entzifferung zu erschweren, indem die Zahlen ohne die Nullen nur als Eins und Zwei gelten, und dementsprechend müssen die für sie nach dem Alphabet gewählten Buchstaben für die Lösung benutzt werden. Oft vermeidet man in Zahlensystemen die algebraische Reihenfolge mit der alphabetischen in Übereinstimmung zu bringen, und wendet statt dessen z. B. den Rösselsprung an.

Im allgemeinen muß der Dechiffreur bei Empfang einer Chiffreschrift den Lösungsschlüssel kennen. In besonderen Fällen jedoch, z. B. im Kriege zur Dechiffrierung feindlicher Chiffredepeschen, und in der Kriminaltaktik, oder beim Erforschen alter, spät entdeckter historischer Chiffremanuskripte ermangelt dem Dechiffreur deren Schlüssel zur Lösung und muß mühsam erprobt werden.

Hierbei sind alsdann gewisse Hilfsmittel für den Forscher von Wert. Vor allem muß er verschiedene Sprachen beherrschen und deren dominierende Buchstaben, sowie ihre verschiedenen Zusammensetzungen von sich folgenden Konsonanten und Vokalen, und die einzelnen Sprach-Monogramme kennen — z. B.: die im Englischen nur vorhandenen zwei Monogramme: a = ein. — Großes I = ich.

Im Französischen ist das öfters zweimal am Schluß eines Wortes angewandte: — e — (arrivée) zu beachten, ebenso, daß das mit den Konsonanten: l, t, m, n, d — zusammengesetzte — e — oft nur ein Wort bildet, z. B. je, me, le, et, en usw.

Digitized by Google

Wenngleich Chiffre- und Dechiffriermethoden in Lehrbüchern der Kryptographie zu finden sind, so muß der Dechiffreur verschiedene Systeme im Kopf haben.

Gedächtnis für Schriftbilder, die sich durch die Praxis wie Photographie im Hirn fixieren, und schnelle Kombinationsgabe, sowie die Gabe für eine gewisse Schriftdiagnose sind für den Erforscher von Geheimschriften erforderlich, — doppelt, wenn alte Chiffrewerke und althistorische Manuskripte längst vergessene Chiffresysteme früherer Jahrhunderte aufweisen.

Unter den vielen Chiffresystemen sei hier auch noch das „Punktiersystem" erwähnt, welches Blaise de Vigenère in seinem Werk: „Traicté des Chiffres ou secrète manière d'écrire. Paris, 1587," — zum erstenmal bespricht. Das „Punktiersystem" gewann für die Neuzeit wieder Interesse, weil es, zwar vielfach umgestaltet, von den Nihilisten benutzt wurde. Man bedient sich für dieses System eines gedruckten Schriftstücks, in welches an einzelnen Buchstaben Punkte oder kleine Zeichen vermerkt werden. Die Nihilisten benutzten hierbei häufig den Leitartikel einer Zeitung, weil seine Länge das ganze Alphabet erbrachte. Auf einer Tabelle ist der Zahlenwert der Buchstaben vermerkt, — so daß z. B. der erste mit Zeichen oder Punkt versehene Buchstabe A, der zweite B usw. bedeutet. Nach diesen Zeichen ist die Lösung der Chiffremitteilung, je nach der Zeichenreihenfolge und laut Tabelle in Buchstaben und Worte zusammenzusetzen. Auch hierbei werden oft, um das System zu erschweren, Punkte und Zeichen nicht in Übereinstimmung mit der alphabetischen Reihenfolge gebracht.

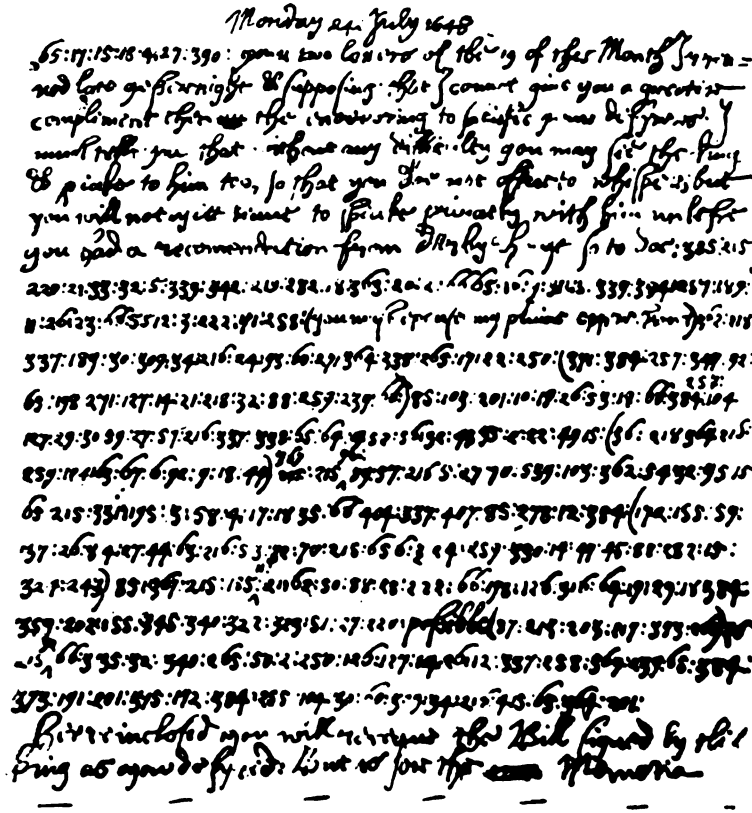
Der Zweck, dem eine Chiffreschrift dient, bleibt für das je anzuwendende System entscheidend. Für längere Briefe und Berichte, oder für ein in Chiffren verfaßtes Druckwerk muß die Methode dahin gerichtet sein, das Geheimnis einer sich fortspinnenden Mitteilung gut zu verbergen. Bei regelmäßigen Chiffrekorrespondenzen ist häufiger Wechsel der Systeme bedingt — ein Verfahren, das besonders im Kriegsfall und für den Diplomatenaustausch wichtig bleibt.

Im 16. und 17. Jahrhundert schrieben alle Fürsten, Staatsmänner und die kirchlichen Würdenträger Chiffrebriefe und besaßen ihre eigenen Chiffresysteme, die häufig verändert wurden. Und damals waren Gelehrte, Mathematiker und Geheimsekretäre bemüht, neue Systeme zu erfinden. Dadurch hat sich aus jener Zeit eine Literatur von kryptographischen Druckwerken verschiedener Arten gebildet, von denen man in den öffentlichen Bibliotheken verschiedener Länder noch Einzelexemplare antrifft. Außerdem sind in Archiven und Bibliotheken auch viele historische Chiffremanuskripte zu finden.

Unter den politischen Chiffremanuskripten des 16. und 17. Jahrhunderts sind die der venezianischen Republik und des Vatikans durch vollendet

Digitized by Google

feine Stilisierung berühmt. Bei der Entzifferung dieser politischen Berichte ergibt sich etwa kein dürftiger Depeschenstil, sondern sie zeigen formvollendet verfaßte und klar verständliche Mitteilungen. Sind solche Depeschen zwar vielfach von Sekretären niedergeschrieben, so bleibt aus dem feinen Stil die Geistesarbeit des diktierenden Depeschenurhebers für



Ein Chiffrebrief von König Karl I. von England.

den historischen Forscher von Interesse. Dazwischen sind aber auch einzelne Manuskripte vom Urheber selbst geschrieben zu erkennen. Und hier setzt die Arbeit des Graphologen ein.

Ich verweise als Beispiel hierfür auf das Manuskript von König Karl I. (1625—1649) von England.

Dieses Autogramm von König Karl I. ist vom 24. Juli 1648 datiert und während seiner Gefangenschaft in Schloß Carisbrook auf der Insel Wight

Digitized by Google

an Henry Firebrace geschrieben. Der Brief ist teils in Zahlenchiffre, teils in Worten verfaßt, und der König spricht vorsichtshalber von sich in dritter Person. Der Inhalt dieses Briefes behandelt des Königs Plan, aus seiner Gefangenschaft in Carisbrook zu entfliehen.

Die Schriftzüge dieses Autogramms bekunden — wie auch die anderer Manuskripte von Karl I. — hervorragende geistige Regsamkeit, Energie mit zielbewußtem Willen. Und das sind Charaktereigenschaften, die Karl I. besaß. Leider aber wurden diese von zwei Charakterfehlern übertrumpft, die mehrfach in entscheidenden Augenblicken der Regierung des Königs die Oberhand gewannen.

Er war von hochmütiger Selbstüberschätzung beherrscht, die in dem Wahn seiner absoluten Königsmacht gegenüber der Macht der Parlamentsverfassung zum Ausdruck kam. Unter allen Monarchen Englands ist er der einzige gewesen, der während einer Frist von elf Jahren das Parlament nicht einberief. Seine übertriebene Machtvorstellung ließ ihn seine Pflicht der Erfüllung von parlamentarisch-gegebenen Gesetzen zur Entlastung des Volkes ignorieren. So ist die berühmte „Petition of Right", die das Aufgeben von bestimmten Prärogativen von Karl I. umfaßte, unter ihm bekanntlich niemals in Kraft getreten.

Die Überschätzung seiner monarchischen Macht und Würde, die in ihm das Gewissen für die Aufrechterhaltung der Parlamentsverfassung abstumpfte, verleitete ihn in entscheidenden Augenblicken der Innenpolitik wiederholt zum Treubruch, der schließlich seinen Sturz und seine Hinrichtung zur Folge hatte.

In seinem Familienleben bewies sich der König aber treu, und seiner Gemahlin gegenüber sogar oft zu nachgiebig. Königin Henriette Maria neigte als französische Prinzessin zur katholischen Kirche, während König Karl I., den englischen Katholiken entgegen, die protestantische Kirche aufrecht hielt. Bei diesen kirchlichen Gegenströmungen, ebenso nach Bewilligung neuer Parlamentsakte, verfolgte der König völlig zielbewußt seinen eigenen Willen und handelte seinem gegebenen Wort oft entgegen.

Seine Schriftzüge prägen Kraft, Energie und auffallend gradlinige Schreibweise aus. Letztere bekundet den unwandelbaren Verfolg von festgesteckten Zielen des Urhebers.

Eng aneinandergedrängte Worte und Buchstaben gelten im allgemeinen als Beweis des Geizes. Da man aber Karl I. diesen Fehler nicht nachweist, so bekundet die in diesem Chiffremanuskript zusammengedrängte Schrift Mißtrauen und Vorsicht. Die Gedanken des Königs waren beim Schreiben darauf gerichtet, daß kein Raum für Unberufene blieb, durch Einfügungen in die Chiffreschrift etwaige Inhaltsänderung bringen zu können.

Außerdem ist der auffallend ermangelnde Zwischenraum zwischen Zeilen,

Digitized by Google

Worten und Zahlen in diesem Fall auch symbolisch zu deuten; — die kraftvollen Schriftzüge des Königs bekunden Entschlossenheit für die baldige Ausführung der Flucht. Nichts sollte seinem Plan dazwischen entgegentreten. Wie feste Mauern sind die gradlinigen Zeilen eng übereinandergefügt. Von Feinden und Spionen sich umgeben wissend, verbarg der König seinen Fluchtplan in diesem Schreiben wie in einem Bollwerk.

III.

Unter den kryptographischen Werken aus früheren Jahrhunderten sind zwei Arten zu unterscheiden: 1. Die Lehrbücher über Kryptographie, 2. Werke im Doppelsinn verfaßt, die außer dem Inhalt in Klarschrift noch einen zweiten, in Geheimschrift verborgenen enthalten. Sind diese letzteren noch mit symbolisch-kryptographischen Bildern, z. B. aus der Mythologie, und mit Vignetten und Kopfleisten, die ebenfalls symbolischen Sinn haben, illustriert, so gewinnen solche Druckwerke auch für den Graphologen Interesse.

Wie jedes Werk eines Künstlers dessen Handschrift ausprägt, so verraten auch Chiffrewerke mit kryptographisch-symbolischen Illustrationen die geistigen Anlagen, Interessen und Ziele des Verfassers, die auf seinen Charakter schließen lassen.

Zu den ältesten Lehrbüchern über Kryptographie zählt das von Johann Tritemius verfaßte, der Benediktinermönch, später Abt im Kloster zu Spannheim, und zuletzt Abt im Kloster zu Würzburg war, wo er 1516 starb. Er gilt als der Erfinder der „Brachygraphie". In den Jahren 1500 bis 1508 schrieb er mehrere Bücher über Stenographie und Polygraphie in lateinischer Sprache. Diese wurden nach seinem Tode von Gabriel Cologne in das Französische übersetzt und erschienen in verschiedenen Auflagen in Paris von 1561—1635. Als bedeutendstes Werk gilt unter diesen: „La Polygraphie et universelle écriture cabbalistique." Paris 1561.

Auch der bekannte Geheimsekretär von König Heinrich III. von Frankreich, Blaise de Vigenère, dessen Beruf ja die Entzifferung von vielen diplomatischen Geheimschriften erforderte, befaßte sich mit der Erfindung von kryptographischen Systemen. Berühmt ist sein Werk: „Traicté des Chiffres, ou secrète Manière d'écire — Paris 1587." Dieses ist noch in einzelnen öffentlichen Bibliotheken zu finden. Es wurde auch für die Bacon-Tudor-Shakespeare-Forschung bedeutungsvoll.

Geheimschriften aus noch älterer Zeit, als der Abt Tritemius, entstammen ebenfalls aus Klöstern, aber von diesen sind die meisten nicht gelöst. Zu diesen zählen u. a. die kunstvollen Chiffreschriften, deren sich der Franziskanermönch, Roger Bacon (1214—1294) bediente, um seine „Scientia experimentalis" — seine Naturwissenschaft — vor den Angriffen seiner Gegner zu schützen, zumal er, als Zauberer angesehen, jahrelang verbannt

Digitized by Google

wurde. (S. meine Abhandlung: Archiv f. Geschichte d. Mathematik, Naturwissenschaft u. Technik. 11. Bd. Verl. F. C. W. Vogel, Leipzig.)
Um so wichtiger war es, daß Lehrbücher über die Geheimschriftkunde später veröffentlicht wurden. Unter diesen ist auch das 1620 in Paris erschienene Werk von Mr. de Hottinger zu nennen, betitelt: „Polygraphie, ou Methode universelle de l'écriture Cachée et Cabbalistique."
Aus jener Epoche entstammt auch das ebenfalls für die Francis Bacon-Forschung bedeutungsvolle Werk, das scheinbar der Herzog August von Braunschweig-Lüneburg unter dem Pseudonym, Gustavus Selenus, herausgab. Dieses Werk von 1624 trägt das durch seine Illustration berühmte Titelblatt: „Gustavi Seleni Cryptome-Nytices et Cryptographiae, Libri IX. In quibus et planissima Steganographiae a Johanne Tritemio, Abbate Spanheymensi et Herbipolensi, admirandingeni viro, magice et aenigmatice olim conscriptae. Enodatio traditur. Inspersis ubique Authoris ac Auliorum, non contemnendis inventis."
Herzog August v. Braunschweig-Lüneburg (1579—1666) war ein Freund von Bacon und Mitglied seiner „Secret Society".
Als Kommentare über dieses Buch dienen folgende Schriften von Edwin Reed: „1. Letter for the Plaintiff. Bacon versus Shakespeare. 2. Francis Bacon, our Shakespeare. 3. Bacon and Shakespeare Parallelismus. Edited: Gay & Bird, 12 and 13 Henrietta-Street, London W. C."
Bei diesem Werk mit dem Pseudonym: Gustavus Selenus, sei auf die symbolischen Bedeutungen von einzelnen Pseudonymen hingewiesen. Der obige zeigt ein Gemisch von griechischen und lateinischen Worten, die den Mond bezeichnen: griechisch = Selene, lateinisch = Luna. Lunaburg = Mondburg.
Der bekannte Humorist aus dem 16. Jahrhundert, der Verfasser des deutschen Volksbuches: „Die Schildbürger", nennt sich als Autor: „Aleph, Beth, Cimel ... der Festung Ypsilonburger Amtshauptmann, 1598". Hier sind mit Aleph, Beth, Cimel die drei ersten Buchstaben des ebräischen Alphabets benutzt worden.
Herzog Heinrich Julius von Braunschweig (1589—1613), der Dramendichter, der die englischen Schauspieler an seinem Hofe spielen ließ, bediente sich des Pseudonyms: „Hilbaldeha", aber ließ jeden dieser Buchstaben getrennt als Majuskel drucken.
Auch Anagramme und Akrostichon wurden in jener Zeit vielfach zur Mystifikation der Autornamen benutzt.
François Rabelais, Dr. med. (1490—1553) in Frankreich, bediente sich des Pseudonyms: „Alcofribas Nasie". Hier erkennen wir ein Anagramm, nämlich die Versetzung der Buchstaben von Rabelais Namen zur Bildung des Pseudonyms. Aber noch eigenartiger setzte er vor sein Pseudonym auf Werke, die noch zur Lebzeit des Autors 1546 erschienen, das Wort:

Digitized by Google

„Feu" (verstorben). Diese Sitte, sich als bereits Toten durch ein Pseudonym auszugeben oder sich Namen von verstorbenen Autoren beizulegen, fand damals öfters Anwendung.

Der berühmte Voltaire, mit diesem Pseudonym mehr als mit seinem wahren Namen: „François Marie Arouet, le jeune", bekannt, legte sich außer Voltaire noch über zwanzig andere Pseudonyme bei: z. B. „Madame Veuve Denys". Desgleichen erwählte er auch Namen von verstorbenen Autoren: „Feu, l'abbé Bazin" oder „Feu, M. de Saint Didier" u. a. m.

Im 16. und 17. Jahrhundert wurden auch Namen alter Philosophen als Pseudonyme benutzt, wie: Aesop, Aristides, Demokrit, Menander usw. Jedoch erweisen sich die unter diesen Namen des Altertums veröffentlichten Werke inhaltlich oft abweichend von den Schriften der gleichnamigen alten Autoren.

Von dieser Sitte, verstorbene Verfasser als Pseudonyme zu benutzen, ist in England einst ausgiebiger Gebrauch gemacht worden. U. a. erschien im Jahre 1730 ein Buch unter dem Namen: „Francis Walsingham", der damals längst verstorbene Staatssekretär der Königin Elisabeth. Es blieb offene Frage, ob dieses Werk ein opus posthumus von Walsingham sei oder ob sein Name nur als Deckname einem anderen Autoren gedient hatte.

Der deutsche Literarhistoriker Daniel Georg Morhof (1631—1691) schrieb 1688 in seinem Werk: „Polyhistor", im 19. Kapitel folgendes über Pseudonyme: „Als Pseudonyme bezeichnet man solche, die ihre Geisteskinder anderen, sei es Toten, sei es Lebenden, unterschieben."

Francis Bacon schreibt in seinem „Advancement of Learning": The ancient costum was to dedicate books only to private and equal friends, or to entitle the book with their names." — Diese hier knapp von Bacon wiedergegebene damalige Sitte hat er an anderer Stelle noch näher erörtert und sie selber für sich benutzt, indem er manche Werke unter dem Namen seiner Zeitgenossen herausgab. Er erwählte als Pseudonym aber auch verstorbene, ja auch alte Autoren längst verflossener Epochen.

In den öffentlichen Bibliotheken der verschiedenen Länder sind solche pseudonym, aber auch anonym herausgegebenen Werke aus den früheren Jahrhunderten in so großer Anzahl zu finden, daß dadurch bei vielen die Erforschung des wahren Autors sehr erschwert wird. Und deshalb erlosch das Interesse an diesen Schriften.

Der Forschungstrieb der Neuzeit für alte Kultur und Geschichte erkennt jedoch den Wert alter Werke. Und sobald sich unter diesen anonymen oder pseudonymen Schriften ein berühmter Autor nachweisen läßt, werden sie ein Objekt für intensives Studium. Auf diesem Wege sind in den letzten Dezennien eine Anzahl von Francis Bacons kryptographischen Werken entdeckt und durch geübte Kenner der Geheimschriftkunde entziffert worden.

Digitized by Google

Diese Forschung hat sich seit fünfzig Jahren in Amerika, England, Deutschland, Holland und Frankreich entwickelt und vervollkommnet. Da inzwischen auch viele bisher unbekannte Staatsakten und historische Briefe aus der Tudor-Epoche entdeckt worden sind, so hat der Vergleich zwischen diesen mit den entzifferten Bacon-Chiffrewerken die Übereinstimmung zwischen beiden Arten von Überlieferungen erbracht, und damit den Wert von Bacons kryptographischen Werken bestätigt. Während die Urkunden aus den Staatsarchiven in sachlicher, kurzer Schreibweise die Hauptmomente aus der Elisabeth-Zeit erbringen, schildern Bacons Werke die politischen und höfischen Geschehnisse in Ausführlichkeit durch Chiffremitteilungen und durch künstlerische, symbolische Illustrationen.

Wer heute einen Beitrag für die Geschichte der Kryptographie liefert, muß darauf hinweisen, daß Francis Bacon einer der hervorragendsten Kenner auf diesem Gebiet war. Sein Wissen und seine Erfahrungen hierüber bespricht er zweimal in seinen philosophischen Werken: 1. in dem „Advancement of Learning" (1606), 2. noch ausführlicher in seinem lateinischen Werk: „De Augmentis Scientiarum" (1623—1624). In seinen Ansichten über die Gedankenwiedergabe in Form von Reden, wie durch Schriften behandelt er auch die Geheimschriftkunde.

Es sei an dieser Stelle der zu wenig allgemein bekannte kürzere Abschnitt über obiges Thema aus seinem „Advancement of Learning" im Wortlaut wiedergegeben.

„Advancement of Learning" (1606). The sixth Book. The Organ of Discourse: One relating to Speach, the other to Writing. The Organ of Transmission." — Hier spricht er über seine Beobachtungen an tauben, aber sonst klugen Menschen: „I have seen wonderful dialogues carried on between them and their friends, who had learned to understand their Gestures."

Alsdann schreibt er über die Sprachen des fernsten Ostens und Chinas: „Where are at this day certain real ‚Characters' not nominal? I mean which represent neither Letters nor Words, but ‚Things and Notions' insomuch that a number of nations, whose languages are alltogether different, but who agree in the use of those ‚Characters' (which are more widely received among them) communicate with each other in writing ... to such an extend indeed that any book written in ‚Characters' of this kind can be read off by each nation in their own language.

The ‚Notes of Things' then which carry a signification without the help or intervention of words, are of two kinds: one ‚ex congruo', where the Note has some congruity with the nation. The other ‚ad placitum', where it is adopted and agreed upon pleasure.

Of the former kind are the ‚Hieroglyphics and Gestures'. ... of the latter the ‚Real Characters' above mentioned. The use of Hieroglyphics is

Digitized by Google

very old, and held a kind of reverence, especially among the Egyptians, a very ancient nation. So that they seem to have been a kind of earlier born writing and older than the very elements of Letters, except perhaps the Hebrews.

‚Gestures' are as transitory Hieroglyphics. For as uttered words stand, so Hieroglyphics expressed in Gestures pass, but expressed in ‚Pictures' remain. For when Periander being consulted with how to preserve a tyranny, bade the messenger to follow him, and went into his garden and topped at the highest flowers, hinting at the cutting off of the nobility, ... he made use of a Hieroglyphic just as much as if he had drawn it on paper. In the meantime it is plain that Hieroglyphics and Gestures have always some similitude to the thing signified, and are a kind of Emblems. Whence I have called them ‚Notes of things by congruity'.

‚Real Characters' are merely surds, no less than the elements of Letters themselves, and are only ‚ad placitum', and silently agreed on by custom. It is evident however that a vast multitude of them is wanted for writing; for their ought to be as many of them as there are radical words. This portion therefore of the doctrine of the Organ of Discourse, which relates to the ‚Notes of things', I set down as wanting. And although it may seem to be of no great use, since words and writing by letters are by far the most convenient organs of transmission, ... yet I thought good to make some mention of it here, as a thing not unworthy of consideration. For we are handling here the currency (so to speak) of things intellectual, and it is not amiss to know that as moneys may be made of other material besides gold and silver, so other ‚Notes of Things', may be coined besides words and letters."

In obigem Abschnitt bekundet Bacon seine Kenntnisse von symbolisch-allegorischer Sprache in Bildern und Emblemen, von denen er einen ausgiebigen Gebrauch in seinen kryptographischen Werken gemacht hat, um allen Nationen der Nachwelt die verborgen gehaltenen Geschehnisse über seine Geburt, über die Heirat zwischen seiner Mutter, Königin Elisabeth, mit Robert Dudley, Earl of Leicester, sowie die Blutsverwandtschaft mit seinem rechten Bruder, Robert Essex, und auch nachdrücklich sich als den Dichter Shakespeare zu offenbaren.

In demselben Kapitel: „The sixth book" — kommt Bacon alsdann auf die Grammatik der Sprache zu reden. Wenngleich diese nichts mit der Kryptographie zu tun hat, so hebt er die Betrachtung über die alten und modernen Sprachen hervor, was seine Gegner der Neuzeit, die ihm nur schwache Kenntnisse von Lateinisch und Griechisch zutrauen, wohl von dem Gegenteil überführen kann. Seine Abhandlung über die Grammatik der beiden alten Sprachen, die lateinische und griechische, zeigt sein

Digitized by Google

gründliches Studium derselben. Mit scharfer Logik vergleicht er die Entwicklungen beider Sprachen sowohl neben- wie nacheinander. Hierbei behandelt er den Fortschrittscharakter, die Entwicklung der Grammatik, sowie die Bereicherung der verschiedenen Sprachen durch gegenseitigen Austausch und Annahme von Worten. Er schreibt:

„But the nobliest species of Grammer, as I think, would be this: if some one well seen in a great number of tongues, learned as well as vulgar, would handle the various properties of languages: showing in what point each excelled, in what it failed. For so not only may languages be enriched by mutual exchanges, but the several beauties of each may be combined (as in the Venus of Apelles) into a most beautiful image and excellent model of speech itself, for the right expressing of the meaning of the mind. And at the same time there will be obtained in this way signs of no slight value but well worthy of observations (which a man would hardly think perhaps) concerning the dispositions and manners of peoples and nations, drawn from their languages." — Hier führt weiter Bacon die Begründungen an für die unterschiedlichen Worte in beiden Sprachen. Und dabei ist seine Erklärung besonders interessant: „And how comes it, that the Greeks used such liberty in composition of words, the Romans on the contrary were so strickt and sparing in it? One may plainly collect from this fact, that the Greeks were fitter for arts, the Romans for business: for the destinations of arts are hardly expressed without composition of words; whereas for the transaction of business simpler words are wanted."

Hier bekundet Bacon sein Interesse für die Veredlung der Sprache, um sie nicht nur für das materielle Geschäftsleben dienstbar zu wissen, sondern auch für höhere intellektuelle Zwecke, für Wissenschaft, Poesie und Kunst. Durch diese Abhandlung von Bacon eröffnet sich auch ein besseres Verständnis für sein kleines Werk: „Promus of Formularis and Elegancis."

Verfolgt man weiter jenen Abschnitt über Sprachunterschiede und den Sprachzweck, so ersieht man, daß er sich viel mit der ebräischen Sprache befaßt hat. Er schreibt: „Than again the Hebrews have such a dislike to the compositions that they rather abused a metaphor than introduced a compound word: and the words they use are so few and so little mixed that one may plainly perceive from their very language that they were a Nazarite nation, separated from the rest of the nations."

Und abermals vergleicht er das Altertum, die tiefen Denker jener Zeit, mit seinen Zeitgenossen, wenn er schreibt: „And is it not a fact, worthy of observation (though it may be a little shock to the spirit of us modern) that the ancient languages were full of declensions, cases, conjugations, tenses and the like, while the modern are stripped of them, and perform most of their works lazily by prepositions and verbs auxiliary? Surely a man may easely conjecture (how well however we think of ourselves) that

Digitized by Google

the wits of early ages were much acuter and subtler than our own! There are numbers of observations of that kind, enough to fill a good volume!"
Hier zeigt Bacon seinen feinen Sinn für Witz und Humor, indem er den der alten Schriftsteller hochschätzt, den er aber selber in unübertreffbarer Weise in seinen allegorisch illustrierten Chiffrewerken häufig bekundet.
Dieses „Book six" über sein „Organ of Discourse" — beweist, wie vielseitig sich Bacon mit Studien vieler Sprachen befaßt hat, um dieses umfangreiche Gebiet durch Vergleiche der alten und neuen Sprachen so logisch zu erklären und ihre feinen Unterschiede zu begründen.
Er behandelt in diesem Kapitel auch die Metrik, die ihm als Dichter besonders wertvoll war. Ferner bespricht er die Orthographie, die er möglichst in Einklang mit der Aussprache zu bringen wünschte.
Desgleichen behandelt er die „Cipher". Um diese verständlich zu machen, erklärt er sie an einem Beispiel, nämlich durch die Wiedergabe des von ihm selbst viel benutzten „Biliteral-Systems". In seiner „Augmentia Scientiarum (1623/24)" druckt er das ganze System, das hier wiedergegeben sei (s. nächste Seite).
Außer dem Biliteral-System hat Francis Bacon in einem anderen Werke sein bereits in früher Jugend erfundenes System: „Omnia per Omnia" — erwähnt.
Weil er nur diese zwei Chiffresysteme in seinen Werken anführt, behandelt die spätere und die moderne Literatur über Kryptographie Bacon ganz nebensächlich. Und damit wird das Publikum in dem Irrtum bestärkt, er sei nur ein unbedeutender Kenner und Interessent von der Geheimschriftkunst gewesen. Es wird völlig verschwiegen, daß er sich von Jugend auf und als Freund von Blaise de Vigenère, sowie als eifriger Mitforscher der Chiffrekorrespondenzen der Jesuiten bei ihren Verschwörungen gegen Königin Elisabeth ein umfangreiches Wissen und praktische Erfahrung auf dem Gebiet der Geheimschriftkunde erworben hatte, und daß er als Kenner und Liebhaber der Kryptographie sie auch zu verwerten verstand. Die kundigen Bacon-Forscher der Neuzeit haben in einer Anzahl von pseudonymen Chiffrewerken Francis Bacon als deren Autor erkannt.
Wir haben bei Bacon dreierlei Arten der Anwendung der Kryptographie zu unterscheiden:

1. Die im Dienst der Diplomatie und für seinen Privatbedarf in Briefen benutzte Chiffreschrift. Diese Manuskripte sind teils in verschiedenen Staatsarchiven, teils im Lambeth Palace und im Britischen Museum zu London zu finden.
2. Bacon hat auch kleinere, sogenannte „Emblème-Werke" kryptographisch verfaßt, die nach und nach in öffentlichen Bibliotheken entdeckt worden sind.
3. Von unsterblichem Ruf bleiben zwei große Chiffrewerke von ihm:

Digitized by Google

Exemplum *Solutionis.*

F V. G. E.

Aabab. baabb. aabba. aabaa.

Præstò simul sit aliud *Alphabetum Biforme*, nimirùm quod singulas *Alphabeti Communis* Literas, tam Capitales, quam minores, duplici Formâ, prout cuiq; commodum, sit exhibeat.

Exemplum *Alphabeti* Biformis.

F V G E

aabab. baabb. aabba. aabaa.

Manere te volo donec venero

Tum demùm Epistolæ Interiori, iam factæ *Biliterate*, Epistolam Exteriorem *Biformem*, literatim accommodabis, & posteà describes. Sit Epistola Exterior;

Manere te volo donec venero.

Exemplum *Accommodationis.*

N O P. Q R S

abbaa. abbab. abbba. abbbo. baaaa. baaab

T V W X Y Z

baaba. baabb. babaa. babab. babba. babbb.

Appositum etiàm Exemplum aliud largius eiusdem Ciphræ, *Scribendi Omnia per Omnia.*

Epistola Interior, ad quam dolegimus *Epistolam Spartanam*, missam olim in Scytale.

Perdita Res. Mindarus cecidit Milites esuriunt. Neque hinc nos extricare, neque hic diutius manere possumus.

Abb. 3. Bacons Chifferschlüssel aus dem 6. Buch seiner De Augmentis Scientiarum, 1624.

Das „Biliteral-System" — (2 Druckbogen = 4 Seiten).

Das Biliteral-System bringt leider nur 2 Seiten, nämlich S. 307 und 309. —

Ego omni officio, ac potius pietate erga te; cæteris satisfacio omnibus: Mihi ipsi nunquàm satisfacio Tanta est enim magnitudo tuorum erga me meritorum, vt quoniam tu, nisi perfectâre, de me non conquiescâti; ego, quia non idem in tuâ causâ efficio. vitam mihi esse acerbam putem. In causâ hæc sunt. Ammonius Regis Legatus apertè pecuniâ nos oppugnat. Res agitur per eosdem creditores per quos, cùm tu aderas, agebatur. Regis causâ, si qui sunt, qui velint, qui paratsunt omnes ad Pompeium rem deferri volunt. Senatus Religionis calumniam, non religione, sed maleuolentia, et illius Regiae Largitionis inuidia comprobat &c.

Abb. 5. Bacons Chifferschlüssel aus dem 6. Buch seiner De Augmentis Scientiarum, 1624.

Die 2 Rückseiten: S. 306 und 308, die aus Bacons „Liber Sixtus" das ganze System auf 4 Seiten wiedergeben, — fehlen!

Digitized by Google

a) Das Shakespeare-Dramen-Folio von 1623, — aber nur diese Ausgabe von 1623 mit dem Druck von auffallend wechselnden Typen, — und
b) Die Folioausgabe „Philostrat von 1633", unter dem Pseudonym Blaise de Vigenère veröffentlicht.

Diese unter 2. und 3. erwähnten Werke weisen alle mehr oder minder reiche Illustrationen auf, symbolische Kopfleisten, Initialen, Vignetten und teils auch große Kupfer.

Zu der dritten Gattung von kryptographischen Bacon-Werken großen Stils zählt der „Philostrat von 1633", das der 1921 verstorbene Alfred Freund, Hamburg, als solches entdeckt hat. Hier handelt es sich um ein mit großen Kupfern, Kopfleisten und Vignetten allegorisch reich illustriertes Werk, in dem sich Francis Bacon als Tudorsohn der Königin Elisabeth, als Pflegesohn von Nicholas Bacon und als Shakespeare durch symbolische Bilder wie durch Chiffretext offenbart. Leider starb Alfred Freund, bevor er seine ganzen Entdeckungen und alle seine Entzifferungen veröffentlichen konnte. Dessenungeachtet bleibt der von ihm herausgegebene Teil dieser Entzifferungen, — betitelt: „Das Bild des Speerschüttlers die Lösung des Shakespeare-Rätsels." — Verlag Johann Trautmann, Hamburg, 1921 — von großem Wert für die Bacon-Chiffreforschung.

Wie alle Forschungsergebnisse für die Identität: „Bacon-Tudor-Shakespeare" — aus den Staatsakten verschiedener Länder, aus historischen Briefen und historischen Tagebüchern bekanntlich das rote Tuch in der Arena der Shakespeare-Bacon-Gegner sind, so wurde auch Alfred Freunds Lösungswerk des Philostrat von 1633 auf das heftigste angegriffen. Jedoch vermochten die „Shakespeare-Anhänger" nicht Alfred Freunds Lösung überzeugend anzufeinden, weil sie keine Dechiffreure von Chiffrewerken sind, sondern prinzipielle Gegner der Bacon-Theorie.

Der durch den Tod plötzlich abgerufene Entdecker der Kryptographie im Philostrat von 1633, Alfred Freund, konnte seine mühevolle Lösungsarbeit leider nicht mehr selbst verteidigen. Deshalb legten sich deutsche Marineoffiziere ins Mittel, die sich während des Weltkrieges als feine Dechiffreure ausgezeichnet haben. Und einer dieser Herren, der inzwischen ins Ausland reisen mußte, übergab mir seine nach sorgfältiger Nachprüfung von Alfred Freunds Lösungswerk begutachtende Kritik für die Richtigkeit desselben zur gelegentlichen Veröffentlichung.

Ohne eingehendes Fachstudium und ohne Kenntnis von Kryptographie kann kein Chiffrelösungswerk auf seine Richtigkeit hin beurteilt werden. Solche Fachkenntnis bekundet sich seit den letzten Decennien in bedeutender Weise bei den Mitgliedern der „Bacon-Gesellschaften" in den anderen Ländern. Unter ihnen finden sich viele, die als gewandte Bacon-Dechiff-

Digitized by Google

reure in überraschender Schnelligkeit Bacons Chiffrewerke wie Klarschrift lesen. Und um diese dem Publikum verständlich zu machen, halten bei den Tagungen der Bacon-Gesellschaften in Amerika und England diese geübten Chiffrelöser Vorträge über Bacons kryptographische Werke, wobei sie die Chiffreschrift und die Lösung in Lichtbildern vorführen.

Es ist hier nicht der Raum, alle bekannten Namen der Entzifferer von Bacons Chiffrewerken anzuführen, aber erinnert sei an die eifrigen Forscher: Ignatius Donnelly, Mrs. Gallup, Dr. Owen, Adelheid Marie Freiin von Blomberg (Boston), alle in Amerika; ferner Mrs. Henry Pott †, London, Prof. Wilh. Preyer †, Wiesbaden, u. a. m.

Doch soll die Aufmerksamkeit noch auf einen anderen deutschen Entzifferer der „Shakespeare-Dramen-Folioausgabe von 1623" gelenkt werden, — auf Bruno Eelbo, Weimar, den verstorbenen Kunstarchitekten und bekannten Dramendichter. Seine Aufgabe der Lösung bestand in der Zusammenstellung der zusammengehörigen Chiffre-Druck-Typen, die neben den in Klarschrift verfaßten Dramen einen zweiten Text ergaben. Aber nur die Dramenausgabe von 1623 weist zweierlei Drucktypen auf: Italics und Antiqua (Fraktur), und außerdem sind einzelne Buchstaben noch mit besonderen Zeichen, z. B. mit kleinen Häkchen oder mit außergewöhnlichen, der Drucktype nicht entsprechenden Formen gekennzeichnet. Eelbo hat nachgewiesen, daß die Folioausgabe von 1623 nicht mit beweglichen Lettern, sondern auf Kupferplatten gedruckt ist. (S. „Bacon's entdeckte Urkunden, die Lösung der Bacon-Shakespeare-Frage" in der Shakespeare-Folioausgabe vom Jahre 1623. Von Bruno Eelbo. Verlag H. A. Ludwig Degener, Leipzig, 1915.)

Für die Chiffre im Dramenfolio von 1623 erwählte Francis Bacon ein Zahlenchiffresystem, das auch Alfred Freund für die Entzifferung des „Philostrat von 1633" angewandt hat.

Hierzu sei kurz bemerkt, daß Francis Bacon seine Zahlenchiffresysteme aus der Kabbalah entlehnt hat. Die vier Hauptwerke der letzteren: 1. Jezirah, 2. Rastiel, 3. Bahir, 4. Sohar, — behandeln nicht nur die religiös-philosophische Lehre, sondern in Jezirah, dem Buch der Schöpfung, ist in Kapitel 6 die Grundidee von den sogenannten „32 Bahnen der Weisheit", einmal mit der Zahl 10 und mit den 22 Buchstaben in Zusammenhang gebracht.

Alfred Freund, Hamburg, erklärt in der Einleitung seines Werkes: „Das Bild des Speerschüttlers die Lösung des Shakespeare-Rätsels" — Bacons kombiniertes Zahlensystem. Damit ist aber nicht gesagt, daß Bacon seine aus den kabbalistischen Büchern entlehnte Chiffremethode immer unverändert belassen und angewandt habe.

Desgleichen dürfen die Jahreszahlen der Veröffentlichungen nicht immer maßgebend sein für das Erscheinungsjahr von Bacons kryptographischen

Digitized by Google

Werken, denn diese Jahreszahlen erweisen sich auch öfters als kryptographische Zahlen.

Hier sei nochmals an Bacons Freundschaft mit Blaise de Vigenère erinnert. Für den Philostrat von 1633 benutzte Bacon dessen Namen als Pseudonym, und man nimmt wohl mit Recht an, daß Francis Bacon bereits im Jahre 1587 Mitarbeiter an Blaise de Vigenères Werk gewesen sei: „Traicté des Chiffres ou secrète manière d'écrire, Paris 1587", das auch das Chiffresystem aus der Kabbalah behandelt. In Bacons Werk: „De Augmentia Scientiarum", 1623/24, bespricht er abermals die Kabbalah.

Auf welche Buchstabentypen jenes Zahlensystem in dem Dramenfolio 1623 angewendet werden sollte, ergab der Sonderdruck dieser Ausgabe. Dagegen hat es sich erwiesen, daß aus der zweiten Dramenfolio- und aus allen späteren Dramenausgaben kein zweiter kryptographischer Text zu entziffern möglich war. Nur das Dramenfolio von 1623 war in zweierlei Drucktypen und außerdem noch mit besonderen Zeichen gedruckt, während in der zweiten Ausgabe alle kryptographischen Merkmale sorgfältig fortgelassen waren. Bekanntlich stieg der Wert für die noch erhaltenen Exemplare des ersten Dramenfolio in der Nachzeit zu immensen Preisen.

Diese von Bruno Eelbo gemachte Entdeckung, die ihn zu der mühsamen Lösung des zweiten Textes in dem Dramenfolio von 1623 führte, nämlich zu dem darin verborgenen Geheimnis, das den Bacon-Tudor-Shakespeare enthüllte, — wurde von vielen Gelehrten, zumal von den Literarhistorikern, heftig angegriffen. Sie erklärten den zweifachen Typendruck und die beigefügten kryptographischen Zeichen als Druckfehler, und den aus diesen entzifferten zweiten Text als Utopie.

Gegen diese Einwendungen sei auf die alten Schriftprobenbücher aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts hingewiesen, aus der Epoche der Renaissance in Italien, Frankreich, Deutschland, England usw. Damals ging eine Bewegung durch diese Länder für die Veredelung des Buchdrucks. In Deutschland waren die Städte Augsburg und Nürnberg bahnbrechend vorgegangen. Der bekannte Zeichner Vinzenz Rockner, zugleich Hofsekretär von Kaiser Maximilian I., hat die große Kanon-Fraktur für den Theuerdank in eigenartiger Schönheit entworfen.

Im Jahre 1616 wurde das im Kunstgewerbemuseum zu Berlin aufbewahrte „Buchdrucker-Schriftprobenbuch" veröffentlicht. Es entstammt aus der Officine Calcographica von Georg Fuhrmann, der mit noch anderen zu den damals berühmten Schriftgießern zählte. Dieses Schriftprobenbuch ist eines der ältesten von den noch wenigen erhaltenen Musterbüchern, das sehr anschaulich das Bild von der Entwickelung der Initiale stufenweise entrollt.

In Paris erschien um dieselbe Zeit das Werk: „Alphabetum divini amoris,

Digitized by Google

de elevatione mentis in Deum, Venerabilis Magistri Johannis Gerson, Cancellarii Parisiensis."

Aus diesen beiden Büchern ist ersichtlich, daß Ausgang des 16. und im 17. Jahrhundert längere Titelzeilen, aber auch oft ganze Texte in besonderen Typen gedruckt und diese von Fürsten und großen Herren bestellt, in Holz geschnitten wurden. Desgleichen sind auch die von ihnen gewünschten Initialen, Vignetten und Kopfleisten in Holz geschnitten. Außerdem wurden ganze Bilder in Kupfer bestellt, die der Kupferstecher auszuführen hatte. Diese in Holzstöcken sowie die auf Kupferplatten hergestellten Drucktypen und Bilder blieben Eigentum der Erfinder und Besteller, aber durften nur für die Werke der letzteren verwendet werden.

Hierbei sei erinnert an die in der Bibliothek zu Wolfenbüttel von Edwin Reed entdeckte Correspondenz des Herzogs August von Braunschweig-Lüneburg (Gustavus Selenus) mit seinem Kupferstecher und mit seinem Drucker Kilian, beide in Süddeutschland. Letzterer hatte sich über die ausbleibende Zahlung für die von dem Herzog bestellten Holzstöcke beklagt, und der Herzog vertröstete ihn, daß er das Geld für das kryptographische Werk aus England erhalten würde. Aus dieser Antwort ist ersichtlich, daß nicht der Herzog der Autor jenes Buches war, sondern ein Freund von ihm in England, der ungenannt bleiben wollte.

Wie viele Kosten Bacon an seine Druckwerke verwandte, davon zeugen Briefe von ihm an Robert Essex und an Anthony Bacon, die beide Mitwisser seiner Geheimschriften waren und denen er seine Geldnot infolge großer Ausgaben für seine Druckwerke klagte.

Die obigen Erklärungen über Drucktypen und Illustrationen, die auch für kryptographische Werke auf Bestellung der Autoren teils in Holzstöcken und teils auf Kupferplatten ausgeführt wurden, dienen als Beweis für die Richtigkeit der von Bruno Eelbo erkannten Chiffrezeichen in dem Dramenfolio von 1623.

Mit dem Gesagten ist nur ein sehr begrenzter Rückblick auf das reiche Gebiet der Kryptographie betreffend ihre Entstehung, Vervollkommnung und Blütezeit geworfen. In der Gegenwart erscheint das Allgemeininteresse für diese Kunst erstorben, zumal für die Erfindung von komplizierten und allegorisch-illustrierten Chiffrewerken. Unsere praktisch und realistisch gerichtete Zeitanschauung verwertet die Chiffreschrift nur für praktische Zwecke. Deshalb sind ihre Systeme heute bedeutend vereinfacht gegenüber den früheren, und es finden sich dafür nicht mehr so mühsam arbeitende Leute wie damals, die sich fortgesetzt neue Systeme ersinnen. Diese Vereinfachung der Chiffresysteme und ihr Mangel an häufigem Wechsel, sowohl in der Diplomatie wie für Kriegsdepeschen, wurde bekanntlich von der Obersten Heeresleitung gegenüber unserem Auswärtigen Amt im letz-

Digitized by Google

ten Weltkrieg getadelt, zumal unsere Feinde kompliziertere, schwerer zu lösende Chiffresysteme benutzten.
Unter diesem Gesichtspunkt des allgemein fehlenden Interesses für Kryptographie wird auch der Wert von althistorischen, kunstvoll ausgeführten Chriffre-MSS. und -Werken für die Geschichtsforschung unterschätzt.
Die kundigen Forscher der Bacon-Kryptographie erweisen sich erfolgreich, um manche Lücken und falsche Darstellungen der Geschichte infolge nicht publizierter Urkunden aus der Elisabeth-Epoche zu ergänzen.
Außerdem aber ist das Studium der kryptographischen Bacon-Schriften neben dem seiner bekannten philosophischen, geschichtlichen u. a. Gesamtwerke von besonderem Interesse für den Psychologen.
Was trieb denn Bacon zu dem ausgiebigen Gebrauch von Kryptographie in seinen Briefen und Druckwerken? Es war sein Drang nach der F r e i h e i t des Geistes, die ihm unter dem Zwang und falschen Schein des Hoflebens und durch die damals rigorosen Gesetze für die Autoren, sobald sie ihre wissenschaftlichen Erkenntnisse freimütig äußerten, tausendfach behemmt wurde. In anonymen, pseudonymen und kryptographischen Werken vermochte Bacons Genius seine schöpferische Kraft zum vollen Ausdruck zu bringen. Der Wert seiner tiefen Gedanken und seine Inspirationen durften sich in dieser Form kühn offenbaren, und er konnte sich eigenmächtig Symbole und Allegorien in Wort und Bild für seine Ideen erwählen. Sein Genie sprengte die lästigen Fesseln, um seinen Gedanken Ausdruck und Wirkung zu verleihen. Um mit Nietzsche zu sprechen: „Ihm diente die Kunst als Machtwille — aber als tragischer Künstler?" — Weil ihn sein Schicksal selbst zum Tragödienhelden bestimmt hatte, so zogen ihn alle großen, gewaltigen, ja oft furchtbaren Geschehnisse im menschlichen Leben in ihre Machtsphäre hinein. Und seine Erwählung solcher Stoffe, sowohl in seinen Shakespeare-Tragödien, wie aus seinem eigenen Leben in den verborgenen Texten seiner kryptographischen Werke, kennzeichnen die Stärke seines Charakters. Wir finden in diesen letzteren oft die gleiche Kraft der Sprache wie in seinen historischen Shakespeare-Dramen, in denen er meisterhaft den Gang der Handlungen und mit packender Gewalt die Zeichnung der Charaktere aus den verschiedenen Zeitaltern hervorwachsen läßt.
Zum Schluß seien hier nur wenige Beispiele von Bacons zahlreichen allegorischen Illustrationen wiedergegeben, für die er sich oft Motive aus der Mythologie erwählte, oder zur Bezeichnung bestimmter Persönlichkeiten, wie z. B. für seine leiblichen Eltern deren Wappentiere: für Königin Elisabeth den Löwen, für Robert Dudley Earl of Leicester den Bären. Für sich selbst erwählte er mehrfach den Eber aus dem Exlibris seines Pflegevaters, Sir Nicholas Bacon.
Die Eberbilder, die beide den Eber vor blühenden Rosen darstellen, das

Digitized by Google

I./
Ein Teil des Titelblattes „The Faerie Queen"
1611

NON TIBI SPIRO.

Prauj est animi virus doctrina salubris:
Sic latulens fugitat porcus amaracinum.

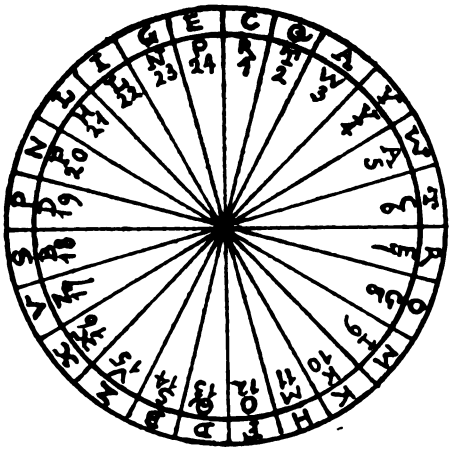
d 3 Hoefyn.

II/
Seite 103 aus Camerarios Emblème-Buch 1590. —

Zwei symbolische Bilder: Eber vor einem Rosenstock mit Unterschriften.

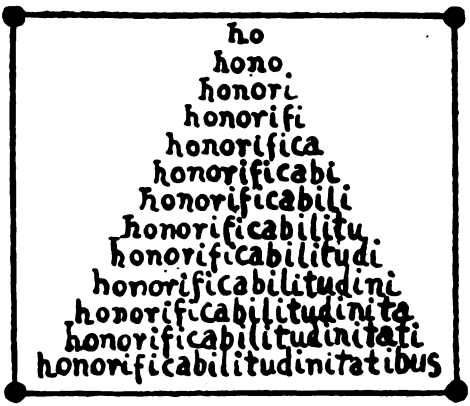
Digitized by Google

Attribut der Tudors, zeigt mit der beigefügten Erklärung, daß die Rosen nicht für ihn duften, Bacons satyrischen Humor auch in der Tragik. Bei der Betrachtung des kläglichen Ausdrucks des Ebers auf Bild II. glaubt man den Schmerzensschrei über die Francis B. versagten Tudor-Rosen zu vernehmen. Noch ein drittes, hier nicht wiedergegebenes Eberbild, auch von dem Titelblatt der „Fairie Queen" — unter dem Pseudonym Edmund Spenser herausgegeben — stellt den Eber an einen Pfahl mit einem Bein gepflöckt dar, was seine Gefangenschaft unter dem ihm von Elisabeth aufgezwungenen Namen „Bacon" symbolisiert.



„Bacon's Clockcypher",
Schlüssel zu einer Doppelchiffre.

Es sei hier auch noch auf das erst spät entdeckte Chiffresystem „Honoribus" hingewiesen. Mrs. Henry Pott fand es unter einem noch ungeordneten Bündel von Bacon-MSS. im Britischen Museum, die sie Ausgang des letzten Jahrhunderts zu registrieren übernahm. Laut Bacons testamentarischen Bestimmungen 1626 wurde seinem Freunde, Rev. Tenison D.D., nachher Erzbischof of Canterbury, eine Kiste voll Bacon-MSS. übergeben, die heute im erzbischöflichen Lambeth Palace, London, in der dortigen Bibliothek aufbewahrt sind. Ein noch ungeordneter Teil kam in das Britische Museum, London. Unter diesen entdeckte Mrs. Henry Pott die hier wiedergegebene „Honori-bus-Pyramide". Sie ersuchte den ihr bekannten Professor Wilhelm Preyer, dieses ihr unverständliche Manuskript zu prüfen. Er erachtete es als ein „Permutations-Chiffresystem" von Bacon. Seine Erklärungen und seine Versuche gut gelungener Entzifferungen von Bacons Gedicht in der Dramenausgabe: „To the Rea-



„Bacon's Honoribus-System"
(aus dem Britischen Museum, London).

Digitized by Google

der", mit dieser Chiffre hat Preyer eingehend erklärt in der „Zukunft" Nr. 52 vom 28. September 1895. Seine Lösung ergab den Verfasser der Dramen: „Francis Bacon, Viscount-St. Alban".
Außerdem fand Mrs. Henry Pott unter jenen Manuskripten einen Chiffrebrief von Bacon an seinen Pflegebruder, Anthony Bacon, vom Continent aus geschrieben, aber unterzeichnet mit dem Pseudonym: „T. Moresin". Auch dieser Brief ist, nachdem Mrs. Pott ihn entziffert hat, unter den Bacon-MSS. im Lambeth Palace in der Abteilung „Tenison-Pap. No. 649" registriert. Das Original der Lösung bewahrt die Englische Bacon Society auf.
Mrs. Gallup (Amerika) hat die Kryptographie aus Bacons „Novum Organum" und noch aus anderen Werken mit der „Biliteral-Chiffre" entziffert. Ihre Lösungen wurden nach dem Weltkriege von dem französischen General Cartier, der Chef der Abteilung des Dechiffrier-Departements war, nachgeprüft und überraschend richtig befunden. Er selbst wurde dadurch ein Anhänger der Bacon-Theorie und begründete die „Bacon-Shakespeare-Societé" in Frankreich.
Diese hier zum Schluß noch kurz beigefügten Mitteilungen ergeben den Beweis, daß die verschiedenen Bacon-Entzifferer ein Recht haben, mit Bacons diversen Systemen für die Lösung seiner Chiffrewerke zu operieren, da sie ganz verschiedene Werke entziffert haben. Und auch nur Fachkenner dürften durch Nachprüfung ein maßgebendes Urteil über die Richtigkeit der Entzifferungen fällen.

S. Bacon-Kryptographie: „Light on the True Shakespeare" by A. M. v. Blomberg. Cristopher Publishing House, Boston 20. Mass. U. St. America.

Der statische, dynamische und phantastische Typus des Menschen

Von Mathilde Kelchner

Die folgenden Darlegungen versuchen zum Ausbau der Typenforschung beizutragen, indem auf verschiedenen Wegen gewonnene Ergebnisse über drei Formen typischer Wesenheit zusammengestellt und in Vergleich gebracht werden, und zwar handelt es sich um Ergebnisse der psychologischen und ethnologischen Forschung.
Den Anlaß zur Erfassung typischer Eigenart bot mir ein Massenmaterial, das zum Zweck einer Untersuchung über den Einfluß der Kriminalliteratur auf die Jugend gesammelt worden war. Schüler und Schülerinnen von Berliner Berufsschulen im Alter von 14 bis 17 Jahren waren aufgefordert worden, die „spannendste" der ihnen bekannten Kriminalge-

Digitized by Google

schichten niederzuschreiben. Aus diesen Aufsätzen haben Ernst Lau und ich versucht, eine allgemeine psychologische Grundlage für die Beurteilung der Kriminalliteratur in ihrer Wirkung auf die Jugend zu gewinnen[1]. Hier knüpfe ich an die Bearbeitung von rund 400 solcher erzählten Kriminalgeschichten an, die mir oblag.

Ein für psychologische Zwecke gesammeltes Massenmaterial ist meistens derart beschaffen, daß es die Fülle individueller Verschiedenheiten, die es zutage fördert, in Gruppen zu ordnen anregt. Diese Ordnung kann zum heuristischen Prinzip werden, das in mehr oder weniger tiefe Schichten der Persönlichkeit führt. Bei der eingehenden Lektüre der erwähnten Aufsätze schienen sich vier deutlich unterscheidbare Typen der Verfasser abzuzeichnen, und zwar ein statischer, ein dynamischer, ein phantastischer und ein nüchterner oder spröder Typus. Diese Unterscheidung ergab sich ungesucht unter dem unmittelbaren Eindruck der Lektüre, ohne daß irgendwelche theoretische Voraussetzungen zu ihr Anlaß gaben, auch war keine in der Forschung bekanntgewordene Typologie zu Rate gezogen worden. Es handelte sich um eine rein empirische Feststellung, die erst im Fortgang der Untersuchung, auf den hier nicht einzugehen ist, Bedeutung gewann. Um den Sachverhalt zu veranschaulichen, sei für jeden der genannten Typen ein Beispiel hierher gestellt und erläutert[2].

Die eigentümliche Wesensart des statischen Typus prägt sich in folgendem Aufsatz aus:

In Wien lebte Hofrat Mangold mit seiner Frau und seiner Tochter Jolanthe. In dieser Zeit kam ein berühmter Detektiv nach Wien. Er hieß Sir Ralf Clifford. Die Tochter des Hofrats ein sonst lustiges Mädchen war in letzter Zeit vergrämt und abgehärmt. Die Eltern machten sich Gedanken, was sein könnte. Bei einer kleinen Gesellschaft des Hofrates war auch Clifford bei. Der Hofrat sagte Clifford solle mit in sein Arbeitszimmer kommen. Dort erzählte er ihm alles. Er sagte, seine Tochter habe ihm das erstemal belogen. Sie wollte zu ihrer Freundin gehen, und ist nicht hingegangen. Clifford fragte Jolanthes Freundin Angnes ob sie sich das Verhalten Jolanthes erklären könnte. Angnes offenbarte, daß sie zusammen bei einer Wahrsagerin waren. Als Jolanthe heraus kam aus dem Zimmer der Wahrsagerin weinte sie bitterlich. Als ich sie fragte was sei, schluchste sie bitterlich und sagte, mein ganzes Glück ist hin. Clifford machte sich daran Jolanthe zu beobachten. Da passierte eine ungeheure Sache. Dem Hofrat wurden 10 000 Kronen gestohlen. Man konnte den Dieb nicht fassen. Clifford verfolgte Jolanthe wie sie wieder zur Wahrsagerin ging. Er machte sich unsichtbar. Er folgte Jolanthe in das Zimmer der Wahrsagerin. Die Wahrsagerin hatte eine Maske auf, die einem Totenkopf ähnlich war. Die Wahrsagerin fragte ob sie das Geld hätte. Jolanthe legte eine 10 000 Kronennote auf dem Tisch, und fragte, ob sie jetzt die Wurzel haben könnte, daß ihr Vater nicht sterben braucht. Da ging Clifford ein Licht auf. Die Wahrsagerin war eine Verbrecherin. Clifford rieß der Wahrsagerin die Maske ab. Sie sank schluchsend in die Knie. Jolanthe brach schluchsend zusammen. Die Wahrsagerin wurde dem Gericht übergeben. Clifford brachte

[1] M. Kelchner und E. Lau, Die Berliner Jugend und die Kriminalliteratur. Beihefte zur Zeitschrift für angewandte Psychologie (42). Leipzig 1928.

[2] Eine große Anzahl Beispiele ist in der genannten Schrift von E. Lau und mir reproduziert.

Digitized by Google

Jolanthe nach Haus. Sie hatte aus liebe zu ihrem Vater ihre Ehre geopfert. Das Glück kehrte wieder beim Hofrat Mangold ein. Clifford hatte sich neuen Ruhm erworben.

Das Charakteristische dieser Erzählung ist das starke Hervortreten ihres Gefühlsgehaltes. In den wenigen Zeilen, die sie umfaßt, wird die Sorge der Eltern um ihre Tochter und die Liebe der Tochter zum Vater, die sich selbst über die Gebote der Moral hinwegsetzt, geschildert, überdies werden affektive Ausbrüche bei der Tochter und bei der Wahrsagerin anläßlich ihrer Entlarvung erwähnt. Das Familienglück, seine Störung und seine Wiederherstellung, steht im Mittelpunkt des Interesses. Es tritt auch eine Freundin auf, die am Schicksal der Familie teilnimmt. Der Detektiv als Persönlichkeit interessiert wenig, seine Fähigkeit hat nur Bedeutung, sofern sie in das Schicksal der Familie eingreift, nicht auf der Entlarvung der Verbrecherin liegt der Akzent, sondern auf der Bedeutung dieser Tat für das Familienglück. Bezeichnend ist ferner der psychologische Zusammenhang der Erzählung, die ausdrückliche Erwähnung des Motivs für das Vorgehen der Tochter: „Sie hatte aus Liebe zu ihrem Vater ihre Ehre geopfert."

Geschlossenheit, Psychologie, Ereignisse mit gefühlsmäßiger Resonanz, für die die Familie die besten Vorbedingungen liefert, da hier eine Ausbreitung und Steigerung der emotionellen Erregung leicht möglich wird, Lebensnähe, Lebenswärme — das sind die Kennzeichen des statischen Typus, wie er sich in den erzählten Kriminalgeschichten darstellt. Ruhende Tiefe und Innigkeit seiner Wesenheit rechtfertigen die gewählte Bezeichnung.

Als Beispiel für den von uns als dynamisch bezeichneten Typus mag folgender Aufsatz dienen:

Durch die Nacht kam ein schmucker Rennwagen. Es war der Wagen ein berüchtigten Schmucklerbande. Frank Allan war hinter ihren Schlichen gekommen und vervolgte die Schmugler. Diese fingen Frank Allan und sperrten ihm ein. In diesen moder und Dreck sollte Frank Allan elend verenden. Draußen aber schlemten die Schmuckler. Mit seinen letzten Kräften konnte er sich retten dann sanck er ohnmächtig um. Wachbeamte fanden ihn. In der nächsen Nacht kam durch das Fenster ein Schlangenmesser mit einer Warnung geflogen. Er ans Fenster, da sah er wie ein Mann über die Straße lief. Allan nahm die Verfolgung auf, es ging über Dächer. Auf dem Dache eines Wolkenkratzers kam es zum Kampf. Die Kämpfenden waren schon am Rande des Hauses, da, allen erstarrte das Blut, Allan stürzte in hohen Bogen herunter. Die Schmuckler jubelten den jetzt wurde Allan als Formlose Masse auf der Straße liegen. Aber es kam anders. Allan seine Lederjacke verfing sich am Balkongitter der ersten Stockwerke. Beamten holten ihn aus seiner gefährlichen Lage. Allan verfolgte er die Schmuckler weiter. Diese waren aber schon abgefahren. Allan zum Flugplatz nahm ein elegantes Flugzeug nahm die Verfolgung auf. An der Grenze erreichte er sie. Aus dem Flugzeug sprang er auf den dahinrasenden Dzug. Auf den letzten Wagen landete er, rutschte ab, konnte sich aber noch an der Eisenleit festklammern. Allan zog sie nach den Trittbrettern hin. Mithilfe des Zugpersonals konnte er die Schmuckler festnehmen. Er hate Amerika von einer grausam verbrecherbande befreit.

Diese Darstellung zeigt Handlung, Zielstrebigkeit, Jagd und Kampf, siegreiche Überwindung von Hindernissen, Entfaltung von Persönlichkeits-

Digitized by Google

werten, die ihren Träger zum Helden erheben. Mut, Kraft, Gewandtheit, Geistesgegenwart und Selbstherrlichkeit zeichnen ihn aus. Der Aufbau der Erzählung gründet sich nicht auf das Emotionale, sondern auf das Volitionale: Tat reiht sich an Tat. Statt der Geschlossenheit und Breite der Erzählung des statischen Typus finden wir hier dramatische Bewegtheit im Widerstreit zwischen einem guten und einem bösen Prinzip. Grausame Züge sind deutlich: „in Moder und Dreck soll Frank Allan elend verenden", die Verbrecherbande wird ausdrücklich als „grausam" bezeichnet.

Auch wenn keine Einzelperson im Mittelpunkt der Erzählungen der Dynamischen steht, so treten doch lebendige Vertreter eines von Tatendrang und Kampfesfreude beseelten Geschlechts in die Erscheinung, und dieses Gerichtetsein auf Taten gibt den Erzählungen der Dynamischen das Gepräge, nicht etwa das freie Spiel der Phantasie, sosehr sich der Bericht über die Alltäglichkeit erhebt. Als Beispiel eines kollektivistischen Heldentums mag folgende Erzählung dienen, die im übrigen genau die gleichen charakteristischen Merkmale aufweist wie die vorangehende.

Eine Schar Männer, Verbrecher und Plünderer Amerikas, wohnend auf einer Insel des Missizipis, werden von einem gewissen Häuptling Richard Kelly und seinem Weibe zu solchen Taten geleitet. Ganz Skt. Helena ist von ihnen gefürchtet. Schiffe und Wagen werden regelrecht geplündert. Fook und Swen, zwei Verbrecherpiraten, brechen in eine Ansiedlung Helenas ein und werden von einer Schar Reiter nach langem Kampf und Flucht gestellt. Ergebend verraten sie den Inselsitz und ihre unterirdischen Bauten und Höhlen. Tatmutige Menschen brechen auf und durchstreifen die Insel. Die Bedrängten Piraten haben indessen auch Kunde erhalten und die Verbrecher rüsten im allgemeinen zum letzten Kampfe auf. In Skt. Helena erfolgt ein grausames Gemetzel. Nach dem der Häuptling und die tapferste Mannschaft des Verbrecherschiffes niedergestochen war, rissen der Maschinenführer und einige Piraten mit dem Schiffe aus, heizten es, daß es explodierte und Mann und Maus versank in den strömenden Missizippi, wo sie elendig ertranken. Helena hatte in Zukunft Ruhe vor diesen Räubern.

Für den phantastischen Typus ist folgende Erzählung bezeichnend:

Brausend verließ der Nachtexpres die Bahnhofshalle und fuhr dem neuen Ziel entgegen. Die Fahrt ging in hoher Geschwindigkeit durch den Urwald, die großen Scheinwerfer der Maschiene leuchten hell durch die Nacht. Plötzlich sah der Führer vor der Maschiene eine Gestalt die den Zug abwinkte er machte den Heitzer aufmerksam die Gestalt erschien zum zweiten und zum dritten mal der Führer wurde unruig. Der Führer sagte: „Wenn die Gestalt noch einmal erscheint so halte ich den Zug an." Die Gestalt erschien wider und der Führer rieß den Hebel rum und der Zug stant. Führer und Heitzer sprangen mit geladenem Rewofer von der Maschiene. Kurz darauf versammelten sich die Fahrgäste an der Maschiene. Als der Führer alles erzählt hatte wurde die Strecke abgesucht als sie ein Stück gegangen waren schrie der erste laut auf. Die Brücke war gesprenkt als sie zurückkamen entdeckten sie eine Mücke im Scheinwerfer. Wenn die Mücke in den Schein kam so vergrößerte der Scheinwerfer die Mücke und durch das fliegen winkte die Gestalt.

Eine Analyse dieser Geschichte ergibt, daß sie weder um des lebensnahen Gefühlsgehaltes eines Erlebnisses noch um irgendwelcher Taten willen erzählt worden ist. Eine geheimnisvolle und gruselige Situation kommt

Digitized by Google

zur Darstellung, ein logisch bedingter Zusammenhang der merkwürdigen Ereignisse wird nicht gesucht, ebenso findet das Psychologische nur Beachtung, sofern der Eindruck des Wunderbaren und Ungewöhnlichen auf den Leser erzeugt werden soll. Die Phantasie hat freie Bahn. Sie erhebt sich über die Realität, und in ihrem Gaukelspiel erschöpft sich für den Erzähler der Sinn der Geschichte.

Für die Kennzeichnung des nüchternen oder spröden Typus wählen wir eine Geschichte, die ihrem Gehalt nach Vertreter des dynamischen und phantastischen Typus sicher zu einer völlig anderen als der hier vorliegenden Darstellungsweise angeregt hätte.

Der Orient-Expreßzug war auf der Fahrt nach einem Orte hin. Auf dem Ausgangspunkt des Zuges war die Tür des Gepäckwagens fest verschlossen worden. Als jedoch der Zug auf dem Bestimmungsort ankam, war die Tür des Gepäckwagens offen und außerdem waren viele wertvolle Sachen, also wie Wertbriefe und Wertpapiere gestohlen worden. Als nun die Beamten der Eisenbahn und die sofort alarmierte Polizei den Gepäckwagen durchsuchten, fanden sie in einer Ecke die Leiche des mitgefahrenen Gepäckaufsehers. Nach langem hin und her überlegen, faßten sie den Entschluß, Frank Allan, der der bekannteste Detektiv war, zu telephonieren, damit er kommt und den rätselhaften Mord sowie Raub zur Entdeckung bringt. Frank Allan kam und entdeckte nach langem Forschen die ganze Bande.

Trotz der sehr ungewöhnlichen und aufregenden Vorgänge und dem Eingreifen des „bekanntesten" Detektivs findet nur der nüchterne Sachverhalt eine Darstellung, wobei auf die Mittel und Wege, die der Detektiv benutzt, um den „rätselhaften" Raubmord aufzuklären, überhaupt nicht eingegangen wird, und doch ist es offensichtlich, daß hier der Höhepunkt der Geschichte liegt. Nüchternheit und Gehaltenheit, eine auffallend geringe Neigung nachzuerleben, sich fortreißen zu lassen und Stellung zu nehmen, kennzeichnen ihre Wiedergabe. Das Spiel anschaulicher Phantasietätigkeit hat für den Verfasser offenbar keinen Reiz. Geringe Anspruchsfähigkeit sowohl in Richtung des Gefühls und des Willens, als auch der Phantasie, und geringes Ausdrucksbedürfnis schaffen den Typus, den ich auf Grund unseres Materials nur als einen „nüchternen" und „spröden" bezeichnen konnte. Eine weitere Analyse verbietet sich. Die Vermutung ist nicht von der Hand zu weisen, daß sich unter unseren Jugendlichen, die sich in der hier beschriebenen Weise äußerten, zum abstrakten Denken Veranlagte befanden. Gerade unter den „gelernten" Arbeitern, die im Vergleich mit dem „ungelernten" eine höhere Entwicklungsstufe einnehmen, finden sich verhältnismäßig zahlreiche „Nüchterne". Zum abstrakten Denken Veranlagten muß es widerstehen, sich mit einem Stoff, wie ihn unsere Kriminalgeschichten darboten, zu beschäftigen und ihn zur Darstellung zu bringen. In Anbetracht dessen, daß in den nüchternen Erzählungen entweder eine innere Ablehnung oder auch Indolenz zum Ausdruck kommen, wir aber in dem vorliegenden Zusammenhang darauf ausgehen, eine deutlich sichtbare unmittelbare, quali-

Digitized by Google

tativ bestimmte Reaktion, wie sie die drei zuerst beschriebenen Typen darboten, in ihrer Eigenart zu beleuchten, müssen wir darauf verzichten, uns mit den „Nüchternen" oder „Spröden" näher zu befassen, zumal es hier nicht unsere Aufgabe ist, den Gedankengang zu verfolgen, der unserer Untersuchung über die Kriminalliteratur in ihrer Bedeutung für die jugendliche Psyche zugrunde lag. Der kurze Bericht über unseren typologischen Befund mag genügen, um diesen mit den Ergebnissen anderer Untersuchungen in Vergleich zu bringen.

Wir finden zunächst, daß Müller-Freienfels die Typen des statischen und dynamischen Menschen einander gegenübergestellt und folgendermaßen gekennzeichnet hat[1]: Dem statischen Menschen erscheinen alle Wahrnehmungen als ruhend, seine Vorstellungen fügen sich zu festen Bildern, selbst in der Zeit verlaufende Geschehnisse verdichten sich ihm zu Bildern, er sieht vor allem klar umrissene Gestalten, die in irgendeine unbedeutende Handlung verwickelt sind, sein Denken läßt ihn die Welt als etwas Substantielles begreifen. Der dynamische Mensch erlebt jede Wahrnehmung belebt, bewegt, handelnd; der ruhende Zustand ist nichts, die Handlung alles; sie eilt von Situation zu Situation; seine Phantasie und und sein Denken lassen ihm die Welt als ein stürmisches Drama erscheinen.

Es ist deutlich, daß das hier geschilderte bildhafte Erleben des statischen, und das dramatische des dynamischen Typus eine Besonderheit ist, die der von uns auf Grund unserer Aufsätze festgestellten durchaus entspricht. Sehr lehrreich ist die von Müller-Freienfels vorgenommene Gegenüberstellung des „Sämanns" von F. Millet und seiner Kopie durch van Gogh. Mit Recht bemerkt Müller-Freienfels, daß es sich hierbei um eine Übertragung in ein ganz anderes Temperament handelt: „Die stillen, unbewegten Farbflächen, durch die Millet den Acker wiedergibt, werden bei van Gogh zu einer in flackernder Unruhe schräg hinlodernden Flucht. Der Himmel wird zum unruhigen Tanz von Strichen um das Haupt des schreitenden Mannes. Der Körnersack, bei Millet wenig gegliedert, löst sich in durcheinanderquirlende Linien. Alles bis zu den Umrissen des Hutes und der Kleidung wird Bewegung, Unruhe, Hast."

Müller-Freienfels schildert auch einen phantastischen Typus, der sich auf dem Vorstellungsleben aufbaut. Da dieser mit „anschaulichen" seelischen Inhalten arbeitet, bezeichnet er ihn als konkret und stellt ihn in Gegensatz zum Typus des vorwaltenden abstrakten Denkens.

Bei dieser Gegenüberstellung ist nicht zu übersehen, daß die Phantasiebetätigung durchaus nicht immer aktiv ist. Insbesondere bei Kindern und primitiven Menschen bedeutet Phantasie, wie Müller-Freienfels selbst sagt,

[1] R. Müller-Freifels, Persönlichkeit und Weltanschauung. Leipzig. 2. Aufl. 1923. S. 195 ff.

Digitized by Google

meistens ein willenloses Mitgerissenwerden von einem bildhaften Erleben[1]. Bei unseren Versuchen wiesen gerade die primitiveren „ungelernten" Arbeiter, denen überhaupt eine passive Lebenshaltung eigen ist[2], einen prozentual starken Anteil am „phantastischen" Typus auf. Die bei ihnen vorliegende Form der Phantasietätigkeit hat zwar mit der aktiven oder gar schöpferischen Phantasie die Disposition zu einem reichhaltigen und sinnhaft anschaulichen Vorstellungsleben gemein, erhebt sich aber nicht zur Schicht einer Geistestätigkeit, die der Fähigkeit zum abstrakten Denken gegenübergestellt werden könnte.

Eine Vertiefung und Verfestigung erhält unser empirisch an Jugendlichen erarbeitete Befund typischer Besonderheit in überraschender Weise durch psychologische Deutungsversuche des Wesensausdrucks Primitiver in ihrer Bildnerei und Religion, wie sie neuerdings von Eckart v. Sydow unternommen worden sind[3].

E. v. Sydow geht von der Annahme aus, daß sich aus dem vollen Bilde der formenden Kräfte der Primitivität ihr Sinn bestimmen läßt, und da die ästhetische Funktion sich beim Primitiven in einem noch lebendigeren, spontaneren Stadium befindet als bei uns, so sind ihre Erzeugnisse für die Wesensart der Primitivität besonders bezeichnend, zumal ihre Lebensform die Mythologie und den Ahnenkult, das Dämonentum und den Fetischismus umschließt, die in der Plastik ihren Ausdruck finden. Das Ziel der Untersuchung v. Sydows, der Nachweis einer innigen Verbundenheit des religiösen Erlebnisses und der Objektivierung ästhetischer Instinkte, liegt als solches jenseits der Umgrenzung unserer Aufgabe, aber seine Schilderungen typischer Besonderheiten primitiven Seelenlebens, die aus dessen Ausdruck in Religion und Plastik zu erschließen sind, haben für uns um so größere Bedeutung.

Drei geographisch und ethnologisch getrennte Gebiete sind es, die v. Sydow unter Betonung der Gemeinsamkeit aller Merkmale der Primitivität einer vergleichenden Betrachtung unterzieht: Afrika, Amerika und Ozeanien.

Zur allgemeinen Kennzeichnung der afrikanischen Seele verwendet v. Sydow den gleichen Ausdruck, den wir für einen psychologisch scharf umrissenen Typus benutzten: er nennt sie statisch. Die sie charakterisierenden Einzelheiten geben wir im Folgenden in Anlehnung an seine Schilderungen wieder.

---

[1] Vergl. auch Charlotte Bühler, Das Märchen und die Phantasie des Kindes. Leipzig 1918.

[2] E. Lau, Beiträge zur Psychologie der Jugendlichen. Langensalza 1925 und E. Lau und M. Kelchner, Die jugendliche Arbeiterschaft und die Arbeitslosigkeit. Forschungen zur Völkerpsychologie und Soziologie, Die neue Jugend. Leipzig 1927. Ferner H. Bues, Die Stellung der Jugendlichen zum Beruf und zur Arbeit. Bernau 1926.

[3] Eckart v. Sydow, Kunst und Religion der Naturvölker. Oldenburg 1926.

Digitized by Google

Die Welt ist der Mythologie Afrikas zufolge das Ergebnis eines Schöpfungsaktes. Der Himmelsgott gestaltet sie und zieht sich nach einmaligem architektonischem Bemühen zurück. Von ihm strahlt kein unmittelbares Leben in die Welt aus, er verschmilzt vielmehr mit der gleichgültigen statischen Unbeweglichkeit des Himmels und überläßt die konkrete Weltbeherrschung den unteren Dorf-, Familien- und Privatgöttern, unter denen die mächtigste Gottheit die „Mutter Erde" ist. Der Himmelsgott hat allerdings mancherlei Gebote erlassen und flößt ein vages Abhängigkeitsgefühl ein, eine eigentliche Verehrung genießt er aber nicht.

Wir bemerken hierzu: Das weltumspannende Himmelsgewölbe in seiner gottgleichen Bedeutung entspricht durchaus dem Sinn für Geschlossenheit und Totalität, den wir bei unseren „Statischen" feststellen konnten, und der intime Charakter der eigentlich beherrschenden Götterwelt der Neigung unserer „Statischen" zum Familienhaften und Intimen. Dem vagen Abhängigkeitsgefühl vom Schöpfergott der afrikanischen Seele läßt sich die Geneigtheit der Mädchen, die hauptsächlich „statisch" veranlagt sind, Normen unbekannten Ursprungs anzuerkennen, zur Seite stellen[1].

Betrachten wir mit v. Sydow den plastischen Ausdruck, den die afrikanische Seele für ihre mythologischen Vorstellungen gefunden hat, so ergibt sich, daß die Götterskulpturen letzteren entsprechend durch die Ruhe einer vollkommenen Statik ausgezeichnet sind. Sie sind monumental, gehalten, ohne Ekstase.

Sehr charakteristisch sind die Ahnenfiguren Afrikas: sie sind einfach und klar, aber in der Schlichtheit ihrer Haltung äußert sich ruhige Selbstsicherheit des Daseins. Die Zeugungskraft lebt in ihnen als ruhende, unendliche Fülle, die dynamische Erregung der erotischen Lust fehlt. Zuweilen sind sie von einer menschlichen Wärme erfüllt, die auch in der konkreten Ahnenverehrung Afrikas zutage tritt, denn zu den Toten besteht eine stille, tiefe, innige Zuneigung, die mit opferfreudiger, liebevoller Fürsorge verbunden ist. Das totemistische Gefühl fehlt nicht ganz, riesige Gebiete Afrikas sind aber davon frei. Soll der statisch eingestellte Mensch auf das Tiefste erregt werden, sagt von Sydow, so darf der Mensch nur mit Menschen und nicht mit Tieren verbunden werden. Der afrikanische Dämon ist daher im wesentlichen nicht das Tier als Vorfahr oder Blutsbruder, sondern der menschliche Vorfahr. Das Naturhafte wird nicht über sich hinaus gesteigert. Dies kommt besonders auch in den Tanzmasken zum Ausdruck. Die Nachbildung von Tieren spielt eine verhältnismäßig geringe Rolle, dagegen sind die Gesichtsmasken von unvergleichlicher Innerlichkeit. Aus ihnen spricht eine Fülle des Gefühls. Die verschiedenartigsten seelischen Regungen lassen sich in ihnen erkennen: offenes Schauen, vollmondhaftes Träumen, Erstaunen, tödliches Erstarren, Er-

[1] Vgl. E. Lau und M. Kelchner a. a. O., „Die neue Jugend", S. 334 ff.

Digitized by Google

schrecken, Grimm, Jähzorn usw. Immer sind sie innerlich belebt. Aber selbst wo in Afrika tierhaft groteske Masken vorkommen, wie z. B. in Angola, so haben sie doch nichts wahrhaft Dämonisches, nichts Brutales.
Auch in der Beschaffenheit der Gebrauchsgegenstände der Primitiven Afrikas spiegelt sich, nach v. Sydow, Sinn für das Aufbauende und ruhig Beharrende, denn der Gebrauchsgegenstand folgt den Gesetzen seines Zwecks. Das ihm beigegebene Ornament ist vom eigentlichen Zweck getrennt und bedroht nicht das Eigenleben des Gegenstandes.
Man sieht deutlich: im plastischen Ausdruck der afrikanischen Seele zeigt sich kein willensstarkes Temperament und keine bilderreiche Phantasie, sondern Naturverbundenheit, ruhende Fülle und Gefühlsreichtum. Alles, was von Sydow zur Kennzeichnung der afrikanischen plastischen Darstellungen vorbringt, entspricht ganz und gar dem Wesen der Aufsätze unserer Statischen, die Lebensnähe und Lebenswärme atmen.
Das Wesen des Mythus, des Dämonentums, der Magie Amerikas, insbesondere Nordamerikas, das v. Sydow näher untersuchte, auch den plastischen und malerischen Ausdruck Amerikas bezeichnet er als dynamisch.
In Amerika, insbesondere in Nordamerika, so berichtet er, wird der oberste Gott zu einem „großen Geheimnis". Die Naturkräfte werden zu menschlichen und tierischen Personifikationen und Aktivitäten zusammengeballt, so daß die Naturmacht in den Gang der Handlung mitgerissen wird, die von einer mythologischen Figur ausgeht. Der Kulturheros und seine Tatkraft wird in überragender Stärke sichtbar. Gewöhnlich handelt er im Auftrage jenes Gottes, der nur wie ein plastischer Hintergrund wirkt, vor dem sich das menschliche Geschehen abspielt. Ein aktiver, handlungsfreudiger Zug belebt Einzelgestalten und Gruppen. Der Kulturheros ist die normative Quelle der anerkannten Moral. Besonders charakteristisch für die nordamerikanischen Mythen ist die Anerkennung eines grundsätzlich schadenbringenden Prinzips, das in der Persönlichkeit eines dem eigentlichen Weltschöpfer entgegenhandelnden Wesens von göttlichem Rang seinen Ausdruck findet. Diese Gegensätzlichkeit eines lebenfördernden und eines lebenhemmenden Prinzips gibt der amerikanischen Mythologie einen dramatischen Charakter.
Die Gleichartigkeit dessen, was einerseits v. Sydow, andererseits wir mit unseren Schilderungen im Begriff des „Dynamischen" zu erfassen suchten, liegt auf der Hand. Im Kulturheros der Amerikaner erkennen wir den Helden unserer Kriminalgeschichten wieder; das Widerspiel des Ringens des Guten mit einem schadenbringenden Prinzip ist der Kampf des Detektivs mit dem Verbrecher. Gleich wie die Normen der anerkannten Moral vom Kulturheros stammen, erweist sich der heldenhafte Detektiv in seiner Selbstherrlichkeit als ein Vorbild, das zur Nacheiferung anregt. Wie jener

Digitized by Google

im Auftrage des geheimnisvollen Gottes handelt, tritt dieser in unbekannter Sendung als „Rächer der Enterbten", als „Kämpfer gegen List und Gewalt" auf[1].

In der bildnerischen Darstellung zeigt sich nach v. Sydow, daß die religiöse Einstellung, dem Geiste der amerikanischen Mythologie entsprechend, nicht auf Anbetung, sondern auf Wirkung geht, die die Gottheiten im Dienste der von ihnen selbst eingerichteten Gemeinschaften zu leisten haben. Es kommt auf die dramatische Aktualisierung der göttlichen Heilstaten an. Während die Ahnengestalt in der bildenden Kunst fast gar keine Rolle spielt und, im Gegensatz zu Afrika, im Ahnenkult das persönliche Element fehlt, kommt besonders in Nordwestamerika im Totemkult ein unmittelbarer dramatischer Wille zum Ausdruck. Das totemistische Element steht in Zusammenhang mit der weltgestaltenden Kraft, in den totemistischen Figuren ist wahrhaft organisches Leben geformt, sie sind von einem starken Bewegungsdrang durchpulst. Auf das tiefe Einheitsgefühl von Mensch und Tier, auf Begabung für die Dramatik der Haltung und den Sinn für künstlerisch steigenden Ausdruck führt v. Sydow es zurück, daß in Nordwestamerika vermutlich der Gipfelpunkt des Dämonischen und seiner künstlerischen Erscheinungsformen in Masken und Zeremonien erreicht ist. Im Tierhaften liegt der Hauptton der Dämonie. Die Masken der nordwestamerikanischen Indianer sind betont grausig. Ein tobendes Brausen der Leidenschaften macht sich Luft. Dies überschäumende, bluthafte, tierisch leidenschafterfüllte Wesen wird selbst dann sichtbar, wenn es sich um die Gestaltung nützlicher Dinge handelt. Ihre Ornamentik folgt dem eingewurzelten tierhaften Antrieb. Gefäße und Löffel erscheinen als tierische oder menschliche Gebilde, und zwar setzen sich diese organischen Bildungen nicht scharf von dem eigentlichen Gebrauchsteil ab, wie dies in Afrika der Fall ist, sondern sie gehen unmittelbar in ihn über oder schmiegen sich zu unmittelbarer Einheit an ihn an.

Ein Vergleich der Charakterisierung v. Sydows der Ausdrucksformen der dynamischen Wesensart mit dem dynamischen Typus, der uns in unseren Aufsätzen entgegentrat, ergibt völlige Übereinstimmung. Abgesehen davon, daß die Phantasie der Dynamischen sich nach den Schilderungen v. Sydows, sowie nach unserer Auffassung mit Vorliebe mit einer willensstarken, beherrschenden Persönlichkeit beschäftigt, kommt überhaupt, sowohl in der Mythologie und der primitiven Bildnerei Amerikas als auch in unseren Kriminalgeschichten ein aktives Wesen zum Ausdruck, das sich in dramatischer Bewegtheit auswirkt. Trotz aller Erhebung über die Bedingungen der realen Welt durch leidenschaftlichen Willensimpuls bleibt hier wie dort ein Zusammenhang mit ihr bestehen, weil ein Gestalten blut-

[1] Es ist gewiß kein Zufall, daß der auf Handlung angelegte Detektivroman aus Amerika stammt.

Digitized by Google

haften Menschentums eine gewisse Erdgebundenheit voraussetzt. Sehr bezeichnend ist die Neigung zur Darstellung des Grausamen. Wenn v. Sydow das Tierhafte, tierisch Leidenschaftliche der Dämonie, das Grausige der Masken betont, so konnten wir dem gegenüber feststellen, daß von unseren Burschen, die den dynamischen Typus vertraten, 33 Prozent grausame Handlungen schilderten. Wenn die Lust am Wirbel des Geschehens für den dynamischen Typus charakteristisch ist, so ist die Neigung zum Gewaltsamen, wenigstens auf der primitiven Stufe seelischer Dynamik, sicher auch für seine Wesensart bezeichnend.

Wenden wir uns der Charakterisierung zu, die v. Sydow von der Seele Ozeaniens gibt. Hier steht die Phantasietätigkeit im Vordergrunde. Es heißt, daß es in Ozeanien kosmogonische Erzählungen gibt, die wie spielerische Phantastik klingen, die Phantastik der Mythologien wird ausdrücklich betont. v. Sydow erwähnt auch die fabulierende Märchenhaftigkeit der ozeanischen Legende, die im Gegensatz steht zur Brutalität nordwestamerikanischer Mythen. Bezüglich der ozeanischen Kunst führt v. Sydow aus, daß sie eine großartige, großfigurige, dekorative Gestikulation zeigt, die mit weit ausgreifender Gebärde sich im wesentlichen malerisch gibt, es tritt also, nach unserer Auffassung, das anschaulich Bildhafte der Phantasietätigkeit in die Erscheinung. Bei spielerischer Verschnörkelung im Einzelnen und Kleinen bleibt der Sinn für das Großzügige des Umrisses bestehen, sagt v. Sydow. Die farbig helle Welt dieser Kunst erregt sich von innen her, drängt nach außen, aber nicht gewaltsam, sondern voll Sehnsucht zum Schweben in der Höhe. E. v. Sydow spricht ferner von der geistigen Freiheit der Plastik Ozeaniens, die sich tiefgehend von derjenigen Afrikas unterscheidet. Er sagt, daß hier und dort die gleichen Formprinzipien bestehen, vor allem Blockeinheit, aber für die Ozeanier sei sie kein eigentliches aktives Element der Form wie in Afrika, sondern eine Umgrenzung, mit der ihre Phantasie ihr Spiel treibt. Monumentalität sei den Ozeaniern nicht eigentlich fremd, doch sei sie mehr als Grundlage anzusehen, von der aus eine höher gerichtete Begeisterung sich aufzuschwingen unterfängt. Es besteht in Ozeanien eine deutliche Steigerung zur Höhe, und diese Aufwärtsrichtung, die über sich selbst hinausweist, steht im Gegensatz zur ganz geschlossenen Monumentalität Afrikas. Bei den Götterbildern sind nicht die schwellenden Muskeln, sondern die riesigen Augen in den großen Gesichtern das Wesentliche. Die Ahnenbildnerei ist stark entwickelt, aber die Tierfigur ist nur eine malerische Dekoration, deren Konturen zu einem Schnörkelspiel verdunsten. v. Sydow spricht von einer „irrgartenhaften Phantastik", die z. B. die linearen Verschlingungen der Tiergestalten auf dem Bismarckarchipel aufweisen. Er betont auch den Phantasiereichtum der ozeanischen Masken. Sie zeichnen sich durch ästhetische Freiheit aus und bringen ein spielerisches Sich-Behagen zum Aus-

Digitized by Google

druck, auch fällt ihre leuchtende Farbigkeit auf. Sie haben einen Schwung der Linienführung, der in Afrika nicht zu finden ist. Die meisten Masken neigen zur Ornamentalisierung der ursprünglichen Form. Das gibt ihnen, wie v. Sydow sagt, oft etwas Reizendes und oft etwas Spielerisches, das ganz im Einklang steht mit dem Charakter ihrer Mythologie.

Bezüglich der Ornamentik bemerkt v. Sydow, daß sie vergeistigter ist als diejenige Afrikas und Amerikas. Bei den Gebrauchsgegenständen mißachtet das Ornament nicht den nutzhaften Zweck, aber es treibt sein Spiel mit dessen Gesetzlichkeit, indem es sich fast zum Eigenwert erhebt. Dies wird ermöglicht durch die malerische, nicht tief in die Materie eindringende Art der Bearbeitung der Bildfläche. Jedoch nicht nur der ornamentale Schmuck, sondern die Gebrauchsgegenstände selbst, wie Gefäße, Keulen, Ruder, weisen einen großartigen Schwung auf. Der Impuls der abstrakten Bewegtheit gibt die Prägung. Wenn v. Sydow von der in Ozeanien im Vergleich mit Amerika zu beobachtenden weiteren Steigerung des Dynamischen spricht, so betont er doch auch „das vergeistigende Sichaufschwingen" und die „Überführung der Plastizität ins Malerische", die die dramatische Schwere in „schwebende Leichtigkeit" wandelt. Es handelt sich hier also um eine Bewegtheit des Vorstellungsmäßigen oder Bildhaften, nicht des Volitionalen.

Im Vergleich mit unseren Schilderungen des phantastischen Typus haben wir natürlich zu berücksichtigen, daß wir sie auf Nacherzählungen von Schundliteratur gründeten, so daß der schöpferische Faktor der Phantasietätigkeit gar nicht in die Erscheinung treten konnte. Abgesehen hiervon glauben wir aber zu erkennen, daß die Wesensart, die v. Sydow in der Produktion Ozeaniens zu fassen sucht, in ihrer Freude am Spiel einer bildhaften Geistestätigkeit durchaus derjenigen unserer phantastischen Jugendlichen entspricht. Wir sehen hier und dort eine Leichtigkeit des Sicherhebens über die Realität, eine Losgelöstheit von aller Erdenschwere, von aller Bindung an ein starkes Gefühlserlebnis und von der Forderung einer Tat. Der Sinn für das anschaulich Bildhafte, den wir dem phantastischen Typus als für ihn charakteristisch zuschreiben möchten, kommt, wie uns scheint, auch in der Betonung des Sehorgans der Göttergestalten Ozeaniens zum Ausdruck.

Aus unserem Referat ist deutlich zu ersehen, daß v. Sydow im Ausdruck primitiven Seelenlebens drei völlig verschiedene Typen erkannt hat. Es kommt für uns an dieser Stelle nicht darauf an, daß diese Typen auf fernab voneinander liegenden Erdteilen in die Erscheinung treten sollen, auch nicht darauf, wie groß der Bereich ihrer Geltung ist. Uns interessiert lediglich, daß sie überhaupt sichtbar und deutlich voneinander unterscheidbar sind. Wenn es sich auch bei v. Sydow um ein behutsames Vortasten handelt, so ist doch für uns die Tatsache höchst beachtenswert, daß

Digitized by Google

auf dem Gebiet der Ethnologie bei völliger Unabhängigkeit der Untersucher, unter Anwendung völlig verschiedener Methoden die Eigenart bestimmter Lebensäußerungen in einer Weise gekennzeichnet wird, die mit unseren Formulierungen völlig übereinstimmt oder doch ihnen sehr ähnlich ist. Nicht übersehen wollen wir, daß v. Sydow den komplexen Charakter des Lebens und Sinnens der Primitiven betont und nicht leugnet, daß in den Einzelheiten des Ausdrucks vielfach Abweichungen von jenen beschriebenen Grundtypen zu finden sind. Auch wir unterließen nicht, zu bemerken, daß jeder Versuch, typische Eigenart zu umreißen, notwendig zu Abstraktionen führt, die den konkreten Erscheinungsformen nicht in jedem Einzelfall durchaus gerecht werden können. Wir sprachen in diesem Sinne von Misch- und Grenzformen unserer Typen und erwähnten die Möglichkeit einer Verbindung von Wesensrichtungen, die auf ganz verschiedenen Ebenen liegen oder in verschiedenen Schichten der Persönlichkeit wurzeln.

Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß der Lebensrhythmus, geschweige denn der Lebensinhalt der Primitiven ein völlig anderer ist als derjenige moderner Großstadtjugend. Da sich trotzdem, wie aus dem Vorstehenden ersichtlich, gewisse Grundlinien übereinstimmender typischer Wesenheit finden, so ersteht die Forderung, die konstituierenden Faktoren jener Typen, oder wenigstens das richtunggebende Moment für die Entfaltung der typischen Eigenart im Sinne unserer Feststellungen, in allgemein menschlichen, von der phylogenetischen Entwicklung unabhängigen organischen Bedingungen zu suchen.

Nach Müller-Freienfels handelt es sich bei dem typologischen Gegensatz statisch-dynamisch um eine Verschiedenheit des Bewegtheitsgrades des Erlebens, den psychologisch erklären zu wollen ihm verfrüht erscheint. Er meint, daß die motorische Veranlagung, auf die hingewiesen worden ist, zwar nicht zu übersehen ist, doch dürfte in ihr wohl nicht die Ursache, sondern wahrscheinlich nur die Folge einer größeren oder geringeren Reagibilität zu sehen sein, die sich auch auf das Gefühls- und Vorstellungsleben erstreckt.

In dieser Richtung scheint uns die Lösung des Problems nicht zu liegen. Abgesehen von der Anspruchsfähigkeit der motorischen Sphäre, die beim dynamischen Typus sicher stärker ausgeprägt ist als beim statischen, darf man bei letzterem in bezug auf das Gefühl wohl kaum von einer geringeren Reagibilität sprechen, im Gegenteil, das Gefühlsleben scheint besonders leicht und intensiv erregbar zu sein, überdies ist die gefühlsmäßige Erregung weittragend und nachhaltig. Gerade hierdurch ist offenbar der beharrende, in sich ruhende Charakter des Erlebens der Statischen bedingt — es ist gleichsam auf einen oder wenige Grundtöne bezogen.

Die Übereinstimmungen zwischen der Wesensart der religiösen Vorstel-

Digitized by Google

lungen und der Bildnerei der Primitiven, die v. Sydow zu fassen versucht hat, scheint auf die Verwurzelung der gekennzeichneten typischen Eigenarten in den tiefsten Schichten der Persönlichkeit hinzuweisen. E. v. Sydow selbst hat nicht das Unterschiedliche der von ihm beschriebenen Typen primitiver Religion und Kunst, sondern das Wesen der primitiven Bildnerei überhaupt auf psycho-analytischem Wege zu erklären versucht und dabei die radikalen Annahmen Freuds in Anspruch genommen[1]. Wir wollen ihm hier nicht folgen, zumal seine diesbezüglichen Auseinandersetzungen zur Lösung unseres Problems nichts beitragen.

Unserseits möchten wir der Vermutung Raum geben, daß die vorherrschende Bedeutung gerade der drei von uns beschriebenen Typen auch in der Welt der Primitiven auf eine Verschiedenheit der Gewichtsverhältnisse im Urphänomen des organischen Lebens, soweit es psychologisch zu erfassen ist, dem „Reflexbogen": Eindruck — emotionelle Resonanz — Reaktion zurückzuführen ist. Dies einfache Schema muß natürlich in einer Lebensfülle wirksam gedacht werden, die es aller Primitivität entkleidet.

Bezüglich unseres phantastischen Typus möchten wir annehmen, daß eine starke Eindrucksfähigkeit für die sinnlich wahrnehmbare Außenwelt seiner bildhaften Phantasietätigkeit Nahrung gibt: sein Interesse am vorstellungsmäßigen Erleben, an seiner Fülle und an seinem Wechsel wird von einer besonderen Eindrucksfähigkeit für anschauliche Vorgänge der Außenwelt getragen[2]. Ist diese vorhanden, so gleitet die kindhafte Phantasie auch im vorstellungsmäßigen Erleben ungehemmt von Bild zu Bild, und der phantastisch veranlagte Primitive spielt kombinierend und gruppierend mit dem Material, das er seiner quantitativ und qualitativ gesteigerten Eindrucksfähigkeit verdankt, wenn er nach einer Ausdrucksform seines Erlebens sucht. Hierbei ist aber schon ein schöpferischer Faktor wirksam.

Für den statischen Typus liegt das Gewicht des Erlebens in der gefühlsmäßigen Resonanz. Der Eindruck wird vorwiegend zu einem Gefühlserlebnis, das das seelische Gefüge beherrscht. Die Wandlungsfähigkeit des gefühlsmäßigen Erlebens ist viel geringer als diejenige des vorstellungsmäßigen. Das Gefühlserlebnis vermag Vorstellungen zu fixieren und deren Reproduktion zu beeinflussen[3]. In ihm haben wir das Phänomen zu sehen, das dem seelischen Geschehen den Charakter des Beharrenden und Schwerfälligen gibt. Der statische Mensch hat den „schweren,

---

[1] Eckart von Sydow, Primitive Kunst und Psychoanalyse. Eine Studie über die sexuelle Grundlage der bildenden Künste der Naturvölker. Leipzig-Wien-Zürich 1927.

[2] Das akustische Moment haben wir nicht untersucht. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß der mit musikalischer Phantasie Begabte für Töne und Klänge besonders empfänglich ist.

[3] G. Störring, Vorlesungen über Psychologie. 20. Vorlesung. Leipzig 1900.

Digitized by Google

heißen Tropfen" im Blut, ist aber nichts weniger als passiv. Kraft jenes Besitzes vermag er das Erleben anderer in sich nachklingen zu lassen, kraft seiner vermag er seine Wesensart zu steigern, indem er Gelegenheit für diesen Nachklang sucht. Bei der Bearbeitung unseres Massenmaterials ergab sich deutlich, daß die Mädchen ganz überwiegend statisch, die Burschen dynamisch veranlagt waren. Erzählungen des statischen Typus fanden wir hauptsächlich bei den Mädchen. Vergleichen wir hiermit die Mitteilungen v. Sydows über die Äußerungen der afrikanischen Seele, so drängt sich uns eine Wesenseigentümlichkeit auf, die man landläufig als „feminin" zu bezeichnen pflegt. Es sei hier besonders auf das Verhalten der Primitiven Afrikas den Toten gegenüber verwiesen. Es liegt Mütterlichkeit in ihrer Art.

Die seelische Einstellung des dynamischen Typus gilt in erster Linie der Reaktion, der willensmäßigen Beantwortung des Eindrucks. Hierdurch erhält der Typus seine Prägung. Die motorische Entladung dürfte bei den primitiven Formen des dynamischen Typus besonders stark in die Erscheinung treten. Diese Annahme legt der Umstand nahe, daß wir gerade die „ungelernten" Arbeiter, die vielfach dem dynamischen Typus zugehören, für das Motorische zugänglich fanden. Sie zeigten besonders Interesse für Kämpfe und Verfolgungen. Ihre Dynamik erschöpfte sich im Motorischen. Daß aber bei willensstarken, also dynamisch veranlagten Menschen die motorische Reaktion auch stark verhemmt sein kann, lehrt die tägliche Erfahrung. Eine anschauliche Darstellung individueller Differenzen in der motorischen Reaktion bietet eine Registrierung der von der willkürlichen Muskulatur abhängigen Atemvorgänge unter Benutzung des Pneumographen im Experiment[1]. Die Modifikationen der Atmung selbst unter der Einwirkung einfacher Reize, wie z. B. Farben, Töne, Geruchs- und Geschmacksreize, erfolgen entsprechend individuell bestimmbarer Typen, im Gegensatz zu denen des Pulses, der Änderungen in der Funktion vom Willen nicht beherrschter Muskulatur zum Ausdruck bringt. Es erweist sich, daß sich bei einzelnen Personen ganz allgemein bestimmte Tendenzen in den Modifikationen der Atmung bemerkbar machen, ungeachtet der qualitativen Verschiedenheit der reaktiven Bewußtseinszustände, als deren Ausdruck diese Modifikationen gelten müssen. So z. B. reagiert eine Person meistens mit einer Beschleunigung und Vertiefung der Atmung, eine andere hat die Neigung, die Atmung zu verlangsamen, gleichviel ob sie am Reiz Lust oder Unlust erlebt. Dies beweist eine unbewußte Beeinflussung automatischer motorischer Vorgänge, darüber hinaus aber überhaupt die Möglichkeit eines gegensätzlichen Verhaltens in der Sphäre des Motorischen, wenn sie von höheren Zentren beeinflußt ist.

[1] Vgl. M. Kelchner, Die Abhängigkeit der Atem- und Pulsveränderung vom Reiz und vom Gefühl. Archiv für die gesamte Psychologie Bd. V, 1905, S. 53 und 67.

Digitized by Google

Der Versuch, die hier behandelten drei prominenten Typen schematisch als Gewichtsverschiebung innerhalb des „Reflexbogens" zu erklären, hat den Vorzug, sie in eine Ebene zu rücken und die Möglichkeit des Vorkommens von Grundtypen zu erschöpfen. Unter anderen Gesichtspunkten lassen sich gewiß noch weitere typologische Gruppierungen vornehmen, die in ihrer Art auch elementar sein können, aber die wesenhaftesten Lebensformen dürften durch die Prävalenz des sinnlichen, in unserem Fall anschaulichen, gefühlsmäßigen und willensmäßigen Erlebens bedingt sein. Sofern der nüchterne oder spröde Typus durch eine abstrakte Geistesrichtung bedingt ist, erhebt er sich über die Sphäre des primären „Reflexbogens" und setzt vielleicht sein Gleichgewicht voraus. Im übrigen ist es denkbar, daß jenes Gleichgewicht auch einen nüchternen oder spröden Typus hervorbringt, der keinen Hochstand der Individualität bedeutet.

Daß es sich bei den drei beschriebenen Typen um seelische Prägungen handelt, die das kulturelle Leben und Schaffen der Menschheit qualitativ stark zu bestimmen vermögen, scheint aus den ethnologischen Ergebnissen v. Sydows hervorzugehen. Weitere Untersuchungen werden neben der Ethnologie die Ergründung der zeitbestimmten und zeitbestimmenden Persönlichkeiten, wie sie uns in der Geschichte entgegentreten, sowie der bleibenden Werke der Kultur, die für uns Ausdruck persönlichen Lebens sind, in Anspruch nehmen müssen. Neuerdings hat K. Breysig die Vermutung geäußert, daß auf den verschiedenen Entwicklungsstufen der Menschheit eine triebhafte Geneigtheit zu bevorzugter Wirksamkeit qualitativ unterscheidbarer seelischer Fähigkeiten besteht, die mit den von uns namhaft gemachten im wesentlichen übereinstimmen dürften[1]. Einbildungskraft, Wille, Gefühl und Verstand sollen, nach Breysig, in sich ablösendem Wechsel die Vorherrschaft ausüben. Wir werden dies nicht anders verstehen können, als daß Persönlichkeiten des phantastischen, dynamischen, statischen und nüchternen Typus zu den in erster Linie bewegenden Kräften eines Zeitalters werden. Wir müssen diese Annahme zunächst auf sich beruhen lassen, da Breysigs ausführliche Darstellung und Beweisführung noch aussteht, wichtig ist immerhin, daß in Unabhängigkeit von den hier mitgeteilten Befunden auf dem Gebiet der Geschichte sich Ergebnisse abzeichnen, die jene zu bestätigen scheinen.

[1] K. Breysig, Vom geschichtlichen Werden. Bd. II: Die Macht des Gedankens in der Geschichte. Stuttgart-Berlin 1926, S. 447. Ausführlich behandelt in dem noch nicht erschienenen Bd. III, Buch IV: Der Wandel der Seelenkräfte.

Digitized by Google

Europa, Gandhi und Tagore

Von Hans Prager, Wien

In der Frage: Was ist Wahrheit? liegt die Vergeblichkeit menschlichen Bemühens, die Vielfalt der Dinge in einem einzigen Begriff fassen zu können. Sie ist seit je die Hauptfrage aller Philosophie, welche in Systemen den Sinn des Daseins darzustellen versucht. Da hier die Erkenntnis nie befriedigt wird, treibt eine unvollkommene Antwort zur anderen, bis sich zeigt, daß die Geschichte dieser vergeblichen Frage als gemeinsames Band sich um sie alle schlingt. So ergibt sich für den, der das Sichentfalten menschlichen Erkennenwollens übersieht, die andere Hauptfrage der Vernunft und die lautet: Wie wird Wahrheit? Hier liegt in der Wirklichkeit der Bewegung selbst, also in dem, was wir das Leben nennen können, schon die ganze Hoffnungsfülle unseres Daseins; sie stammt aus der Einsicht, daß Wahrheit überhaupt wird, sich entfaltet, lebt und daß sie so lebt wie alles, nicht in diesem oder jenem Sinne, nicht in dem einen oder anderen Begriff, sondern als Tatsache wie das Leben selbst, das im Tiefsten mit seinem eigenen Sinn zusammenfällt.

Stellt sich der Mensch der ersehnten Wahrheit so gegenüber, wie es unsere erste Frage zeigt, nämlich mit dem Wunsche und der Sehnsucht, sie als etwas Fertiges, Bestimmtes, Gegebenes, als Begriff und Idee zu erfassen, dann lebt sie ferne von ihm, im Unbekannten, und mit mächtigster Leidenschaft sucht er in dieses Reich des Absoluten einzudringen. Hier steht er vor einem unbekannten Etwas, dem er betrachtend oder schauend gegenübertritt. Deshalb liegt in dem Worte „Theorie" ein so tiefer Sinn: hat es ja die ursprüngliche Bedeutung des Sehens, Schauens, das immer in die Ferne, in die Weite, bis an den Horizont geht. Wenn wir heute mit diesem Wort die geordnete, denkende Betrachtung der Dinge bezeichnen, so sind wir dabei doch in Übereinstimmung mit seiner ursprünglichen Bedeutung. Geht ja auch das Denken in seinem letzten Grunde immer auf etwas, was aus dem umfassenden Strome des Daseins herausgehoben, von ihm losgelöst und daher abstrakt ist. Es sucht nach Begriffen, die ferne aller Wirklichkeit und damit ferne dem Erkennenden selbst sind. So bekundet also jene erste Frage, daß mit ihr der Mensch einem Phänomen der Ferne verfallen ist, welches ihn nicht losläßt, das Unmöglichste von ihm verlangt, seine tiefsten Kräfte in Anspruch nimmt, ihn aber nie das gelobte Land erreichen läßt. Diese mit dem Denken und Schauen verknüpfte Erscheinung der Ferne ist der innerste Ausdruck dessen, was wir den Individualismus nennen. Hier offenbart sich das leidvolle Schicksal des Menschen, welches er aber doch liebt, weil er auf die Ferne nicht verzichten kann. Hier, wo der Mensch unablässig in seiner eigenen

Digitized by Google

nächsten Nähe zu sein vermeint, sich stets mit sich befassend, lediglich aus seinen eigenen Kräften die Welt zu erfassen sucht, muß er erleben, daß er von sich selbst am weitesten weggetrieben wird. Er vermag nicht, mit dem, was er sein Ich und die unfaßbaren Kräfte seines Innern nennt, fertig zu werden, er sucht nach einem Ort außerhalb seines eigenen Wesens, der ihm das Geheimnis seines Lebens kündet und ihm die Sicherheit gewährt, die ihm das schwankende Ich verweigert. So ist der Individualist die lebendige Erscheinung der Ferne, allen Glückes, das daran hängt, und aller Qual, die damit verbunden ist. Er denkt und schaut hinaus und hinauf, wo der Ort der Wahrheit wohnt und erlebt den furchtbaren Widerspruch, daß er, im Glauben sich selbst der Nächste zu sein, sich selbst der Fernste wird. — Wie aber an der Frage nach Wahrheit die Frage nach dem Werden der Wahrheit hängt, wie an die Ferne die Nähe geknüpft ist, so hängt mit dem Denken das Fühlen zusammen. Fühlt sich der Mensch im Strome der Geschehnisse stehend, von ihnen getrieben und mit ihnen verbunden, ist er von dem Glauben getragen, daß es nicht die Aufgabe des Lebens ist, nach einer fernen abgeschlossenen Wahrheit langen zu wollen, sondern daß diese eben darin besteht, immer und unablässig wirklich zu werden, nie zu enden, immer sich zu wandeln und zu gestalten, wie der ewig sich vollendende und nie ans Ende gelangende Kreis des Lebens selber lehrt, dann wird der Mensch nicht denkend, nicht „theoretisch", nicht idealistisch der Welt gegenüberstehen, sich nicht quälen mit der Jagd nach der Wahrheit, wie Don Quichote, der erschütterndste Europäer, der je gelebt hat. Es wird solch ein Mensch, verbunden den geheimen Kräften des Seins, die ja auch in ihm leben, tätig sein mit, unter, an den Dingen, mit ihnen verwoben, von ihnen getragen wie der Schwimmer, den das Wasser trägt. Der tätige Mensch arbeitet immer am nächsten Objekt, an dem, was sich seinem Willen unmittelbar darbietet, weil das Gefühl und der Wille, bevor sie in die Ferne gehen, am Nahen sich entzünden müssen. Menschen, ob sie Feldherrn oder Politiker, ob Glaubenskämpfer oder Kaufleute sind, sie alle sind in dem tieferen Sinne verwirklichte Erscheinungen der Nähe, weil sie mit dem verwachsen sind, was in ihr Gefühl eingeht. Sie sind im weitesten Sinne Wellen der Musik der Erde, die Rhythmus, Tempo und Klang hat[1].

Das Abendland kennt auch diese Art des Erlebens der Welt, ihm hat sich das Phänomen der Nähe in seinen tätigen, schöpferischen Kräften erhaben

[1] „Ein schlechter Bürger war er. Unfruchtbar
Für Staat und Kirche. Doch am Berg da droben
Wo er im engsten Kreis sein Glück gewoben,
Dort war er groß, weil er er selber war; —
Weil der ihm eingeborne Klang nie schwieg;
Ein Klang wie Geigen seufzen unterm Dämpfer."
(Ibsen Peer Gynt V. Akt Friedhofszene.)

Digitized by Google

und großartig verkündet. Aber auch hier ist tiefes Leid, furchtbarer Widerspruch verborgen. Zu rasch und zu jäh treibt das Gefühl und der Wille in die Ferne, zu leidenschaftlich und zu mißtönig reißt oft der Mensch der Nähe die Objekte seines Willens aus ihrer organischen Umgebung heraus, wie der Machtmensch es tut, der alles entwurzelt, sich selbst mit. Es ist das erschütternde Schicksal des Abendlandes, daß es immer wohl auf den Rhythmus der Geschichte und der Erde zu hören vermochte, aus dieser Fähigkeit heraus im umgrenzten Bezirk Großes schuf, daß aber, wenn die Nähe mit der Ferne, das Begonnene mit dem Vollendeten sich einen sollte, alles zusammenbrach und den Tätigen mit in den Abgrund riß. Europa wollte so oft in blutigen, gewaltigen Kämpfen aus dem Kleinen, dem Provinziellen, das Große, Universale bilden. Das Gefühl aber, das von der organischen Zelle beginnt, über den Nächsten, die Familie, das Vaterland in die Welt zieht, ist dem Gesetz der stetigen Entwicklung untertan. Das ist der Sinn des Universalismus, der Europas andere Eigenart ist, daß er die stetige Verbundenheit des einen mit dem anderen, die kontinuierliche Entwicklung, das sich entfaltende Werden fordert. Wahrheit wird eben nicht erzeugt, sondern wird, Leben wird nicht geschaffen, sondern entsteht, und wer individualistisch zu schaffen sucht, der fördert auch den Eigenwillen der Zerstörung.

Nun kann kein Europäer auf diesen Eigenwillen verzichten, sind wir doch alle individualistisch und universalistisch zumal, erschaffen uns die fernen Ideale, die uns unser eigenes Wesen künden sollen, entzünden uns an der Nähe, die in der Bewegung zur Ferne werden will. So sind wir gemischt aus Gedanke und Wille, aus Theorie und Tat, aus Ferne und Nähe, aus Jenseitigkeit und Diesseitigkeit, aus Individuellem und Universellem. — Nun tönt wie einst, so auch jetzt wieder eine ferne Stimme an unser Ohr, uns Vertrautes verkündend. Weil aber dieses Wort aus der Ferne kommt, klingt es uns so nah, als ob wir uns selbst zu hören vermeinten. Diese Stimme kommt aus dem fernen Osten, aus Indien, über den nahen Osten, über Rußland zu uns.

Rußland ist sowohl geographisch als auch geistesgeschichtlich die Brücke, die Europa mit Indien verbindet. Es ist das doppelgesichtige Land, in dem Abendland und Morgenland sich treffen. Diese Tatsache prägt dem Geist, der auf diesem Stück der Erde lebt, das Zeichen auf. Wer den tiefsten Gehalt der „Weltanschauung Dostojewskis", dieses großen Russen, erfaßt (wie ich es in meinem gleichnamigen bei Borgmayer in Hildesheim erschienenen Buche versuchte), der wird verstehen, was die Gedanken über Individualismus und Universalismus, die hier andeutungsweise wiedergegeben werden, bedeuten.

Der russische Dichter ist mit seiner ganzen Sehnsucht, die in seinem

Digitized by Google

Kunstwerk sich verwirklicht, Universalist, ist durchdrungen von dem Gefühl, daß das Gesetz, wonach die Menschheit angetreten, der Idee des allumfassenden, jedes einzelne in sich hinein verwebenden Gefühls der Liebe zustrebt. Ihm ist dies eine Wahrheit, die ewig, unablässig und im Menschen als nie endende Aufgabe tätig und wirksam wird. Das Werk des Dichters strebt organisch, klar, widerspruchslos diesem Ziele zu, das ihm die drei Brüder Karamasoff, ihr Schicksal und ihre Persönlichkeit versinnbildlichen. Hier ist der Universalismus wirklich geworden, hier bindet sich in der Bruderschaft das Gefühl an den natürlichen Boden des Lebens, an die Familie, um von da stetig und wachsend in die Welt zu strömen, die erlöst werden soll. Doch ehe dieser Universalismus Gestalt gewann, mußte noch der Kampf gegen den Individualismus, gegen die Qual und das Leiden des einzelnen an der Ferne, durch die ihm das eigene Wesen fremd und unheimlich wird, geführt werden. In monumentaler Weise schildert Dostojewski diesen Kampf; er selbst als Russe war in diesem Sinne ein ganzer Europäer, des Abendlandes Art und Schicksal in sich vollendend, um es zu erlösen. Mächtig ist sein Ringen mit der Qual, die die Ferne bringt; seine persönlichste Gestalt, Iwan Karamasoff, Dostojewski also selbst, sagt so unendlich bezeichnend einmal, bevor er seine Verwandlung erfährt: „Lieben kann man höchstens nur die Fernen." Dieser Iwan aber, der tragische ringende Europäer, wird dann erlöst von einem Menschen, der durch Blut und Gefühl ihm so unendlich nahesteht, von Aljoscha, der Sehnsuchtsgestalt des russischen Dichters, der Personifikation der zukünftigen Erlösung der Welt. Ebenso tief bezeichnend ist es nun, wenn der Dichter seinen Aljoscha, dieses persönliche Symbol der verwirklichten Universalität des Lebens, wo Nähe und Ferne harmonisch geeint sind, gerade in der Nacht der Verwandlung, da er seiner zukünftigen Aufgabe sich bewußt wird, „die Stille des Himmels und der Erde hören läßt". Aljoschas Vorgänger aber, Fürst Myschkin, der „Idiot", eine Gestalt, der Heiligkeit zwar nahe, aber doch noch in die Vergangenheit weisend, jenseitlich — mystisch geartet, der sieht die Strahlen der Sonne auf der Kirchturmspitze, als er von einer Hinrichtung erzählt, Dostojewskis Schicksal selbst also von ehedem berichtend! Er hat noch Gesichte, Halluzinationen, er schaut, sieht in die Ferne, daran leidet er, daran geht er zugrunde. Er ist der Träumer, der Willenlose, Aljoscha aber ist der Tätige, Wache, Wirkende. — So wandelt sich bei Dostojewski das Wirken und Schauen in das Wollen und Hören; die erlöste Zukunft der Erde trägt die Menschen, die durch die ringende, leidende, nach Erlösung sich sehnende Vergangenheit gewandert sind. Diese Vergangenheit aber, das sind wir, das Abendland von heute, das mehr denn je aus der Qual der Zerrissenheit sich erlösen will. Es ist ganzes Menschentum, das wir ersehnen, Ganzheit über-

Digitized by Google

haupt, wo wir bisher nur Geteiltheit, Absonderung, Sehnsucht, Macht und Abstraktion erfuhren.

Was nun Dostojewski erschaut, was er uns ideell als den Weg und die Aufgabe unseres Lebens gewiesen, das ist wirklich geworden in einem höheren Sinne von Verwirklichung, da Erscheinungen Gestalt gewannen, die das in sich möglichst vollkommen darstellen, was unsere Sehnsucht bildet. Wir sprechen von Gandhi und Tagore, den neuzeitlichen Persönlichkeiten der universalistischen Weltidee.

Mahatma Gandhi ist der Verkünder des sozialen Evangeliums, dessen gerade unsere Zeit so bedürftig ist. Er ist der Apostel einer weltweisen Lehre, Glaubenskämpfer und Erwecker eines großen Volkes. Aus seinen Reden und Schriften, sowie aus dem schönen Buche von Romain Rolland über ihn (alles erschienen im Rotapfel-Verlag, Zürich) strömt eine Welt von Wahrheiten uns entgegen. Dem östlichen Weltgefühl entsprechend, das Rhythmus hat, vermochte Gandhi die Idee des Universalismus, von der wir wissen, die Dostojewski künstlerisch gestaltete, historisch zu machen. Ein im Schlafe fast erstarrtes Volk hat er wieder auferweckt, das ihn als Offenbarung der Gottheit empfindet und ihn den Heiligen, „Mahatma", nennt. Er aber weist die Bezeichnung weit von sich und begründet dies in tiefer Weise: ihm ist alles, was als Einzelnes, Losgelöstes einsam und abgesondert lebt, was also das tiefe Leiden des Individualisten ausmacht, unfaßbar, der Heilige sowohl wie der Verbrecher, denn sie alle gehören der großen menschlichen Familie an, die sich organisch aus der nationalen Familie bildet. Er fühlt sich als Ausdruck des Willens seiner Nation, mit ihr verbunden und von ihrer Kraft getragen. In diesem Sinne schafft und wirkt er „national", d. h. in der Nähe, durch sein Volk und für es, aber nicht für es allein. Durchdrungen ist er von dem Gefühl, daß das Indertum eine religiöse Aufgabe für die ganze Welt zu leisten habe, und deshalb sucht er die innersten Kräfte seiner Nation zu wecken, damit an der Erlösung des einen jedes andere Volk teilhaben könne. Sein Kampf gegen England ist auf Gewaltlosigkeit gegründet. Hier ist die größte Distanz zum Individualismus gewonnen, der in seiner leidenschaftlichen Sehnsucht nach dem fernen Ideal in Einsamkeit sich verstrickt und mit Macht gegen dieses Verhängnis ankämpft. Nur so ist zu verstehen, daß im Abendlande an das tiefste religiöse Erleben die furchtbarsten politischen Kämpfe geknüpft sind, daß bei uns geschautes Ideal und gewirkte Tat in so abgrundtiefer Weise voneinander getrennt sind, daß Kultur und politische Geschichte auseinandertreten.

Gandhis Lehre, der Hinduismus, ist ihm, wie er wiederholt betont, keine missionierende Religion, sie hat Raum für alle Bekenntnisse der Erde. Er ist der Mensch der Nähe, der in alles wirkt, das ihn umgibt, des-

Digitized by Google

halb lehrt er die Jüngerschaft, lehrt in Übereinstimmung mit seinem Glauben die Liebe zum Tiere, zum Nächsten, zur Familie, zum Berufe, zum Volke. Böse sind ihm Ideen, welche die natürliche Zusammengehörigkeit der Dinge übersehen, imperialistische Ideologien, die Politiker und Völker verleiten, ihre Macht in die Ferne zu erstrecken, und damit Völker, die sie nie verstehen können, zu unterdrücken. Wie sehr Gandhi im tiefsten mit dem universalistischen Weltgefühl eins ist, zeigt sich darin, daß er die Gottheit als den Gott der Armut auf die Erde ruft, und von ihm verlangt, daß er sich einem hungernden, gequälten Volke in der Gestalt der Lebensbefriedigung durch die Arbeit zeige! Ein großartiger Gedanke! Selbst die Gottheit, die ja in allem und jedem wohnt, unterliegt diesem universalistischem Weltgesetz! Sie muß zu uns herab und nicht bloß zu uns, sondern in den innersten Bezirk unseres täglichen Lebens, dahin, wo wir wirklich uns am nächsten sind, in das Reich unseres Hungers und unserer Sättigung. Der Flucht des Menschen vor sich selbst, des Idealisten, Träumers, leidenden Menschen vor dem eigenen Leid und der eigenen Qual in die Ferne, wo Ruhe, Frieden, Erlösung winkt, dieser Flucht beugt der indische Universalist vor, indem er lehrt, daß das Leiden liebenswert ist. So bringen Gandhi und Dostojewski den Menschen, der als Individualist auf der Flucht in unbekannte Fernen ist, zu sich selbst zurück, lehren ihn die Stätte, die ihm die Natur bereitet, sein ringendes, kämpfendes Menschentum lieben und machen ihn in diesem Bereich des Ich ansässig, gründen ihm eine Heimat und bringen ihm jenen Trost, den die Nähe verleiht. Diese Liebe zum Leid ist die Liebe zu dem, was der Mensch hat, weil er dieses Leid selber ist, und weil er nur darin wird. Das Leid lieben heißt die Natur, das All lieben, in dem auch die Erlösung vom Leid und die Hoffnung darauf wohnt. Hier wurzelt der erdhafte, zukunftsfrohe Optimismus des Universalisten, den ich den tragischen genannt habe, weil er Leid und Böses zu schöpferischen Quellen des Werdens und Sichgestaltens von Wahrheit und Leben macht.

Gandhi ist der Apostel der Nähe, er ist (wie ich in meiner Schrift „Das indische Apostolat", Rotapfel-Verlag, Zürich, gezeigt) das Person gewordene universalistische Weltgefühl, er ist die andere Art Europas, zur historischen Erscheinung geworden. Nun liegt in jedem Glaubenskämpfer die große Gefahr, daß ihn die Nähe verzehrt, daß ihn die Jünger verkleinern, daß sein Wirken an der Enge haften bleibt. Es ist zweifellos, daß auch diese Gefahr Gandhi droht, daß aus seinem weltweiten Ziel ein finsterer, enger, reaktionärer Nationalismus werden kann, den seine Nachfahren aus der großen Idee des Apostels machen können und — wie es scheint — jetzt auch machen wollen. Doch beweist dies nichts gegen den Apostel selbst, sondern nur gegen die Unvollkommenheit der Menschen, die große Ideen auf die Dauer nicht ertragen. Diese Ge-

Digitized by Google

fahr spürt die zweite bedeutende Erscheinung Indiens dieser Tage, Tagore, der in anderer Weise dieselbe große Idee repräsentiert.
Tagore ist Dichter und Sänger, Gandhi Glaubenskämpfer. Tagore leidet, daß das erhabene Ziel der Menschlichkeit von Gandhi „dem schwankenden Schiff unserer Politik anvertraut wird". Gandhi, an das Leiden anknüpfend, wird von Tagore daran erinnert, daß der Brahmanismus wie der Buddhismus ebenfalls Indiens Religion, Läuterung der Freuden des Lebens lehre. So ist Tagore der Künstler, der nur die Schönheit der Welt sieht, Gandhi der Mann der Tat, der das Elend hinwegschaffen will. Tagore der Schönheitssucher, mit allen seinen Sinnen die Welt in sich aufnehmend, sie im Gedicht, im Lied, im Märchen immer wieder als ein Kunstwerk neu bildend, ist das sonnenhafte Auge, für das die Nacht das Warten auf den Morgen ist. Er ist unauflöslich an das Ja der Welt gebunden, sie ist da, in ihr lebt er und für sie schafft er. Gandhi aber tritt an die Dinge heran und sucht sie seinem Willen zu unterwerfen; denn der tätige Wille sucht nach Entscheidungen, die er sofort und bedingungslos treffen muß.
Tagore ist der ästhetische platonische Universalist, Gandhi der praktische Idealist, jener sieht die Harmonie der Welt, dieser will sie. Wie Gandhi die Überwindung gewalttätigen Glaubenskämpfertums darstellt, so Tagore die Überwindung des leidvollen Schauens über die Dinge, die er wohl sieht, aber in Freude sieht, nicht auf der Flucht, sondern im Verweilen. So sind sie Beide Vervollkommnungen tiefster und wesentlichster Einstellungen der Welt. Wenn Tagore in herrlichen Worten „Gott den ewigen Verschwender der Zeiten" nennt, so tritt diesem reichen Gott des Dichters der Gott der Armut des Glaubensmenschen gegenüber. Beide Götter aber bedeuten ja denselben Gott, der auf derselben Erde lebt. Der Gott Beider ist der, der sich in Alles ergießt, in Alles verströmt, in Allem lebt, er verschwendet sich, weil in ihm Nähe und Ferne dasselbe sind, so wie Tagore den singenden Vogel mit der gleichen Liebe liebt, wie er seinen Gott liebt.
Nähe und Ferne sind eines, Schauen und Wollen sind verbunden, in Gandhi und Tagore lebt dieselbe große Idee. Beide Männer, jeder für sich eine Vervollkommnung unvollkommenen Strebens darstellend, das, ansonsten mit Flucht und Gewalt verbunden, hier an Liebe und an die Bejahung der Welt geknüpft ist, stellen zusammen die große Idee des weltweiten Universalismus dar, der unsere Aufgabe ebenso ist wie die Indiens. Tagore liebt Europa, wie Gandhi es liebt; jenem wird die Ferne nah, diesem die Nähe zur Ferne. Jener reist in die Welt und gibt ihr seine Lieder; dieser bleibt im Lande, wirkt durch Jünger in sein Volk und durch dieses in die Welt hinaus.
Verschiedene Wege, aber dasselbe Ziel! Unsere Sehnsucht ist, daß auch

Digitized by Google

wir einst vermögen werden, aus uns wieder jenes ganze Menschentum zu erzeugen, dem nicht mehr die Sinne geteilt sind, dem Alles zu Einem und das Eine zu Allem wird. Wir mögen lernen, uns selbst zu finden, bei uns zu sein und, ohne uns zu verlieren, den Weg auch in die Ferne zu finden.

Charakterologische Bibliographie

Von Dr. W. Rink

Zur Schädelkunde

F. J. Gall:
Brief an Freiherrn von Retzer.
(Veröffentlicht in Wieland's neuem deutschen Merkur, 1798, Nr. 12, S. 311 ff. — Enthält die erste öffentliche Nachricht von der phrenologischen Lehre.)

Roose:
Anthropologische Briefe, Leipzig 1803.
(Das Werk enthält viel phrenologisches Material.)

Bojanus:
Phrénologie.
In dem Magazin encyclopédique par Millin. Messidor. An. X. Nr. 4, pag. 445—472.

?:
Exposition de la nouvelle théorie de la Physiognomique du Dr. Gall de Vienne, fondée sur la récherche des opérations du cerveau.
Leipsic au Comptoir d'Industrie.

?:
Dr. F. J. Gall's neue Entdeckungen in der Gehirn-, Schädel- und Organenlehre.
Carlsruhe, 1807.

Kotzebue:
Der Schädelkenner.
Ein kleines Lustspiel zur Verspottung der Gall'schen Phrenologie, das von Goethe (Annalen 1803) „mit einer aufrichtigen allgemeinen Erklärung" dem Verfasser, welcher ihm ein Exemplar dediziert hatte, zurückgeschickt wurde!

Goethe:
Annalen 1803 (s. oben).

Goethe:
Briefe aus dem Nachlaß.
Auch hier tritt Goethe verschiedentlich für die „respectabeln Bemühungen" Gall's ein!

Himly:
Erörterung des Gall'schen Versuchs einer fortgesetzten Gehirnlehre.
Halle, 1806.

Digitized by Google

Huber:
Gall's Lehre etc.
Basel, 1808.

Joh. Friedr. Wilh. Himly:
Gall und Lavater. — Beitrag zur vergleichenden Würdigung der neuen und alten Physiognomik.
Berlin, 1808. — Scharfe Stellungnahme gegen Gall, dem hauptsächlich eine Vermengung moralischer Gesichtspunkte (Unterscheidung von Gut und Böse am Schädel) mit der Physiognomik vorgeworfen wird. Eintreten für Lavater, der nach Verf. nur das Maß der vorhandenen Kraft physiognomisch fixieren wollte, nicht aber ihre qualitative Richtung und praktische Auswirkung! Diese interessante Kritik verdient besondere Beachtung!

Edinburgh-Review:
Juniheft 1815.
Ein Artikel in diesem Heft, der Gall und Spurzheim mit Schmähungen überhäufte, wurde für Spurzheim die Veranlassung, aus Schottland nach Edingburgh zu reisen und dort seine erfolgreichen Kurse zu beginnen.

Ideler:
Rezension der Hirschfeldschen Übersetzung der Phrenologie von Combe.
In den Annalen der gesamten Heilkunde von Hecker, Jahrg. 1824, 28. Bd., S. 202, 309.

Caldwell:
On the application of Phrenology to Education, Criminal Legislation, National-Character and on Materialism.
Phrenology vindicated, being an answer to the Lectures of Dr. Sewall against Phrenology.

Tidskrift for Phrenologien udgiven of C. Otto.
Kiöbenhaven 1827.

The American Phrenological Journal.
Philadelphia, 1838—1842.

Spurzheim:
Appendix to the Anatomy of the Brain, with remarks on Mr. Charles Bells Animadversions on Phrenology.
London, 1832.

Broussais:
Hygiene morale, ou application de la physiologie à la morale et à l'éducation.
Paris, 1834. — Anwendung phrenologischer Grundsätze auf die Pädagogik.

Broussais:
Rapport de la phrénologie avec la philosophie.
Paris, 1835.

Digitized by Google

Uccelli:
Compendium der vergleichenden Anatomie und Physiologie.
Italienisch geschrieben; enthält den ersten Versuch einer Einführung der Phrenologie in Italien.

James Simpson:
The philosophy of education with its practical application to a system and plan of popular education as a national object.
Edinburgh, 2th Edit. 1836. — Fußt auf phrenologischen Grundsätzen.

Parchappe:
Sur le volume de la tête et de l'encephale chez l'homme.
Paris, 1837.

Lelut:
Du poids du cerveau dans ses rapports avec le developpement de l'intelligence.
Gazette médicale de Paris, 1837, T. V., p. 146.

v. Reichlin-Meldegg:
Psychologie des Menschen.
Heidelberg, 1839. — Enthält eine ablehnende Kritik der Gallschen Phrenologie.

Andreas Combe:
The principles of physiology applied to the preservation of health and to the improvement of physical and mental education.
Edinburgh, 1841, 10th Edit. — Praktische Anwendung phrenologischer Grundsätze.

Andreas Combe:
A treatise on the physiological and moral management of infancy.
?

G. Combe:
Notes on the United States of North-America.
Edinburgh, 1841. — Beschreibung einer Reise nach Nordamerika (1838 bis 1840) zwecks Wiederbelebung der dortigen phrenologischen Ansätze und Bestrebungen.

G. Combe:
Moral-philosophy or the duties of Man.
Edinburgh, 1841, 2th Edit. — Enthält interessante Berichte über phrenologische Erfahrungen in verschiedenen Strafanstalten.

G. v. Struve:
Über die Erziehung nach phrenologischen Grundsätzen.
In der pädagogischen Revue von Dr. Mayer, 3. Jahrg., Bd. 5, Oktoberheft, S. 345—360.

G. v. Struve:
Über das Verhältnis der Phrenologie zum Strafrecht.
In v. Jagemanns und Nöllners Zeitschr. f. deutsches Strafverfahren, Bd. 3, H. 2, S. 161 ff., Jahrg. 1842. — Bericht über Erfahrungen in der großen Strafanstalt auf der Insel Norfolk im Stillen Ozean, die längere Zeit „unter der Leitung der Phrenologen" stand!

Digitized by Google

G. v. Struve:
Über Zurechnungsfähigkeit.
In der gleichen Zeitschr. wie die vorige Arbeit, Bd. 3, H. 4.

G. v. Struve:
Die Geschichte der Phrenologie.
Heidelberg, 1843. — Kurze Skizzierung der Entstehung und der geschichtlichen Entwicklung der Gallschen Phrenologie, besonders der Schwierigkeiten und Anfeindungen, denen sie in Österreich, Deutschland, Frankreich, England und Schottland begegnete.

A. Zeune:
Über Schädelbildung zur festeren Begründung der Menschenrassen.
Berlin, 1846.

J. Engel:
Untersuchungen über Schädelformen.
Prag, 1851.

J. W. de Mueller:
Des causes de la coloration de la peau et les différences dans les formes du crane au point de vue de l'unité du genre humain.
Stuttgart, 1853.

Emil Huschke:
Schädel, Hirn und Seele des Menschen und der Tiere nach Alter, Geschlecht und Raçe.
Jena, 1854. — Das umfangreiche Werk enthält im 1. Teil die Resultate von linearen und Flächenmessungen des Schädels sowie von kubischen Messungen der Schädelhöhle, im 2. Teil die Ergebnisse von Gehirnwägungen und Untersuchungen der Strukturen der einzelnen Gehirnteile. Die diesbezüglichen Verschiedenheiten bei Völkern, Rassen, Säugetieren, Vögeln usw. werden vergleichend dargestellt. Sehr viele Maßtabellen. 6 Bildtafeln. Besonders interessiert die angewandte Meßmethode, die auf einer bestimmten Triangulierung des Schädels beruht. Im 3. Teil eine sehr interessante Seelenlehre, die bereits mit der Dreiteilung: Körper — Seele — Geist arbeitet und den Wert der Symbolik berücksichtigt. Auseinandersetzung mit der Carusschen Cranioskopie und der Gallschen Phrenologie.

Joh. Christ. Gustav Lucae:
Zur Architektur des Menschenschädels, nebst geometrischen Originalzeichnungen von Schädeln normaler und abnormer Form.
Frankfurt a. M., 1857. — Im 1. Teil werden abnorme Schädelformen geschildert unter besonderer Berücksichtigung der Bedeutung des Primordialskelettes und der Entwicklungsgeschichte. Ausgezeichnete Bildtafeln; zu einem der abgebildeten Schädel wird eine Lebens- und Charakterskizze gegeben, „um dem Leser Gelegenheit zu geben, die Lehre von der Phrenologie praktisch zu prüfen". — Der 2. Teil bringt Schädel bekannter Personen, darunter viele Verbrecher, z. B. J. Bückler, der sog. Schinderhannes; zu jeder der sehr guten Reproduktionen textliche Beschreibung des Schädels und Lebensgeschichte des betr.

Digitized by Google

Menschen. Verf. nimmt gegen die Gallsche Phrenologie Stellung und versucht, an verschiedenen praktischen Beispielen nachzuweisen, daß sie falsch ist.

Zur Krankenphysiognomik

Aug. Maur. Baumgarten-Crusius:
Fragmenta physiognomices medicae. — Dissertatio medica semiologica pro venia docendi.
Halae, 1833. — Eine Habilitationsschrift über die allgemeine und spezielle Krankenphysiognomik. Gesichtsausdruck und Einzelmerkmale bei generellen und lokalen Erkrankungen werden eingehend erörtert. Gute Literaturangaben.

Martin Friedemann:
Krankenbeobachtung.
Jena, 1920. — Im allgemeinen Teil werden Umfang, Art und Mittel der Krankenbeobachtung geschildert; krankenphysiognomisch sind besonders das 7., 8. und 9. Kapitel wichtig, die den allgemeinen Eindruck des Kranken, den Gesichtsausdruck und die an der Körperoberfläche zu machenden Beobachtungen behandeln. Der spezielle Teil bringt die Beschreibung einiger wichtiger Krankheitsbilder. Enthält 40 instruktive Photographien.

Eduard Weiß:
Diagnostik mit freiem Auge (Ektoskopie).
Berlin-Wien, 1923, 2. Aufl., 1925. — Enthält viel für die Krankenphysiognomik wertvolles Material. Versuch, aus dem Körperäußern unter besonderen Verhältnissen auf innere Krankheitsprozesse zu schließen, und zwar in systematischer, methodologisch exakt ausgebauter Weise. — Im Anhang ein Verzeichnis der Spezialliteratur dieser interessanten diagnostischen Methode.

Zur Lehre von den Temperamenten

Es folgt eine Zusammenstellung von älterer Literatur zur Lehre von den Temperamenten, die früher direkt aus dem Mischungsverhältnis der Körpersäfte und Körperbestandteile abgeleitet wurden, deren Untersuchung und Beschreibung daher durchaus in das Gebiet der Physiognomik gehörte:

Acorambonus, F., et Segarta:
Commentatt. ad Galeni libros de temperamentis.
Valent., 1596.

Aeschardus:
Dissertatio accidentibus consequentibus, praecipue de temperamentis.
Jen., 1600.

Ainslie, Alb.:
Dissertatio de hominum temperamentis.
Edinb., 1787.

Digitized by Google

Albertus, Mich.:
Programma de fatis doctrinae temperamentorum.
Hal., 1712.
Appel, Jo. Wil.:
Entwurf der Temperamente und der daraus entstehenden Neigungen des Gemütes, Sitten und Naturells.
Hamb., 1733.
Ayroldus, D. P.:
Commentarii in omnes libros Galeni de temperamentis.
Francof. a. M., 1645.
Baldus, Cam.:
De humanarum propensionum et temperamenti praenotitionibus.
Bonon., 1629—1664.
Berger, C. Aug.:
Dissert. de temperamentis.
Francof., 1737.
Bernard, Fr.:
Quaestio medica, an frequentissima temperamentorum mutatio?
Paris, 1745.
Borden, Th. du:
Quaestio medica, an pro temperamentorum diversitate functionum diversitas?
Paris, 1754.
Brendel, Zachar.:
Dissertatio de temperamentis.
Jenae, 1619.
Brotbeckius:
Diss. de crasiologia sive theoria temperamenti.
Tubing., 1656.
Bruehl:
Programma de generationis temperamentorum doctrina.
Marb., 1795.
Brun, J. Jac. v.:
Diss. de temperamenti natura et speciebus.
Basil., 1616.
Bruno, Jac. Pancr.:
Oratio de Galeni axiomate: mores animi sequuntur temperamentum corporis.
Alt., 1682.
Cabon:
Quaestio medica, num vario fibrarum contextu et e latere diversa temperies.
Paris, 1755.
Canario, G. Lopez:
Commentt. ad Galeni libros de temperam.
1565.

Digitized by Google

Caron, Phil.:
Dissertatio num a vario fibrarum contectu et e latere diversa temperies?
Paris, 1741.

Dircksen, Harro Wilh.:
Die Lehre von den Temperamenten. Neu dargestellt.
Nürnb. u. Sulzb., 1804.

Dodart, D.:
Estne statura temperamenti τεκμήριον?
Paris, 1660.

Dupuy, C.:
Quaestio medica, an diversis temperamentis diversus non nuturalium usus.
Paris, 1755.

Ficker, Guil. Ant.:
Commentatio de temperamentis hominum, quatenus ex fabrica corporis et structura pendent.
Götting., 1791.

Finckenau:
Dissertatio de temperamentis.
Regiomont., 1718.

Fischer, J. And.:
De temperamentorum morumque convenientia et usu medico.
Erford., 1725.

Fischer, J. And.:
Programma de temperamento medico.
Erford., 1725.

Follinus, Herm.:
Modus cognoscendi naturam humanam sive mores et temperamenta hominum.
Colon., 1649.

Friessen, Herm. van:
Dissert. de temperamentis.
Lugd. Bat., 1662.

Fuchsius, L.:
Commentarii in libros Galeni.
Paris, 1554.

Galenus, Claudius:
De temperamentis libri tres. Interprete Thom. Linacro.
Paris, 1523.

Gandolfi Gaet.:
Su i temperamenti degli animali domestici.
Vid. in Opp. scientif. di Bologna, Tom. II. p. 328—343.

Garbe, Jo., et P. de la Couture:
Quodlibet temperamentum ut suas virtutes sic suos habet defectus.
Paris, 1687.

Digitized by Google

Gericke, P.:
Dissertatio de temperamentis.
Helmst., 1748.
Goelicke, A. O.:
De temperamentorum natura, characteribus ac diathesi morbosa.
Hal., 1705.
Gonnet, A.:
Dissertatio de temperamentis.
Argentor., 1729.
Gorris, Joh. a:
Dissertatio an animi mores sequantur corporis temperamenta.
Paris, 1654.
Grube, H.:
Dissertatio de temperamentis.
Jen., 1666.
Gyssus, Jac.:
De temperamentis.
Basil., 1704.
Hallé, J. N.:
Mémoires sur les observations fondamentales d'après lesquelles peut-être établie la distinction des temperamens.
(In „Mémoir. de la Société. d'emulation". T. III. p. 342—394.)
Hartmann:
Dissertatio de eo, an temperamentum possit mutari.
Lips., 1712.
Henninger, J. Siegesm.:
Dissertatio de temperamentis.
Argent., 1718.
Hoffmann, Fr.:
De temperamento, fundamento morum et morborum in gentibus.
Hal., 1705.
Hoppius, J.:
Dissertatio de temperamento.
Lips., 1638.
Horstius, J.:
De temperamentis.
Helmst., 1588.
Husson, H. M.:
Essai sur une nouvelle doctrine des temperamens.
Paris, 1798.
Kaempf, J.:
Kurze Abhandlung von den Temperamenten.
Schmalkald. und Francf. a. M., 1762.
Kirchmayer, G. O.:
Dissertatio de temperamentis.
Vitenberg., 1661.

Digitized by Google

Lawaetz, H. W.:
Versuch über die Temperamente.
Hamb., 1777.
Lemnius, Leo:
Libri duo de habitu et constitutione corporis, quam κρᾶσιν aut complexionem vocant.
Antwerp., 1561. Venet., 1567. Erford., 1582. Jenae, 1587. Francof. a. M., 1591.
Lugt, J. Alb.:
Dissertatio de temperamentis.
Goetting., 1781.
Mallinkrott, Jo. Frd. Theod.:
De temperamento quod medicorum est.
Marburg, 1789.
Mentz, Fr.:
Dissertatio de temperam.
Lips., 1712.
Moles, du:
Quaestio medica an temperamenti diversitas a diversa fibrarum constitutione.
Par., 1744.
Mueller:
Dissert. de temperamentorum propensionumque humanarum connexione.
Zittav., 1708.
Niederhuber, Ignaz:
Ueber die menschlichen Temperamente.
Wien, 1798.
Preaux, G.:
Dissertatio an ex capillis certum de temperamentis iudicium.
Paris, 1674.
Rabe, Alb. Alex.:
Diss. de temperamentis.
Halle, 1834.
Rainssant, N.:
An optime temperati omnium ingeniosissimi?
Paris, 1663.
Rhades, J. Jac.:
Animadversiones circa temperamenta humana, imprimis ea, quae lactatione communicata habentur.
Hal., 1786.
Rosen, Nic.:
De emendatione temperamentorum.
Jen., 1732.
Rosenstein:
Dissertatio de emendatione temperamentorum.
Upsal., 1734.

Digitized by Google

Roussille-Chamsery:
De temperamentis, dantur ne tria, vel quattuor temperamenta.
(Legitur in „Mémoir. de la Société. méd. d'emulat." T. VII. p. 339—353.)
Schelhammer, G. Ehr.:
De temperamentis et calido innato.
Jen., 1700.
Schmidt, A. G.:
De varia hominum constitutione.
Jen., 1804.
Schroeder, E. J. W.:
De temperamentis.
Marb., 1774.
Schulze, J. H.:
De temperamentorum existentia eorumque usu in medicina.
Hal., 1734.
Spengler, H. Guliel.:
Dissertatio de temperamentis.
Berolin., 1820.
Stahl, G. Ernest.:
De temperamentis philosophico-physiologico-pathologico-mechanica enucleatio.
Hal., 1697.
Stahl, G. Ernest.:
Dissertatio de mutatione temperamentorum.
Hal., 1712.
Stahl, G. S.:
Neu verbesserte Lehre von den Temperamenten.
Lips., 1723.
Stenzel, Gott. Christ.:
De veri temperamenti in humanis corporibus absentia, huiusque cum intemperie confusione.
Viteberg., 1727.
Stock, Joh. Chr.:
De emendatione temperamentorum.
Jen., 1731.
Sturm, J. Chr.:
De ingeniorum varietate, ratione temperamenti.
Alt., 1693.
Thilo, Is.:
De temperamento.
Lips., 1662.
Ursinus, Chr.:
De temperamentis.
Francof. ad. V., 1658.

Digitized by Google

Vestus, Just.:
De temperamentis.
Erford., 1708. 2. Aufl. 1712.
Vignon, Franc. de:
An a temperie ingenium.
Paris, 1656.
Wedelius, J. A.:
De temperamento mixti.
Jen., 1698.
Wedelius, J. A.:
Commentatio de temperamento viventis.
Jen., 1720.
Werther:
De temperamento primi hominis in statu integritatis.
Lips., 1709.

Bücherbesprechungen

Der „Niederländische Verein zur Förderung der wissenschaftlichen Graphologie" („Nederlandsche Vereeniging tot bevordering der wetenschappelyke Graphologie"), Sekretariat Willem Beukelsstraat 38, Amsterdam-O., Holland, gibt seit dem 1. Januar 1929 eine Zeitschrift heraus, die unter dem Titel „Tydschrift voor wetenschappelyke Graphologie" vierteljährlich einmal erscheint. Die Redaktion liegt in den Händen des Vereinsvorstandes, der sich aus folgenden Herren zusammensetzt: Privatdozent Dr. J. Schryver, C. J. van Ledden Hulsebosch, Dr. S. C. Bokhorst, Nervenarzt Herman de Levie und K. H. Broekhoff. Die erste Nummer enthält nach einem einleitenden Artikel von Dr. Schryver Beiträge von Prof. Dr. Pierre Janet über: Graphologie und Psychologie, von Nervenarzt Herman de Levie und Dr. J. Schryver über: Unverbundene Schrift (eine geschichtliche Übersicht und ein neuer Versuch zur Erklärung der unverbundenen Schrift) und von C. J. van Ledden Hulsebosch über: Graphologie und Fahndungsdienst. Ferner bringt die Zeitschrift einen Bericht über den zweiten Graphologenkongreß in Paris und eine Besprechung des Buches von A. u. G. Mendelsohn, „Der Mensch in der Handschrift". Wir wünschen dem Verein, der — 30. September 1926 gegründet — wahre Pionierarbeit auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Graphologie in Holland leistet, mit seinem neuen Unternehmen viel Erfolg.

Das Werk Gotamo Buddhos

Übersetzt von Karl Eugen Neumann. — Verlag R. Piper & Co., München

Die Krönung und Vollendung des monumentalen Neumannschen Übersetzungswerkes, dessen Hauptteile ich bereits in Heft 5 des 1. Jahrganges der Zeitschrift für Menschenkunde eingehend gewürdigt habe, ist die

Digitized by Google

Längere Sammlung der Reden Gotamo Buddhos, deren Neuherausgabe soeben vollendet wurde. Den 3 Textbänden ist ein 4. Band mit Anmerkungen beigefügt, der die außerordentlich wertvollen und umfangreichen Erläuterungen Neumanns enthält. Der erste Band der Übersetzung erschien erstmalig 1907, der zweite 1912. Nach Vollendung der Übertragung des dritten Bandes starb Neumann am 18. Oktober 1915, ohne die Wirkung und Anerkennung seines Lebenswerkes noch miterleben zu dürfen, in der tragischen Vereinsamung des Vollendeten. Erst ein halbes Menschenalter später beginnt nun der kostbare Same zu keimen und in weitesten Schichten Wurzel zu schlagen. — Kaum ein zweites Werk in deutscher Sprache hat uns eine derartige Konzentration von Menschenweisheit und Weltkenntnis zu bieten, wie sie gerade die „Längere Sammlung" aufweist. Die kongeniale Übersetzung Neumanns wird unsterblich sein, — dieses frühere Urteil wird nach der Versenkung in die vorliegenden vier neuen und letzten Bände des gewaltigen Werkes aufs neue und endgültig befestigt. Es stimmt, was Gerhart Hauptmann sagte: „Karl Eugen Neumann hat, wie einst Luther das Bibelbuch, die heilige Schrift des Buddhismus zum deutschen Besitz gemacht." — Der Piper-Verlag hat sich mit der sorgsamen und wohlgelungenen Neuherausgabe ein unbestrittenes Verdienst erworben, dessen allseitige Anerkennung nicht ausbleiben kann.

Dr. W. Rink.

Paracelsus, Volumen Paramirum (Von Krankheit und gesundem Leben)

Herausgegeben und erläutert von Joh. Daniel Achelis

Jena, 1928. — Verlag Eug. Diederichs

In einer ausführlichen Einleitung versucht der Herausgeber eine Brücke zu schlagen zwischen unserer Zeit und dem Werk des Paracelsus, indem er das Wesen des Ens astrale (des Miteinander), des Ens veneni (des Gegenüber), des Ens naturale (des Selbst), des Ens spirituale (des Du), der Krankheit und der Heilung (des Ens Dei) eingehend erläutert. Die Schwierigkeiten der in der ursprünglichen Sprache des Textes der ersten Huserschen Gesamtausgabe wiedergegebenen Lesart werden durch einen umfangreichen Kommentar ausgeglichen. Ein Vergleich mit der neuen großen Aschnerschen Ausgabe ist sehr interessant. Druck und Ausstattung sind vorzüglich. — Zur Einführung in die Paracelsussche Gedankenwelt eignet sich gerade das Volumen Paramirum recht gut, da es vor allen anderen Werken besonders klar aufgebaut ist auf der Weltanschauung von der Einheit alles Lebens, in die auch der Mensch eingefügt und deren Ordnungen er unterworfen ist. Krankheit ist ein Herausfallen aus einer dieser Ordnungen; Heilung ist Wiedereingliederung in die Ordnung und nur durch Gesamtbehandlung des ganzen Menschen zu erreichen. Auf viele Fragen und Probleme der heutigen Medizin und Kunde vom gesunden und kranken Menschen liegt bei Paracelsus Antwort und Lösung bereit!

W. Rink.

Digitized by Google

Richard Hamburger, Neue Theorie der Wahrnehmung und des Denkens

Berlin, 1927. — Verlag G. Stilke

Die Anwendung des minimalenergetischen Grundprinzips auf psychologische Probleme vermag der Gestaltstheorie neue wissenschaftstheoretische Wege zu weisen. Hamburger versucht an verschiedenen Beispielen den Nachweis, daß der Satz vom geringsten Energieaufwand auch die Wahrnehmungs- und Denkvorgänge des Menschen beherrscht. Jede metaphysische Lösung der Gestaltsprobleme wird abgelehnt und nach Möglichkeit durch empirisch fundierte Erklärungen ersetzt. Die nachgewiesenen, auf Grund des Energieprinzips zustandekommenden endogenen Ergänzungen des Wahrnehmungs- und Denkprozesses sind sehr aufschlußreich. Den Fachmann werden die kritischen Auseinandersetzungen mit der modernen Gestaltstheorie von Wertheimer, Köhler und Koffka sowie mit der Komplextheorie von G. E. Müller interessieren. Ob man nun die Beweisführung des Verfassers für gelungen hält oder nicht, das Buch bedeutet auf jeden Fall eine dauernde Bereicherung der Psychologie. W. Rink.

Berichtigung

In mein Referat über den Vortrag von Herrn Prof. Utitz „Vom Wesen der Charakterologie" (Heft 4, S. 257 ff.) hat sich leider eine sinnentstellende Formulierung eingeschlichen, auf die ich freundlicherweise vom Redner selbst aufmerksam gemacht wurde und die hiermit richtiggestellt sei. Auf Seite 258, Spalte 1, Zeile 18 von oben, muß es statt „Eine notwendigere Aufgabe" usw. richtiger heißen: „Neben dem Ausbau der wissenschaftlichen Ausdruckskunde, um den Klages sich hervorragende Verdienste erworben hat, ist eine notwendige Aufgabe die Sammlung einer charakterologischen Symptomatologie im Sinne einer klinischen Kasuistik" usw.

Dr. Rink.

Wir weisen besonders auf den dieser Nummer beigefügten Prospekt des Verlages Joh. Ambrosius Barth, Leipzig, über das neue Werk von Ludwig Klages: „Der Geist als Widersacher der Seele" hin.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. med. et jur. Hans von Hattingberg, München, Ainmillerstr. 32, und Niels Kampmann, Heidelberg, Schloß-Wolfsbrunnenweg 62.

Digitized by Google

TYDSCHRIFT VOOR WETENSCHAPPELYKE GRAPHOLOGIE

Organ der „Nederlandsche Vereenigung tot bevordering der wetenschappelyke graphologie“ (Niederländischer Verein zur Förderung der wissenschaftlichen Graphologie)

Schriftleitung:
Dr. J. Schryver, Privatdozent, C. J. van Ledden Hulsebosch, Dr. S. C. Bokhorst, Herman de Levie, Nervenarzt, K. H. Broekhoff

Preis 4 Gulden jährlich

Adresse der Schriftleitung: Willem Beukelsstraat 38, Amsterdam-Oost, Holland

EINFÜHRUNG IN DIE

CHARAKTERKUNDE

AUF INDIVIDUALPSYCHOLOGISCHER GRUNDLAGE

Von Dr. med. FRITZ KÜNKEL
Nervenarzt in Berlin

Zweite Auflage. 1929
VIII, 185 Seiten. 8°. RM. 8.—, Leinen RM. 10.—

Die erste Auflage war innerhalb eines Jahres vergriffen! Das Buch macht den empirischen Charakter, die Verhaltungsweisen der einzelnen Menschen in ihrer Zusammengehörigkeit und Entwicklung verständlich. Der Charakter ist als organische Einheit des „Seelischen und Körperlichen“ dargestellt. Praktische Beispiele für die Anwendung der Charakterkunde im Leben bilden den Abschluß des verdienstvollen Buches. Einige Hauptabschnitte sind: Form und Werden des Charakters — Charakter im Alltag — Liebe und Ehe — Weg des Leidens — Klärungsprozeß.

VERLAG S. HIRZEL / LEIPZIG C 1

Digitized by Google

Philosophische Anthropologie

Blätter für deutsche Philosophie

Band III, Heft 1 / Preis RM. 6.50

MITARBEITER:

J. D. Achelis-Leipzig: Über den Begriff der Alchimie.

Wilhelm Burkamp-Rostock: Der Mensch als Naturwesen und als Normen realisierender Geist.

Buytendijk-Groningen: Über den Unterschied zwischen Mensch und Tier.

Th. L. Haering-Tübingen: Die philosophische Bedeutung der Anthropologie.

G. Lehmann-Berlin: Die absolute Distanz und das Problem des Zwischenmenschlichen.

Manfred Schröter-München: Der Sinn des Menschen.

Rudolf Unger-Göttingen: Zu Lessings Gedächtnis.

Hans Prinzhorn-Frankfurt: Zur geistesgeschichtlichen Stellung der Charakterkunde.

Anschließend: Bücherbesprechungen, Bücher-Neuerscheinungen, Zeitschriftenschau.

Die Blätter für Deutsche Philosophie erscheinen vierteljährlich. Das Abonnement kostet pro Jahr RM. 14.—. Ausführlicher Prospekt gern vom Verlag

Junker & Dünnhaupt Verlag / Berlin

Druck der Offizin Haag-Drugulin A.-G. in Leipzig

Digitized by Google

BF636 STK

JAHRGANG V HEFT 2

AI Z47 V.5 no.2 914

ZEITSCHRIFT FÜR MENSCHENKUNDE

BLÄTTER FÜR CHARAKTEROLOGIE UND ANGEWANDTE PSYCHOLOGIE

*

HERAUSGEBER:
Dr. med. et jur. HANS VON HATTINGBERG, MÜNCHEN
und NIELS KAMPMANN, HEIDELBERG

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
MAR 13 1986

NIELS KAMPMANN VERLAG

ERWEITERT

Digitized by Google

HERAUSGEBER:

Dr. med. et jur. Hans von Hattingberg, München

und Niels Kampmann, Heidelberg

Anfragen und Manuskripte an Niels Kampmann Verlag, Heidelberg

MITARBEITER:

Dr. Achelis, Berlin
Dr. A. Ackermann, Zürich
Dr. Alfred Adler, Wien
Ch. Baudouin, Genf
M. Becker, Hamburg
Dr. Bernoulli, Basel
Dr. Ludwig v. Bertalanffy, Wien
Hans Blüher, Berlin-Hermsdorf
Dr. Bode, München
E. Brunner, Zürich
Dr. Bührig, Chur
Dr. Clauss, Jerusalem
Dr. Cohn, Guben
A. Delhougne, Lörrach (Baden)
Frau A. Deventer v. Kunow, Weimar
Dr. Walthari Dietz, Hamburg
Dr. med. Dück, Innsbruck
Havelock Ellis, London
Prof. Erismann, Bonn
Alfred Gernat, Wien
Herbert Gerstner, Wolfegg
Prof. Dr. Ludwig Gurlitt, Capri
Dr. Hackländer, Essen
Dr. Haeberlin, Nauheim
Dr. M. Hartge, Freiburg i. Br.
Dr. Aug. Horneffer, Berlin
Prof. Junge, Elmshorn
Prof. Kafka, Dresden
Dr. Hans Kern, Berlin
Dr. L. Klages, Kilchberg-Zürich
Dr. Fritz Klatt, Prerow, Ostpr.
Hans Langenbruch, Berlin
Dr. Otto Lankes, München
Prof. Leuchtenberg, Darmstadt
Emil Lucka, Wien
Emil Ludwig, Berlin
Thomas Mann, München
Dr. Marcinowski, Bad Heilbrunn
W. Marseille, Berlin-Wilmersdorf
Dr. Mohr, Coblenz
Curt Moreck, München
Margret Naval, Wien
Dr. Neuscheler, Heidelberg
Dr. M. Ninck, Riehen
Prof. Dr. Poppelreuter, Bonn
Prof. Preetorius, München
Dr. Hans Prinzhorn, Frankfurt
Dr. Max Pulver, Zürich
Dr. W. Rink, Berlin
S. Römer, Berlin
Dr. Ottmar Rutz, München
Kurt Saucke, Hamburg
Dr. Ernst Schertel, Stuttgart
Dr. R. W. Schulte, Spandau
Oscar A. H. Schmitz, Salzburg
Prof. Dr. Schultz, Berlin
Dr. Spunda, Wien
Prof. Fedor Stepun, Dresden
Prof. Dr. Erich Stern, Gießen
Frank Thiess, Wilmersdorf
Baronin Dr. v. Ungern-Sternberg
Prof. Verweyen, Bonn
August Vetter, Diessen
Dr. Gaston Vorberg, München
Dr. L. Wagner, Köln
Theo Zehetbauer, Wilhelmsburg
Mag. B. Wittlich, Dorpat
Stefan Zweig, Salzburg

Jahrgang 6 Hefte RM. 10.—, Einzelheft RM. 2.—

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT FÜR MENSCHENKUNDE

BLÄTTER FÜR CHARAKTEROLOGIE UND ANGEWANDTE PSYCHOLOGIE

5. JAHRGANG JULI 1929 HEFT 2

INHALT: *Oscar A. H. Schmitz:* Der Zerfall des bürgerlichen Menschen / *Bruno Kurth:* Handschrift und Lebensdauer / *A. Deventer von Kunow:* Die Bacon-Forschung nach dem Weltkriege / *E. Brunner:* Die Identifizierung von Stenographieschriften *Hans Langenbruch:* Studien mit ultravioletten Strahlen / Bücherbesprechungen

Der Zerfall des bürgerlichen Menschen

Von Oscar A. H. Schmitz

I.

Nur sehr wenige Menschen suchen von vornherein individuelle Entwicklung, und das ist wohl gut so, denn, wo sie zu früh bewußtes Ziel und Selbstzweck ist, wird leicht „die Persönlichkeit" theoretisch überspannt und am konkreten Leben mit seinen Forderungen vorbeigelebt. Vielmehr geht der Wunsch der meisten zunächst nur dahin, einer höheren Schicht, als der überkommenen, anzugehören. Der katholische Bauernsohn strebt in den Klerus, der Sohn des Handwerkers oder des Kaufmanns in den Gelehrtenstand oder nach größerem Besitz. Nun gar der Mensch der Masse! Jedes Aufsteigen zu besserer Bildung und Lebenshaltung wird ihm Befriedigung gewähren, aber auch der erfolgreich in höhere Schichten Aufsteigende wird nur selten das, was ihn so sehr befriedigt, individuell durchschauen.

Auch dem Aristokraten ist das schwer, und zwar um so schwerer, je höher sein Rang, aber aus ganz dem entgegengesetzten Grund. Er wird in der höchsten sozialen Schicht geboren. Befriedigt ihn das nicht, so bleibt ihm freilich nur der Weg der Individualisierung seines Menschentums offen, denn kollektiv aufsteigen kann er nicht mehr. Aber wenn zur Grafenkrone noch sozusagen eine Grafschaft gehört, nämlich großer Landbesitz, der eine Hofhaltung im kleinen ermöglicht, abwechselnd mit hohen Ämtern und dem Genuß aller Freuden des Lebens, wenn der so Privilegierte dazu gar die Standestugenden und Pflichten wirklich noch erfüllt, dann kommt er nicht leicht dazu, über das empirische Dasein in seiner Klasse hinaus noch etwas zu erstreben. Wohl wird mancher in reiferen Jahren sich auch

Digitized by Google

den Werken des individuellen Geistes öffnen, aber selten werden sie ihm mehr als eine sublime Unterhaltung bedeuten, besonders wenn seine Fragen nach dem Ewigen von der Kirche noch befriedigend beantwortet werden.

Sowohl mit dem voraussetzungs- und hemmungsloseren Massenmenschentum verglichen, wie mit der persönlichen Freiheit innerhalb der privilegierten Schicht des Adels, bedeutet das Bürgertum zunächst Enge. Den Tieferen aber bietet sich nirgends mit solcher Selbstverständlichkeit, wie im Bürgertum, der Weg zur individuellen Vergeistigung. Darum sind im Abendland fast alle Einzelwerke der Kultur von Söhnen der Schicht geschaffen worden, die vom freien Bauerntum bis zum niedern Adel, vom Handwerkertum bis zum höheren Beamtentum reicht. Der Fleiß der Knechte schuf den materiellen Unterbau, in den Palästen der Großen entstand gültige Form, aber die individuelle Produktivität lag vorwiegend in der Mitte der Gesellschaft. Der Grund ist der, daß hier das Kollektive am wenigsten spürbar ist, weder als der dumpfe Druck, der den Massenmenschen lähmt und alle seine Energien aufzehrt, noch als Privileg, das den Adligen von Haus aus erhebt, aber auch sehr verpflichtet und oft zum Stillstand verführt. In der Mitte ist die Lebenssicherung weder zu gering noch zu groß. Energien können frei werden, müssen sich aber sofort an Widerständen bewähren.

Die beiden Namen Immanuel Kant und Jeremias Bentham drücken die beiden Möglichkeiten der Mitte aus, Mittelpunkt oder mittelmäßig zu sein. Die Philosophie Kants macht das erkennende Subjekt des Menschen zum Mittelpunkt der Welt. Bentham hingegen reißt das belanglose Ich aus allen überpersönlichen Zusammenhängen und macht das Glück der möglichst großen Zahl von Mittelmäßigkeiten zum Ziel des Menschenlebens. Das ist der sogenannte Utilitarismus, als dessen Produkt der Bourgeois erscheint. Versteht man dieses unter Bürgertum, so hat die radikale Kritik auf der ganzen Linie recht. Versteht man darunter aber die Schicht, welche vorzugsweise die Erbmasse des abendländischen Geistes trägt und die auch heute noch fast alle wesentlichen Geister hervorbringt, einschließlich die großen Sozialisten und Bolschewisten, so bedarf jene Antibürgerlichkeit, die heute Mode ist, einer gründlichen Überprüfung. Zudem ist die Sozialdemokratie in ihren praktischen Zielen völlig bürgerlich, und gerade das soll ihr nicht verdacht werden. Wer weder Bankkonto noch Pensionsberechtigung hat, der soll gegen Arbeitslosigkeit, Krankheit und Alter versichert werden, ein an sich durchaus staatserhaltender Gedanke, der sich revolutionärer Mittel nur so lange bedienen mußte, als der Egoismus der herrschenden Klassen begriffsstutzig blieb. Der Bolschewismus nimmt freilich nicht nur diese bürgerliche Sicherung, sondern das ganze persönliche Leben in staatliche Regie. Neuerdings hört man sogar von einem be-

Digitized by Google

wußten Kampf gegen die häusliche Mahlzeit zugunsten öffentlicher Küchen. Durch solche fanatische Verallgemeinerung eines auf manchen Lebensgebieten gesunden Prinzips wird Vernunft Unsinn, Wohltat Plage, und der homo sapiens entwickelt sich zum Herdenmenschen zurück, dem gegenüber der bang den Kurszettel lesende Spießbürger bald als Condottiere eines vergangenen Heldenzeitalters erscheinen wird, in dem die Menschen noch etwas verlieren und gewinnen konnten.

In England hat Disraeli[1] das konservative Bürgertum veranlaßt, den sozialen Gedanken aufzunehmen, und tatsächlich gingen die ersten sozialen Reformen bis zur Wahlberechtigung der Arbeiter von konservativer Seite aus gegen den im Sinne Benthams individualistischen Utilitarismus der Liberalen, den Disraeli auf das heftigste bekämpfte. So wurde in England die Revolution vermieden, und noch heute gibt es unter den englischen Sozialisten kaum Marxisten und Umstürzler. Der englische Sozialist, ja der bessere Arbeiter ist oft „Gentleman", d. h. er teilt die bürgerlichen Ideale. Die englische Arbeiterpartei ist erstaunlich ressentimentlos und darum der wirksamste sozialistische Verband im ganzen Abendland. In Deutschland hat Bismarck die Gelegenheit, etwas Ähnliches zu tun wie Disraeli, verpaßt, als der junge Lassalle vor ihm stand, gewillt seine Ideen von oben her zu verwirklichen. Bismarcks Hemmnis war sein Junkertum, das in jener Zeit freilich zugleich noch ein höchst positiver Wert war, von dem er große Kraft empfing. Die noch immer antisoziale Einstellung mancher Schichten des deutschen Großbürgertums hingegen ist nicht die Kehrseite positiver Werte, sondern beruht auf dem Mangel einer positiven Idee. Das Standesgefühl des englischen Bürgertums wird weit mehr dem sozialen Gedanken gerecht, und zwar darum: seit der Magna Charta fühlt sich der englische „Gentleman" gegenüber Adel und Krone als standesbewußter Civis, woran auch durch die Theorie des Liberalismus und Utilitarismus nichts geändert wurde, denn Theorien bedeuten in England wenig. Wer aber genau weiß, was er selber ist, der kann den, der auch etwas werden möchte, anhören und ihm die Hand reichen.

Der deutsche Bürger hatte sich bis ins 19. Jahrhundert nicht als Civis, sondern als Untertan gefühlt und sich für diese äußere Gebundenheit in seinen guten Exemplaren durch eine individuelle Geistigkeit schadlos gehalten. Als auch in Deutschland das veränderte Wirtschaftsleben den reichen Großbürger schuf, da wurde er nicht Civis, wie der englische Gentleman, sondern unter dem Einfluß des englischen Liberalismus sofort Bourgeois, aber ohne Tradition, die der großbürgerliche Typ in England besitzt. Dieser moderne Bourgeois hat kein Standesgefühl und keine Würde, er zittert nur um sein Geld. Es ist ihm nicht Funktion seiner Stellung, sondern ihm allein verdankt er sie. Mit ihm steht und fällt er. Weil er keinen

[1] Vgl. Schmitz, Disraeli, Gg. Müller Verlag.

Digitized by Google

Seinsgrund hat, ist Angst sein gewöhnlicher Zustand. Ein neuer aufsteigender Stand, der nun seinerseits Rechte verlangt, kann daher von ihm gar nicht mit objektiv überlegener Ruhe und Selbstsicherheit ins Auge gefaßt, es kann gar nicht sachlich geprüft werden, inwiefern diese Rechte sinnvoll und erfüllbar sind, ihre Ablehnung Chaos und Revolution, ihre Gewährung Ordnung und Staatserhaltung bedeutet. Die Reaktion auf diese neuen Forderungen ist Nervosität und Animosität, und der einzige praktische Gesichtspunkt ist, daß dies alles ja ein Heidengeld kosten würde. Aus demselben Grund hat es der deutsche Sozialdemokrat so schwer, der Gesinnung nach Bürger, d. h. Civis zu werden, mit Rechten und Pflichten, weil er ja, im Gegensatz zum englischen Sozialisten, täglich den Bourgeois und nur selten den Civis sieht. Jenem sind alle Mittel zur Sicherung recht, und so klammert er sich an alles, was Halt gewährt, vor allem an die immer mehr erstarrenden historischen Mächte, die ihm eigentlich ganz fremd sind, und das Ergebnis ist die Vermählung der ursprünglich liberalhändlerischen Industrie mit dem ursprünglich feudal-agrarischen Militarismus, die Deutschland in den Abgrund geführt hat. Der jüdischen Bourgeoisie blieb dieser Weg freilich verschlossen, und sie ließ sich in eine ebenso widersinnige Ehe zwischen Kapitalismus und politischen Radikalismus ein. Es gibt eine alte Frankfurter Geschichte, in der bei einem Tumult ein Bürgersmann in Nachtmütze ans Fenster kommt. Man ruft zu ihm hinauf, es sei Revolution, und er fragt ängstlich: „Mit oder ohne ‚heilig ist das Eigentum'?" Im ersten Fall geht es ihn nichts an. Er ist nur wirtschaftlich konservativ, politisch ist er radikal, und sein Sohn wird wahrscheinlich überhaupt nichts oder revolutionär sein. Einem bürgerlichen Radikalismus, der sich möglichst unbürgerlich gibt, fehlt natürlich ebensosehr das sichere Standesbewußtsein des Civis, wie dem aus Angst konservativen Bourgeois christlich-nationalen Geblüts.

Wer selber keine organische, Sinn ausdrückende Form besitzt, der kann einem nach Form ringenden neuen Stand nichts bieten. Statt daß sich, wie in England, der alteingesessene Civis mit dem, der es trotz antibürgerlichen Phrasen werden will, auseinandersetzt, organisieren sich bei uns das bourgeoise und das proletarische Chaos gegeneinander, und der Kampf geht nicht um neue Gestaltung, sondern um augenblickliche materielle Vorteile, die Hauptsache aber ist die Lust, den Gegner zu ärgern. Zusammengefaßt: der konservative Bürger weiß bei uns oft selbst nicht, was ein dem Ganzen verantwortlicher Civis ist, sondern denkt nur an den persönlichen Nutzen, der radikale Bürger weiß es noch weniger, verlacht er doch selbst alles Bürgerliche, und dasselbe tun die Sozialisten, deren einzige Sehnsucht trotzdem der Civis ist. In den Wirtschaftskämpfen der letzten Jahre soll sich freilich ankündigen, daß dieser Tiefpunkt überschritten und ein Verständnis für eine Gemeinschaft, wo jeder Bürger, aber auch jeder Ge-

Digitized by Google

nosse ist, sich anbahnen will. Vorläufig ist es für den, der ehrlich Gerechtigkeit wünscht, einfach unmöglich, sich auch nur unentstellte Information zu verschaffen. Hört man von den fantastischen Direktorengehältern und sonstigen Einkommen der Großindustrie für eine von jedem intelligenten Fachmenschen zu leistende Arbeit, dann müssen einem die Arbeiterforderungen als bescheiden vorkommen. Hört man aber wiederum von den Versuchen, die Löhne ohne Rücksicht auf die jeweilige Konjunktur grundsätzlich immer höher zu schrauben, so erscheint der Widerstand der Arbeitgeber begreiflich.

Der Abstand zwischen Sein und Denken ist ein deutsches Erbübel, aber zur Zeit droht es, alles zu zersprengen, falls nicht endlich Besinnung durchdringt. Auf der einen Seite z. B. der „evangelische" Geistliche mit „stramm-nationaler", militaristischer, womöglich antisemitischer Gesinnung, auf der anderen Seite der Millionär, der sich zum Kommunismus bekennt, das sind wohl die groteskesten Blüten dieser Zeit. Der evangegelische Pfarrer mit heidnischer Seele ist oft belacht worden, aber der Reiche, der sein schlechtes Gewissen durch antikapitalistische Gesinnung loskauft, ist noch ungeschoren geblieben, weil es der Rechten meist an Witz fehlt. Der „Bourgeois" fühlt sich heute selber im Unrecht. Entweder überschreit er sein Gewissen, oder aber er verfällt ihm, und sein Reichtum bleibt unfruchtbar. Weder ist er stark genug, um ein verantwortlicher Reicher zu sein, der Geld nicht nur sinnlos anhäufen und immer wieder investieren kann, sondern auszugeben versteht — allenfalls gibt er einen Teil davon in kollektiver Wohltätigkeit wieder her —, noch aber vermag er sich seines Reichtums, mit dem Kommunismus ernst machend, zu entäußern. Nicht durch ein schlechtes Gewissen, sondern durch sinngemäße, produktive Verfügung wird Reichtum in einer Hand gerechtfertigt, ja in solchem Fall wird man leicht ein Auge gegenüber seinem Ursprung zudrücken und sagen: non olet, so wie man einem bedeutenden Mann nicht die Übertretungen bürgerlicher Moral nachrechnet. In keiner Zeit war die Entstehung des Reichtums ganz einwandfrei, aber in früheren Zeiten war er nicht Selbstzweck, der immer wieder in sich selbst investiert wurde. Unsere Großkapitalisten sind durchschnittlich wahrscheinlich einwandfreiere Charaktere als die Borgias und die meisten Medici, aber die Räubereien dieser gestalteten das Leben, die Kalkulationen und Investitionen jener bleiben für die Qualität unseres Lebens gänzlich unfruchtbar.

II.

Man hat die Fehler des Bürgertums richtig durch das Wort „Kastengeist" zusammengefaßt. Er ist das Zerrbild dessen, was wir hier als Standesbewußtsein fordern. Dieses ist nichts anderes, als eine soziale Anwendung des Wortes: Erkenne dich selbst. Wer weiß, was er ist, der braucht sich

Digitized by Google

nicht dauernd nach außen zu verbarrikadieren. Eine Klasse, die organisch gewachsen ist und ihre Daseinsberechtigung kennt, gerade die braucht keinen Kastengeist zu haben.

Dem Kastengeist der Oberen steht die Milieutheorie der Unteren gegenüber, nach der jeder nichts anderes, als das Produkt der äußeren Verhältnisse sei. Wenn dem so wäre, dann hätte ja der Kastengeist recht mit seiner Absonderung gegen Menschen aus geringerem Milieu. Er hat aber ebenso unrecht, wie die Milieutheorie, denn beide vergessen den Spielraum, den die einmalige Individualität innerhalb jeder Gemeinschaft hat. Natürlich ist der Proletarier mehr zum Verbrechen versucht, als der wirtschaftlich Gesicherte, aber trotzdem ist er nicht notwendigerweise moralisch minderwertig. Natürlich erleichtern günstige Umstände die Entwicklung eines höheren Menschentums, aber nur, wenn das Individuum in seiner Freiheit ein solches bejaht, und darum ist der bürgerliche Mensch nicht notwendig moralisch höherwertig. Gerade so leicht können äußerlich günstige Umstände die Höherentwicklung hemmen, wie ungünstige sie anstacheln. Die Milieutheorie gilt nur für die Extreme der Gesellschaft. Tatsächlich gibt es Mächte, die das Individuelle erdrücken können. Wessen Wünsche in der Kinderstube von unverantwortlich reichen Eltern befriedigt wurden, ehe sie noch ausgesprochen waren, aus dem kann so schwer etwas werden, wie aus einem von einem Verbrecher mit einer Dirne unter einem Brückenbogen erzeugten Kind.

Der unten Geborene strebt mit Recht in einer höhere Schicht aufzurücken, und die sozialdemokratische Partei ist bereits eine. Beim Proletarier ist daher die radikale, antibürgerliche Einstellung als Durchgangsstufe heute kaum vermeidlich. Kein bürgerlicher Mensch kann indessen etwas gewinnen durch eine radikale, negative Einstellung zu den überpersönlichen Werten, wie Nation, Stand und Familie, deren Bindungen seine Wurzeln schützten. Es wird doch nachgerade allzu deutlich, daß revolutionär-antibürgerliche Gesinnung nicht genügt, ja eher ein Hemmnis ist, um einen Betrieb sachlich zu leiten, eine affektfreie Erkenntnis zu gewinnen, ein Kunstwerk jenseits des Tageslärms zu schaffen, ja nur ein bescheidenes Amt außerhalb der Partei pflichttreu auszufüllen. Überall schreit man geradezu nach der vornehmsten aller bürgerlichen Tugenden, der individuellen Beziehung zum Werk, aus der so viele andere Tugenden entstehen, wie Zuverlässigkeit, Treue usw. Wer diese Eigenschaften noch hat, aber ohne den Hauptfehler des Bürgertums, die zu zähe Angepaßtheit an den überkommenen Apparat, wer vielmehr das, was er ist, auch unter gewandelten Formen, immer wieder neu zu sein vermag, der hat heute die besten Aussichten.

In allen Lagen bleiben, wer man ist, das ist indessen im Grund eine adlige Einstellung. Im tieferen Sinn adlig ist es, sich mit seinen äußeren Um-

Digitized by Google

ständen nicht zu identifizieren, sie vielmehr als nur äußere Ausdrucksmöglichkeiten besonderen Wertes zu benutzen. Fallen diese Mittel fort, so ist wohl zunächst die Ausdrucksmöglichkeit gehemmt. Bleibt indessen der Wert erhalten, und zwar lebendig, nicht in catonischer Entsagung, dann wird er sich auch in verwandelter Zeit neue Ausdrucksmittel verschaffen. Dies ist die einzig mögliche Antwort auf die Frage, ob der Adel noch eine Bedeutung in unserer Zeit hat. Der Adlige, der nach Verlust seiner Privilegien ein Schieber wird, war schon kein Adliger mehr, als er sie besaß. Der Adel hat trotz seiner häufigen Entartung indessen nie vergessen, daß der Titel Ausdruck eines bestimmten Seins bedeuten soll, und heute muß er erkennen, daß Privilegien, die diesen Sinn verloren haben, von der Gemeinschaft nicht länger ertragen werden. In der adligen Jugend Österreichs fühlen sich heute gerade infolge der Abschaffung der Titel manche angetrieben, über das Wesen adligen Seins wieder ernstlich nachzudenken. Das ist der Wert des Standesbewußtseins, das positiv ist, im Gegensatz zu dem negativen Kastengeist. Wessen Stand freilich nur durch den Besitz bestimmt ist, der bleibt nicht, was er ist, wenn der Besitz schwindet. Daher die zahllosen Selbstmorde im Geschäftsleben.

Wir können nun den Begriffen Bürger und Bourgeois noch mehr Inhalt geben. Der Bürger ist der Civis mit einem positiven Standesgefühl, wie der Adlige; der Bourgeois ist das inhaltlose Zufallsprodukt geschickt ausgenutzter Konjunkturen und darum in seiner von den äußeren Umständen bedingten Wesenlosigkeit, wie schon gesagt, nicht wesensverschieden vom Proletarier. Verliert er sein Geld, proletarisiert er sich schnell, auch äußerlich, genau so wie der Proletarier, der zufällig zu Geld kommt, sofort „Bourgeois" wird. Dagegen steht der organisierte „Genosse" mit seinem so ausgesprochenen Standesgefühl bereits auf der ersten Stufe zum Civis und beginnt sich zu entproletarisieren, so wenig das auch seine Führer wünschen. Im Augenblick nämlich, wo es Standesgefühl gibt, beginnt der Bürger. Proletariat ist der Nichtstand. So wird die Sozialdemokratie, ohne es zu wollen, ja gegen ihren Willen zum Instrument der Verbürgerlichung und mehr und mehr zur staatserhaltenden Partei.

Im späteren Mittelalter und noch durch die ganze frühkapitalistische Zeit hindurch war das bürgerliche Standesgefühl mächtig wirksam, ja es steht als stärkste Dynamik hinter der Französischen Revolution. Leider wurde es völlig zersetzt durch die Vermengung mit den sogenannten Menschenrechten, die den abstrakten Menschen meinten, nicht den konkreten innerhalb seiner natürlichen Bindungen. In der Revolution tritt das Bürgertum als „tiers état" auf, aber es machte denselben Fehler, wie heute der vierte Stand, der das Bürgertum „abschaffen" will; es versuchte Adel und Geistlichkeit ganz zu beseitigen. Natürlich kamen sie wieder, nachdem der „tiers état" anerkannt war, und auch das Bürgertum wird seine Rolle weiter

Digitized by Google

spielen, sobald der vierte Stand an den materiellen und geistigen Gütern Anteil haben wird, ja dieser wird ihm neues Blut zuführen.
Die Ursache dieser Entwurzelung der Stände liegt übrigens nicht in der Französischen Revolution, sondern gerade in dem, was sie bekämpft hat, nämlich im absoluten Königtum. Dieses hat zuerst die Stände entwertet, indem es sie bedeutungslos machte, denn der ursprüngliche Feind aller Übergriffe der Krone war ein standesbewußter Adel. Indem Ludwig XIV. aus dem auf seinem Landsitz residierenden Adligen einen Höfling machte, der, um dem Quell der Gnade immer nahe zu sein, in dem Zwischengeschoß von Versailles eine Art höheren Dienstbotenlebens führte, wurde eine Bresche in die alte Adelsgemeinschaft des Abendlandes gelegt. Das Bürgertum konnte in der Revolution darum das Übergewicht gewinnen, weil der positive Inhalt des Adels immer mehr der Inhaltlosigkeit des Höflings gewichen war, so wie heute der sinnverkörpernde Civis dem sinnlosen Bourgeois. Darum war damals das Wort Bürger ein Ehrenname, darum ist es heute ein Schimpfwort, während „Genosse" noch einen positiven Inhalt hat.
Was können wir nun aus alledem schließen? Alle Menschenwerte müssen sich zuerst kollektiv konkretisieren, um bewußt zu werden, aber alles Kollektive erstarrt nach einiger Zeit, wird sinnlos und fällt neuen Formen zum Opfer. Mit dem Zerbrechen der alten Form ist aber nicht das mindeste gegen den in ihr verkörperten Wert bewiesen, so wenig wie die siegende Form einen höheren Wert darstellt. Der neue Wert ist nur gerade historisch fällig, und seine Form wird nach einiger Zeit genau so zerbrechen, wie die alten Formen. Was aber bleibt, ist der Umstand, daß diese Werte einmal Form geworden sind und als solche im Bewußtsein der Menschen weiterleben. Vielleicht wird es bald keine konkreten Könige mehr geben, aber individuell königliche Menschen werden immer wieder auftreten und königlich wirken, denn das Bild des Königs lebt in jedem als Symbol weiter, und wo es sich individuell gestaltet, ruft es die natürlichen Verehrungsinstinkte der anderen wach. (Der Wert des Königs hat übrigens unmittelbar nichts mit gut oder böse zu tun. Auch böse, ja teuflische Naturen können etwas Königliches haben, ist doch der Satan selber der „Fürst dieser Welt".) Wie der königliche, so werden auch die adligen Werte bleiben, und wenn die Abkömmlinge des alten Geburtsadels in ihrer Erbmasse noch eine besondere Disposition gerade zu deren Verwirklichung tragen, dann hat zwar nicht der Adel als Stand, aber dann haben noch viele einzelne Adlige eine Rolle zu spielen, auch wo Adel in concreto abgeschafft ist. So werden alte kollektive Standeswerte individuell und unabhängig von Zeitbedingungen erhalten. Nicht anders ist es mit dem Bürger als Civis. So wie der die Französische Revolution überlebende Adel sich zwar bewahrte, aber doch mehr und mehr sich dem Ideal der bürgerlichen Lei-

Digitized by Google

stungstüchtigkeit anpassen mußte, so wird der Bürger zwar seine traditionellen Standeswerte erhalten, aber zugleich das neue Genossenschaftsideal annehmen müssen, um überleben zu können. Der Sinn der Zukunft wird nicht in der reaktionären Wiederherstellung alter Kollektivformen liegen. Deren Werte können nur individuell gerettet werden, und wer das vermag, der wird auch die in den neuen Forderungen liegenden Werte zuerst erkennen und von ihren kollektiven Schlacken zu befreien helfen. Das alte feudale Ideal hat in deutschen Landen durch Bismarck seine letzte große Verwirklichung gefunden. Sein Wiederaufglimmen in heutigen völkischen Bünden ist greisenhafter Johannistrieb, günstigeren Falles schnell verrauchende jugendliche Romantik. Wenn die bürgerliche Jugend, statt völkischen oder revolutionären Theorien zu erliegen, ihre gute alte Erbmasse zu neuem individuellem Sein belebte, dann wäre ihr diese Welt nicht länger stumm, und es könnte zu wirklicher Erneuerung kommen, aber unter gänzlich anderen Formen als die romantisch beklagten oder die utopisch erhofften.

Ohne die Durchdringung mit dem bürgerlichen „Geist" verfällt der Adel auf seinen Landsitzen leicht einem geistig rohen Hinterwäldlertum, während umgekehrt die bürgerliche Kultur nicht über Kunsthandwerk und Meistersingertum hinausgekommen wäre ohne die Berührung mit den Fürstenhöfen der Renaissance, mit Windsor, Versailles und Weimar. Dort erwarb sie erst die volle Freiheit, Schönheit und die kleineren, aber nicht zu verachtenden Gaben der Grazien, wie Takt und Geschmack. Dadurch entstand neben der höfischen Eleganz (cortesia) die bürgerliche Urbanität. Man mag über die politische Bedeutung der Fürsten zu sehr widersprechenden Urteilen kommen, die Anregung zu urbaner Gesittung stammt immer wieder von ihnen. Sie haben die Verschmelzung adliger Form mit bürgerlichem Geist gefördert, und merkwürdiger- oder vielmehr sehr begreiflicherweise ist gerade das Volk, das im Gentlemanideal die Urbanität zur unbedingten Forderung gemacht hat, das englische, zuerst zur Demokratie übergegangen. Dort war das ursprünglich aristokratische Ideal so breites Sein geworden, daß es keiner künstlichen Abwehr gegen die anderen Klassen mehr bedurfte, und heute nehmen es bereits die englischen Arbeiter an. Daß sich das Proletariat mehr und mehr verbürgerlicht, ist keine Frage. Zur Frage steht nur, ob die kulturellen Erbwerte des bisherigen Bürgertums erhalten werden können. Das ist nur möglich, wenn aus dem alten Bourgeois dadurch wieder ein Civis wird, daß er selber das neue Gemeinschaftsgefühl des aufsteigenden Proletariats annimmt, so wie im 19. Jahrhundert der noch lebensfähige Teil des Adels das Ideal bürgerlicher Tüchtigkeit.

Digitized by Google

Handschrift und Lebensdauer

Von Bruno Kurth (Berlin-Steglitz)
Diplom-Versicherungs-Verständiger, Volkswirt R. D. V.

A. Einleitung.

Oft habe ich in Zeitschriften Auszüge und Erläuterungen über meine Arbeit „Handschrift und Todesalter" gelesen; aber niemals haben sich die Verfasser mit der wichtigen Frage der Berechnung der Lebensdauer aus der Handschrift näher befaßt.

Um diesen bedeutenden Punkt meiner Arbeit weiter aufzuklären, will ich im nachstehenden versuchen, die Art und Weise näher zu erläutern, die ich bei einer flüchtigen, überschlägigen Berechnung anzuwenden pflege. Dieses Verfahren ist meiner Ansicht nach derartig einfach, daß es jedem Leser möglich sein wird, auf Grund der angegebenen Daten selbständig, wenn auch nur angenähert, die Lebensdauer eines Menschen zu berechnen.

Auf die scheinbar so merkwürdige Idee der Bestimmung der Lebensdauer aus der Handschrift bin ich durch folgende Überlegung gekommen. Alle unsere Handlungen sind durch unsere seelische und charakterologische Einstellung bedingt. Wenn also der Mensch ein langes Leben anstrebt und sich dem Tode entgegenstemmt, so ist die Wahrscheinlichkeit länger zu leben größer, als wenn er sich nicht zur Wehr setzt. Auf Grund dieser Annahme bin ich dazu übergegangen, die Eigenschaften schon verstorbener Personen in Verbindung mit ihrer Lebensdauer zu bringen. Das war natürlich nur durch die charakterologische Zerlegung der Handschrift möglich. Ich verwandte hierzu die Unterschriften der Anträge der ersten 10000 Lebensversicherungsscheine einer unserer größten Versicherungsgesellschaften. Von den gefundenen Daten der Auszählung der einzelnen Schriftzüge wurden Tafeln angefertigt, die aussagen, wann man mit dem Lebensende des Schreibers bestimmter Schriftmerkmale rechnen kann. Zur Feststellung der Verwendbarkeit der Tabellen habe ich bei zwei andern großen und bedeutenden Lebensversicherungsgesellschaften Berechnungen durchgeführt. Das Ergebnis dieser Untersuchungen war, daß 75 v. H. aller Lebensdauerbestimmungen zutrafen, während 18 v. H. den wirklichen Werten gegenüber kleine Abweichungen aufzuweisen hatten.

Stürzen wir uns nun gleich mutig in die Bearbeitung der Handschriftzüge, um zu sehen, welche Bedeutung sie für die Beurteilung der Lebensdauer eines Menschen haben.

B. Die Berechnungsgrundlagen.

Bei dieser Arbeit dient, wie schon im vorstehenden ausgeführt worden ist, die Handschrift als Unterlage für die Bewertung der Lebensenergie. Aus

Digitized by Google

diesem Grunde müssen die Schriftzüge kurz erklärt werden; auch ist es notwendig, die Anzahl der Jahre zu erwähnen, die bei der Berechnung einzusetzen sind.

Die Bearbeitung erfolgt nun derartig, daß die angegebenen Jahre einfach zusammengerechnet werden. Allerdings treten auch Daten auf, die durch das vorgesetzte Minuszeichen darauf hindeuten, daß die Schriftzüge eine Verminderung der Lebenskraft anzeigen; deshalb sind die bei ihnen vermerkte Zahl abzusetzen. Die Handschrift besteht aus mehreren verschiedenartigen Schriftzügen. Für die Berechnung sind aber nur wenige notwendig. Will man allerdings eine vollständig genau zutreffende Bewertung der Lebensenergie vornehmen, so muß man eine große Anzahl von Schriftzügen und die Tafeln über die Lebenskraft berücksichtigen. Es sei nochmals erwähnt, daß die Berechnung bei Zugrundelegung der nachstehend angeführten Werte nicht eine genau zutreffende Angabe liefert, sondern nur einen ungefähren und angenäherten Wert.

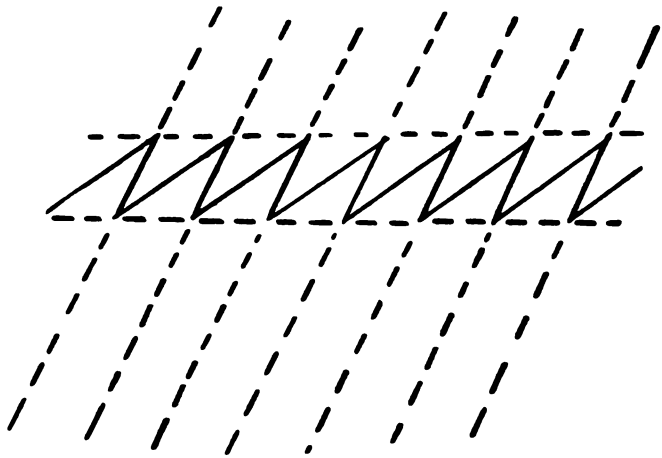
Die Regelmäßigkeit: Sie wird am besten dadurch bestimmt, daß man feststellt, ob die Kurzbuchstaben (Buchstaben ohne Ober- und Unterlänge) gleich hoch sind. Auch ist es hierbei wichtig, darauf aufzupassen, daß die Richtung der Grundstriche einander gleich sind. Man kann auf eine sehr einfache Art und Weise feststellen, ob die Grundstriche dieselbe Lage haben. Man verlängert die Striche nach oben und unten, treffen sich diese Verlängerungen nicht sehr häufig, so ist die Schrift, wenn die Kurzbuchstaben dabei die gleiche Höhe haben, regelmäßig. Diesem Schriftmerkmal ist ein Wert von 35 Jahren beizumessen. Sind dagegen die Höhen der Kurzbuchstaben nicht einander gleich und schneiden sich die Verlängerungen der Grundstriche oft, so haben wir es mit einer unregelmäßigen Handschrift zu tun; dieses Schriftmerkmal hat nur den Rechnungswert von 15 Jahren. Selbstverständlich treten zwischen diesen beiden extremen Schriftzügen manche Abweichungen auf; dann ist ein entsprechender Zwischenwert zu wählen. Die Bestimmung der Regelmäßigkeit läßt sich natürlich noch viel mehr verfeinern, aber dazu wäre eine mathematisch-geometrische Auswertung der Schriftzüge notwendig.

Die Längenunterschiedlichkeit: Sie läßt sich durch folgendes Verhalten der Buchstaben erläutern. Bei der geringen Längenunterschiedlichkeit darf die Höhe der Mittelbuchstaben (Buchstaben mit Ober- oder Unterlänge) höchstens nur zweimal die Länge der Kurzbuchstaben (Buchstaben ohne Ober- und Unterlänge) betragen. Ist dieses der Fall, so sind 35 Jahre in Ansatz zu bringen. Bei der stark längenunterschiedlichen Schrift muß die Länge des Mittelbuchstabens mindestens fünfmal die Höhe der Kurzbuchstaben, wenn nicht noch mehr, ausmachen. Zeigt die Handschrift dieses Merkmal, so ist bei der Lebensdauerberechnung der Wert nur 15 Jahre. Ebenso wie bei der Regelmäßigkeit der Handschrift lassen sich auch bei

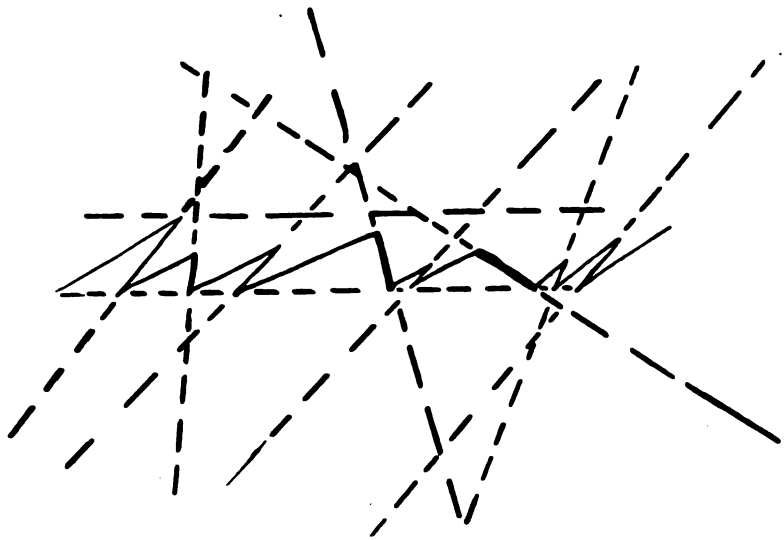
Digitized by Google

diesem Schriftzug bei genauer mathematischer Bearbeitung viele Zwischenwerte bilden.

Die Höhe: Sie ist aus einer Handschrift von jedem Menschen leicht zu be-



Regelmäßige Schrift.



Unregelmäßige Schrift.

stimmen. Sie ist die Länge der Kurzbuchstaben. Ist diese bedeutend über 3 mm, so sind von den errechneten Jahren fünf abzusetzen.

Die Weite: Sie wird dadurch bestimmt, daß die Höhe der Kurzbuchstaben

Digitized by Google

verglichen wird mit der Entfernung zweier zu einem Buchstaben zusammengehöriger Grundstriche. Ist die Entfernung größer als die Höhe der Kurzbuchstaben, so haben wir eine weite Handschrift vor uns. Bei der Be-

Drucklose Schrift.

Druckstarke Schrift.

Enge Schrift.

Weite Schrift.

Starklängenunterschiedliche Schrift.

Geringlängenunterschiedliche Schrift.

Hohe Schrift.

Niedrige Schrift.

rechnung der Lebensdauer ist bei diesem Schriftzuge fünf Jahre von dem gefundenen Werte abzuziehen. Ist dagegen die Entfernung der beiden Grundstriche kleiner als die Höhe, so handelt es sich um eine enge Schrift.

Digitized by Google

In diesem Falle sind fünf Jahre hinzuzurechnen. Auch hier lassen sich wie bei den andern Schriftzügen auf dem mathematisch-geometrischen Wege genauere und zutreffendere Werte finden.
Der Druck: Er ist jedem Leser bekannt; es ist wohl gar nicht erst nötig, ihn näher zu bestimmen. Dem Schreiber einer druckstarken Handschrift müssen bei der Berechnung fünf Jahre hinzugezählt werden, während bei der dünnen drucklosen Schrift zehn Jahre in Abzug zu bringen sind.
Im folgenden sei noch einmal in einer kurzen Übersicht alles zusammengefaßt. Die Pluswerte geben die zusammenzuzählenden Jahre an, die Minuszahlen dagegen die abzusetzenden Werte.

Berechnungswerte.

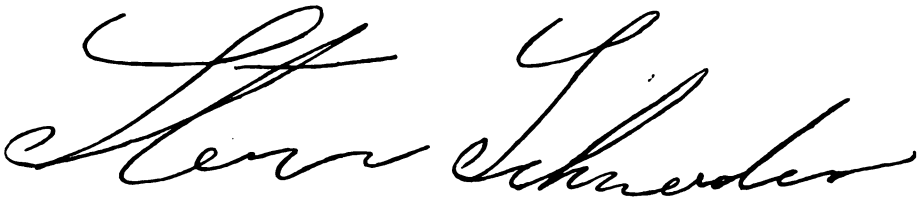
Schriftzug	Wert	
	plus	minus
Regelmäßigkeit	35	
Unregelmäßigkeit	15	
Geringe Längenunterschiedlichkeit	35	
Große Längenunterschiedlichkeit	15	
Hohe Schrift (über 3 mm)		5
Weite Schrift		5
Enge Schrift	5	
Druckstarke Schrift	5	
Druckschwache Schrift		10

Wir wollen uns an die Berechnung einer Handschrift heranwagen. Hierbei ist aber noch vorher zu erwähnen, daß wir nicht die „laufende" Handschrift als Grundlage nehmen können, sondern nur die Unterschrift. Ferner muß der Schreiber vollständig gesund sein und keinem lebensgefährdeten Berufe (z. B. Bergmann) angehören. Nehmen wir als Beispiel den Namen K ü h n aus der Aufstellung über die Schriften der verschiedenen langlebigen Personen.
Die Regelmäßigkeit dieser Schrift kommt ohne weiteres zum Ausdruck. Wenn auch der letzte Grundstrich etwas kleiner ist als der vorhergehende, so spielt diese Tatsache keine besondere bedeutende Rolle, da das Absinken des letzten Grundstriches eines Wortes nicht der Wert beizumessen ist, wie das Auftreten dieser Schrifteigenart mitten im Worte wie z. B. bei dem Namen L e h m a n n. Auch die große Längenunterschiedlichkeit des Namenzuges Kühn ist in die Augen springend. Die Höhe der Mittelbuchstaben ist über siebenmal so groß als die Länge der Kurzbuchstaben. Die Höhe der Kurzbuchstaben hat einen Wert, der sich stark unter 3 mm befindet. Die Handschrift ist als weit zu bezeichnen, denn die Entfernung der beiden zu einem Buchstaben zusammengehöriger Grundstriche ist

Digitized by Google

größer als die Höhe der Kurzbuchstaben. In der Schrift finden wir auch druckstarke Züge.

Die Berechnung geschieht nun auf folgende Art und Weise. Für die gefundenen Schriftzüge werden die Werte aus der vorstehenden Tabelle eingesetzt.



Lebensdauer 20 Jahre. Lebensdauer 50 Jahre.

Lebensdauer 50 Jahre. Lebensdauer 40 Jahre.

Lebensdauer 60 Jahre. Lebensdauer 70 Jahre.

Lebensdauer 80 Jahre.

	plus	minus
Regelmäßigkeit	35	
Große Längenunterschiedlichkeit	15	
Weite Schrift		5
Druckstärke	5	
	plus 55	minus 5

Nun werden von den 55 Jahren die in Abzug zu bringenden 5 Jahre abgesetzt. Wir erhalten also eine Lebenskraft von 50 Jahren. Die Zählung erfolgt hierbei vom Augenblick der Geburt an. Ist also der Schreiber jetzt

Digitized by Google

27 Jahre alt, so kann er noch mit einer Lebensdauer von rund 23 Jahren rechnen.

C. Nutzanwendung.

Sollen die vorstehenden Ausführungen nicht nur tote Wissenschaft sein, sondern auch jedem einzelnen Leser was sagen, dann ist es vor allen Dingen nötig, die Nutzanwendung des Ergebnisses der Berechnung ausführlich zu behandeln. Diese Auseinandersetzung sei für drei Personengruppen, Gesunde, Kranke und Kurzlebige, gegeben.

Für die Gesunden: Als Voraussetzung einer richtigen und zutreffenden Berechnung ist die volle Gesundheit des Schreibers zu fordern. Darunter verstehe ich, daß seine körperliche Verfassung und die geerbten Krankheitsveranlagungen nicht ungünstig zu bewerten sind. Der Schreiber muß, um die gesundheitlichen Forderungen in einem einzigen Worte auszudrücken, versicherungsfähig sein, d. h. jede Lebensversicherungsgesellschaft muß bereit sein, den Schreiber ohne jede Beitragserhöhung anzunehmen. Für diese Personen ist die berechnete, in Jahren ausgedrückte Lebensenergie ungefähr zutreffend. Was kann aber eine Frau oder ein Mann für einen Nutzen aus dieser Angabe ziehen? Ein Ehemann, der auf Grund der Berechnung weiß, daß er z. B. früh stirbt, wird natürlich als sorgender Gatte seiner Frau und seine Kinder über seinen Tod hinaus sicherstellen wollen. Um sie aber später nicht mit geschäftlichen Fragen zu belasten, versichert er sich mit einer bedeutenden Summe bei einer Lebensversicherung, oder er kauft hochverzinsliche Pfandbriefe. Kann er dagegen mit einem langen Leben rechnen, so wird er wahrscheinlich sein Geld im Wirtschaftsleben besser selbst anlegen, denn dann erhält er eine größere Verzinsung als bei der Lebensversicherung und bei den Zinspapieren.

Für die Kranken: Die Berechnung ist bei einer kranken Person nicht zutreffend. Trotzdem hat sie eine große Bedeutung, denn es ist auch für den Kranken wichtig zu wissen, welche Lebenskraft er besitzt. Ich will an einem Beispiel versuchen, diese Bedeutung näher zu erläutern. Wir haben sicherlich alle schon mal davon gehört, daß es vorkommen soll, daß ein Kranker, der von dem Arzt schon als Todeskandidat bezeichnet worden ist, dennoch weiterlebt. In diesem Fall hat sich nicht etwa der Arzt geirrt, sondern die Lebenskraft des Patienten war so groß, daß diese den Tod überwand. Eine andere bekannte Tatsache ist es, daß ein Kranker nach ärztlicher Anschauung in nächster Zeit sterben muß, aber infolge seiner Lebenskraft verlegt er diesen Zeitpunkt manchmal um Jahre weiter hinaus, ohne allerdings während dieser Zeit von seinem Leiden je befreit zu werden. Aus dem Vorstehenden ergibt sich, daß auch für den Kranken die Bestimmung der Lebenskraft von größtem Werte sein kann, denn die An-

Digitized by Google

gabe verrät ihm oder seinen Angehörigen, ob eine schwere Krankheit voraussichtlich überwunden wird, oder ob wenigstens der Zeitpunkt des Lebensendes weiter hinausgeschoben wird.

Für die Kurzlebigen: Diejenigen meiner Leser, die auf Grund der Berechnungsart festgestellt haben, daß sie bald diese schöne Erde verlassen müssen, möchte ich noch kurz sagen, daß auch sie ihr Leben, allerdings in beschränktem Umfange, verlängern können. Diese auf jeden Fall wichtige Tatsache hängt mit folgendem Umstande zusammen. Die Eigenschaften jedes einzelnen Menschen haben gewisse Schwankungsmöglichkeiten. Ein Schreiber nun, der sich so einstellt, daß er gerade die in ihm vorhandenen das Leben verlängernden Charakterzüge mehr bevorzugt, kann dadurch sein Lebensende hinausschieben. Aber ich will sofort sagen, daß es unmöglich ist, sich dauernd so zu verändern, daß eine Person, die auf Grund ihrer Schrift als kurzlebig bezeichnet werden muß, nun durch Umstellung langlebig wird.

Es ist daher für die Verlängerung des Lebens sehr vorteilhaft, wenn man sich charakterologisch klarmacht, welche Eigenschaften in den Schriftzügen die Kurzlebigkeit bedingen. Weiß man erst das, so kann man viel erfolg- und aussichtsreicher den Kampf um ein verlängertes Leben führen.

Das Ergebnis der Berechnungsart hat also für alle Leser eine Bedeutung.

Für den Gesunden, um ihm einen Anhaltspunkt für seine geschäftlichen Unternehmungen zu geben.

Für den Kranken, zur Bestimmung seiner Lebenskraft.

Für den Kurzlebigen, damit er mit Hilfe der Graphologie (Handschriftdeutung) die Eigenschaften erkennt, die sein Leben verkürzen.

Die Bacon-Forschung nach dem Weltkriege

Von A. Deventer v. Kunow

Charakterologische und psychologische Studien über eine historische prominente Persönlichkeit der Vergangenheit sind berechtigt, wenn deren geistige Werke noch Wert für die Gegenwart bedeuten. Dieses ist bei Francis Bacon nach vielseitiger Richtung der Fall, denn für seine in verschiedenen Sprachen übersetzten Werke zeigt sich heute ein wachsendes Interesse nicht nur in der Gelehrtenwelt in England und in seinen Kolonien, sondern auch in Frankreich, Holland, Österreich, Tschechoslowakei, Amerika, Deutschland, ja sogar in Japan. Dabei sind vor allem die englischen Bacon-Forscher bemüht, jene einst durch den Historiker Macauley — zumal durch seinen Essay — völlig verzerrte, einseitig-abfällige Kritik über seine Person, wie bestimmte historische Geschehnisse, die sein Leben und Wirken betreffen, in ihrer irrtümlichen Darstellung zu widerrufen. Für diese fortschreitende Forschung

Digitized by Google

haben sich seit Ausgang des letzten Jahrhunderts zuerst in England und in diesem Jahrhundert in den obengenannten Ländern Bacon-Gesellschaften gebildet, deren Mitarbeiter den verschiedenen Fakultäten angehören. Entsprechend Bacons eigenem Ausspruch, daß er sich „alles Wissen zu seiner Provinz" gemacht habe, bedingt das Studium seiner vielseitigen Werke Vertreter der diversen Disziplinen. Und die Bacon-Forscher dieser Gesellschaften sind einmütig zu der Erkenntnis gekommen, daß der Philosoph Francis Bacon zugleich der Dichter unter dem Pseudonym Shakespeare sei.

Die häufige Übereinstimmung von Gedanken in seinen philosophischen, geschichtlichen wie juristischen Schriften mit vielen in den Shakespeare-Dramen vertretenen Anschauungen beweisen den Bacon-Forschern die Identität von Francis Bacon mit dem Dichterpseudonym Shakespeare.

Außerdem bekunden die Dramen in ausgiebiger Weise die Beherrschung der damaligen englischen Gesetze im Gebrauch von Fachausdrücken, die nur Juristen geläufig sind, mitunter von ganzen Sätzen, die zwischen den dichterischen Worten und Freiheiten hervortreten. Diese Kenntnis und Anwendung der juristischen Terminologie bezeugen, daß sie nicht von einem Laien auf diesem Gebiet in die Dramen haben verwebt werden können. Mit der Prüfung solcher in den Dramen hervortretenden juristischen Gesetze und Terminologien haben sich namhafte Rechtsgelehrte in England, Amerika und jüngst auch in Deutschland eifrig befaßt, deren Urteil darin übereinstimmt, daß der Jurist Francis Bacon der Verfasser der Shakespeare-Werke sei. — Er war aber auch ein feiner Kenner der Geschichte und studierte nicht nur die alten Chroniken, die damals als Geschichtswerke zählten, sondern besonders auch die alten Staatsakten, jene Quellen, die kaum bekannt und nicht allgemein zugänglich waren. Unter Bacons geschichtlichen Werken unterscheiden sich einzelne als ganz ausgeführte von solchen, die er nur als Fragmente zurückließ, aber dennoch für den Druck nach seinem Tode bestimmt hatte. — Unter den vollendeten historischen Werken gilt „Heinrich VII." als das beste, was über diesen Herrscher und über die Epoche unter dem ersten Tudor auf dem englischen Thron geschrieben worden ist. Und mit welcher Genauigkeit Bacon nach den hierzu erforderlichen Akten gesucht hat, beweist sein Bedauern darüber, daß Heinrich VII. alle Akten über seine eigene Zeit vor der Thronbesteigung hatte vernichten lassen; deren Fehlen beklagt Bacon als eine Lücke für sein Werk.

Von jenen nur fragmentarisch in Prosa hinterlassenen historischen Schriften bezeugen Heinrich VIII. und Julius Caesar und Octavius Caesar, daß er sich auch mit diesen eingehend befaßte, jedoch ohne ein abgerundetes Bild von ihnen in Prosa auszuführen. Dagegen verwertete er beide Motive für die Dramen Heinrich VIII. und Julius Caesar.

Abhängig von seiner Zeit wurzelte der Genius des Dramendichters in dieser. Mit außergewöhnlicher geistiger Kraft überschaute er alles in seiner Umwelt Miterlebte und symbolisierte in den dramatischen Einzelgestalten bestimmte Geistesströmungen. Seine Helden, wie Hamlet, Julius Caesar, Brutus, Macbeth usw., läßt er mit packender Natürlichkeit auf der Bühne reden und handeln. Und dabei, tief psychologisch erfaßt, werden sie zum Spiegel der

Digitized by Google

Weltbühne, ... aber nicht nur seiner Zeit, sondern weit in die Jahrhunderte hineinragend. Auch hier zeigt sich die eminente Größe von Bacon-Shakespeare, das Unsterbliche in dem unlösbaren Geheimnis seiner verborgenen, geistig-seelischen Lebensquelle, was Gelehrte, Künstler und gebildete Laien jetzt nach dem Weltkriege zu neuen Studien seiner Gesamtwerke anregt. — Jede Epoche hat ihr eigenes Verhältnis zu den Werken, die als hervorragende Schöpfungen vor ihrer Zeit zählen. Und hierbei ist das Anschauungs- und Verständnisvermögen der jeweiligen späteren Zeitrichtung entscheidend für die Fähigkeit zum Eingehen in prominente historische Persönlichkeiten. —

Der Weltkrieg mit den furchtbaren, grauenerregenden Angriffs- und Verteidigungsmitteln der vorgeschrittenen technischen wie chemischen Erfindungen, ebenso die Entdeckung und Nutzbarmachung von Naturkräften und die Entwicklung von physikalischen Erfindungen, die unser ganzes Wirtschaftsleben umgestalten, werden vielfach als Zeichen des herrschenden Materialismus angesehen. Andererseits erkennen einzelne Gelehrte in diesen zahlreichen Entdeckungen und Verwertungen von technischen und physikalischen Erfindungen die starke Entwicklung einer geistigen Kraft, die auf einer besonderen Bereitschaft der Großhirnrinde beruhe, um ihre Assoziationen dem erforschten Material anzupassen. Dr. O. Jäger führt diesen Gedanken besonders auf die künstlerische Materialverarbeitung von Bildhauern, Architekten usw. sehr anschaulich aus (s. „Menschenkunde" Heft 4 Jahrg. III: „Vom Materialgefühl" von Dr. Jäger).

Diese Ansicht ist insoweit auch auf Bacon anzuwenden, als er in seiner Naturphilosophie Anregungen für die Wege zu Erfindungen und für Experimentalphilosophie, zum Wohl der Menschheit angewandt, gibt. Und hierin überflügelte sein Geist seine Zeitgenossen, denn nur ein verhältnismäßig kleiner Kreis von Gelehrten in England und auf dem Kontinent folgte Bacons Interesse auf diesem Gebiet.

In seinem Werke: „The New Atlantis" beschreibt er das auf einer Insel errichtete „House Solomon", welches für die praktischen Versuche und Verwertungen von naturwissenschaftlichen Erfindungen und für Experimente dienen sollte, u. a. auch auf hygienischem Gebiet durch warme und kalte, salzige, alkalische, wie süße Heilquellen.

Bekanntlich setzte Bacon St. Alban in seinem Testament eine Summe aus, um in London an der Themse eine Lehr- und Experimentalanstalt in diesem Sinne unter Leitung von 12 Gelehrten zu gründen. Nach seiner Testamentseröffnung 1626 konnte jedoch diese Akademie infolge der politischen inneren Wirren unter Karl I. nicht errichtet werden. Im Jahre 1661 aber schloß sich auf Anregung des in London weilenden Pfälzers Theodor Haak und des englischen Dichters Abraham Cowley ein kleiner Kreis von Naturforschern zusammen, um nach Francis Bacons Schilderung seines „Solomon House" eine Lehranstalt für Experimentalphilosophie in London an der Themse ins Leben zu rufen. Dieses geplante Unternehmen gedieh jedoch nicht wegen Mangel an opferfreudigen Mitarbeitern. Aber zwei Jahre später, 1663, konnte dieses Privatunternehmen unter der Protektion von Karl II. als königliche Gesellschaft inkorporiert werden, unter der Bezeichnung: „The Royal Society".

Digitized by Google

Bei dieser Eröffnungsfeier wurde Francis Bacon, Lord St. Alban, als Begründer der Gesellschaft genannt, und der Dichter Cowley, der auch eine Rede hielt, rühmt ihn nicht nur als großen Philosophen, sondern auch — nächst Milton — als großen Dichter Englands.

Immer wieder hemmten politische Unruhen, zuletzt Cromwells Revolution, das Aufblühen der Royal Society, bis sie endlich im Jahre 1703 unter der Leitung von Newton Weltruf erlangte. Bei der Jahresfeier 1928 erinnerte Lord Balfour, der Präsident der Gesellschaft (heute auch „British Academy" bezeichnet), wiederum an Lord St. Alban als deren Begründer, aber auch als Begründer der „Modernen Wissenschaft" (s. Menschenkunde Heft 3, Jahrg. III, S. 167).

Man kann wohl in Wahrheit sagen, daß Bacon bei seinen vielseitigen Gaben auch die geistige Kraft für das „Materialgefühl" besaß, was er durch eigene experimentelle Versuche bewiesen hat. Im Jahre 1626 erprobte er z. B., ob Schnee ein Mittel zur Erhaltung von Fleisch wäre, und sammelte frischgefallenen Schnee bei einer Ausfahrt von Grays Inn, wobei er sich nach kaum überstandener Krankheit einen lebensgefährlichen Rückfall zuzog und im Hause des Earl of Arundel Zuflucht suchen mußte.

In diesem allen bekundet sich Bacon als Realist mit klarem Blick für die Unvollkommenheiten auf Erden und für deren Verbesserungsmöglichkeiten. Er durchschaute die menschlichen Charaktere und beobachtete ihre physischen wie psychischen Regungen, ihre Sorgen und Kämpfe um das irdische Dasein. Deshalb war sein realer Sinn auf Fortschritte durch Erfindungen, ja sogar schon auf soziale Reformen gerichtet, die seinerzeit noch ganz fern lagen. In seinen naturwissenschaftlichen Forschungen zur Entdeckung der für die Menschen dienstbar zu machenden Kräfte der Natur verfolgte er auf methodischem Wege Beobachtungen, Einteilungen und Erklärungen ganz systematisch.

Als Realist erstrebte Bacon, entgegen der transzendentalen Spekulation, eine vorurteilsfreie Naturforschung, um auf dem Wege der Empirie durch Geistesschärfe und Geistesarbeit Naturkräfte zu entdecken und auf Grund solcher Entdeckungen fortschreitende Erfindungen zu erreichen. Wissen und Erfahrung sollten der Naturphilosophie neue Bahnen eröffnen, damit das Wissen sich nicht nur als Streit von philosophischen Theorien, sondern fruchtbringend für die Menschen erweise.

Bacon war aber auch Idealist, seine Seele wurzelte im Metaphysischen. Er glaubte an das Fortleben nach dem leiblichen Tode. Und in dieser Richtung war sein Glaube damit beschäftigt, daß der Mensch während seiner irdischen Pilgerschaft sein Leben in und mit Gott führen müsse, um seinem Ziel, der Ewigkeit bei Gott, entgegenzureifen. Und darin nahm er unter den Philosophen eine Sonderstellung ein, daß er meinte, je tiefer man in die wahre Philosophie eindringe, um so näher führe sie zu Gott hin.

Hat er sich zwar schon verhältnismäßig jung mit philosophischen Ideen beschäftigt, so reiften diese doch in seinen Mannesjahren erst aus, und er veröffentlichte auch erst in seinen späteren Jahren allmählich seine philosophischen Werke.

Digitized by Google

In seiner Jugendliteratur tritt noch nicht der religiöse und der philosophische Sinn hervor, obgleich der erstere bei ihm durch seine Pflegemutter Lady Anne Bacon angeregt wurde, die der puritanischen Lehre zuneigte. Damals beeinflußte ihn viel tiefer Königin Elisabeth, die, für Masks und dramatische Dichtung sehr interessiert, ihn zu seinen Erstleistungen auf poetischem Gebiet inspirierte und ermutigte. Später wurde er auch anderen Eindrücken zugänglich. Und als er als Jüngling 1579 aus Frankreich zurückgekehrt war, übte der pantheistische Philosoph Giordano Bruno zeitweiligen Einfluß auf ihn aus. Dieser war durch Philip Sidney an Elisabeths Hof eingeführt, wo ihn Bacon kennenlernte.

Seine selbständige geistige Kraft bahnte sich jedoch bei jeglichem Begegnen von neuen Anschauungen die eigenen Wege. Er nahm in sich auf, was ihm gut dünkte, aber machte sich frei von allem, das sich nicht mit seinem eigenen zu assimilieren vermochte. Das Große blieb in ihm das Große! Für seine Erstlingsschriften bediente er sich wechselnder Pseudonyme, und diese Werke sind von den mannigfachsten Farbentönen durchwebt und zeichnen sich durch sprühenden Witz und Humor aus. Allmählich bedient er sich auch mehrfach der antiken Götter und ihrer mythologischen Symbolik.

Um Bacons geistigen Entwicklungsgang zu verfolgen, ist das Studium jener Erstlingswerke unter den verschiedenen Pseudonymen: Laneham, Immerito, Gascoigne u. a. wertvoll. Mit diesem Studium hat sich nach dem Weltkrieg ein hervorragender Baconianer besonders befaßt: S. A. E. Hickson, Brig. General, London. Und auf Grund der Erforschung von Bacons Jugendwerken unter obigen Pseudonymen gab er eine Jugendbiographie über Bacon, den Sohn der Königin Elisabeth, heraus. Die Bacon-Kryptographie läßt er hierbei unbeachtet; dagegen führt er zahlreiche historische Urkunden an, die Bacon als Verfasser jener pseudonymen Werke außer Zweifel stellen. Hickson schildert alsdann, wie Bacon sich für seine Fortsetzung der dramatischen Poesie befleißigte und diese allmählich unter dem Pseudonym William Shakespeare veröffentlichte, bis sie als ganzes Werk in der Folioausgabe zum erstenmal 1623 erschien (s. „The Prince of Poets", by S. A. E. Hickson, Brig. Gen., London: Gay & Hancock, LTD. 1926).

Hierbei sei an die Einwendung vieler erinnert, daß ein methodisch und naturalistisch denkender Philosoph wie Bacon unmöglich zugleich von solcher eminenten Dichtergabe inspiriert sein könnte. Wie ein gewaltiges Genie Philosophie und Naturwissenschaft wie auch Poesie zu beherrschen vermag, dafür gibt Goethe den besten Beweis. In den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts war Goethe mit seiner Pflanzenmorphologie und mit der Farbenlehre beschäftigt, und seine Korrespondenz mit Schiller über diese Arbeiten dient als Zeugnis dafür, daß er sich hierbei Bacons methodische Arbeit und Einteilung seiner Naturphilosophie zum Vorbild nahm (s. den Goethe-Schiller-Briefwechsel von 1797 und 1798).

Nach dem Weltkriege bringen die beiden Zeitschriften: die englische wie die amerikanische „Baconiana", fortgesetzt neues Beweismaterial für die Autorschaft von Francis Bacon in seiner Identität mit Shakespeare, indem sie neuentdeckte Urkunden hierfür anführen. Heute noch an den Schauspieler

Digitized by Google

Shakspere in Stratford on Avon als Dramenverfasser zu glauben, ganz abgesehen sogar davon, welchen Autor man an seine Stelle setzen könnte, erscheint dadurch absurd, daß, seitdem nach den näheren Personalien des Schauspielers geforscht worden ist, innerhalb zweier Jahrhunderte, solche noch nicht urkundlich aufzufinden sind.

Die ersten prominenten Bacon-Forscher übergehend, weil ihre Zahl und die Erwähnung ihrer Forschungswerke den Rahmen dieser Abhandlung überschreiten würde, sei hier Mr. Appleton Morgan genannt, der 1888 zum erstenmal mit seiner Shakespeare-Forschung an die Öffentlichkeit trat. Er ist Präsident der großen „Shakespeare-Society von New York", und obgleich heute ein Greis von mehr als 80 Jahren noch unermüdlich fleißig und von geistiger Frische. Die amerikanische „Baconiana" brachte jetzt im letzten Aprilheft 1928 wiederum eine Forschung von ihm, betitelt: „A Shakespeare Soliloquy". In dieser Kritik wird die erste über den Schauspieler als Dramenautor veröffentlichte Biographie — aus dem Ende des 17. Jahrhunderts von Nicholas Rowe, London, — die also erst viele Dezennien nach des Schauspielers Tod geschrieben worden ist, eingehend erörtert.

Appleton Morgan schreibt, daß für die von Rowe als Tatsachen dargestellten Berichte über Geburt, Erziehung, das ganze Leben des Schauspielers umfassend, vergeblich in England nach Urkunden gesucht worden sei. Es habe sich erwiesen, daß Rowes Biographie nach keiner Richtung auf Quellenmaterial aufgebaut wäre, sondern ein völlig romanhaft erdachtes Leben mit Anekdoten darbiete. Von den vielen von Appleton Morgan als falsch nachgewiesenen „Tatsachen" sei hier eine besprochen, und zwar eine sehr wichtige, die der Richtigstellung bedarf. Rowe schreibt, daß Shakespeare mit dem Grafen Southampton nähere Verbindung gehabt und von ihm 140 engl. Pfd. als Geschenk erhalten hätte. Diese Summe, die Mr. Appleton Morgan 150000 amerik. Dollar gleichwertet, meint er, würde damals nicht unbekannt geblieben sein. Zudem weist Appleton Morgan des Schauspielers Zahlungen für seine Häuserkäufe nach, deren Summen sich sehr niedrig belaufen; er hätte also hierzu keiner 140 engl. Pfd. bedurft, und sein Testament gab nachträglich auch keine beträchtlichen Geldvermächtnisse bekannt. Da jedoch Rowe das Verhältnis zwischen Graf Southampton und dem Schauspieler als freundschaftliches ausschmückt, wurde, um dieses zu ergründen, in dem alten Familienarchiv im Schloß Belvoir bei Grentham nachgeforscht, einst Besitz der Familie Southampton, heute Sitz des Herzogs Ruthland. In diesem Familienarchiv ist eine alte Familienchronik erhalten, die auch eingehend das Leben jenes Grafen S. aus Shakespeares Zeit schildert. Sie ergibt, daß er nicht zu den reich begüterten Lords zählte, somit gar nicht in der Lage gewesen wäre, eine so hohe Summe zu verschenken. Dieses ist aus den registrierten Einnahmen und Ausgaben zu ersehen. Ferner brächte die Chronik keine Mitteilung über eine Verbindung, geschweige Freundschaft, zwischen Graf S. und dem Schauspieler. Und hierzu bemerkt Appleton Morgan, daß, wenn in damaliger Zeit solche außergewöhnliche Freundschaft zwischen dem Grafen und einem Schauspieler bestanden hätte, sie jedenfalls in der Chronik würde erwähnt sein.

Digitized by Google

Außerdem schreibt er, daß für keine der von Rowe als Tatsachen angeführten Berichte aus des Schauspielers Leben Urkunden zu finden wären. Die kirchlichen Urkunden ermangeln des Geburtstages von Shakespeare, verzeichnen aber seinen Tauftag. Und da das englische Kirchengesetz damals verlangte, daß jedes Kind drei Tage nach der Geburt die heilige Taufe zu empfangen habe und zur Kirche gebracht würde, so hätte Rowe, nach diesem berechnet, willkürlich den Geburtstag drei Daten zurückgestellt.

Zum Schluß spricht Appleton Morgan sein Bedauern darüber aus, daß nachweislich Rowes Biographie das Fundament für alle späteren Shakespeare-Biographien gebildet habe, die leider die gleichen Irrtümer und manche Anekdoten von Rowe wiederholen. Dieser Fehler wäre sogar dem biographischen Bericht von Sir Simon Lee in der „National Biography" nicht abzusprechen.

Hierzu sei noch bemerkt, daß die von Rowe fälschlich berichtete Freundschaft zwischen Southampton und „Shake-speare" auf Francis Bacon unter diesem Pseudonym zu übertragen wäre, denn er war als Sohn von Robert Dudley, Earl of Leicester, mit Southampton verwandt und in regem Verkehr mit ihm.

Mr. Ap. Morgan schließt mit dem Bemerken, daß sich bis heute noch nichts Positives über das Leben des Schauspielers Sh. habe aufweisen lassen. Er hatte als Präsident der New Yorker Shakespeare-Society am 25. Dezember 1927 eine Unterredung mit Mr. Geo. M. Battey, dem Sekretär der „American Bacon Society" über das Thema, wer der wahre Autor der „Shakespeare-Werke" sei, und sagte zu Battey wörtlich: „The time will come when those who accept the biographies of Shakespeare will perceive that these biographies do not depict any literary character, or any character familiar with libraries or the use of them, or with a book or a pen in his hand, or in consultation with any literary authority; and that the facts collected by such writings as I propose effectively dispose of the orthodox Shakespearean theory. If this course is pursued, it will eventually convince the world, that wether Bacon or anybody-else wrote the plays, — WILLIAM SHAKESPEARE OF STRATFORD DID NOT... and that was what I started out to prove in my ‚Shakespearean Myth' of 50 years ago."

Hier begegnet uns ein tiefer Forscher und dazu Präsident der Shakespeare-Gesellschaft, der niemals an den Schauspieler als den Dramenautor geglaubt hat.

Diesem Urteil aus der Gegenwart sei das vor hundert Jahren von Friedr. Schlegel über biographische Aufzeichnungen über „Shaksper of Stratford on Avon" gefällte an die Seite gestellt. Er schreibt: „Im allgemeinen gesprochen, erachte ich, daß alles Persönliche, was bisher über Shakespeare geschrieben worden ist, nur eine Fabel ist, voller blind übertriebener Irrtümer."

Und für das Shakespeare-Problem gibt der bekannte amerikanische Humorist Mark Twain auch eine treffende Erklärung: „Sie können die Lebensgeschichte aller Berühmten der Welt aufzeichnen — ausgenommen eine —, das weit und breit bekannte Kolossalwunder in seiner Zusammensetzung... ‚Shakespeare'. Über ihn können Sie nichts finden! ... Hierfür gibt es viele

Digitized by Google

Gründe... aber unter diesen vielen wiegt einer den Wert aller anderen auf, denn dieser Grund ist völlig ausreichend... er hatte gar keine Lebensgeschichte zu berichten." („He had't any history to record.")
Die gewichtigen Aussprüche unseres deutschen Philosophen Friedrich Nietzsche als Vertreter der Shakespeare-Bacon-Theorie müssen ebenfalls hervorgehoben werden, denn sie bekunden das tiefste Verständnis für den Philosophen und Psychologen Francis Bacon. Nietzsche hat ihm Ausgang des letzten Jahrhunderts ein unvergängliches Denkmal gesetzt, wenn er schreibt:
„Wenn ich meine höchste Formel für Shakespeare suche, so finde ich nur die, daß er den Typus Cäsar konzipiert hat. Dergleichen errät man nicht — man ist es, oder man ist es nicht. Der große Dichter schöpft nur aus der Realität — bis zu dem Grade, daß er hinterdrein sein Werk nicht mehr aushält... Wenn ich einen Blick in meinen Zarathustra geworfen habe, gehe ich eine halbe Stunde im Zimmer auf und ab, unfähig, über einen unerträglichen Krampf von Schluchzen Herr zu werden. — Ich kenne keine herzzerreißendere Lektüre als Shakespeare. — Was muß ein Mensch gelitten haben, um dergestalt es nötig zu haben, Hanswurst zu sein! — Versteht man Hamlet? Nicht der Zweifel, die Gewißheit ist das, was wahnsinnig macht... Aber dazu muß man tief, Abgrund, Philosoph sein, um so zu fühlen... Wir fürchten uns alle vor der Wahrheit... Und, daß ich es bekenne: ich bin dessen instinktiv sicher und gewiß, daß Lord Bacon der Urheber, der Selbsttierquäler der unheimlichsten Art Literatur ist. — Aber die Kraft zur mächtigsten Realität der Vision ist nicht nur verträglich mit der mächtigsten Kraft zur Tat, zum Ungeheuren der Tat — sie setzt sie selbst voraus... Wir wissen lange nicht genug von Lord Bacon, dem ersten Realisten in jedem großen Sinn des Worts, um zu wissen, was er alles getan, was er gewollt, was ER MIT SICH SELBST ERLEBT HAT... Und zum Teufel, meine Herren Kritiker! Gesetzt, ich hätte meinen Zarathustra auf einen fremden Namen getauft, z. B. den von Richard Wagner, der Scharfsinn von zwei Jahrtausenden hätte nicht ausgereicht, zu erraten, daß der Verfasser von ‚Menschliches, Allzumenschliches' — der Visionär des Zarathustra ist."
Eine große Wahrheit sprach Nietzsche mit dem Satz aus: „Wir wissen nicht genug von Lord Bacon, usw." Ja, was er mit sich selbst erlebt hat, welche qualvollen seelischen Kämpfe, welche bitteren Enttäuschungen Francis Bacon als nicht öffentlich anerkannter Sohn seiner großen Mutter, Königin Elisabeth, durchging,... davon ahnte Nietzsche nichts, — aber er fühlte, daß er „Ungeheuerliches" durchlebt haben mußte! Und auf Grund solcher real durchlebten Vorgänge am Hofe strömten Bacon die Eingebungen für die beiden Dramen Julius Cäsar und Hamlet zu. Erschüttert von Eigenerlebnissen, erwählte er die Motive aus fremder Geschichte, um aus römischer und dänischer Historie analog entnommen die Geschehnisse am englischen Hofe, die seine intimsten Familienbeziehungen betrafen, als gewaltige Schauspiele zu verarbeiten.
In meinem Aufsatz: „Das Northumberland-Manuskript" — Menschenkunde, Heft 1, Jahrg. 4 — habe ich kurz zusammengefaßt wiedergegeben: die Ehe

Digitized by Google

der Königin Elisabeth mit Robert Dudley, Earl of Leicester, und wie sie diese systematisch geheim hielt, ebenso ihre zwei Söhne, Francis und Robert (Essex), vor der Welt nicht anerkannte. Verfolgt man in diesem Zusammenhang ferner die Staatsakten und Privaturkunden, sowie viele historische Briefe und Tagebücher, so geht dem Leser für jene beiden Dramen, sowie für Heinrich VIII., für den Sommernachtstraum und noch manche anderen Shakespeare-Dramen ein neues Licht des Verstehens auf. Und hierzu dienen als Vorschule die Jugendwerke Bacons unter den Pseudonymen: Laneham, Gascoigne, Immerito u. a., wenn sie mit den wiedergegebenen historischen Urkunden von einem Forscher dieser Literatur, wie General Hickson, erklärt werden.

Hier blickt der Leser in die Jugendzeit Bacons, zuerst noch als unwissender Knabe, aber als sechzehnjähriger Jüngling über sein hartes Schicksal aufgeklärt. Sein Genie bekundet sich von frühester Jugend an, aber auch seine Kraft im Kampf mit seinem Schicksal! Bekanntlich ist über die nächstfolgenden Jahre nach Bacons Rückkehr aus Frankreich kein Schriftstück, noch Brief aufbewahrt, die besagen, wie er die Zeit von 1579 bis 1582 verbrachte. Wir wissen nur, daß Sir Amias Paulet, der englische Gesandte in Frankreich, der Königin Elisabeth ein Schreiben sandte, worin er Bacons Qualifikation für Gesandtschaftsdienste aussprach. Bacons größter Wunsch war es, im persönlichen Dienst von Elisabeth weiter verwertet zu werden. Lord Burghley wurde nach Sir Nicholas Bacons Tod Francis' Vormund und führte nun die Bestimmungen der Königin über ihn aus. Francis bezog zum zweitenmal die Juristenschule zu Gray's Inn, aber diesmal mit mancherlei Bevorzugung: Zunächst wurde er gegenüber 42 Studierenden vorvermerkt, ferner erhielt er eine so große Wohnung in Gray's Inn, daß er Logiergäste bei sich aufnehmen konnte und hatte betreffend Speisen und Getränke ebenfalls besondere Vergünstigungen. Nachdem er jedoch in Frankreich das Leben am dortigen Hofe und in den Kreisen der dort bereits herrschenden Renaissance genossen hatte, fühlte er sich auf der Juristenschule beengt, und vor allem ging sein Streben dahin, ein unmittelbares Amt für die Königin zu erlangen.

Hierzu kamen ihm die politischen Verhältnisse zu Hilfe. Im Jahre 1580 hatten die Jesuitenverschwörungen gegen die Königin einen beängstigenden Höhepunkt erreicht. Die verbannten Jesuitenpatres, Parson und Campion, waren im Juni 1580 heimlich nach England zurückgekehrt, und zwar mit dem Geheimauftrag von Papst Gregorius, Elisabeth als Feindin der katholischen Kirche unschädlich zu machen. Der Papst hatte sogar die Heiligsprechung desjenigen Jesuiten versprochen, der die Königin umbrächte. Zudem waren in Reims und Douay Jesuitenschulen errichtet worden, die die aus Oxford ausgewiesenen studierenden Katholiken aufnahmen.

Unter diesen Umständen bedurfte Elisabeth getreuer, intelligenter Kundschafter an den katholischen Höfen. Und als solcher galt ihr besonders ihr eigener Sohn, nachdem er sich als Attaché am französischen Hofe ausgezeichnet hatte. Sie erfüllte seinen heißen Wunsch, ihr persönlich dienstbar zu sein. Mit welchem Dankgefühl Bacon dieses Vertrauen beseelte, — dafür zeugt sein Brief an Lord Burghley:

Digitized by Google

Hier sei nur die darauf bezügliche Hauptstelle aus dem Schreiben wiederholt: „And now, seeing it hath pleased her Majesty to take knowledge of this my mind, and vouchsafe to appropriate me unto her service, preventing any desert of mine with her princely liberty — first I am humbly moved, to beseech your Lordship to present her Majesty my more than humbly thanks therefore..." (Brit. Museum. Lansd. MS. S. 31. 16.)
Das Schreiben verrät, wie er sich nach seiner Rückkehr, fern vom Dienst bei der Königin, von ihr verlassen bedünkt, und daß sie diesem Gefühl entgegenwirken will, indem sie ihn mit heimlichen Missionen für sie an die fremden Höfe entsendet.
Dieser Brief ist das letzte, was aus den Jahren von 1580 bis 1582 von Bacon bekannt ist. Alsdann verstummen über ihn während dieser zwei Jahre alle Berichte. Erst seine späteren Werke lassen erraten, daß er diese Zeit auf dem Kontinent, in Deutschland, Italien, Spanien und nochmals in Frankreich verbracht hat.
Nachdem er 1582 von diesen Reisen zurückgekehrt war, veröffentlichte er anonym sein politisches Werk: „Notes on the States of Christendom" — was später unter seinem Namen gedruckt wurde. In diesem beschreibt er die innerpolitischen Zustände der Kontinentländer. Als Geheimagent der Königin dorthin entsandt, mußte er seine gesammelten Erfahrungen und Reiseerlebnisse zunächst sehr beschränkt und anonym, jedoch ohne die englischen Staatsaffären zu berühren, verfassen. Ihm aber erbrachte die Reise nach vielseitiger Richtung Nutzen: sie weitete seinen Blick, bereicherte seine Sprachkenntnisse und hatte ihn auch die Früchte der italienischen Renaissance in vollen Zügen genießen lassen. Dies alles waren Eindrücke, die sein Genius in Prosa und in dichterischen Werken sowie in „Memoiren" verwertete.
In der ersten Biographie, die über Francis Bacon von Pierre Amboise, Sieur de la Madelaine, Paris 1631, der Übersetzung seines naturwissenschaftlichen Werkes ins Französische: „Histoire Naturelle" vorangestellt ist, — bestätigt der Autor, daß Francis Bacon in Frankreich, Italien und Spanien reiste. Und daß dies bereits Bacons Absicht und Wunsch war, bekräftigt ein Brief an ihn von Sir Thomas Bodley, der ihm rät, auf diesen Reisen das Volk sowohl wie das Land zu studieren. Dieser Brief ist in Reliquiae Bodliana Nr. CCXXXII und in Baconiana Vol. VI, p. 40 zu finden. Den Erfolg der großen Kontinentreise bezeugt Bacons „Tract Political of the State of Europe", den er ungefähr schon 1580/81 geschrieben haben soll. (S. Works of Lord Bacon, William Ball 1837.)
Zurückgekehrt vom Kontinent, blieb Francis wieder in Gray's Inn, um sich als Jurist weiterzubilden. Aber zu einem höheren Amt, wie er sich im Dienst der Königin solches erhoffte, gelangte er unter Elisabeth nicht. Die Geschichte berichtet darüber genugsam, deshalb seien diese unerfüllten Wünsche und die dabei von beiden Cecils gegen ihn ausgespielten Intrigen hier übergangen.
Kurz erwähnt seien noch drei Briefe während der Essex-Verschwörung von Francis Bacon: einer an die Königin gerichtet und zwei an Staatsmänner, die

Digitized by Google

ihn wegen seines Zutritts, oft ohne Beisein von Zeugen, bei Elisabeth beneideten. Sie sind an anderer Stelle von mir im Wortlaut und mit Aktenzeichen wiedergegeben. Hier soll nur der Kardinalpunkt aus diesen Schreiben hervorgehoben werden, der darin besteht, daß Bacon seiner Freude und Dankbarkeit darüber Ausdruck gibt, daß er seit seinem ersten Lebensjahr ununterbrochen freien Zutritt bei der Königin genossen habe und der Zuversicht wäre, daß sie ihm bis zuletzt diese Gunst bezeugen würde.

Die vielleicht schwersten Kämpfe in seinem Leben spielen sich während der Essex-Verschwörung ab! Was die Geschichte darüber berichtet, bedarf der Ergänzung durch Urkunden aus Staats- wie Privatarchiven, — Urkunden, die sich mit immer neuen Entdeckungen auf diesem Gebiet bereichert haben.

Aus diesen sprechen Zwischenmomente, die sich im geheimen zwischen Elisabeth und ihren beiden Söhnen abspielen. Essex war der von ihr bevorzugte Sohn, indem er äußerlich Leicester am meisten ähnelte, ... aber leider auch manchen nicht lobenswerten Charakterzug von ihm ererbt hatte, so z. B. seinen Ehrgeiz, nach der Krone zu streben, und seine Prachtliebe und Verschwendungssucht.

Francis' hohe geistigen Gaben, sein Genie, erkannte die Königin wohl an, und deshalb hielt sie ihn in ihrer beständigen Umgebung, obgleich sie ihn mit keinem hohen Amt betraute, aber — wie Bacon selbst es bezeichnete — als ihren „Watch Candle" stets in Bereitschaft für sich haben wollte. Und jedenfalls hat sie in den späteren Jahren, zumal nach Leicesters Tod, oft Wichtiges im geheimen mit ihm konferiert, so auch während der Essex-Verschwörung. Dessenungeachtet aber blieb sein Anblick ihr zugleich ein furchtbares Memento mori... sie gedachte des Mordes von Amy Dudley-Robsart, über deren Leiche hinweggehend sie ihre eheliche Verbindung kurz vor Francis' Geburt mit Leicester geschlossen hatte. Und deshalb beharrte sie in ihrer Härte, Francis als Sohn von Nicholas Bacon gelten zu lassen. Für ihn blieb diese Zurücksetzung als Makel des „Bastards" vor ihm selbst, und bei denen, die am Hofe die Wahrheit vermuteten, auch dort bestehen.

Hierin lag das Ungeheuerliche in seinem Verhältnis zur Mutter, die ihn unter vier Augen und auch Essex gegenüber als Sohn anerkannte, wie Briefe dieses bezeugen. Diese historischen Tatsachen mit Belegen, können nicht im engen Rahmen einer Abhandlung näher geschildert werden. Sie greifen in die Sukzessionsfrage ein, in der Elisabeth das Schwanken ihrer Entscheidung mehrfach bekundete. Diese unendlich komplizierten Familien- wie politischen Verhältnisse bedingen eine eingehende Besprechung, die ich mir für die Biographie von Francis Bacon vorbehalten habe. Hierbei bieten immer neue Kommentare, die zu Hilfe kommen, ein reiches Material. Zu solchen sind auch die neu entdeckten Fuggerbriefe zu zählen, zuerst von Victor von Klarvill veröffentlicht, danach in englischer Übersetzung von L. S. R. Byrne, 1926 bei G. P. Putnams' Sohn, New York, herausgegeben. Eine Serie dieser Briefe des größten Handels- und Bankhauses der Fugger zu Augsburg besprechen wichtige politische internationale Geschehnisse auch während der Elisabeth-Zeit in England und umfassen die Jahre von 1568 bis 1605. Sie berichten Ein-

Digitized by Google

zelnes über Francis Bacons eifrige Tätigkeit, ferner über Leicester, Burghley, Walsingham und andere englische historische Persönlichkeiten.
Wer auf Grund des Urkundenmaterials Bacons ganzes Leben überblickt, bis zu seinem Kanzlersturz unter Jacob I., der erkennt in ihm einen Tragödienhelden, der mit ganzer Kraft gegen sein grausames Schicksal ankämpft und dabei immer wieder die Erbitterung gegen seine leibliche Mutter abwehrt. Er sieht in ihr die große Königin auf Englands Thron und ist bemüht, sie für die Nachwelt als diese zu zeichnen. Und auch darin bekundet er sich als echter Tudorsohn! Er wußte, weshalb ihm Elisabeth nicht, wie einem fremden Untertan, eine in den Regierungsgeschäften mitarbeitende Stellung in hohen Ämtern gewährte. Daß sie ihn etwa für unfähig hielt, ist nur ein trüglicher Schein für die in ihr tief verborgenen und erwogenen Gründe, die sie davon zurückhielten. Kein Cecil, noch ein anderer ihrer Minister hätte sie davon zurückgehalten, wenn sie nicht selbst in ständiger Kollision mit ihrem Gewissen über diesen außergewöhnlich begabten Erstgeborenen, dem der Thron zukam, gestanden hätte! Und nicht ohne gewichtige Gründe suchte sie ihren sie überlebenden Beichtvater und Berater, Erzbischof Whitgift, öfters selber auf, um bei ihm Beruhigung für ihre verschwiegenen Seelenkämpfe zu suchen, denn er war der Kenner ihrer verborgenen Lebenswege.
Elisabeth, Leicester, Francis, Robert (Essex), ... das sind vier bedeutsame Charaktere, die, sozusagen, niemals ausstudiert werden können! Aber Francis tritt durch seine Gaben, die ihm die Musen beschieden hatten, und die ihn als geistigen Heros unter den Tudors auszeichnen, auch als der Sieghafteste über sich selbst hervor. Er war sich voll bewußt, welches reiche geistige Erbteil er von dem starken Tudorgeschlecht ererbt hatte, das auch seinen dichterischen Genius nicht unberührt gelassen hat. Und in der Gabe Apollos fand er die Versöhnung für sein hartes Schicksal. Man kann auch auf ihn die Worte Alfieris anwenden:

„Holde süße Phantasie,
Immer wirksam, nimmer weg,
Dank sei deinen Zauberbildern,
Die mein hartes Schicksal mildern."

Bacon hat in den schwersten Stunden an seinen Gott geglaubt, und sein Ziel setzte er sich, Ihm zu dienen, wie er dieses am Schluß des IX. Buches in „De Augmentis" mit den Worten ausspricht: „And certainly it may be objected to me with truth, that my words requires an age, a whole age perhaps to prove them, and many ages to perfect them. But yet as ever the greatetst things are owing to their beginnings, it will be enough for me to have sown a seed for posterity and the IMMERORTAL GOD, whose Majesty I humbly implore through His Son and our Saviour that He will vouchsafe favourably to accept these and the like offerings of human intellect, seasoned with Religion as with salt, and sacrificed to His Glory."
Und in dieser Kraft seines Gottes behielt er auch den Glauben an sich selbst und an seine Menschenwürde. Dieses hat er in seinem Drama Julius Cäsar in der charakterfesten Darstellung des Brutus sozusagen als Selbstporträt ge-

Digitized by Google

zeichnet. Und vielleicht hat noch kein Sterblicher dieses psychologisch tiefe Geheimnis, das in ihm webte, so stark nachempfunden als Friedrich Nietzsche, wenn er schreibt: „Das Schönste, was ich zum Ruhm Shakespeares, des Menschen, zu sagen wüßte, ist dies: er hat an Brutus geglaubt, und kein Stäubchen Mißtrauens auf diese Art Tugend geworfen! Ihm hat er seine beste Tragödie geweiht — sie wird jetzt immer noch mit falschem Namen genannt —, ihm und dem furchtbaren Inbegriff hoher Moral. Unabhängigkeit der Seele — das gilt hier! Kein Opfer kann da zu groß sein: seinen liebsten Freund selbst muß man ihr opfern können, und sei er noch dazu der herrlichste Mensch, die Zierde der Welt, das Genie ohnegleichen, — wenn man nämlich die Freiheit als die Freiheit großer Seelen liebt und durch ihn dieser Freiheit Gefahr droht; — der Art muß Shakespeare gefühlt haben! Die Höhe, in welche er Cäsar stellt, ist die feinste Ehre, die er Brutus erweisen konnte: so erst erhebt er dessen inneres Problem ins Ungeheure, und ebenso die seelische Kraft, welche diesen Knoten zu zerhauen vermochte! — Und war es wirklich die politische Freiheit, welche diesen Dichter zum Mitgefühl mit Brutus trieb — zum Mitschuldigen des Brutus machte? Stehen wir vielleicht vor einem unbekannt gebliebenen dunklen Ereignis aus des Dichters eigener Seele, von dem er nur durch Zeichen reden mochte? Was ist alle Hamlet-Melancholie gegen die Melancholie des Brutus! — und vielleicht knnte Shakespeare auch diese, wie er jene kannte aus Erfahrung!"

Die Identifizierung von Stenographieschriften

Von E. Brunner, Zürich

Im Strafprozeß erhebt sich bisweilen die Frage, ob auch die Stenographieschrift identifizierbar sei. Darüber herrscht in der Tat vielfach noch völlige Unklarheit; gibt es doch sogar noch Schriftsachverständige, die dieser Frage mit größter Unsicherheit gegenüberstehen oder sie gar verneinen. Das über dieses spezielle Gebiet noch schwebende Dunkel ist freilich einigermaßen verständlich aus dem Umstand heraus, daß die heutige Fachliteratur darüber noch wenig, jedenfalls keine hinreichend erschöpfende Abhandlung enthält. Zweck der folgenden Darlegungen ist nun eine ausführliche Auseinandersetzung und Illustration der Gesichtspunkte, nach denen eine Identifikations-Untersuchung von Stenographieschriften durchzuführen ist, und zwar an Hand eines praktischen Beispieles aus der Praxis.

Zunächst haben wir uns mit einigen theoretischen Erwägungen zu befassen. Die der Identifizierung von Handschriften zugrunde liegenden wissenschaftlichen Erwägungen müssen als bekannt vorausgesetzt werden. Sie stützen sich im wesentlichen auf die Erkenntnis, daß in jeder mensch-

[1] Nietzsche, Klassiker Ausgabe, Verlag Kröner, Leipzig — „Die fröhliche Wissenschaft" S. 128.

Digitized by Google

lichen Ausdrucksbewegung — selbstverständlich auch der Schreibbewegung — spezifische Merkmale der sie erzeugenden Persönlichkeit mitverwoben sind. Steckt nun in jeder Schreibbewegung die persönliche Ausdrucksform, so ist der eben ausgedrückte Fundamentalsatz auch anwendbar auf die Stenographieschrift, denn sie ist nichts anders als eine durch Bewegungen hervorgegangene Schreibschrift. Da nun aus jedem fertigen Dokument eine größere oder kleinere Summe von Bewegungseigenarten zurückgewonnen werden kann, haben wir Aussicht, auf gleichem Wege einzudringen auch in die Struktur der Stenographieschrift, die wie jede andere Schreibschrift durch das Mittel der Bewegungsgewohnheiten erfaßt (gelesen) wird, durch die man sie zu erzeugen pflegt.

Weiterhin ist noch die Frage zu behandeln, in welchen Beziehungen die Stenographie mit der gewöhnlichen Handschrift verwandt oder im Vergleich zu ihr verschieden sei. Die Stenographie weist alle Bewegungselemente (-richtungen): Auf-, Ab- und Schrägstriche in verschiedenen Richtungen, rechts- und linksläufige Kurven und im übrigen fast alle Merkmale der gewöhnlichen Schreibschrift auf: Größe, Weite, Lage, Tempo, Ober- und Unterlängen usw. usw. auf. Die Stenographieschrift ist sodann wie jede andere uns gewohnte Handschrift richtungsbestimmt, d. h. aneinanderfolgend von links nach rechts geschrieben (Duktus). Ferner kennt die Stenographie Zeilenführung, Rand- und Raumbehandlung, Interpunktionen, Zeilen und Wörtertrennung. Es sind also der Duktuseigenschaften genug, um in ihnen die seelischen Regungen und Charakteranlagen auszudrücken. Es ist daher nicht verwunderlich, daß der Habitus eines Stenogrammes von demjenigen eines anderen Schreibers dauernd verschieden ist, so daß ein Kundiger schon nach mehrmaligem Wechsel von Stenogrammbriefen aus dem Gesicht der Züge den Absender zu erkennen vermag. Wie die Handschrift wird auch die Stenographie nach einer bestimmten Vorlage erlernt. Daß kein eigenhändig geschriebenes Schriftstück, sei es in Stenographie oder in gewohnter Handschrift, völlig der Vorlage entspricht, bedarf keiner weiteren Beweise.

Verschieden im Vergleich mit der gewöhnlichen Handschrift ist die Stenographie in erster Linie hinsichtlich der Formenbehandlung. Vokale und Konsonanten werden durch erheblich vereinfachte Zeichen ausgedrückt. Einzelne Silben und häufig sogar ganze Worte werden durch einfache Symbole dargestellt, namentlich in der von nur sehr versierten Stenographen geübten Debattenschrift, weshalb denn die Stenographie mit vollem Recht auch Kurzschrift genannt wird. Auch in bezug auf die Druckbetonung unterscheidet sich die Stenographie sehr wesentlich von der sonstigen Handschrift, in welcher sozusagen ohne Ausnahme die Grundrichtungen betont werden. Diese Regel wird in der Stenographie nicht angewandt. Druckbetonungen werden auf ganz bestimmte Stellen verlegt

Digitized by Google

und dienen zur Andeutung gewisser Lautzeichen. So wird z. B. der Vokal „a" durch einen kurzen Bindestrich (enge Verbindung) und durch Druckverstärkung des folgenden Zeichens ausgedrückt (Stolze-Schrey). Auf eine weitere Beschreibung der stenographischen Schreibregeln können wir uns nicht einlassen. Wer sich beruflich mit dergleichen Fragen zu beschäftigen hat, soll mit dem Wesen der Handschrift wie auch der Stenographie völlig vertraut sein.

Bei Identitätsuntersuchungen bietet die Stenographie gegenüber der üblichen Handschrift gewisse Vorzüge; erstere ist aufschlußreicher. Gerade die auf ein Minimum von Bewegungen beschränkten und äußerst sinnreich ausgedachten Kürzungen in der Stenographieschrift stellen dem weniger geübten Stenographen weit mehr Klippen in den Weg, an denen er bisweilen versagen wird. In der modernen Neuzeit schreibt fast jeder halbwegs Gebildete Stenographie, aber verhältnismäßig wenige verstehen sich auf absolut korrektes Schreiben. Damit mag es zusammenhängen, daß durchaus fehlerfreie Stenogramme seltener sind als gewöhnliche Schreiben. — Damit wäre in kurzen Zügen wenigstens das Grundsätzliche der Stenographie-Identifikation behandelt.

Tatbestand: In einem Strafprozeß wurden zwei stenographierte Dokumente: ein 76zeiliger Brief und ein 27zeiliges stenographiertes Gedicht Gegenstand einer forensischen Untersuchung. Beide Schreiben waren erotischen Inhaltes. Die Empfängerin erklärte in der Einvernahme, die oben erwähnten Schriftstücke vom Beklagten X. erhalten zu haben. Die Urheberschaft wie auch jedes Wissen über diese Schreiben wurde vom Beklagten bestritten. Gemäß Gerichtsbeschluß wurden die beiden Endesunterzeichneten[1] zu Sachverständigen ernannt mit dem Auftrag, folgende Fragen zu beantworten:

1. „Kann mit Bestimmtheit erklärt werden, daß der stenographierte Brief vom 31. Januar 1927 vom Beklagten X. geschrieben worden ist?
2. Kann mit Bestimmtheit erklärt werden, daß das stenographierte Gedicht „Ich sah Deine Hülle fallen" vom Beklagten X. geschrieben worden ist?
3. Oder besteht große Wahrscheinlichkeit, daß die in Ziffer 1 und 2 erwähnten Schriftstücke von der Hand des genannten Beklagten herrühren oder nicht?"

Mangels entsprechender Vergleichschriften mußte der Weg des Diktatschreibens beschritten werden. Die für die Abnahme von Diktatproben allgemein geltenden Grundsätze: gleiches Format, gleiches Schreibmaterial, ähnliche Schreibumstände usw. usw. waren auch in diesem Falle einzuhalten. Die Strichbeschaffenheit der stenographierten Dokumente ließ erkennen, daß diese mit einer Füllfeder geschrieben wurden. Der Explorand wurde deshalb angewiesen, mit seiner gewohnten Füllfeder zu schreiben.

Um den Prüfling über den Zweck des Diktatschreibens so lange als möglich nicht aufzuklären, wurde ihm zunächst unverfänglicher Zeitungstext diktiert.

[1] Dr. H. Kittelmann, Rechtsanwalt und Stenograph der Schweizerischen Bundesversammlung.

Digitized by Google

Darauf wurde ihm ein Text diktiert, der zusammengesetzt war aus denjenigen Ausdrücken, die in den inkriminierten Aktenstücken vorkommen und wegen ihrer Schreibweise besonders auffallend waren. Das Diktat wurde nach und nach beschleunigt.

Wir geben im folgenden einen gekürzten Auszug der seinerzeit erstatteten ausführlich begründeten Gutachten. In Wahrung des Amtsgeheimnisses müssen einige spezielle Ausführungen aus den Gutachten unterbleiben[1].

Untersuchung und Befunde

I.

Vergleichende Untersuchung der stenographischen Schreibweise

Das Aktenstück Nr. 4 ist ein 27zeiliges Gedicht auf einundeinhalb Oktavseiten, beginnend: „ich sah Deine Hülle fallen" und endigend: „starb ich vor Dir im seligsten Gebet".

Aktenstück Nr. 5 ist ein 76zeiliger stenographierter Brief auf vier Oktavseiten, beginnend mit dem Datum ..... und endigend mit den Worten: „Komm küsse mich und hab mich lieb ....". (Ein Ausschnitt dieses Briefes ist in Fig. 1 Tafel I illustriert.)

Beide Aktenstücke sind in Stolze-Schrey'scher Schulschrift geschrieben. Als Schulschrift bezeichnet man die erste Stufe des Systems Stolze-Schrey zum Unterschiede von der „Redeschrift" oder „Debattenschrift", die sich von jener durch bedeutend mehr Kürzungen von Wörtern und Begriffen unterscheidet und im allgemeinen nur in der höheren Praxis Anwendung findet. — Der Wortlaut beider Stenogramme kann an dieser Stelle nicht näher bekanntgegeben werden.

In beiden Schriftstücken sind stenographische Zeichen einer Handschrift zu erblicken, die sofort durch ihre Eigenart auffallend wirken. Die Schreibweise in beiden Aktenstücken weist eine Menge besonderer Kennzeichen auf. Als solche sind zu nennen die Gedrängtheit der Zeichen innerhalb der einzelnen Wortbilder, dann namentlich in Aktenstück Nr. 5 (Fig. 1) auch die Gedrängtheit der Wortbilder unter sich; die verhältnismäßige Steilheit der Zeichen und Wörter, vor allem aber das weite Hinunterziehen der sogenannten Unterlängen. Als Unterlängen bezeichnet man in der Stenographie — wie übrigens auch in der Langschrift — diejenigen Zeichen, die unterhalb der Grundlinie stehen. In der lateinischen Langschrift sind Beispiele dafür „*f*", „*g*", „*j*", „*p*", „*q*". Das Stenographiesystem Stolze-Schrey kennt folgende Unterlängen (vgl. Tafel II, Zeile 1 B).

In der Langschrift und zumal in der deutschen Kurrentschrift werden die Unter- im Vergleich mit den Oberlängen stärker betont. In dem System

[1] Mit Rücksicht auf die hohen Kosten für Klischeeherstellung beschränken wir uns auf eine gedrängte Zusammenstellung von Beispielen. Auch die mikrophotographischen Beweisaufnahmen erfahren eine gewisse Beschneidung.

Digitized by Google

Stolze-Schrey — und nur von diesem ist in diesem Falle die Rede — ist die Schreibweise genauer festgelegt. Bei den Zeichen „z", „sch", „schm" steht die eine Hälfte über und die andere unter der Grundlinie. Beide Bestandteile sind also genau gleich groß und betragen den Raum einer „Stufe". Bei „schw" und „zw" ist der Raum über der Zeile zwei Stufen groß, die Schleife dagegen beträgt wiederum genau eine Stufe.

Der Schreiber von Aktenstück 4 und 5 übertreibt nun die Größe dieser Unterlängen in auffallender Weise, wofür einige Beispiele auf Tafel II in Zeile 2—11 A angeführt sind.

Auffallend ist die Übereinstimmung dieser Eigenarten in Aktenstück 4 und 5. So vergleiche man in Aktenstück 4 und 5 z. B. das Wort „letzte" (vgl. Tafel II, Zeile 12 A). Die urheberschaftliche Identität dieser beiden Wörter drängt sich geradezu auf. Wir wiederholen, daß es sich vom stenographisch-korrekten Standpunkt aus um ganz besonders auffällige Kennzeichen handelt.

In der Handschrift beider Aktenstücke ist weiterhin besonders in die Augen springend die kräftige Schattierung der Abstriche, eine Schattierung, die in diesem Maße nicht etwa zu Unterscheidungszwecken erforderlich ist. Das System Stolze-Schrey kennt die Schattierung eines Konsonantenzeichens, um dadurch auszudrücken, daß vor ihm ein Selbstlaut, meistens ein „a", vorausgeht. Der Schreiber der beiden inkriminierten Stenogramme übertreibt aber diese Schattierung; er kann übrigens schon aus diesem Grunde kein besonders schneller Schreiber sein. Für die auffällige Schattierung sind einige typische Beispiele in Tafel II Zeile 13—16 A angeführt.

Bei oben gewölbten Zeichen verlegt der Schreiber die Schattierung sodann nicht erst, wie es der Vorlage entspräche, in den Abstrich des Zeichens, sondern beginnt damit schon in der Übergangsrichtung (Bogen). Diese Eigenart läßt nun vermuten, daß der Schreiber die Feder etwas von der normalen Richtung abdreht, da die Beschaffenheit der für Stenographieschrift besonders geeigneten Federn eine Verlegung der Schatten in den Bogen nicht leicht ermöglicht. Außerdem sind die beiden Aktenstücke 4 und 5 mit Füllfeder geschrieben; eine Füllfeder, die zur Erzeugung korrekter Stenographieschrift denkbar ungeeignet ist. Die Feder ist breit und stumpf, weshalb denn in den Schriftzügen der beiden Stenogramme häufige Verklecksungen und auffallend breite Striche auftreten. Das ganze Schriftbild beider Dokumente erweckt den Eindruck der Teigigkeit. Auf diesen Punkt werden wir übrigens an anderer Stelle noch einläßlicher zu sprechen kommen. Als Folge der überaus kräftigen Schattierung der Abstriche einerseits und der Verwendung einer wenig tauglichen Feder andererseits erwähnen wir noch häufige Zusammenfließungen von einzelnen Zeichen (vgl. Tafel II, Zeile 17 A).

Digitized by Google

Nr.	A. Inkrimin. Schrift.	B. Richtige Schreibweise.	C. Bedeutung.	D. Vergleich-Schrift.	E. Richtige Schreibweise
1			sch, z, schm schw, zw,		
2			einzig		
3			noch		
4			zum		
5			Abschied		
6			Versprechen		
7			zusammen		
8			nochmals		
9			Aufzeich-mungen		
10			letzte		
11			zerquäle ausschüttest		
12			letzte		
13			Küsse		
14			Jan		
15			süsse		
16			zusammen		
17			hast umsonst		
18			gesehen Mannes		
19			hätte		
20			solch		

Tafel II.

Digitized by Google

Zeile	A. Inkrimin. Schrift.	B. Richtige Schreibweise.	C. Bedeutung.	D. Vergleich-Schrift.	E. Richtige Schreibweise
21			1		
22			Irrlicht		
23			verlangte		
24			Ferien		
25			verlebt		
26			verlangen		
27			ausleben		
28			Verlust		
29		←	erreichen Erle →		
30			Seppi		
31		←	Mi Knie →		
32			gerufen		
33			gerade		
34			aufrichtig		
35			q.		
36			selbst		
37			wovon		
38			eigenartig		
39			sieht		
40.		all ←	Alles in Allem →		

Tafel II.

Digitized by Google

Ebenfalls zur stenographischen Graphik gehört die Eigenheit des Schreibers, die stenographische Form des „s" unrichtig wiederzugeben. Die stenographisch-richtige Form stellt einen halbstufigen Halbkreis dar. Der Anonymus dagegen, und zwar in beiden Aktenstücken, schreibt das „s" in eckiger Form (vgl. Tafel II, Zeile 18A).

Nicht mehr zur Graphik, sondern zum Regelwerk des stenographischen Systems gehören die folgenden Eigenheiten und demzufolge Fehler des Schreibers der beiden Aktenstücke 4 und 5. In der Tat wimmeln die Handschriften von Elementarfehlern. Der Schreiber ist zweifellos — übrigens ergibt sich das auch aus dem Inhalt der Schreiben — ein intelligenter Mensch. Er hat die Stenographie vor längerer Zeit erlernt; seine ausgeschriebene Handschrift beweist das (er hat z. B. kein Wort durchstrichen oder verbessert, sondern in einem Zuge und mit einer gewissen Flottheit seine Zeichen hingesetzt). Er hat aber die Stenographie nicht bis zur völligen Korrektheit erlernt, geschweige denn auch die höhere Stufe der „Debattenschrift" erreicht. Ein genaues Studium hat er wohl als eine mit seinem Temperament im Widerspruch stehende Pedanterie empfunden, und so sind ihm eine Reihe von Fehlern nach und nach in Fleisch und Blut übergegangen, so daß er sich über seiner zahlreichen Verstöße gegen das Korrektschreiben kaum noch bewußt wird. In seinen Fehlern waltet indessen eine gewisse Regelmäßigkeit und Konsequenz, die bei einem unintelligenten Schreiber nicht anzutreffen ist, da auch sie wiederum eine Art System darstellt.

Das System Stolze-Schrey enthält für die am häufigsten vorkommenden Wörter und Wortbestandteile besondere Kürzungen. Wir nennen die Artikel, gewisse Konjunktionen usw. Diese gekürzten Wortbilder wendet der Schreiber zum Teil an, zum Teil nicht, oder er schafft für Wörter, die im genannten System nicht gekürzt zu werden pflegen, eigene und selbst erfundene Kürzungen. Von dieser letzten Art ist namentlich die eigenartige Kürzung für das Wort „hätte" besonders beachtenswert, die der Schreiber so wiedergibt (vgl. Tafel II, Zeile 19A). Diese Kürzung ist durchaus ein Eigenprodukt des Schreibers. In der Schulschrift kommt diese Kürzung überhaupt nicht vor; in der Redeschrift aber hat sie die Form, wie sie in derselben Zeile 19B auf Tafel II veranschaulicht ist. In keinem der redeschriftlichen Lehrbücher ist die Form, wie sie der Anonymus zum Ausdruck bringt, vorzufinden.

Weiter kennt das System Stolze-Schrey eine Kürzung für das Wort „solch" (Zeile 20B). Diese Kürzung wendet der Schreiber stets an für das ähnlich klingende Wort „noch" (Zeile 3A). Vgl. auch die beiden Worte „noch" (Zeile 3A) und „nochmals" (Zeile 8A). — Dabei beachtet der Schreiber außerdem die Regel nicht, daß Fußschleifen am Ende eines Wortes stets wegfallen.

Digitized by Google

Wichtiger aber sind folgende Hauptfehler des Schreibers, die sich in beiden Aktenstücken immer wieder finden.

Im genannten Stenographiesystem wird der Konsonant „l" ähnlich wie in der Langschrift durch ein einstufiges Zeichen dargestellt (vgl. Tafel II, Zeile 21 B). In dieser Form erscheint das Zeichen stets am Anfange eines Stammes oder wenn ihm ein Selbstlaut vorangeht. Folgt dagegen das „l" auf einen Mitlaut, steht es also in einem Wort oder am Ende eines Wortes nach einem Mitlaut, so wird es zur Punktschlinge verkleinert.

Dem Schreiber ist nun gegenwärtig, daß das „l" in gewissen Fällen verkleinert werden darf; die genaue Regel beherrscht er indessen nicht, und so schreibt er das Punktschlingen-l in einer ganzen Reihe von Fällen, wo das ausgeschriebene „l" stehen müßte, unrichtig (vgl. die Beispiele Zeile 22—28 A auf Tafel II).

Außerdem zeigt der Schreiber in den meisten der genannten Wörter einen weiteren und überaus kennzeichnenden Fehler. Wenn nämlich in dem in Rede stehenden System in Wörtern wie: „erreichen", „erringen" usw. auf das „r" der Vorsilbe ein weiteres „r" folgt, so wird das zweite „r" auf das erste hinaufgesetzt; die Hand hat also nicht mehr auf die Zeile zurückzukehren. Ähnlich verhält es sich, wenn auf ein „r" ein „l" folgt, wie z. B. im Wort „Erle" (vgl. Tafel II, Zeile 29). Auch hier wird das „l", das ja zur Punktschlinge zu verkleinern ist, auf das vorhergehende „r" hinaufgesetzt. Diese Regelung ist selbstverständlich erfolgt im Sinne einer Verbesserung der Graphik, damit sich zwischen die beiden Konsonanten nicht ein toter Strich hineinfüge, der in unserem System wie ein „n" aussehen würde (vgl. Zeile 29 B).

Der Schreiber wendet diese Regel durchgehend falsch an, indem er auch in Wörtern wie: „Verlust", „verlangen", „verleben", „ausleben", wo die Hand vor dem „l" bereits auf die Zeile zurückgekehrt ist, da eben die vorhergehenden Zeichen auf der Zeile enden, das nachfolgende — falschermaßen zur Punktschlinge verkleinerte — „l" hinaufsetzt und somit eine viel kompliziertere Schreibweise schafft (vgl. Tafel II, Zeile 23—28 A).

Das „i" hinwiederum, das der Vorschrift gemäß auf der Zeile zu stehen hätte, zieht er falscherweise eine Stufe hinauf, z. B. im Wort „Seppi" und „Mi" (vgl. Zeile 30 und 31 auf Tafel II).

Ein fast ins gleiche Kapitel gehörender Fehler unterläuft dem Schreiber dadurch, daß er das stammanlautende „r", das gegen den Uhrzeiger, also rechts-links-läufig zu schreiben ist, regelmäßig in entgegengesetzter Richtung, also links-rechts-läufig schreibt (vgl. Tafel II, Zeile 32—34).

Für das „q" setzt der Schreiber statt des zweistufigen Zeichens nur ein einstufiges, das aber ein „c" bedeutet (vgl. Zeile 35 A—B).

Die Kürzung für „selb" schreibt er gemäß früher beschriebenen Fehlern ebenfalls unrichtig, indem er das Zeichen mit einem Anstrich beginnen

Digitized by Google

läßt und alsdann eine Stufe höher zieht, z. B. im Worte „selbst" (vgl. Zeile 36 A). Dieser Fehler ist ebenso eigenartig wie die falsche Schreibweise der Kürzung „wo", z. B. im Worte „wovon" (vgl. Zeile 37 A—B).
Das Wort „eigenartig" schreibt der Schreiber eigentümlicherweise ebenso falsch (vgl. Zeile 38 A), während er sonst die Regeln über die Schreibweise des „t" zu beherrschen scheint. Es wird später noch erklärt, weshalb gerade dieses einzelne Wort besonders erwähnenswert erscheint.
Ein Verstoß gegen elementare Regeln, die selbst vom Durchschnittsschreiber selten verletzt werden, ist das Ausschreiben des Dehnungs-h in Wörtern wie: „siehst", „aussieht", „ansieht", „erfleht" usw. (vgl. Tafel II, Zeile 39 A). Die Unterlassung derartiger Dehnungszeichen ist eine Grundregel unseres Systems, die von Schülern meist von der ersten Stunde an beachtet wird, ebenso wie die Nichtunterscheidung zwischen großen und kleinen Buchstaben.
Der Schreiber der beiden inkriminierten Stenogramme beachtet diese Anfangsregel nicht; mit einer geradezu auffallenden Regelmäßigkeit wird das Dehnungs-h angebracht (vgl. Zeile 39 A).
Die Kürzung „all" scheint dem Schreiber ebenfalls nicht bekannt zu sein (vgl. Tafel II, Zeile 40 A—B).

Die Vergleichung der vom Beklagten nach Diktat geschriebenen Proben mit den fraglichen Stenogrammen hat nun zwingend zur Erkenntnis geführt, daß er mit Anonymus identisch ist.
Zur Begründung ist zunächst darauf hinzuweisen, daß die Schriftproben schon dem allgemeinen Eindruck nach den beiden inkriminierten Aktenstücken 4 und 5 entsprechen (vgl. Tafel I, Figur 2 und 3). Wir finden nämlich dieselben kräftigen Abstriche, wenn sich in ihnen selbstverständlich auch eine gewisse Erregung des Schreibers widerspiegelt und deswegen die Schrift und zumal im Hinblick auf die Liniatur etwas größer ausgefallen ist als in den fraglichen Schreiben (vgl. Tafel II D, 13—16).
Aber auch die übrigen Eigenarten, die früher schon hervorgehoben wurden, finden sich in auffallender Weise auch in den Proben wieder. Als erstes Moment sind die sehr groß ausgefallenen Unterlängen zu erwähnen (vgl. Tafel II D, Zeile 2—11). Im letzten Beispiel in Zeile 11 D sind die übertriebenen Größenverhältnisse besonders kennzeichnend. Das Wort soll bedeuten „ausschüttest". Das „sch" sollte nach bekannter Regel zweistufig und das „t" dagegen dreistufig sein. Statt dessen schreibt der Beklagte die Unterlänge bedeutend größer als das folgende Doppel-t.
Die s-Formen werden ebenso unrichtig dargestellt wie in den fraglichen Dokumenten (vgl. die beiden Worte „umsonst" und „Mannes", Tafel II D, Zeile 18).
Vor allem aber treffen wir genau dieselben Systemfehler, wie sie in

Digitized by Google

den beiden fraglichen Stenogrammen nachgewiesen wurden. Auch in den Schriftproben wurde die Kürzung „all" in allen ihren Zusammensetzungen falsch geschrieben (vgl. die Worte „Alles in Allem", Zeile 40, Tafel II D). Derartige Satzbestandteile mußten vom Exploranden mehrmals geschrieben werden zwecks Feststellung, ob eine falsche Schreibweise mehr zufällig oder gewohnheitsmäßig unterlaufen könne. Der Schreiber hielt aber an den eben gezeigten Schreibweisen fest, wie sie auch in den fraglichen Schreiben zu ersehen sind.

Die Regeln über das Punktschlingen-l werden vom Diktatschreiber ebenfalls mißachtet. In genau derselben Weise wird auch im Worte „Ferien" (24 D) das „i" falsch herumgeschrieben, so daß statt einem „i" ein Punktschlingen-l geschrieben wird. Ebenso regelwidrig wird in dem Worte „verlangen" (26 D) das „l" zur Punktschlinge verkleinert und außerdem noch sinnwidrig auf das „r" der Vorsilbe „ver" hinaufgesetzt.

Genau so falsch und zwar in zwingender Übereinstimmung mit den inkriminierten Schreiben wird die Kürzung „selbst" unkorrekt geschrieben, indem der Schreiber die Kürzung mit einem Anstrich beginnen läßt und mit dem folgenden Zug eine Stufe höher steigt (vgl. 36 D).

Unter Hinweis auf das Wort „eigenartig" wurde bereits erwähnt, daß der Urheber der eingeklagten Schriftstücke im Gegensatz zu seiner sonstigen Schreibart des „t" nun gerade dieses „t" gegen die Regel verstoßend herabziehe. Dieser Fehler ist um so gravierender, als für die Silbe „tig" eine besondere Schreibform besteht, die in der Regel sofort erlernt wird. Der Explorand schreibt nun dieses Wort in gleicher Weise falsch, nämlich mit herabgezogenem „t" (vgl. 38 D).

In den Worten „gerufen" (32 D), „gerade" (33 D) und „aufrichtig" (34 D) ist das „r" desgleichen in umgekehrter Richtung geschrieben. Das Wort „sieht" schreibt der Beklagte, was sonst selten vorzukommen pflegt, mit dem Dehnungs-h (39 D). Auch er schreibt das sonst nirgends auffindbare Zeichen für „hätte" (19 D). Wiederum zieht er im Worte „Knie" (31 D) wie übrigens auch im Worte „Seppi" (30 D) das buchstäbliche „i" unrichtigerweise eine Stufe hoch, während es vorschriftsgemäß auf die Grundlinie zu schreiben wäre. Die Kürzung „wo" schreibt er im Zusammenhang „wovon" in genau derselben regelwidrigen Weise wie in den inkriminierten Schreiben (37 D). Das zweistufige Zeichen für „qu" ersetzt er durch das einstufige „c" (35 D).

Die Beispiele könnten noch beliebig vermehrt werden. Nach dem vorgelegten Stoff aber dürfte schon jetzt kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß die fraglichen Stenogramme tatsächlich vom Beklagten geschrieben sind.

Es ist in der Tat richtig, daß in der Stenographie gewisse Fehler häufig erscheinen und daher ihr vereinzeltes Vorkommen nichts Kennzeichnendes

Digitized by Google

böte. So z. B. werden die stammanlautenden „r" häufig in falscher Richtung geschrieben. Im vorliegenden Falle aber stehen wir vor einer so großen Summe von teilweise sogar höchst kennzeichnenden Fehlerübereinstimmungen zwischen den fraglichen und den authentischen Schreiben, daß die Möglichkeit einer anderen Urheberschaft allein vom stenographischen Standpunkt aus praktisch auszuschließen ist. Indessen ist das Beweismaterial noch lange nicht erschöpft, und wir werden zur Vervollständigung der Beweisführung auch die Bewegungen als solche noch einer einläßlicheren Betrachtung unterziehen.

II.

Vergleichende Untersuchung der Schreibbewegung

A. Die Allgemeinmerkmale der Schrift

a) Die Verschiedenheiten

Die authentische Schrift (Tafel I, Figur 3) ist im Vergleich mit der fraglichen (Figur 2) etwas größer. Der Reibungsdruck ist etwas energischer und die Gliederung etwas weiter.

b) Die Ähnlichkeiten

Fragliche Schrift	Vergleichschrift
	1.
Völlig ausgeschriebene Schrift.	Desgleichen.
	2.
Tempo nicht sehr rasch (vgl. die für Stenographie ungewöhnlich starke Druckbetonung); ein Beweis dafür, daß der Schreiber in der Stenographie noch nicht die höhere Stufe erreicht hat.	Ebenso der Urheber der Vergleichsproben. Auch hier sind die Druckbetonungen verhältnismäßig überspannt.
	3.
Neben den Druckerscheinungen und mit diesen nicht zu verwechseln sind eigentümlich teigige Stellen wahrzunehmen.	Ähnliche Erscheinungen auch in den authentischen Proben.
	4.
Aus dem allgemein pastosen Gepräge heben sich hinwiederum charakteristische Mattfärbungen heraus.	Ähnliche Mattfärbungen auch in den Proben des Beklagten.
	5.
Die eben erwähnten Mattfärbungen vereinigen sich häufig in ein und demselben Wort mit auffallenden Strichverdickungen (vgl. das erste Wort in Zeile 2), die den Eindruck von Retuschen erwecken.	Ebensolche Erscheinungen zeigt auch Figur 3 (vgl. das erste Zeichen in Zeile 1, desgleichen in Zeile 2 und 3).

Digitized by Google

In allen diesen Punkten stimmen die beiden fraglichen Aktenstücke 4 und 5 völlig überein. Im Hinblick auf die bereits früher erwähnten Übereinstimmungen auch hinsichtlich der Schreibfehler sind die beiden Aktenstücke 4 und 5 untersich zweifellos urheberschaftsidentisch.
Alle diese Einzelmerkmale verleihen der Schrift ein höchst charakteristisches und mit anderen Stenogrammschriften kaum zu verwechselndes Gepräge. Schon nach dem allgemeinen Eindruck beurteilt, besteht große Wahrscheinlichkeit für die Identität des Schrifturhebers.

B. Die Einzelformen
(Vgl. Tafel III und IV)

Fragliche Schrift	Vergleichschrift
Figur 1	
Die Ziffer „1" zeigt oben eine typische Kimmenbildung; Anfang des Grundstriches mit starker Druckbetonung; unterer Teil des Grundstriches druckschwächer; die „1" mit der „3" direkt verbunden.	Alle diese Merkmale zeigt auch Figur 1a.
Figur 2	
Die querläufige Durchstreichung der „7" ist oben gewölbt; Schlußzug des Grundstriches in der „7" nach links umgebogen.	Desgleichen in Figur 2a.
Figur 3	
Die Abbruchstelle in der Grundrichtung von rechts oben nach links unten abgeschrägt; Strichende nach oben verbreitert.	Dieselbe eigentümliche Erscheinung zeigt auch Figur 3a.
Figur 4	
Bei richtiger Schreibweise ist die Stenographie ausgesprochen kurrent, d. h. innerhalb eines jeden Wortes durchlaufend geschrieben. Trotzdem zeigt der Anonymus mitten im Wort eine in der Vorlage nicht vorgesehene Unterbrechung; bemerkenswert ist weiter das Übereinanderschieben des abgebrochenen und des neu begonnenen Striches.	Dieselbe vorschriftswidrige Unterbrechung findet sich zuweilen auch in den Diktatproben (vgl. z. B. Figur 4a).
Figur 5	
Der Querzug zeigt am Ende eine Hakenform als Folge einer charakteristischen Rückschlagbewegung.	Dieselbe eigentümliche Rückschlagbewegung zeigt auch Figur 5a.

Digitized by Google

Fragliche Schrift	Vergleichschrift
Figur 6	
Auch sonst sind in der fraglichen Schrift zahlreiche Endungen mit hakenförmigen Anhängseln nachzuweisen, wovon ein Beispiel Figur 6 veranschaulicht.	Ähnliche Merkmale zeigen auch die Proben (vgl. z. B. Figur 6a).
Figur 7	
Mitten im Strichverlauf treten bisweilen feine Unterbrechungen auf; der vorangehende Strich ist satt eingefärbt, während der folgende Strich merkwürdig blaß erscheint.	Gleichfalls in Figur 7a.
Figur 8	
Der Anfangszug zeigt oben ein wimpelförmiges Anhängsel, das keineswegs der Vorlage entspricht.	Genau dieselbe Art der Hinzufügung finden wir auch in den Proben (vgl. z. B. Figur 8a).
Figur 9	
Eine besondere Art der Strichzusammenfügung illustriert dieses Bild: nach Vollendung des Grundstriches ist der folgende querläufige Zug separat angefügt.	Und eben dieses Charakteristikum zeigt auch Figur 9a.
Figur 10	
Wiederum in Abweichung von der Normalschrift zeigt der Schlußzug (ch) einen hakenförmigen Umschlag (linksläufige Umbiegung).	Gleichartig geformter Schlußzug auch in Figur 10a.
Figur 11	
Sehr eigentümlich ist die Oberschleife (l) geformt: der diagonal verlaufende Aufstrich ist völlig gestreckt; seitlich rechts winkelförmige Knickung; der Bogenzug ist stark nach oben ausgebuchtet.	Ebenso eigentümlich geformte Oberschleife zeigt auch Figur 11a.
Figur 12	
Die Basisschleife (j) winkelförmig gebrochen anstatt ausgerundet.	Ähnliche Basisschleifenbehandlung auch in Figur 12a.
Figur 13	
Drastischer Unterschied zwischen dem völlig blassen Auf- und dem auffallend stark eingefärbten Grundstrich.	Unbestrittene Ähnlichkeit auch in Figur 13a.

Digitized by Google

Fragliche Schrift	Vergleichschrift
Figur 14	
Dieses Bild erweckt den Eindruck des Übermalens; der dünnere blasse Strich ist in den dickeren und stärker gefärbten Strich gleichsam hineingeschoben.	Dasselbe eigentümliche Bild zeigt auch Figur 14a.
Figur 15	
Ein ähnliches Bild zeigt sich hier. Auf die Ursache dieser und ähnlicher Erscheinungen werden wir in der Begründung zurückkommen.	Ähnliche „Strichretusche" veranschaulicht auch Figur 15a.
Figur 16	
Eine sehr sonderbare Erscheinung zeigt der Schlußzug: an den dickeren und zugleich stärker gefärbten Endzug ist noch ein dünnerer und blasserer Strich angefügt.	Dieses sehr charakteristische Merkmal zeigt auch Figur 16a und ist in den Proben des Beklagten mehrmals nachzuweisen.

Die unter A/b erwähnten Ähnlichkeiten bilden freilich noch keinen schlagenden Beweis für die Urheberschaftsidentität, wenngleich ihnen wenigstens eine gewisse Beweiskraft nicht abgesprochen werden kann. Diesen Ähnlichkeiten stehen aber noch die in A/a erwähnten Verschiedenheiten gegenüber. In der Beziehung glauben wir uns weitläufiger Darlegungen enthalten zu können, da samt und sonders Größe, Weite und ähnliche allgemeine Merkmale je nach der momentanen Gemütsverfassung und den jeweiligen Umständen (in diesem Falle gerichtliche Einvernahme) mehr oder weniger erheblichen Schwankungen ausgesetzt sind.

Weit gravierender sind nun die im ersten Kapitel behandelten stenographischen Schreibfehler, um so mehr, als diese nicht etwa aus der Hand eines Stenographie*schülers* stammen, sondern von einem Schreiber, der die Stenographie schon seit Jahren pflegt. Die häufigen Verstöße gegen die stenographischen Regeln zeugen mit aller Deutlichkeit von großen Lücken in der Beherrschung des stenographischen Korrektschreibens. Der Schreiber hat sich nicht mehr die Mühe zur Vollendung wenigstens der ersten Stufe genommen, und so hat sich bei ihm mit der Zeit ein eigenartiges Fehler*system* gebildet, das wie kaum eine andere Schreibbesonderheit kennzeichnend ist. Im vorliegenden Falle ist es die geradezu erstaunliche Gesetzmäßigkeit im fehlerhaften Schreiben, die den Beklagten so sehr belastet, so daß nach dieser Sachlage schon jeder Zweifel in seine Urheberschaft auszuschließen ist.

Nicht minder belastend sind die im Abschnitt B aufgeführten Übereinstimmungen in bezug auf die Schreibbewegungen. Auch wenn sich diese Ähnlichkeiten auf nur je einen Zug in der Formenbehandlung erstreckten,

Digitized by Google

fiele doch deren Gesamtheit für die Entstehungseinerleiheit ganz außerordentlich ins Gewicht. Nun befinden sich unter den zahlreichen Einzelmerkmalen auch noch solche ausgesprochen komplexer Natur. Wir verweisen in der Beziehung auf die Punkte 1, 4, 11 und 12. Sodann haben wir in den Punkten 13—16 auf eigentümliche Erscheinungen in der Färbung hingewiesen. Wir kommen nicht umhin, auch diese Merkwürdigkeiten etwas näher zu beschreiben. Es wurde bereits früher bemerkt, daß das benützte Schreibwerkzeug (Füllfeder) für Stenographieschrift nicht sehr geeignet sei. Die Untersuchung des vom Exploranden verwendeten Füllfederhalters hat dies bestätigt. Die Feder ist breitkantig und stumpf. Auch bei völlig normaler Haltung erzeugt diese Feder verhältnismäßig dicke und teigige Striche, ein Umstand, der die Erzeugung einer scharf ausgeprägten Stenographieschrift sozusagen verunmöglicht. Zur Stenographieschrift mit ihren zahlreichen kleinen Schlingen und sonstigen Zeichen eignen sich nur spitze und leichtgleitende Federn. In der stenographischen Praxis wird daher zum Teil aus leicht verständlichen Gründen der Bleistift bevorzugt, der im Gegensatz zur Metallfeder einen geringeren Reibungswiderstand verursacht. Die beiden fraglichen Stenogramme sind jedoch mit einer ganz ungeeigneten Feder geschrieben. Und damit befindet sich der Anonymus im Einklang mit dem Beklagten, bei dem ein ebenso untaugliches Schreibwerkzeug vorgefunden wurde, das die gleichartigen dicken und teigigen Striche erzeugt. Hinzu kommt nun eine weitere Merkwürdigkeit. Normalerweise soll die Feder so auf die Schreibfläche gestellt werden, daß das Papier von beiden Federbeinen gleichmäßig bearbeitet wird. Aber auch in dieser Beziehung weicht der Urheber der fraglichen Schreiben von der Normalhaltung ab; er stellt nämlich die Feder vorherrschend auf das linke Bein (gekantete Feder). Durch diese einseitige Federstellung entsteht eine unvollkommen ausgeprägte und ungleichmäßige Schriftrinne. Die rechte Kante der ohnehin breiten Feder steht etwas von der Schreibfläche ab, was folgerichtig zu einer ungleichmäßigen Adhäsion führen muß. Dieser Vorgang wirkt auch hemmend auf das Ausfließen der Tinte aus dem Tintenkanal der Füllfeder. Nun wird aber, wie sich leicht erklären läßt, auch durch die einseitige Federstellung eine Schriftrinne hervorgerufen, womit denn auch die Kapillarität (Aufsaugefähigkeit) für die Tinte hergestellt ist. Der geschriebene Strich wird wenigstens teilweise mit der ausfließenden Tinte eingefärbt. Eine völlige Einfärbung kann indessen schon infolge der einseitigen Adhäsion nicht in allen Strichrichtungen stattfinden. Mit dem Moment aber, wo nur eine ganz geringe Tintenmenge sich mit der Schreibfläche verbindet, wird die im Tintenkanal verbleibende Tinte ruckartig angesogen (typische Erscheinung bei Füllfedern) und dadurch entstehen die eigentümlichen Kleckser. Fehlerhafte Tintenkanäle in Füllfedern können ähnliche Erscheinungen verur-

Digitized by Google

sachen. Zwei typische Beispiele für diesen merkwürdigen Vorgang sehen wir nun in Figur 13 und 14. Der Aufstrich in beiden Bildern ist vorerst sehr schwach eingefärbt. Einerseits durch den Druck in der Grundrichtung und andererseits durch die veränderte Federstellung floß die Tinte in beiden Fällen zurück und teilweise noch in den dünnen Aufstrich. In Figur 16 sind Auf- und Endstrich mattgefärbt. Aus dem sattgefärbten Grundstrich wurde noch ein Teil der Tinte in den folgenden Schlußzug nachgeschleppt. Der letzte Teil des Schlußzuges erscheint noch matt und dünner, weil die Feder nur noch einseitig betätigt wurde und die nachgezogene oder nachgeronnene Tinte zur gänzlichen Stricheinfärbung unausreichend war.
Angesichts der Figur 13—16a können wir uns weiterer Darlegungen füglich enthalten. Die Übereinstimmungen zwischen den fraglichen Schreiben und den Proben des Beklagten sind evident, und ebenso evident ist es, daß beide Dokumentengruppen von derselben Hand, mit demselben untauglichen Schreibwerkzeug und in durchaus gleichartiger Federstellung und -führung geschrieben wurden.

Gesamt-Gutachten

In Würdigung der Tatsachen:

1. Übereinstimmung hinsichtlich der fehlerhaften und teilweise höchst eigenartigen stenographischen Schreibweise in allen Punkten;
2. sozusagen eindeutige Ähnlichkeit auch in der Formbehandlung und Bewegungsführung;
3. Übereinstimmung in der Verwendung einer ganz ungeeigneten Füllfeder, und
4. durchaus gleichartige Handhabung und Betätigung der Schreibfeder, gelangen wir zu folgendem Schlusse:

Die beiden fraglichen Dokumente: das stenographierte Gedicht (Aktenstück 4) und der stenographierte Brief (Aktenstück 5) sind zweifellos vom Urheber der Vergleichsproben und mithin vom Beklagten X. geschrieben.

Die Sachverständigen:

E. Brunner
Institut für gerichtliche Schriftuntersuchung
Zürich

Dr. H. Kittelmann
Rechtsanwalt.

Digitized by Google

Studien mit ultravioletten Strahlen

Von Hans Langenbruch,
vereidigtem Schriftsachverständigen f. d. Berliner Gerichte

Angeregt durch einen Einzelfall bei der gerichtlichen Schriftexpertise, bei dem die Möglichkeit der Ultraviolett-Fluoreszenzanalyse von einem andern in der Sache beauftragten Sachverständigen[1] vor Gericht damit bestritten wurde, daß er solche Feststellungen „einmal sehen" möchte, hat Verfasser nach Aburteilung des Falles einige Studien am gleichen Objekt vorgenommen, da es ihm gerichtlich zu diesem Zweck noch einmal zur Verfügung gestellt werden konnte.

Aus der wörtlich angeführten Bemerkung ist ohne weiteres zu entnehmen, daß die in Frage kommenden Feststellungen noch nicht Allgemeingut der Fachleute sind, ja es darf vorher erwähnt werden, daß die Schwierigkeiten häufig nicht so sehr in der Untersuchung selbst als in der photographischen Veranschaulichung der Befunde liegen, die mit ultravioletten Strahlen zu erzielen sind.

Die Unterschiede zwischen dem sog. Fluoreszenz- oder Lumineszenzbild und dem „direkten" Ultraviolettbild werden als bekannt vorausgesetzt. Es handelt sich im folgenden um Lumineszenzerscheinungen.

Zunächst kurz der Fall selbst: Der Name „August Heinrich" auf einem Honorarschein wurde bestritten. Die Echtheit war jedoch leicht durch Schriftvergleichung nachweisbar, so daß diese Seite des Falles nicht interessieren kann. Jedoch verteidigte sich der Beschuldigte damit, er habe wohl Unterschriften geleistet, nicht aber auf einem hektographierten Formular, sondern auf einem vollständig leeren Bogen Papier — also blanco. Es entstand somit nebenbei die Frage, die hier zur Hauptfrage gemacht wird: Kann der hektographierte Text und die zu ihm gehörige Linie, auf der der Name niedergeschrieben erscheint, später angefertigt worden sein als der etwa blanco gegebene Namenszug?

Wir komplizieren zu Studienzwecken den Fall dadurch, daß wir diejenigen Beweismomente fortschneiden, die ohne weiteres einen Schluß zulassen resp. zuließen: Die ganze Seite des hier nicht voll veröffentlichten Honorarscheines enthielt nämlich hektographierte Maschinenschrift und mehrfach Striche, über welche mit Tinte Eintragungen gemacht wurden. Die Tintenzüge setzten hierbei vielfältig aus, wie das Photogramm *A* veranschaulicht, und zwar bei der Kreuzung des hektographierten Striches. Genau so sieht man es bei dem mit *O* bezeichneten Photogramm der Tafel *B*, welches die inkriminierte Unterschrift wiedergibt (bei Beleuchtung mit normalem Licht). Ferner zeigt das Stereo-Mikrophotogramm *C* einen Ausschnitt aus dem g des Vornamens „August", in welchem die Polier-

[1] Prof. W. Scheffer, der sich viel mit der Ultraviolettanalyse befaßt hat.

Digitized by Google

spuren der gespreizten Federbeine in der Farbmasse des hektographierten Striches als „Einritzung" sichtbar werden, so daß also auch die stereoskopische Untersuchung, die sonst nur relativ grobe Feststellungen zuläßt, zu einem Ergebnis geführt hätte, weil es sich hier nicht um Schichtungen, nicht um die Dicke von verschiedenen Schichten, sondern um Eindrücke in eine Schicht handelt[1].

Nach Abschneidung dieser Beweismittel bleibt dann die Frage übrig: Ist auch ein Nachweis dann zu führen, wenn die genannten Indizien auf dem Gesamtformular nicht vorhanden wären, nach der Richtung, ob der Name später ausgeführt wurde als die Hektographie?

Daß die normale Eisengallustinte über hektographierten Strichen leicht „aussetzt", zeigt das Photogramm *A*, das zeigen auch einschlägige Versuche ohne weiteres. Es fragt sich nur, ob nicht in einem besonderen Falle solche pathologischen Einflüsse, wie man sie bei Handschriften ziemlich häufig beobachtet hat (Photogramme *D*, *E*), auch ein Aussetzen des Striches herbeigeführt haben könnten, das dann die Schlußfolgerungen über das Aussetzen bei hektographierten Linien zunichte macht. Da im vorliegenden Falle diese Möglichkeit durchaus gegeben war (es kam schwere Herzkrankheit und Arteriosklerose in Betracht), so kompliziert sich der Fall geradezu zu einem Musterbeispiel.

Nach Ansicht des Verfassers blieb (bei Abschneidung der bisherigen Indizien) als wichtigstes Beweismittel die Lumineszenzanalyse bei ultraviolettem Licht übrig, und zwar mußte man danach trachten, die Lumineszenz des Farb-Bindemittels so zu veranschaulichen, daß über den Ausfluß in das Papier kein Zweifel bestehen konnte und so Schlüsse über das Aussetzen der Feder möglich waren. Schon das einfache Photogramm *O* der Tafel B beweist, daß die Feder schon vor Erreichung des eigentlichen hektographierten Striches aussetzte. Daß hierfür Gründe vorhanden waren, das ist zwar einleuchtend, wurde aber sogar mit dem Hinweis bekämpft, daß z. B. über Paraffin die normale Tinte[2] nicht „aussetze", sondern im Gegenteil „auslaufe". Daß diese nachdrückliche Behauptung[3] ein Irrtum ist, zeigt das Photogramm *F*, das eine Studie von Paraffinstrichen (die zwar unsichtbar, jedoch mit Pfeilen gekennzeichnet) darstellt, die mit normaler Eisengallustinte gekreuzt wurden. (Daß es sich außerdem bei den Ausstrahlungen des Bindemittels gar nicht um Paraffin handelt, ergab die spätere Lumineszenzanalyse nebenbei.)

Wir kommen zur Sache selbst: Nachdem auch eine normale Durchleuchtung nichts Wesentliches über das Ausstrahlen des Bindemittels in das

[1] Die Möglichkeit des hier im Stereogramm vorgeführten Beweises war vom andern Sachverständigen aus theoretischen Erwägungen über die relativ geringe Dicke von Tintenstrich-Schichtungen bestritten worden.

[2] Nicht künstlich durch starken Säurezusatz entstellte Tinte.

[3] Von Prof. W. Scheffer in einem gerichtlichen Vortrag über Paraffin aufgestellt.

Digitized by Google

Papier erbrachte (Photogramm *1* auf Tafel *B*), vor allem keine durchsichtigen „Fettränder" um den hektographierten Strich herum, wie man vermuten könnte, wurden die Photogramme mit ultravioletten Strahlen hergestellt (Photogramme 2—5 auf Tafel *B*). Es zeigte sich bei der Beobachtung im gefilterten Ultraviolett eine blaue Lumineszenz des Papiergrundes, eine gelbliche des ausgestrahlten Bindemittels von etwa gleicher Intensität, eine rötliche des hektographierten Striches selbst. Die Schwierigkeit bestand nun darin, die Lumineszenzen bei der Schwarzweiß-Wiedergabe so zu trennen, daß sie unterscheidbar sind. Dies gelang dadurch, daß dem sogen. Ultraviolettabsorptionsfilter, wie ihn Kögel und Miethe beschrieben haben, diejenigen Farben hinzugesetzt werden, die der durch Selbstleuchten zu veranschaulichenden Stelle adäquat sind. Es handelt sich also um eine „vielfache" Filterung des ultravioletten Lichtes, dessen erste Filterung hinter der Lichtquelle[1], dessen weitere Filterungen jedoch im Strahlengang der Photo-Optik liegen müssen.

Das Photogramm 2 der Tafel *B* zeigt den hektographierten Horizontalstrich, dessen eigene Lumineszenz optisch ausgelöscht wurde (verstärkt im Photogramm *3*). Es leuchtet also nur das in das Papier ausgelaufene Bindemittel, der Strich bleibt als dunkler Strich sichtbar.

Das Photogramm *4* zeigt zugleich auch das Lumineszenzlicht des hektographierten Striches selbst, der infolgedessen visuell am Verschwinden ist. (Verstärkt in Photogramm *5*).

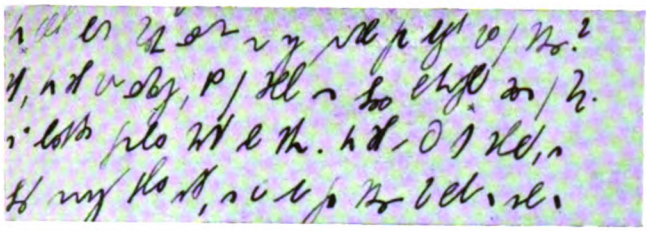
Die Nutzanwendung: Das Photogramm 2 zeigt am A, g, f die Lumineszenz gerade so breit, wie der kreuzende Tintenstrich aussetzt. Daß er an einer Stelle noch stärker aussetzt, läßt sich dadurch erklären, daß die Feder (wie auch Versuche ergaben) von dem Bindemittel der Hektographenlinie etwas „fängt" und infolgedessen sich erst „erholen" muß, bevor sie ungestört weiter schreiben kann. Der Zuname „Heinrich" ist daher schon ungestört, kommen ja auch dort keine Kreuzungen mehr vor.

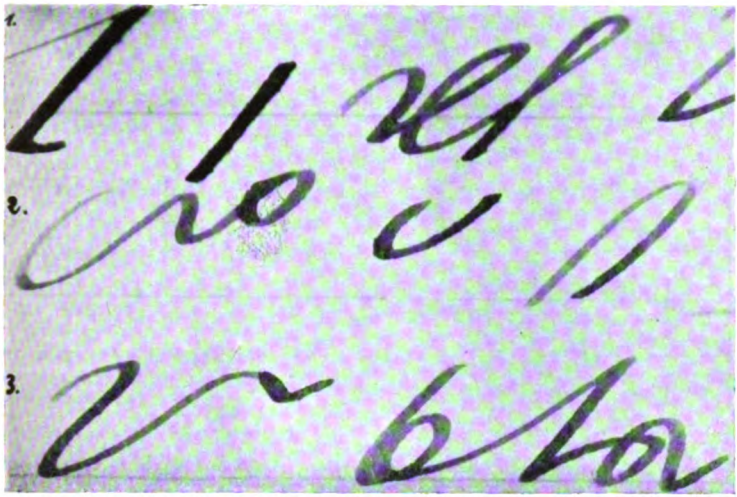
Über die Schlüssigkeit des hier vorgelegten Beweises mit Lumineszenz-Unterteilung erübrigen sich lange Ausführungen. Es erübrigen sich desgleichen chemische Erörterungen, denn einer der Hauptwerte der Ultraviolettanalyse ist ja gerade, daß die Dokumente chemisch nicht berührt zu werden brauchen (nur in Ausnahmefällen). Dies gilt insbesondere auch hier, wo jede Berührung chemischer Natur in Fortfall gekommen ist.

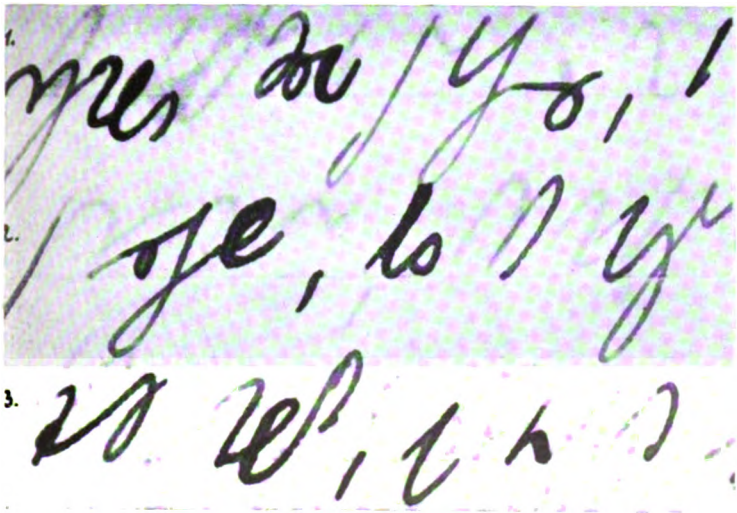
Bei der Vergleichung der Reaktion von Paraffinstrichen (Studie des Photogramms *F*) mit den Lumineszenzen der hektographierten Linie ergab

[1] Sofern man nicht ohnehin mit einem genügend großen Quarz-Monochromator beleuchtet. — Die Quarzlampen-Gesellschaft Hanau hat zur Zeit unter dem Namen des Verfassers ein neues Modell der Analysenlampe fertiggestellt, das bei einer mehr als zwanzigfachen Verstärkung der Intensität des gefilterten Ultraviolett eine bisher nicht erreichte Beleuchtung bietet. Konzentration durch Linsen ist dabei vermieden.

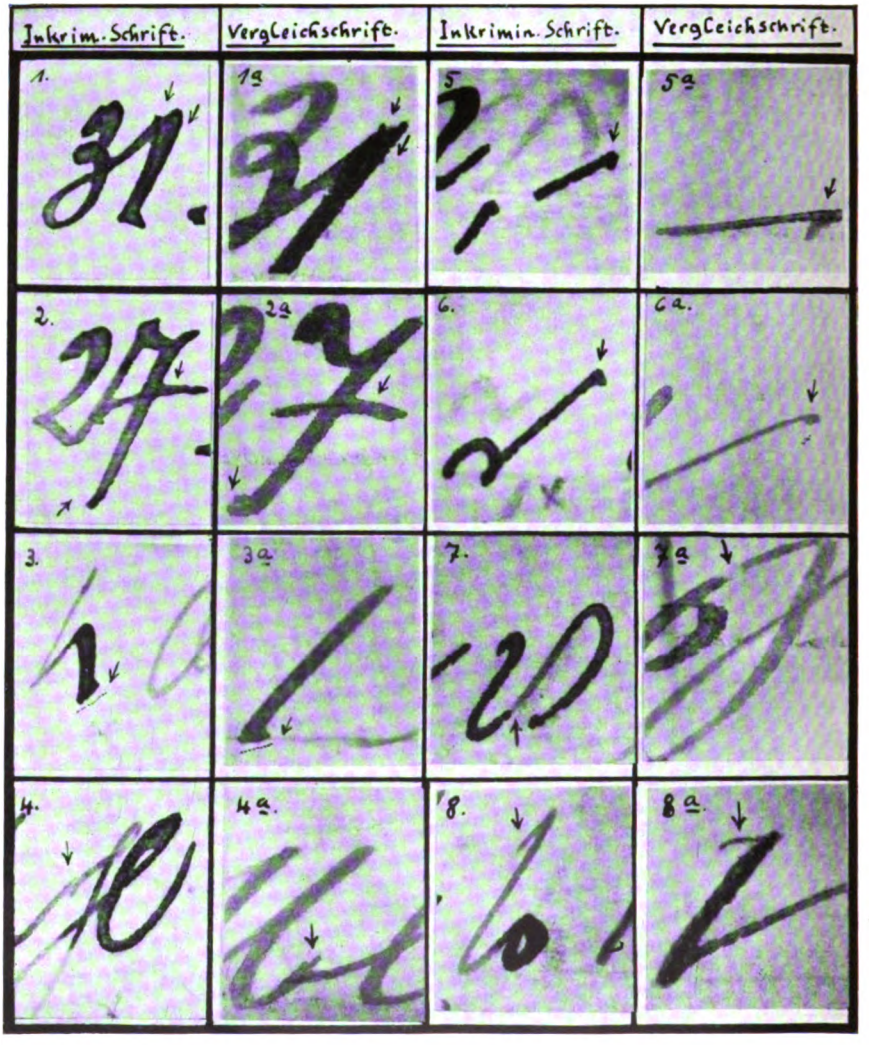
Digitized by Google



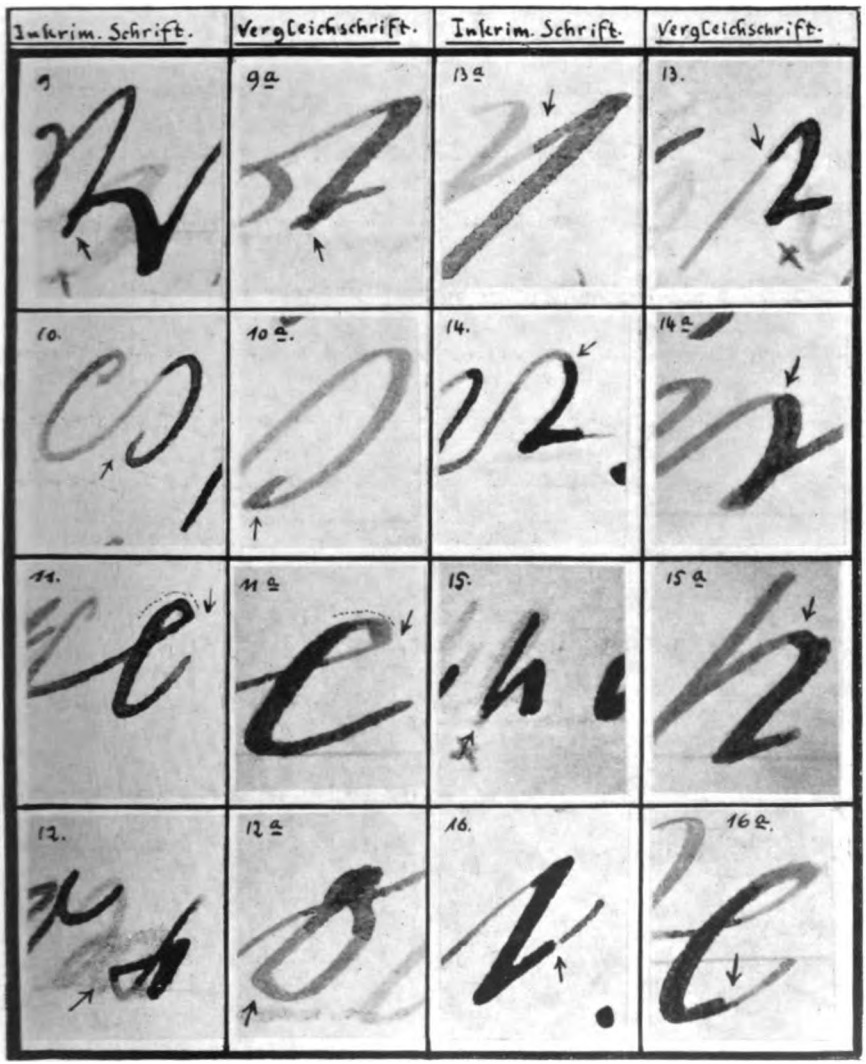




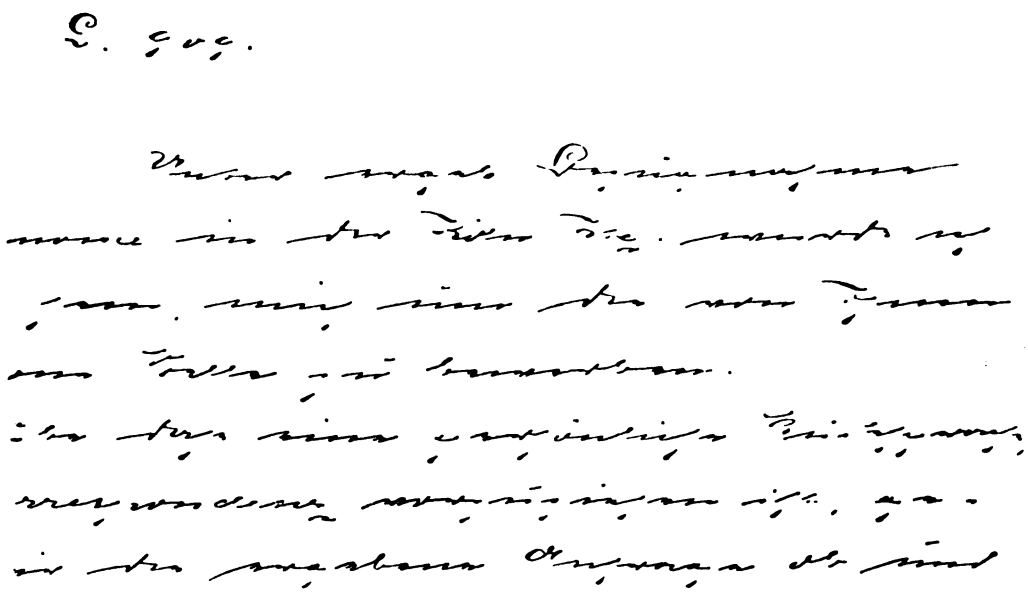
Digitized by Google



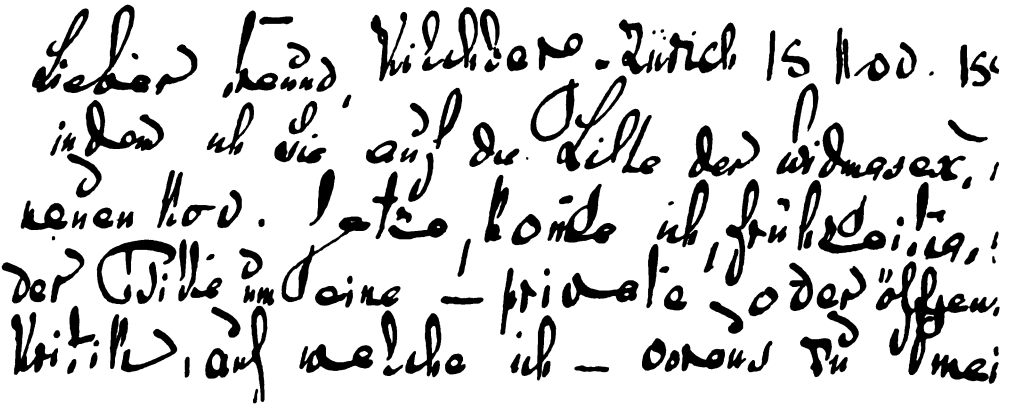
Digitized by Google



Digitized by Google



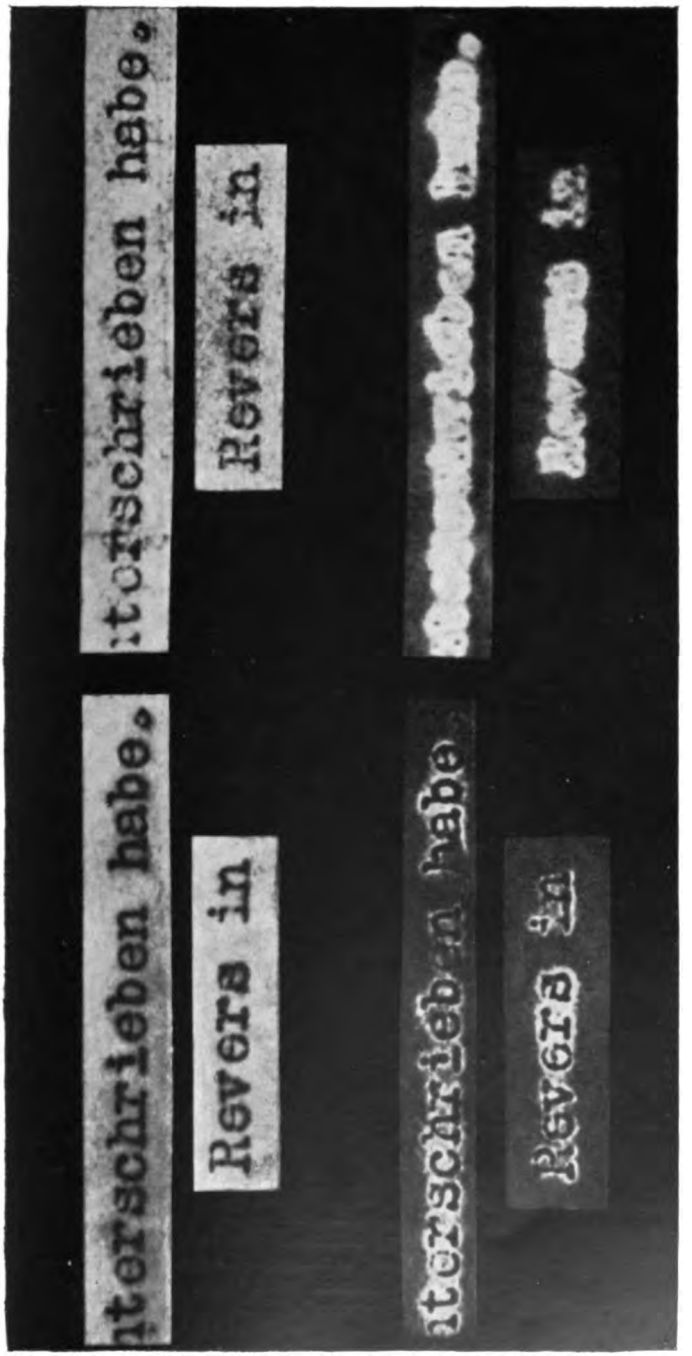
Photogramm *D*



Photogramm *E*

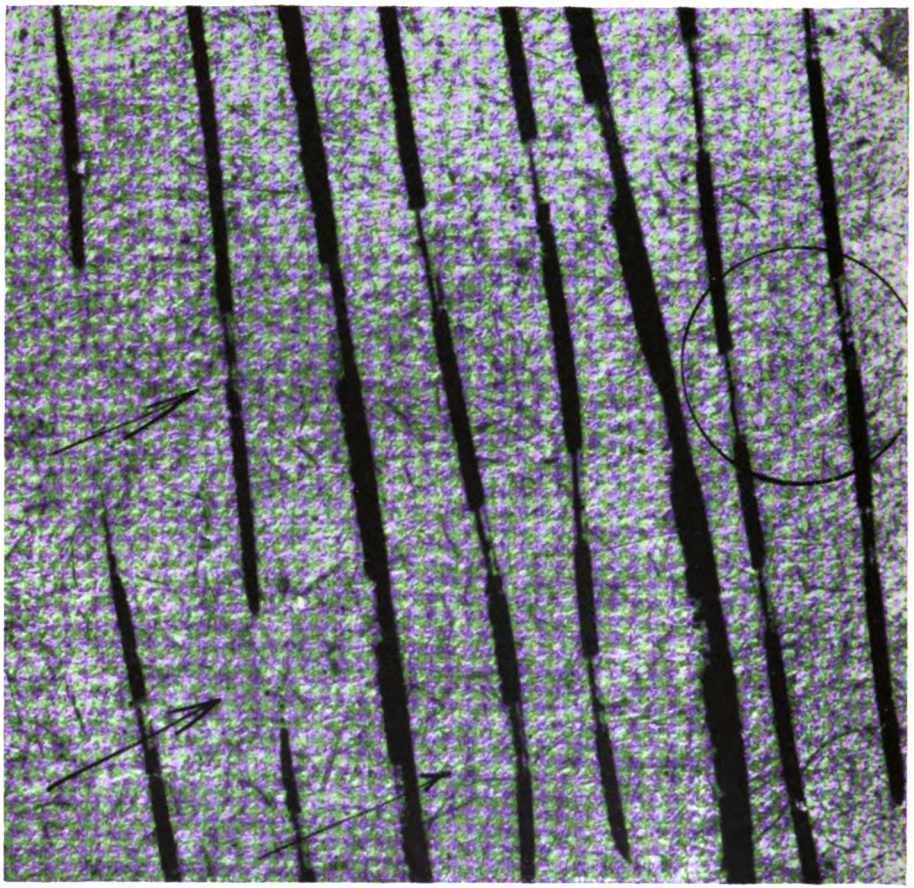
Aussetzen des Schriftzuges infolge pathologischer Störungen.

Digitized by Google

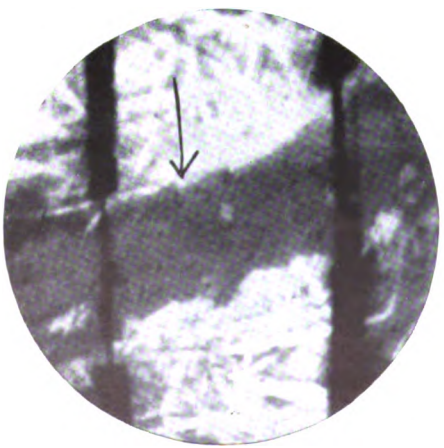


Photogramm *H*: Obere Hälfte gewöhnliches Licht bei Aufsicht und Durchsicht, untere Hälfte „unterteilte" und „volle" Lumineszenz des in das Papier eingedrungenen Glyzerins resp. der ganzen Schrift.

Digitized by Google

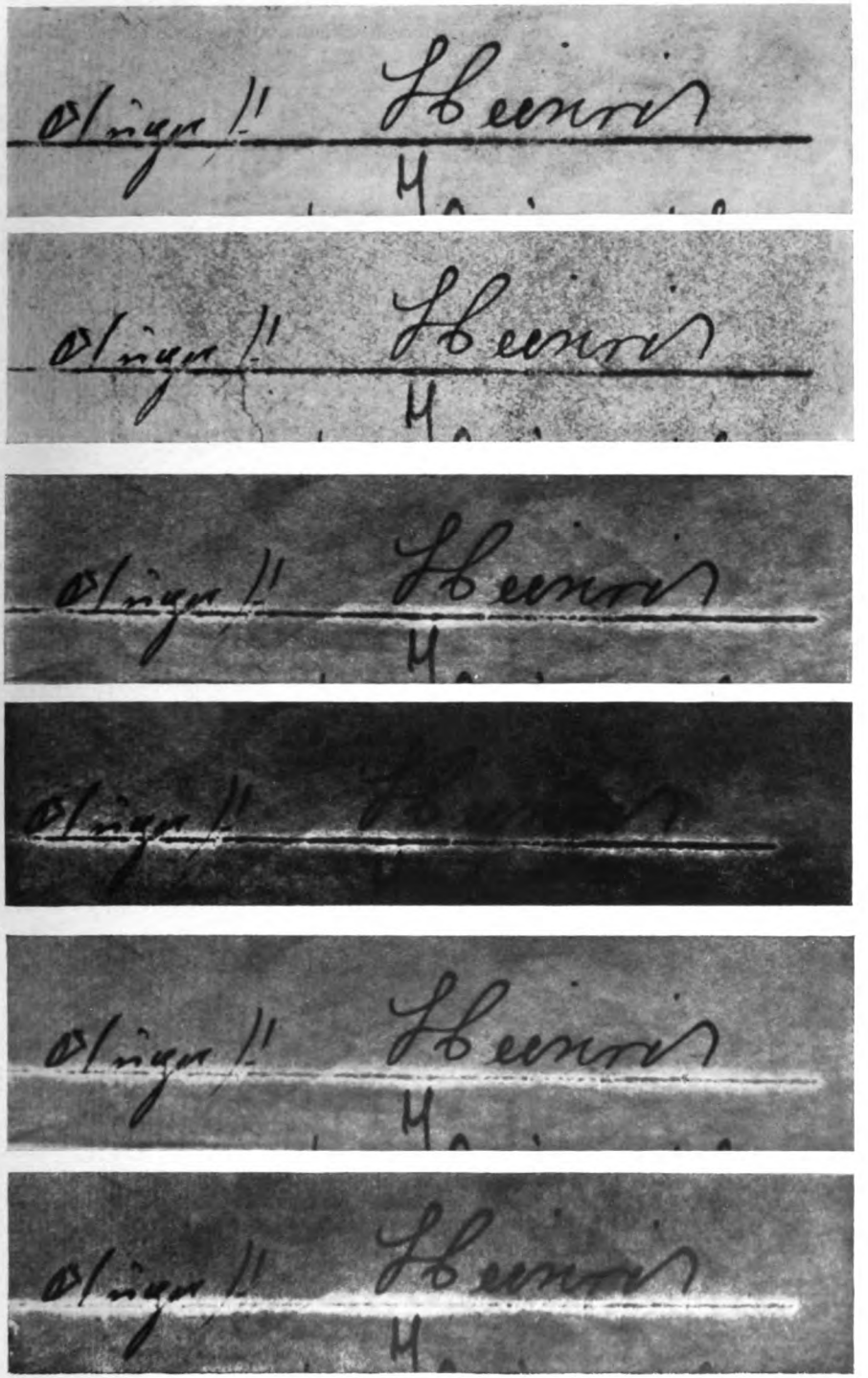


Photogramm *F*: Die Tinte setzt auch bei der Kreuzung von (an sich unsichtbaren) Paraffinstrichen leicht aus.



Lumineszenz-Mikrophotogramm *G*: Ausschnitt aus *F*. Der Paraffinstrich bleibt dunkel, nur das Papier lumineszieren; der Paraffinstrich wird dadurch erst sichtbar, die kreuzende Tinte setzt in seiner Breite aus.

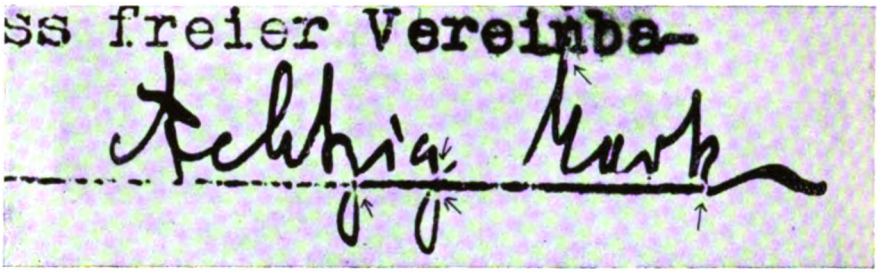
Digitized by Google



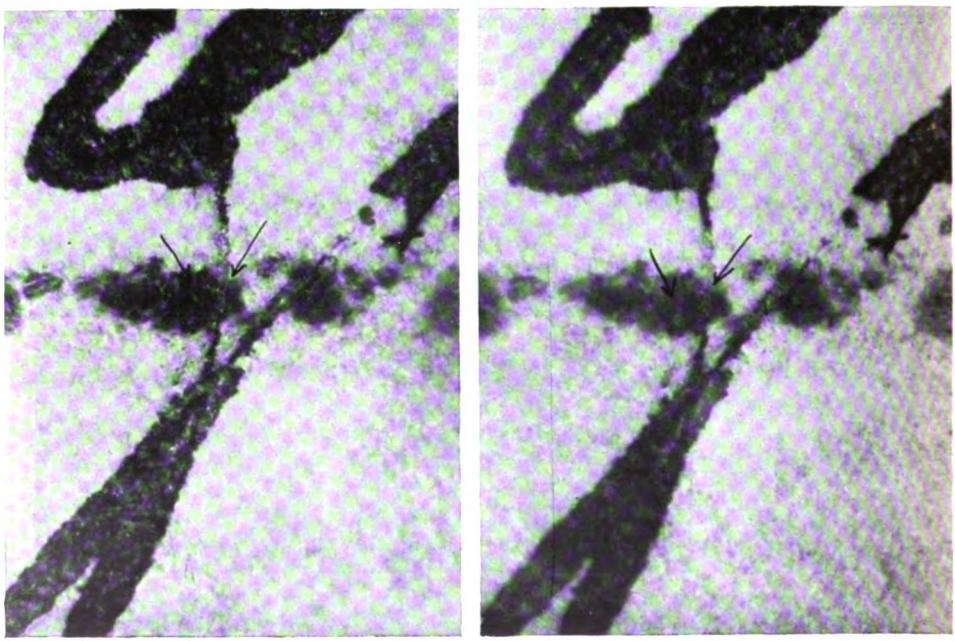
Tafel *B*

Gewöhnliches Licht: 0 = Aufsicht, 1 = Durchsicht.
Ultraviolettes Licht: 2, 3 = Unterteilte Lumineszenzen, 4, 5 = Volle Lumineszenzen.

Digitized by Google



Photogramm *A*: Tinte setzt bei der Kreuzung glyzerinhaltiger Hektographenstriche leicht aus.



Stereo-Mikrophotogramm *C*:
Die „Polierspuren" der gespreizten Federbeine können stereoskopisch an der Kreuzung der hektographierten Linie sichtbar gemacht werden.

Digitized by Google

sich eine völlige Verschiedenheit: Die Lumineszenz des Paraffins ist auf normalem Schreibpapier sehr unerheblich, es zeigte sich jedoch, daß die Lumineszenz des Glyzerins die gleiche ist, wie sie in unserem Falle auftrat — wie denn ja auch unzählige Rezepte das Glyzerin als Bindemittel für die Hektographentinten- und -platten angeben [1].

Will man Paraffinstriche durch Lumineszenz veranschaulichen, so kommt ein anderer Weg in Betracht, wie ihn das Lumineszenz-Mikro-Photogramm *G* veranschaulicht. Hier lumineszient nur das Papier, der Paraffinstrich bleibt dunkel. Es handelt sich um die im Ausbau begriffene Methode der sog. unsichtbaren Anfärbung. Das Photogramm *G* stellt einen Ausschnitt dar aus dem Photogramm *F*. Man sieht auch sehr gut, daß die Tinte auf dem Paraffinstrich nicht etwa „ausgelaufen", sondern daß sie „zusammengekrochen" ist, wie dies bei ähnlichen Verhältnissen die meisten Laien schon gesehen haben werden.

Zum Schluß soll noch das Photogramm *H* bestätigen, daß die gezeigten differenzierten Lumineszenzen auch in der hektographierten Schreibmaschinenschrift des gleichen Formulars nachweisbar waren (obere Hälfte gewöhnliche Auf- und Durchsicht, untere ultraviolett), auf dem sich der inkriminierte Name und hektographierte Strich befanden. Die Beweisführung darf damit hier als beendet gelten: Der inkriminierte Name muß später auf das Formular gelangt sein als der hektographierte Vordruck.

Otto Kellner, Charakterkunde und Astrologie

Astra-Verlag, Leipzig-Dresden, 1927

Nach einer kurzen Skizzierung der charakterologischen und astrologischen Grundbegriffe erörtert Verfasser das Prinzip der Erfolgskontrolle. Daß die Richtigkeit jeder Deutung verifiziert werden müsse, hat Referent bereits vor Jahr und Tag betont, als er auf die Notwendigkeit hinwies, Paralleldiagnosen durchzuführen. Es ist erfreulich, daß diese Methodik immer mehr Anerkennung findet. Im vorliegenden Buch werden mit anerkennenswerter Kritik die zwischen Horoskop, Physiognomik und Handschrift bestehenden Entsprechungen ausgewertet. Im Hauptteil werden die astrologischen Typen an Hand von Einzelbeispielen und guten Bildern sowie Handschriftenproben ausführlich erörtert. Sehr interessant und beachtenswert ist die Übertragung des Klagesschen Formniveauprinzips auf das Horoskop. Die praktisch notwendige und sehr fruchtbare scharfe Trennung von Gestaltenkunde und Formenkunde nach Theodor Lessing scheint Verfasser nicht zu kennen; sie

[1] Die mittels Schreibmaschinendurchschlag hergestellte und auf die Hektographenplatte später an das auf der Platte abgezogene Schreibpapier ab, wo es — wie gezeigt — zum Selbstleuchten gebracht werden kann.

Digitized by Google

ist aber gerade bei dem in Rede stehenden Thema sehr vonnöten, um die bei solchem Vorgehen stets vorkommenden Differenzen der Diagnosen methodisch auswerten zu können; eine strikte Durchführung dieser Trennung wäre dem Verfasser für die zweite Auflage zu empfehlen. — Im übrigen kann das vom Verlag sehr gut ausgestattete Buch bestens empfohlen werden; es wird jeden Leser zu Nachdenken und Weiterarbeit anregen.

Ludwig Gurlitt, Zur Psychologie der Spracherlernung

Die Ergebnisse der psychologischen Einsichten für die praktische Spracherlernung finden wir zum erstenmal verwertet in der Methode von Mertner. Er selbst hat die wissenschaftlichen Grundsätze, denen er dabei folgt, in einer kleinen Schrift niedergelegt, die unter dem Titel: Methode Mertner, psychotechnischer Spracherwerb auf mechanisch-suggestiver Grundlage" erschienen ist. (Verlag für zeitgemäße Sprachmethodik, München, Bavariaring 10.) Man findet die Leitgedanken und den methodischen Aufbau seiner Methode auch kurz entwickelt in den ersten Heften der bisher behandelten Sprachen, des Englischen, Französischen, Spanischen, Italienischen.

Diese Sache ist von ganz eminenter Bedeutung und verdient eine viel regere Teilnahme unserer Vertreter der Sprachwissenschaften und der Psychologie, als bisher zu beobachten war. Ich sehe, daß sich die Zeitschrift für praktische Psychologie mit einem kurzen, mit recht anerkennenden Bericht über diese Methode ausspricht, die mit den Worten schließt: „Alles in allem, eine achtbare Leistung!" Die Berliner Hochschulnachrichten (Zeitschrift für akademisches Leben) geben auch den geistigen Inhalt der Schrift von Mertner an, enthalten sich aber eines Urteiles. Wie sich die einzelnen pädagogischen Zeitschriften dazu gestellt haben, konnte ich, weil im Ausland lebend, nicht verfolgen. Aber jedenfalls hört man in der Öffentlichkeit noch nichts davon, daß in den Schulen ein Versuch mit dieser neuen Methode gemacht würde. — Hier scheint wieder das Urteil des Volkes dem der berufenen Fachmänner vorauszueilen; denn in unserem Volke hat sich schon eine große Zahl von „Laien" für diese Methode entschieden. Das geht aus der Tatsache hervor, daß schon nach fünf Jahren des ersten Erscheinens über eine Million dieser Lehrbücher verkauft waren.

Ich selbst bin erst spät auf sie aufmerksam geworden, habe mich aber sofort überzeugt, daß hier eine ganz bedeutende Leistung vorliegt, die geeignet ist, unseren ganzen bisherigen Sprachbetrieb auf den Schulen umzustürzen.

Es wäre eine Aufgabe für sich, das Fehlerhafte und deshalb wenig Erfolgreiche der bisher in unseren öffentlichen Schulen betriebenen Sprachmethoden nachzuweisen. Wir brauchen uns aber nur selbst zu fragen, wie es nach Verlassen unserer Schulen mit unserer Beherrschung der dort gelernten Fremdsprachen stand: Der Aufwand von Zeit und Kraft seitens der Lehrer und seitens der Schüler stand in einem schmerzlichen Verhältnis zu dem Erfolge. —

Digitized by Google

Wie verfährt nun Mertner? Darauf läßt sich mit einem Worte antworten: „natürlich"! Er befolgt die Methode, nach der jedes Kind seine Muttersprache lernt. Er erkennt richtig, daß die Kenntnis aller Sprachregeln und aller Vokabeln keinen Menschen zur Herrschaft der erlernten Sprache befähigt. Er „verpflanzt die fremde Sprache in den Kopf des Lesers seine Texte, ohne daß diesem der fast automatische Übertragungsprozeß zum Bewußtsein kommt", und zwar leistet er das mit Hilfe der mechanischen Suggestion.

Richard Wahle, Entstehung der Charaktere

Drei-Masken Verlag, München-Berlin-Wien, 1928. — 388 Seiten

Ein — nun auf jeden Fall ein sehr eigenwilliges Buch! Die autochtone Art des Werkes zu konstatieren, wäre uneingeschränktes Lob, zumal der geistige Zwischenhandel in unserer wissenschaftlichen Literatur immer größere Dimensionen annimmt, wenn — ja wenn nicht die absprechende Beurteilung alles auf den Gebieten der Psychologie und Charakterologie bisher Geleisteten sehr — nun sagen wir: sehr mangelhaft und unvollständig begründet erscheinen würde. Die gewiß sehr notwendige Lebendigkeit des Stiles und der Diktion darf unter gar keinen Umständen in Scherzhaftigkeit oder Bons mots um jeden Preis ausarten, soll anders ein Werk wissenschaftlich ernst genommen werden und sachliche Tiefe wahren! Die wichtige positive Seite des sehr lesenswerten Buches besteht demgegenüber in dem anerkennenswerten Bestreben, die unklare, z. T. metaphysisch desorientierte Verworrenheit der charakterologischen Begriffsbildung auf physiologisch faßbare Unterlagen zu reduzieren und in rationalster Weise gewisse Charakterformeln zu fixieren. Mit dieser Seite des Werkes wird sich jeder Psychologe und Charakterologe auseinandersetzen müssen, da hier wirklich Neues geboten wird.

Dr. W. Rink.

Medizinische Physiognomik

In der physiognomischen Studiengesellschaft sprach Dr. Paul Cohn-Guben über medizinische Physiognomik. Zunächst erörterte er das Wesen der Diagnose, bei der eine Simultanassoziation verschiedener Sinneseindrücke stattfindet. Für den Arzt ist es sehr wichtig, daß er die Erscheinungen zweckfrei auffaßt und nicht etwa einen in Wirklichkeit nicht vorhandenen Ausdruck in sie hineindeutet. Die „Objektivität des ersten Blickes" ist meistens aufschlußreicher als das Studium bereits wiederholt gesehener und bekannter Gesichter, weil bei letzteren die Gefahr des Hineindeutens in weit höherem Maße gegeben ist. — Eine Krankheit verändert den ganzen Körper des Menschen, mithin und vor allem auch das Gesicht, wo Knochen, Muskulatur, viele Sinnesorgane usw. auf einem kleinen Raum zusammengedrängt sind. Für die Krankheitsdiagnose aus dem Gesicht sind besonders wichtig: Farbe, Form, Spannung (Tonus), Blick, Mimik und Art der Hautfaltung (aktive und passive Falten). Der Vortragende unterscheidet

Digitized by Google

bei einem Kranken das primäre, gesunde Gesicht von einem zweiten Gesicht, das durch die physischen Veränderungen der körperlichen Krankheit entsteht und meistens, wenigstens bei allen schwereren Krankheiten, noch mit einem dritten Gesicht überlagert und untermischt ist, welches durch die seelischen Einflüsse des Krankheitserlebnisses zustandekommt. Aus dem alten Baumgärtnerschen Werk über Krankenphysiognomik aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden von dem Vortragenden sodann eine Reihe charakteristischer Bilder von Tuberkulose-, Tetanus-, Krebs-, Herzkranken usw., vorgeführt, die bewiesen, wie differenziert die Beobachtungskunst der alten Ärzte ausgebildet war und wieviel der Medizin verlorengeht, wenn sie die Beobachtung des Gesichtsausdrucks bei ihren Kranken vernachlässigen würde. Nicht nur die lokalen Erkrankungen des Kopfes und seiner Organe, sondern auch die Krankheiten entfernter Organe prägen sich auf reflektorischem Wege im Gesichtsausdruck aus. Turban machte die interessante Beobachtung, daß in tuberkulosebefallenen Familien die Tuberkulose bei den Familienmitgliedern, die ähnliche oder gleiche Gesichter haben, sehr oft auf derselben Lungenseite auftritt! Besonders reichhaltige Beobachtungen kann man auf dem Gebiete der Geisteskrankheiten machen, wie eine ganze Reihe von Bildern manisch bzw. melancholisch Kranker bewies. Der Vortragende wies darauf hin, daß nach seiner Beobachtung bei schweren Diabetikern häufig eine wie lackiert aussehende Gesichtsfarbe vorkommt und daß sich viele Brillenträger unter ihnen befinden. Die Krankheiten haben nicht nur ein charakteristisches Aussehen, sondern können auch gerochen werden; bekannt ist der Apfelgeruch (Aceton) bei Diabetes, der Spermageruch der Ruhrstühle, der charakteristische Geruch bei Tuberkulose, Typhus usw. Man konnte wiederholt feststellen, daß bei chronischen organischen Rückenmarksleiden die Kranken und ihre Umgebung moderig riechen („wie nach alten Gebetbüchern"). Die Veränderungen des Gesichtsausdruckes durch Krankheiten sind besonders eklatant bei den Ernährungsstörungen der kleinen Kinder und Säuglinge, wo es zu dem bekannten Greisengesicht kommen kann. — Die Tatsache, daß sich mit der sogenannten Irisdiagnose außerordentlich viele Kurpfuscher beschäftigen, ist nach Cohn kein sachlicher Einwand gegen dieses umstrittene Gebiet. Wie an jedem anderen Teil des Körpers muß die Krankheit natürlich auch an der Iris zum Ausdruck kommen; die Einteilung der Iris in einzelne Felder, die den verschiedenen Organen genau entsprechen sollen, wird dagegen von Cohn als gänzlich ungerechtfertigt bezeichnet! Bei weiteren Studien werden sich sicherlich irgendwelche Veränderungen der Iris bei Krankheiten feststellen lassen, wobei es jedoch fraglich bleibt, wie weit hier gesetzmäßige Beziehungen vorhanden sind. Der Vortragende glaubt die sichere Beobachtung gemacht zu haben, daß Menschen mit dunkler Iris temperamentvoller sind als solche mit heller Iris und häufiger Basedow aufweisen! — Zum Schluß wurden einige Farbenphotographien gezeigt, deren naturgetreue Ausführung die Möglichkeiten zeigte, die sich der weiteren Materialsammlung auf krankenphysiognomischem Gebiete durch die moderne Technik bieten; dasselbe bewies

Digitized by Google

auch der in natürlichen Farben photographierte Operationsfilm der Emil Busch A.-G., dessen Vorführung den interessanten und anregenden Abend beschloß. — In der kurzen Diskussion wurde von ärztlicher Seite darauf hingewiesen, daß die Krankenphysiognomik sehr vieldeutig sei und nur vom Arzt, nicht aber vom Laien, richtig bewertet werden könne! Das Gebiet als solches sei außerordentlich wertvoll und müsse von den Ärzten unbedingt ausgebaut werden!

W. Rink.

Astrologie und Beziehungswahn

Im Rahmen der deutschen Kulturgemeinschaft sprach Dr. W. Tritsch über das Thema „Astrologie und Beziehungswahn". Er erörterte zunächst den medizinischen Begriff des Beziehungswahns, dessen Wesen darin besteht, daß auch dort schicksalhafte Verknüpfungen gesetzt werden, wo es sich gar nicht um solche handeln kann. Wenn der Mensch durch solche Beziehungssetzungen sein Handeln beeinflussen läßt, wird der Beziehungswahn zu einer Krankheit. Durch gewisse Pflanzenalkaloide, z. B. Meskalin, kann ein Beziehungsrausch hervorgerufen werden. Durch Hervorrufung dieses Zustandes kann der Arzt die dem Beziehungswahn zugrundeliegenden Vorgänge untersuchen. Der Arzt berücksichtigt mit Recht nur die formale Seite dieses krankhaften Geschehens, nicht jedoch seinen Inhalt. — Wenn man aber andererseits von der Voraussetzung der Existenz eines überpersönlichen Schicksals ausgeht, so lassen sich dem Problem noch andere Seiten abgewinnen. In gewisser Beziehung kann man das magische Denken als einen Vorfahr des Beziehungswahnes betrachten. Die Berechtigung eines derartigen Denkens ist gegeben, solange eine es tragende Gemeinschaft existiert. Heute haben wir derartige Gemeinschaften nicht mehr. Für den Historiker ist daher der Beziehungswahn ein Zustand primitiven Denkens, für den Arzt hingegen eine Krankheit. Das magische Denken hatte seinen Ursprung in der Gattung. Dem modernen Menschen sind Bewußtsein und Gefühl der Gattung abhanden gekommen; an ihre Stelle ist ein starker Trieb zu Ersatzhandlungen des gattungsmäßigen Geschehens getreten.

Einen Sonderfall dieser Beziehungen zu einer verlorengegangenen Gemeinschaft stellt die Astrologie dar. Merkwürdig ist es, daß sie trotz örtlich ganz verschiedenen Ursprungs überall zu den gleichen Ergebnissen geführt hat. Tritsch denkt hierbei daran, daß die Astrologie eine Projektion eingeborener Strukturen an den Himmel darstellen könne (zweifellos ein sehr fruchtbarer Gedanke! Ref.). Die Astrologie galt früher nur für die Gattung, nicht aber für das Einzelschicksal. Der Astrologe muß entweder Kulturhistoriker sein oder Hellseher; versucht er heute als „Statistiker" Einzelzusammenhänge zu bearbeiten, so ist er als „beziehungswahnsinnig" anzusprechen! Denn es gibt zwar eine magische Brücke von der Gattung zum Einzelwesen und eine mythische Brücke vom Einzelwesen zur Gattung, es gibt aber keine direkten Beziehungen mehr von Einzelwesen zu Einzelwesen. Die individuelle Methode der heutigen Astrologie bezeichnet Tritsch als falsch. Jeder statistischen Arbeit und besonders ihrer Auswertung muß eine Hypothese vorausgehen, ein Denkbild, das wir aber

Digitized by Google

für die Astrologie nicht mehr besitzen, da wir gemeinschaftslose Individuen sind und die Allverbundenheit verloren haben.

Die Diskussion, in der die Herren Neugarten, Unger, Reißmann und Thomas Ring sprachen, verlief sehr angeregt und drehte sich in der Hauptsache um die Beziehungen des magischen Denkens zur Gemeinschaft sowie seine Bedeutung für die Methodik der Astrologie. W. Rink.

Alltagsbewegungen als Ausdruckserscheinungen

Im Rahmen der Physiognomischen Studien-Gesellschaft wies Dr. Paul Cohn-Guben auf die große charakterologische Bedeutung unserer gewöhnlichen Alltagsbewegungen hin. In jeder Bewegung, besonders aber in allen rhythmischen Bewegungen sind Ausdrucksmomente enthalten (Freiheit oder Gehemmtheit, Schwäche oder Stärke, Regelmäßigkeit oder Unregelmäßigkeit, Schwere oder Leichtheit usw.). Zur Auswertung der einzelnen Ausdruckserscheinung ist die Gesamtheit des jeweiligen Menschen wichtig, besonders seine Körpergröße, die Proportionen seiner Körpermaße usw. Der Vortragende charakterisierte kurz die individuellen Verschiedenheiten des Stehens, Essens, Rauchens, Schlafens usw., um dann ausführlicher auf den Ausdrucksgehalt des menschlichen Gehens einzugehen. Bei dem Gang lassen sich zwei Faktoren unterscheiden: Die Haltung und das eigentliche Schreiten. Je nachdem die erstere aufrecht oder gebückt ist, je nachdem die Arme gehalten werden, ob es sich um einen „Kopfhänger" handelt usw. usw., kann man Rückschlüsse auf den Charakter des betreffenden Menschen ziehen. Beim Schreiten ist besonders auf den Rhythmus zu achten, auf Regelmäßigkeit bzw. Unregelmäßigkeit, Anmut usw. In medizinischer Hinsicht bietet der pathologische Gang, z. B. bei Melancholie, Gehirnerweichung, multipler Sklerose, postencephalitischen Zuständen usw. sehr viel Interessantes und diagnostisch Wertvolles. Am Schluß seiner interessanten, wegen der Größe des Gebietes leider sehr allgemein gehaltenen Ausführungen ging der Vortragende noch kurz auf die Bewegungen beim Sport, bei der Toilette, besonders beim Kämmen, An- und Ausziehen, beim Grüßen usw., sowie auf die technischen und Berufsbewegungen und die künstlerischen Bewegungen ein. Dr. Rink.

Körperbau und Sexualität

Über das aktuelle und zunehmende Bedeutung erlangende Thema der Eheberatung sprach Prof. Friedenthal, Berlin, kürzlich in der Physiognomischen Studiengesellschaft. — Nach abgeschlossener Partnerwahl kommt jede Eheberatung zu spät; sie muß bereits vor der Fixierung an einen bestimmten Typ einsetzen. Allgemein gültige Richtlinien für die Eheberatung zu geben, ist deswegen so schwer, weil die verschiedenen Menschentypen sehr verschiedene Begriffe dessen haben, was Ehe sei. Gerade bei der problematischen Situation der heutigen Ehe ist es wichtig, das kategoriale Denken in Massenbegriffen auszuschalten; bloße Tradition ist nach Friedenthal z. B. die Idee von der absoluten Notwendigkeit des Geschlechtslebens und die dementsprechende Gleichsetzung von Asexualität und Minderwertigkeit.

Digitized by Google

Für die fürsorgerische Eheberatung ist zunächst der Einfluß der Sexualität auf das Menschenleben sowie ihre Ausprägung im Körperbau von großer Wichtigkeit. In der äußeren Erscheinung des Menschen kann man die Quantität der vorhandenen Sexualhormone und somit die Intensität der Sexualität ablesen. Besonders bedeutsam erscheint in dieser Hinsicht die Art der Behaarung, z. B. die Stärke bzw. Ausdehnung des Bartwuchses beim Manne. Grundsätzlich ist jedoch zu berücksichtigen, daß vor der Deutung der Rassencharakter eines Körpermerkmals ausgeschaltet werden muß, da die Sexualität bei den verschiedenen Rassen auch verschieden zum Ausdruck kommt. Man unterscheidet z. B. haarreiche und haararme Rassen; langes Haar kommt beim Europäer der Frau zu, bei der gelben Rasse dagegen dem Mann, während bei der Negerrasse beide Geschlechter kurzhaarig sind. Die Quantität der Hormone kommt ferner auch in der Muskelelastizität zum Ausdruck. Frühzeitige Entwicklung hält der Vortragende in jeder Hinsicht für schädlich, da hierbei die Hormone zu früh aufgebraucht werden. Als Ideal- bzw. Normaltypen eines gesunden Sexuallebens in den drei verschiedenen Lebensaltern können die griechischen Götterbilder von Hermes, Apollo und Zeus gelten, womit auch für die Praxis sehr plastische und anschauliche Typen gewonnen sind. — Als notwendig für eine gute Ehe bezeichnet Friedenthal folgende Eigenschaften: gut, klug, gesund, schön; und zwar entspricht die Wichtigkeit ihres Vorhandenseins dieser Reihenfolge.

Für die praktische Ehefürsorge ist das Verhalten der Sexualität in bezug auf einen anderen Partner sehr bedeutungsvoll. Friedenthal arbeitet mit einer Typen-Dreiteilung in empfindungsbetonte, vorstellungs- oder materiellbetonte und begriffsbetonte oder intellektuelle Menschen. Diese Typen sind drei Stufen ein- und desselben Substrates und entsprechen der normalen Entwicklungskurve eines Menschen. Es ist interessant, daß diese drei Stufen im Leben jedes Einzelnen zweimal durchgemacht werden: einmal vor und einmal nach der Pubertät. Der höchste Typ ist nach Friedenthal der „vernünftige Mensch", der alle drei Stufen in den drei Menschenaltern durchgemacht hat und eine letzte Synthese darstellt. Nach den praktischen Erfahrungen des Vortragenden in der Ehefürsorge gibt es sehr dauerhafte Ehen, wenn gleiche Typen zusammenkommen, also ein empfindungsbetonter Mann und eine empfindungsbetonte Frau oder ein materiellbetonter Mann und eine materiellbetonte Frau usw. Kommen jedoch ungleiche Typen zusammen, also etwa empfindungsbetonte und begriffsbetonte, so gibt das zwar faszinierende Ehen mit starker Anziehung, die aber nur von kurzer Dauer sind.

Dieser letzten wichtigsten Formulierung des Redners stimmte in der Diskussion Dr. H. Dehmel, Berlin, aus seinen eigenen Erfahrungen heraus, zu. Eine Reihe von anderen Diskussionsrednern dagegen war anderer Ansicht und vertrat den Standpunkt, daß ein gewisser Kontrast der Charaktere für eine gute Ehe notwendig sei. U. a. wies Dr. Rink, Berlin, auf die einschlägigen Untersuchungen von Prof. Kretschmer hin, der zu dem Resultat kam, daß der überwiegende Prozentsatz der harmonischen Ehen in die Kategorie der biologischen Kontrastehe falle. R.

Digitized by Google

Die Astrologie als Metaphysik

Im Rahmen des Institutes Sophus Jessen, das sich immer mehr zu einem Zentralpunkt der wissenschaftlichen Charakterologie und der an ihr interessierten gesellschaftlichen Kreise Berlins heranbildet, sprach Dr. Rolf Reißmann, Berlin, über die „Astrologie als Metaphysik". — Innerhalb der Astrologie sind drei große Richtungen zu unterscheiden: Die naturwissenschaftliche Richtung, die mit dem Grundprinzip der kausalen Abhängigkeit arbeitet; eine andere Richtung, die einen Parallelismus zwischen kosmischem und irdischem Geschehen annimmt; und eine dritte Richtung, der die Setzung von Symbolen und Bezogenheiten genügt. Reißmann vertrat den letzteren Standpunkt. Bei einer Transponierung ins Naturwissenschaftliche wird nach ihm die astrologische Problemstellung verfälscht. Rationalisiert man die Astrologie, wie das vor allem Brandler-Pracht tut, so werden die Symbole zusammenhanglos und widerspruchsvoll, weil sie aus ihrer ursprünglichen Einheit herausgezwungen werden. Schon die Fixierung von einzelnen Horoskopen bezeichnet Reißmann als eine künstliche Trennung, denn alle Konstellationen stehen irgendwie untereinander in Zusammenhang. Über die biologische Korrespondenz ragt noch hinaus eine metaphysische Verbundenheit aller Einzelheiten. Der wichtigste metaphysische Faktor ist die eindeutige Determination aller Geschehnisse. Aus der metaphysischen Erlebnissphäre heraus werden die astrologischen Symbole aktiviert und mit Leben erfüllt. An die Stelle des logischen Beweises tritt in der Astrologie eine Art formaler Evidenz. Es liegt durchaus im Sinne dieser großangelegten und einheitlich fundierten Schau, wenn Reißmann der Forderung, die Astrologie müsse Allgemeingut werden, nicht beipflichten kann!

In der Diskussion machte Dr. Heimsoth darauf aufmerksam, daß die Psychoanalyse einen ähnlichen Kampf durchgemacht habe wie die Astrologie; auch hier sei die Symbolbedeutung verschieblich. — Ada Beil wies auf die Wandlung des wissenschaftlichen Kausalitätsbegriffes hin sowie auf die Verschiedenartigkeit der Bezugssysteme der Psychoanalyse und Individualpsychologie; die Gestirne haben vielleicht nur die Bedeutung von Katalysatoren! — Dr. Tritsch und Dr. Rink betonten, daß die astrologischen und psychoanalytischen Symbolbegriffe auf ganz verschiedenen Ebenen liegen und nicht miteinander verglichen werden können, und daß die Ansicht, das Horoskop enthalte die Gesamtheit aller immanenten Wirkungsfaktoren, auch z. B. die Einflüsse der Vererbung, doch noch recht problematisch sei! R.

Wir weisen besonders
auf den dieser Nummer beigefügten Prospekt
des Verlages Felix Meiner, Leipzig, hin.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. med. et jur. Hans von Hattingberg, München, Ainmillerstr. 32, und Niels Kampmann, Heidelberg, Schloß-Wolfsbrunnenweg 62.

Digitized by Google

In Kürze erscheint:

Ist die Graphologie zuverlässig?

Eine Untersuchung über den Wert der Handschriftendeutung auf experimenteller statistischer Grundlage

(Aus dem Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht, Berlin)

von OTTO BOBERTAG

Preis gebunden M. 5.—, broschiert M. 3.50

NIELS KAMPMANN VERLAG, HEIDELBERG

GRAPHOLOGISCHES INSTITUT CORNELIUS

HEIDELBERG * POSTFACH 75

Filiale München 23

Institut für wissenschaftliche Handschrift-Untersuchungen. Gegründet 1910. Beratende Analysen bei Lebenskonflikten, Berufsfragen und Ehefragen. Analysen zur Beratung bei Personal-Engagement im Privat- und Geschäftsleben.

*

FORDERN SIE PROSPEKT!

Digitized by Google

Dr. Alfred Adler

Menschenkenntnis

Dritte Auflage. 7.—9. Tausend. XII und 230 Seiten. **1929.**
Broschiert RM. 8.—, Ganzleinen RM. 10.—

Deutsche Allgemeine Zeitung: Adlers „Menschenkenntnis" ist ein schönes, nützliches, also durch und durch wertvolles Buch, für das alle Vorbedingungen gegeben sind, daß es ein Buch für die Masse der Gebildeten und der Bildungshungrigen werde.

Deutsche medizinische Wochenschrift: Auch der Arzt kann aus dem Werk für seine Tätigkeit reiche Anregung und Belehrung finden.

Elternhaus und Schule: Dieses Buch enträtselt die so oft verworren und unbegreiflich erscheinenden Wege und Ziele des menschlichen Seelenlebens und verhilft dadurch zu einer praktischen Menschenkenntnis von unschätzbarem Wert.

VERLAG VON S. HIRZEL IN LEIPZIG C 1

Soeben gelangte zur Ausgabe die 12.—17. Aufl. des Romans

LIEBE von HELENE STÖCKER

Ladenpreis RM. 6.50 in Ganzleinen gebunden

Der Kampf zwischen dem Persönlichkeitsbewußtsein der Frau und dem elementaren Triebe wird mit leidenschaftlicher Anteilnahme und mit genialer Einfühlung dargestellt. Eine einzigartige Erscheinung in der modernen Literatur. Berliner Morgenzeitung

Eine wertvolle, unsere Kenntnisse der verborgenen Beziehungen zwischen Körper und Willen, zwischen Liebe und Leben des Weibes tief bereichernde Tat. Berliner Volkszeitung

. . . gehört zu den großen Merkwürdigkeiten der Literatur. Das freie Volk

Bewundernswert ist die Vereinigung von Sinnesglut mit jener hohen Sittlichkeit, die es als unmöglich empfindet, den Mann nicht mehr zu lieben, an dem die Liebende zum Weibe und zum Menschen gereift ist. Literarisches Echo

EROTIK UND ALTRUISMUS von HELENE STÖCKER

Broschiert RM. 1.—

Helene Stöcker kämpft gegen die Unnatur und Verlogenheit des modernen Geschlechtslebens. Sie steht in ihrem Freimut und ihrer stolzen Wahrhaftigkeit beinahe unerreicht da. Die schaffende Frau

VERKÜNDER UND VERWIRKLICHER

von HELENE STÖCKER. Preis gebunden RM. 3.—, kartoniert RM. 2.—

Beiträge zum Gewaltproblem nebst einem zum ersten Male in deutscher Sprache veröffentlichten Briefe Tolstois.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und den

VERLAG DER NEUEN GENERATION, BERLIN-NIKOLASSEE

Digitized by Google

DAS EHE-BUCH

Herausgeber

GRAF HERM. KEYSERLING

428 Seiten. Preis in Ganzleinen M. 15.—, in Halbleinen M. 12.50,

in Halbleder M. 20.—

Mitarbeiter: Graf Keyserling / Thomas Mann / Ricarda Huch / Jakob Wassermann / Havelock Ellis / Rabindranath Tagore / Fürstin Lichnowsky A. W. Nieuwenhuis / Leo Frobenius / Ernst Kretschmer / Baronin Leonie Ungern-Sternberg / Richard Wilhelm / Beatrice Hinkle / Hans von Hattingberg / Mathilde v. Kemnitz / Graf Thun-Hohenstein / Marta Karlweis Alphons Maeder / Leo Baeck / Joseph Bernhart / Paul Ernst / Alfred Adler C. G. Jung / Paul Dahlke

*

Es ist ohne Zweifel das interessanteste und beachtenswerteste Buch, das seit langem in Deutschland erschienen ist. ***Telegraaf von Saterdag***

Dies Buch ist gewiß keine leichte Lektüre . . . Mut und Reinheit sind die beiden Urquellen seines Geistes. ***Preuß. Lehrerzeitung***

Dies Sammelwerk ist eine synethetische Tat . . . Die Namen verbürgen neben der kurzen Ehephilosophie Keyserlings ein aufwühlendes Erlebnis . . . Durch alle Beiträge geht das Ahnen und Wollen einer neuen Eheform.

Neue Badische Landeszeitung

Dieses Buch würde es verdienen, selbst das Ehebuch der nächsten Jahrzehnte zu sein . . . Es hält das beste an der Tradition, den Ewigkeitswert der Ehe hoch. ***Zürcher Post***

NIELS KAMPMANN VERLAG, HEIDELBERG

Digitized by Google

Soeben erschien:

Die Philosophie des deutschen Idealismus

II. Teil: HEGEL

Von Prof. Dr. phil. NICOLAI HARTMANN

Groß-Oktav. X, 392 Seiten. Geh. M. 16.—, geb. M. 18.—

(Geschichte der Philosophie, Band 8)

Nicolai Hartmann ist es in dem vorliegenden Werk gelungen, die Hegelsche Philosophie zum ersten Male aus ihrem Innersten, ihrer Fülle und ihrem alles würdigenden Umfassen heraus zu verstehen und ihren Schöpfer, den großen Philosophen des Geistes, nicht nur als geschichtliche Erscheinung, sondern als einen weit über seine Zeit hinausweisenden Denker zu begreifen. Klar tritt die fundamentale Bedeutung Hegels für uns hervor: gerade die Gegenwart ist von Problemen und Einsichten erfüllt, in denen sich deutlich Gedankengänge Hegels wiedererkennen lassen.

Früher erschienen:

GESCHICHTE DER PHILOSOPHISCHEN IDEEN von der Renaissance bis zur Gegenwart. Von Prof. *H. K. Schjelderup.* Geh. M. 7.—, geb. M. 8.—

PSYCHOLOGIE. Von Prof. *H. K. Schjelderup.* Geh. M. 10.—, geb. M. 12.—

DIE STUFEN DES ORGANISCHEN UND DER MENSCH. Von Prof. *H. Plessner.* Geh. M. 12.80, geb. M. 14.—

PHILOSOPHIE DER RAUM-ZEIT-LEHRE. Von Prof. *H. Reichenbach.* Geh. M. 18.—, geb. M. 20.—

DENKFORMEN. Von Prof. *H. Leisegang.* Geh. M. 20.—, geb. M. 22.—

LOGIK. Von Prof. *A. von Pauler.* Geh. M. 11.—, geb. M. 13.—

DIE ASKESE. Von Prof. *H. K. Schjelderup.* Geh. M. 11.50, geb. M. 12.80

Wir liefern unter Bezugnahme auf diese Anzeige unser ausführliches achtseitiges Verzeichnis PHILOSOPHIE kostenlos

WALTER DE GRUYTER & CO., BERLIN W 10

GENTHINER STRASSE 38

Digitized by Google

Dem starken Willen zur Lebensbejahung und Lebensgestaltung, der für unsere Zeit so charakteristisch ist, werden die

MONATSHEFTE FÜR FREIE LEBENSGESTALTUNG

„DIE FREUDE“

gerecht. Sie sind — fern jeder Nur-Problematik — aus dem Leben für das Leben geschrieben, wollen wirkliche Freude und damit dauernden seelischen Gewinn bringen. Die Namen ihrer Mitarbeiter — wir nennen hier nur Georg Förster, Joachim Günther, Heinrich Lersch, Therese Mülhause-Vogeler, Magnus Weidmann und Hans Zulliger — bedeuten nicht nur ein Programm, sondern sind eine Erfüllung.

Reproduktionen nach Werken anerkannter Meister — wir nennen Prof. Hammann, Ed. Hopf, Prof. Illies und Prof. Liebermann — machen „Die Freude“ jedem Kunstfreund wertvoll.

Ihre besondere Note im Sinne der Freikörperkultur erhält sie durch die Wiedergabe besonders wohlgelungener Aktlichtbilder.

Auch Sie sollten zu den ständigen Beziehern dieser Monatshefte gehören, die schon lange vielen nach echter und froher Lebensgestaltung ringenden Menschen unentbehrlich geworden sind, die den Weg weisen zum ganzen Menschen, zu harmonischer Entwicklung von Körper und Geist.

„Die Freude“ kostet als Einzelheft RM. 1.50, der Vierteljahresbezug RM. 4.50. Noch heute sollten Sie sich ein Probeheft kommen lassen, das Ihnen der Verlag gegen 15 Pf. Porto gern und unberechnet zustellt. „Die Freude“ ist in jeder fortschrittlichen Buchhandlung und bei jedem guten Zeitschriftenstand zu haben.

ROBERT LAURER, Verlag EGESTORF 70, Bez. Hamburg

Digitized by Google

Die Aristotelische Physiognomik

Aus dem Griechischen übersetzt von

Prof. Dr. Schneidewin

Preis steif broschiert Reichsmark 3.—

Wir bringen hiermit ein Quellenwerk heraus, für das sich jeder Gebildete interessiert, insbesondere aber jeder für das Gebiet der Charakterkunde Interessierte.

NIELS KAMPMANN VERLAG HEIDELBERG

VERLAG OSWALD MUTZE / LEIPZIG

empfiehlt Ihnen ein Abonnement auf

Zeitschrift für Parapsychologie

(vorm. „Psychische Studien") 4. bzw. 56. Jahrgang; begründet von Staatsrat A. Aksákow; redigiert von Dr. med. P. Sünner, Dr med. et phil. A. Kronfeld und Stud.-Rat R. Lambert. Monatlich ein reichhaltiges Heft; pro Quartal 6 RM. frei Haus. (Probeheft 1 RM.)

Driesch-Heft mit Bild. Auszug: Aufsätze von und über H. Driesch von Dr. Sünner, Dr. Zeller, Dr. Heinichen, Prof. Herbertz. / Dr. Renz: Einige weitere okkulte Erlebnisse. / usw. / Fachliteratur. 2 RM.

Heft Konnersreuth. Auszug: Bericht über den 3. Internat. Kongreß für Parapsychologie in Paris (Dr. Sünner und Prof. Driesch). / Fall Konnersreuth im Lichte der Parapsychologie von Dr. Boehm, Dr. Neugarten und Dr. Kronfeld. / usw. 2 RM.

Auch das Dezemberheft der „Z. f. P." enthält Aufsätze über das Phänomen von Konnersreuth aus der Feder von Dr. Barthel, Prof. Ludwig, Prof. Walther; desgl. andere wertvolle Aufsätze. 2 RM.

Schrenck-Notzing-Gedächtnisheft. Mit Kunstbeilage. Leben und Wirken aus der Feder namhafter Gelehrten. 2 RM.

Digitized by Google

BF636
.A1
Z47
V.5
NO.3
914
S1.K

JAHRGANG V HEFT 3

ZEITSCHRIFT FÜR MENSCHENKUNDE

BLÄTTER FÜR CHARAKTEROLOGIE UND ANGEWANDTE PSYCHOLOGIE

*

HERAUSGEBER:
Dr. med. et jur. HANS VON HATTINGBERG, MÜNCHEN
und NIELS KAMPMANN, HEIDELBERG

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
MAR 13 1986

NIELS KAMPMANN VERLAG

E R WEISS
Digitized by Google

HERAUSGEBER:

Dr. med. et jur. Hans von Hattingberg, München
und Niels Kampmann, Heidelberg

Anfragen und Manuskripte an Niels Kampmann Verlag, Heidelberg

MITARBEITER:

Dr. Achelis, Berlin
Dr. A. Ackermann, Zürich
Dr. Alfred Adler, Wien
Ch. Baudouin, Genf
M. Becker, Hamburg
Dr. Bernoulli, Basel
Dr. Ludwig v. Bertalanffy, Wien
Hans Blüher, Berlin-Hermsdorf
Dr. Bode, München
E. Brunner, Zürich
Dr. Bührig, Chur
Dr. Clauss, Jerusalem
Dr. Cohn, Guben
A. Delhougne, Lörrach (Baden)
Frau A. Deventer v. Kunow, Weimar
Dr. Walthari Dietz, Hamburg
Dr. med. Dück, Innsbruck
Havelock Ellis, London
Prof. Erismann, Bonn
Alfred Gernat, Wien
Herbert Gerstner, Wolfegg
Prof. Dr. Ludwig Gurlitt, Capri
Dr. Hackländer, Essen
Dr. Haeberlin, Nauheim
Dr. M. Hartge, Freiburg i. Br.
Dr. Aug. Horneffer, Berlin
Prof. Junge, Elmshorn
Prof. Kafka, Dresden
Dr. Hans Kern, Berlin
Dr. L. Klages, Kilchberg-Zürich
Dr. Fritz Klatt, Prerow, Ostpr.
Hans Langenbruch, Berlin
Dr. Otto Lankes, München
Prof. Leuchtenberg, Darmstadt
Emil Lucka, Wien
Emil Ludwig, Berlin
Thomas Mann, München
Dr. Marcinowski, Bad Heilbrunn
W. Marseille, Berlin-Wilmersdorf
Dr. Mohr, Coblenz
Curt Moreck, München
Margret Naval, Wien
Dr. Neuscheler, Heidelberg
Dr. M. Ninck, Riehen
Prof. Dr. Poppelreuter, Bonn
Prof. Preetorius, München
Dr. Hans Prinzhorn, Frankfurt
Dr. Max Pulver, Zürich
Dr. W. Rink, Berlin
S. Römer, Berlin
Dr. Ottmar Rutz, München
Kurt Saucke, Hamburg
Dr. Ernst Schertel, Stuttgart
Dr. R. W. Schulte, Spandau
Oscar A. H. Schmitz, Salzburg
Prof. Dr. Schultz, Berlin
Dr. Spunda, Wien
Prof. Fedor Stepun, Dresden
Prof. Dr. Erich Stern, Gießen
Frank Thiess, Wilmersdorf
Baronin Dr. v. Ungern-Sternberg
Prof. Verweyen, Bonn
August Vetter, Diessen
Dr. Gaston Vorberg, München
Dr. L. Wagner, Köln
Theo Zehetbauer, Wilhelmsburg
Mag. B. Wittlich, Dorpat
Stefan Zweig, Salzburg

Jahrgang 6 Hefte RM. 10.—, Einzelheft RM. 2.—

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT FÜR MENSCHENKUNDE

BLÄTTER FÜR CHARAKTEROLOGIE UND ANGEWANDTE PSYCHOLOGIE

5. JAHRGANG SEPTEMBER 1929 HEFT 3

INHALT: *Hans Blüher:* Der Eros in der Philosophie / *August Vetter:* Auslegungen der Seele / *Dr. Wilhelm Bührig:* Wegebereiter des Völkerbundes / *Elisabeth von Kobilinski:* Über die Handschriften schwachsinniger Kinder / *Dr. Margarete Hartge:* Die Symbolbezeichnungen des Unbewußten / *Dr. Robert Reigbert:* Wahrheit und Wesenhaftigkeit in der Physiognomik / *H. Steinitzer:* Graphologie und Verbrechertum
Bücherbesprechungen

Der Eros in der Philosophie

Von Hans Blüher

Die Philosophie unterscheidet sich von der Naturwissenschaft dadurch, daß die Naturwissenschaft, so wie sie heute besteht, von jedem Gegenstande der Natur annimmt, daß er aus der Summe seiner Teile bestehe, während die Philosophie diesen Satz verneint. Wer heute lebt, der pflegt bereits so stark von naturwissenschaftlichem Denken befangen zu sein, daß es ihm fast als eine Zumutung erscheint, zu glauben, es könne etwas nicht aus der Summe seiner Teile bestehen; dennoch zwingt eine nötige Überlegung dazu, und diese Überlegung leistet die Philosophie. Von Leibniz stammt der meist überlesene Satz, daß alles, was die Natur geschaffen hat, sich grundsätzlich unterscheide von allem was der Mensch schuf, alles Natürliche also von allem Künstlichen. Der Mensch kann das, was er selber zusammensetzt, auch wieder auseinandernehmen und von neuem zusammensetzen, Synthesis und Analysis halten sich hier voll die Wage; aber nichts, was aus der Natur hervorgegangen ist, und was der Mensch auseinandergenommen hat, mechanisch, chemisch oder psychologisch, kann wieder zusammengesetzt werden, ohne an seinem wesentlichen Bestande Schaden zu leiden. Niemand kann ein Sandkorn machen. Und da ich nur dasjenige erkennen kann, was ich selber gemacht habe, so entzieht sich mir die Erkenntnis der natürlichen Dinge gerade um den Betrag, um den ich als Mensch ärmer bin, als jener schaffende Teil der Natur (natura naturans), der mir in jedem Sandkorn, in jeder Pflanze, in jedem Tier und jedem Gestirn entgegentritt — wenn ich ihm entgegentrete; und zwar mit demjenigen Teile meines Wesens, über den ich keine Gewalt habe und für den ich nichts kann —. In diesem letzten Satze ist der Begriff „Erkenntnis" allerdings schon in einer Weise verwandt, wie ihn die Natur-

Digitized by Google

wissenschaft nicht gebrauchen kann. Wir können nicht leugnen, daß es so etwas wie Naturwissenschaft gibt — die ganze Welt ist heute voll davon — aber es ist vom Standpunkte der Philosophie aus nötig, ihren Bezirk abzugrenzen und ihren eigentümlichen nur im Geistesleben der letzten Jahrhunderte vorkommenden, sonst aber gänzlich beiseitegeschobenen Wissenstypus zu begreifen.

Ich muß, wenn ich in der Naturwissenschaft vorankommen will (es so weit bringen, wie die heutige Menschheit es gebracht hat), ich muß, sage ich, zu diesem Behufe von vornherein annehmen, daß jedes geschaffene Wesen, also, unverfänglich gesprochen, jeder Gegenstand der Natur aus der Summe seiner Teile bestehe, die mir, wenn ich mir nur ein Jahrhundert lang Mühe gebe und sie bis in die Ionen hinein verfolge, grundsätzlich erreichbar sind; ich muß ferner als letzten gestaltlosen oder jedenfalls nur mathematisch gestalteten Träger die Materie annehmen und muß an ihre absolute Realität glauben. Dieser Glaube fällt besonders leicht, da die Materie heimlich den Bau der Mineralien an sich trägt, von denen die meisten Menschen meinen, daß sie besonders leicht verständlich seien. Wenn ich das vorher tue, wenn ich diesen Pakt schließe und mit einer bestimmten Empörung des Gemütes alle anderen Mächte abweise, die hier etwa hineindrängen wollen, so kann ich, wenn ich mich ferner der großen Gesichte des Genius bediene (aus denen ich freilich auch sorgsam alles Sonderliche und Abergläubische ausschalten muß, das bei jenen Naturen so überraschend häufig vorkommt), so kann ich eine Naturwissenschaft aufbauen, die sich strenge an die — soeben festgelegte — Realität hält und die gänzlich unvoreingenommen ist (mit Ausnahme freilich eben jenes Paktes, der unumgänglich nötig ist, und der, einmal geschlossen, am besten wieder vergessen wird). Und es steckt in der Natur (hier meine ich die außerhalb des Paktes stehende) in der Tat etwas darin, was es dem Menschen erlaubt, ihm zutraut, und man könnte sagen, ihn verführt, ein Wissen von ihr, der Natur, zu erreichen, das, wenn auch theoretisch auf jenem Pakte beruhend, doch eben praktisch imstande ist, im hohen Grade wirksam zu sein: so beruht das ganze öffentliche Leben der Technik auf dieser Art Naturwissenschaft, und die Technik stimmt bekanntlich, sie arbeitet exakt. Es kann gar kein Zweifel bestehen, daß die so geartete Naturwissenschaft wirklich Wissenschaftscharakter an sich trägt, daß sie nicht etwa Phantasie, sondern von der Natur selber veranlaßt und — vorläufig zugelassen wird. Die Technik ist das praktische Korrelat der Naturwissenschaft.

Von dem Augenblicke an aber, wo wir an das Wort und den Begriff Erkenntnis jenen Anspruch stellen, der die obere Instanz des Menschenwesens berührt und der in jener Richtung liegt, die Schopenhauer einmal als das „Sichwundern über das Dasein" bezeichnet hat, von diesem Augen-

Digitized by Google

blicke an versagt diese Art von Wissen und zeigt unverkennbar deutlich eine haarscharfe Grenze gegenüber der Philosophie. Die Naturwissenschaft verdankt ihr Dasein dem Umstand, daß die Natur es heimlich erlaubt, von ihrer Leiche zu reden. Ein geistvoller Mann sagte einmal: „Ich habe vorher aus der Natur alles das herausgetrieben, was wahrhaft Natur heißt; heraustreiben aber heißt lateinisch ‚exagere'; daher der Ausdruck ‚exakte' Naturwissenschaft". Der Satz klingt wie ein Wortspiel, ist es aber keineswegs, denn in der Tat: nur unter der Bedingung, daß ich vorher alles Naturhafte aus der Natur heraustreibe, gestattet mir die Natur von ihrer Leiche, oder, wie man euphemistisch sagen kann, über ihr Eliminat exakt zu denken. Aus diesem Verhängnis ist augenblicklich schwer herauszukommen, und der Weg muß schon zu Ende gegangen werden; man muß aber, ehe das Ende da ist, etwas vom anderen Pfade wissen.

Sekundiert wird die Naturwissenschaft in den letzten Jahrzehnten noch von der Psychologie. Ich meine damit jenes als analytisch angesprochene Gebiet der Psychologie, welches es sich zur Aufgabe setzt, die menschlichen Handlungen wissenschaftlich zu verstehen. Ich meine also nicht die Psychologie der Sinnesorgane, welche eine Nebenwissenschaft der Erkenntnistheorie ist. Die Psychologie der menschlichen Handlungen, welche so weit ging, von sich zu behaupten, daß sie eine Wissenschaft vom Wesen des Menschen wäre, trat vielfach mit dem Anspruche auf, nicht materialistisch zu sein. Freilich ist sie das nicht, wenn man den sowieso erfundenen Begriff der Materie äußerlich nimmt; sieht man bei der analytischen Psychologie, wie sie etwa mit dem Namen Sigmund Freud verbunden ist, auf die Finger, so zeigt sich ganz eindeutig, daß sie von genau dem gleichen Bau ist, wie die Naturwissenschaft, nur daß sich hier alles auf ein Bein stellt, während die Naturwissenschaft auf zweien steht. Die Naturwissenschaft versucht, äußere Dinge, die im Raume und in der Zeit stehen, zu erklären, die Psychologie findet ihre Gegenstände, die menschlichen Taten und Leiden, nur in der Zeit; wohl gemerkt: wenn jemand ein Attentat auf den König begeht, so ist nicht das, was darin räumlich erscheint und was ein Maler festhalten kann, Gegenstand der Psychologie, sondern nur die Antriebe dazu, oder besser ausgedrückt, die „Summe aller Antriebe", welche vorgeblich eben jene Tat ausmacht. Da Triebe nur in der Zeit erscheinen, der Begriff der Materie aber räumlich gedacht ist, so kann es in der Psychologie nur eine solche zeitliche Materie geben, die aber im übrigen genau die gleiche Funktion hat, wie die Materie in der Naturwissenschaft. Das, was die Psychologen unter dem „Psychischen" verstehen, ist die Materie der Psychologie. Der Anspruch, etwas anderes zu sein, als reiner Materialismus, wird damit begraben, und man darf sich niemals dadurch verführen lassen, daß das Wort psychisch

Digitized by Google

einen alten vornehmen Klang von der antiken Psyche her hat, das Psychische für etwas anderes zu halten, als für eine wissenschaftliche Hilfskonstruktion; es ist die notwendige Basis dafür, daß die Psychologie überhaupt das Gewand der Wissenschaft anziehen kann. Ist aber einmal diese Bahn betreten, so wundert man sich nicht, wenn auch alle anderen Seiten der Psychologie mit denen der Naturwissenschaft übereinstimmen. Auch die Psychologie muß annehmen, daß die menschlichen Taten aus der Summe ihrer Teile bestehen, und diese Teile sind nach ihr seine Triebe, oder wie man auch sagt, Affekte, und deren Ausbruchsverhinderung.
Hat die Naturwissenschaft schon eine Geschichte, die über die Jahrhundertgrenze hinausreicht, so ist die Psychologie jünger und hat ihre Grenze früher erreicht; sie hat also einen schnelleren Verlauf, wie als ob es eilig wäre, auch dies noch hastig unter Dach und Fach zu bringen, ehe die große Wissenschaftsdämmerung hereinbricht. Die Wirkungsebene der Psychologie ist schmäler. War das praktische Korrelat der Naturwissenschaft die Technik mit ihrer sehr handfesten und überzeugenden Ausbreitung, so ist das praktische Korrelat der Psychologie eigentlich nur ein Gesellschafts- und Gesinnungsphänomen, nämlich die eigentümliche Neigung der heutigen Zeit, menschliche Handlungen „interessant" zu finden, und zwar außerhalb ihrer moralischen Beurteilung. Das ganze gesellschaftliche Leben ist ja heute voll davon, daß der Mensch enträtselt sei, da ja alles, was man früher vom Menschen Großes oder Verwerfliches gedacht hat, im Grunde nicht so schlimm sei, denn es entstamme ja alles aus einer Wurzel, jenem berühmten Psychischen, dem Pendant zur Materie. Dieses Psychische hat jederman, und es läßt sich ohne Mühe übertragen auf große und kleine Leute, auf Könige und Krämer, auf Dichter und Possenreißer, auf Philosophen und Schwärmer. Sie alle unterliegen ja den nachweislich feststellbaren Gesetzen ihrer psychischen Komplexe.
Hier treffen sich in einer Zeit die Lieblingsgedanken der Naturwissenschaft und der Psychologie. Die Naturwissenschaft hat den Lieblingsgedanken, daß die Natur eigentlich überflüssig sei, da man ja alles synthetisch herstellen könne, und der unentwegte Naturwissenschaftler zweifelt ja keinen Augenblick daran, daß die Nahrungsmittel, die Mensch und Tier natürlicherweise zu sich nehmen wollen, eigentlich Umständlichkeiten Gottes sind, die man in absehbarer Zeit künstlich wird herstellen können. Die Gleichwertigkeit des Künstlichen gegenüber dem Natürlichen, vom künstlichen Dünger, der im vollen und verhängnisvollen Schwunge ist, über die künstlichen Riechstoffe, die dem Veilchen und dem Maiglöckchen ebenbürtig sein sollen, zum künstlichen Eiweiß, das noch nicht erfunden ist. Die Psychologie aber hat den Lieblingsgedanken, daß die Menschheit, wenn man ihre Handlungen von Jugend auf durch die Pädagogik so lenkt, daß keine störenden Komplexe auftreten, also nach den Grundsätzen der

Digitized by Google

analytischen Psychologie, daß dann die Menschheit in ständigem Fortschritt nach oben sich entwickeln werde; und alles wird gesund und fröhlich sein. Beide Lieblingsgedanken sind die Signatur dieser Zeit, und beiden steht der gewaltige Satz des Leibniz entgegen, daß alles, was die Natur geschaffen hat, vollkommen und toto genere verschieden sei von dem, was der Mensch schafft.

Was nun diese Handlungen der Menschen in psychologischer Beleuchtung angeht, so ist hier noch nachzutragen, was die Gleichheit voll macht: daß der psychologisch verstandene Mensch ein künstlicher Mensch ist, ein Eliminat, ein lebender Leichnam, eine psychologische Kreatur, aus dem alles, was wahrhaft Natur und Seele ist, vorher herausgetrieben wurde. Man kann ja ein Experiment machen, das bisher noch nie versagt hat: eine gewisse medizinische Schule behauptet, sie könne die sogenannten Neurosen dadurch heilen, daß sie unter Anwendung der analytischen Psychologie d. h. unter Anwendung des Grundsatzes, daß die Taten des Menschen (hier also die eLiden des Menschen) die Summe seiner Triebe seien, eben diese quälenden Zustände auflöst. In der Tat gibt es solche Heilungen, nur daß diese Unglücklichen nach der Kur dasjenige verloren haben, was das Christentum unter der Seele versteht. Und das i] eben jener Teil des menschlichen Wesens, der niemals Teil im Sinne der Psychologie ist.

Es würde nun niemals die Möglichkeit eines Zusammenstoßes der Philosophie mit der Naturwissenschaft und der Psychologie gegeben sein, es könnte niemals zu einer Wahrung der Vorrechte und Privilegien der Philosophie kommen, wenn jene Disziplinen es unterließen, den Anschein zu erwecken, als redeten sie vom Ganzen der Dinge, d. h. vom unversehrten Leibe der Natur. Vertragen nun immerhin die meisten Dinge und Vorgänge der Natur eine solche Versehrung, dulden sie lange Zeit die Einbuße ihrer Integrität, so gibt es auch verletzbare Punkte, die sofort um Hilfe rufen, wenn sie von jenen Disziplinen berührt werden. So geschah es einst mit der Religion, als die Naturwissenschaft es versuchte, sie zu „ersetzen". Und so geschieht es mit der Liebe, die in der Philosophie den Namen Eros trägt, der heute von der Psychologie die Integrität geraubt wird. Möglicherweise sind beide Berührungen eine und dieselbe Sache. Die Philosophie tritt hier als oberster Richter auf und macht jenen Disziplinen ihre Zuständigkeit streitig. Nun ist die Naturwissenschaft immer dort zuständig, wo sie von der Materie reden kann und wo Materie wesenhaft am Werke ist; Psychologie ist immer da zuständig, wo es um Psychisches geht: beim Eros aber liegt das Problem anders, er gehört beiden nicht wesenhaft zu, obwohl er immer mit ihnen verbunden ist. Ja, man kann den Materialismus sowohl der Naturwissenschaften wie der Psychologie überhaupt nur dann in seinen Wurzeln erschüttern, wenn man ihn ganz zu Ende denkt und vor keiner Konsequenz zurückschreckt.

Digitized by Google

Wir haben das Thema des Eros und wir reden, damit wir nicht mißverstanden werden, von jenem Phänomen, das jedermann leibhaftig kennt: nämlich von der Liebe eines Menschen zum anderen. Unter diesem Andern verstehe ich nicht den beliebigen Andern, nicht den Nächsten, sondern ich rede von dem Menschen, den ich liebe und von dem Phänomen, das hier vollgültig und unabgeleitet in Kraft tritt. Nur hier reißt die Philosophie den Vorhang auf, nur hier zeigt sich die ganze Kraft und Hintergründigkeit der Fragestellung. Und wenn dieser Standpunkt ganz fest eingenommen wird, ohne mit der Wimper zu zucken, so ist jede Zugabe an den Materialismus beiderlei Disziplinen erlaubt, gefordert und gänzlich ungefährlich. Denn wenn wir überhaupt von der Erfahrung sprechen und nicht von Erdichtetem, so bleibt es gewiß und unumstößlich, daß alle Erfahrung ihre Füße in der Materie stecken hat. Ist also der Eros Erfahrung, so ist auch, wo er sich abspielt, immer Materie in Bewegung. Nehme ich ein Liebesverhältnis, wie ich es will, eines von jenen, das sich in den gröbsten und sichtbarsten Formen austobt, oder eines von jenen, das wegen seiner Härte und Keuschheit berühmt geworden ist: ob es sich um Gargantua und Pantagruel handelt oder um Dante und Beatrice, immer schwingt die Materie mit, und wenn die Naturwissenschaft durchaus will, so kann sie immer physische Vorgänge gröbster und sichtbarster Art und meinetwegen Bewegungen der Elektronen feststellen: sie wird aber damit niemals etwas Wesenhaftes über den Eros sagen. Das Gleiche gilt von der Psychologie: es versteht sich von selbst, daß jedes Auftreten des Eros verbunden ist mit einer Bewegung der Triebe, ob sie grob oder zart seien, ob verdeckt oder frei. Aber das sagt alles nichts, denn obgleich der Eros stets mit der Materie und der Psyche verbunden ist und seine Spuren in ihnen hat, so stammt er doch nicht aus der Materie und stammt nicht aus den Trieben. Er hat dort seine Heimat nicht. Es gibt eine Psychologie der Liebe, aber die Liebe ist niemals Psychologie, und alles, was im Eros psychologisch ist, ist unwichtig und gegenstandslos. Psychologie ist allemal und notwendig nichts anderes als eine Lehre von den Trübungen des Eros, anders gesagt von seiner Erbsünde. Damit wir aber wiederum nicht mißverstanden werden: hier soll die Frage nicht aufgeworfen werden, ob dieses oder jenes Tun und Lassen Sünde sei oder nicht. Das gehört in die Morallehre. Die Triebe sind beherrschbar, der Eros nicht. Die Triebe und die Materie sind das, was die alte Kirche ein ἀδιάφορον genannt hat, d. h. eine Gleichgültigkeit, wenn es um das letzte Gut geht.

Aber man kann es ja einmal per exclusionem nachweisen, daß der Eros nicht zu den Trieben gehört und sich niemals aus ihnen entwickelt hat. Das Wort vom Hunger „und" der Liebe gehört zu den verfänglichsten, die je unvorsichtigerweise ausgesprochen worden sind. Der Hunger ist ein echter Trieb und er zeichnet sich wie jeder andere dadurch aus, daß

Digitized by Google

er ein angemessenes Mittel zu seiner Befriedigung hat, nämlich die Nahrung. Ist die Nahrung da, so ist der Hunger gestillt, und zu seinem Ende gekommen, bis er von neuem anhebt. Wir haben also hier einen Gleichlauf von Trieb und Triebbefriedigung, und so ist jeder andere Trieb, der nichts weiter ist als dies, auch gebildet. Ganz anders aber steht es mit dem sogenannten Liebestrieb. Hier ist der Gegenstand ja ein Mensch, und zwar der Mensch, den ich liebe. Und hier gibt es keineswegs eine adäquate Befriedigung, denn was auch immer im Bereiche der sogenannten Sexualsphäre vorgehen möge, das Entscheidende daran ist doch eben, daß eine unersetzbare Person im Spiele ist, die mir die Hintergründe eben ihrer Persönlichkeit entgegenwirft. Der Liebende wird enthusiasmiert von dem, was der Gegenstand seiner Liebe heimlich aufbringt und wovon er selbst nicht weiß, was es ist. Auf dieser Tatsache der unberechenbaren Hintergrundsmacht, die der Eros auflockert, auf dieser Tatsache beruht alles, was wir als menschenwürdig und das Leben füllend anerkennen. Wir begegnen ihm mit demjenigen Teile unseres Wesens, der nicht zu den Teilen gehört, über den wir keine Macht haben und für den wir nichts können. Wäre es anders, so gäbe es keine Philosophie und keine Dichtung, wäre es anders, so lebten die Menschen dumpf nebeneinander her und befriedigten ihre psychologischen Bedürfnisse, wie jedes andere Lebewesen seine biologischen. Aber das Entscheidende ist, daß hier Welthintergründe aufgerissen wurden, und von diesen Welthintergründen kann weder die Naturwissenschaft noch die Psychologie irgend etwas berichten. Der Eros ist daher immer nur Gegenstand der Philosophie und niemals der Naturwissenschaft; das hatte Platon zum ersten Male verstanden und darum trägt der Eros auch gewöhnlich seinen Namen.

Mit diesem Namen ist der Boden der Philosophie betreten, und auf ihm stellen wir die Frage in einer platonischen Art, wie Platon selbst es in bezug auf den Eros übrigens nicht getan hat. Dann müssen wir folgendermaßen verfahren: Eros gibt es in den verschiedensten Formen und Farben und in jeder Zeit der Menschengeschichte verschieden von jener anderen; Eros finden wir in den Dionysischen Kulten verbunden mit einer eigentümlichen Wildheit, wir finden ihn zwischen den Geschlechtern und innerhalb der Geschlechter, wir finden ihn von den Eltern zu den Kindern und umgekehrt; im deutschen Worte Liebe sind noch andere Farben enthalten, wie die Liebe zur Natur, die Liebe zum Vaterlande und manches mehr. Das alles nennen wir den empirischen Befund, ihn darzustellen wäre etwa Gegenstand der Sittengeschichte; das aber ist nicht Philosophie. Alles Empirische gehört in das Bereich des Geschaffenen, des Vereinzelten, des Getrübten und Unreinen. Wo aber finden wir den Eros selbst, seinem Wesen nach αὐτὸν τὸν ἔρωτα, „an seinem eigenen Ort" würde Platon sagen, nämlich dort, wo er keinerlei Trübung unterliegt, wo es kein Schaf-

Digitized by Google

fen und keine Entwicklung gibt, sondern wo er rein ist? Wir gehen einen Schritt weiter und benutzen Gedankengänge der Kantischen Philosophie. Ehe ich, würde Kant z. B. sagen, in einem einzelnen Falle der Erfahrung zu dem Urteil komme: Dieser Vorgang ist durch einen anderen, der ihm vorausging, ursächlich bewirkt, das eine kommt also vom anderen, ehe, sage ich, ich imstande bin, zwei Vorgänge kausal zu verbinden, habe ich den reinen Verstandesbegriff der Kausalität angewandt, ohne es zu wissen, weil nämlich dieser reine Verstandesbegriff „a priori" ist und jeder Erfahrung zum Grunde liegt. Das will sagen: ganz gleichgültig, wie oft und warum ich im Leben zu dem Urteil komme: dieses kommt von jenem — ganz gleichgültig sogar, ob ich mich etwa im einzelnen Falle irre: ich habe die Kausalität als reinen Verstandesbegriff in mir, will sagen, ich habe „sie selbst an ihrem eigenen Ort" nicht durch die Erfahrung gelernt, obwohl ich seine Anwendung durch die Erfahrung lerne. Durch diesen Begriff des a priori, der natürlich keinerlei zeitliches Element enthält, bekommt die Erkenntnis, wie der Mensch sie ausübt, erst ihr Notwendigkeitsmerkmal und damit ihre Dignität. Würde nun der Eros von einer solchen Beschaffenheit sein, daß er niemals einen solchen „eigenen Ort", ein solches a priori besäße, so wäre es unmöglich, ihm ein anderes Lebensbereich anzuweisen als das der Triebe; und dort allein hat Kant ihn übrigens gesehen. Er wäre dann, Kantisch gesprochen, a posteriori, d. h. was uns als Inhalt der Erfahrung durch die Sinnlichkeit gegeben wird. Wäre diese Auffassung richtig, so hätte die Psychologie freilich recht, ebenso die Naturwissenschaft, und zum ewigen Schweigen wären verurteilt alle die alten Kulten und Religionen, welche vom Eros gesagt haben, daß er ein Gott sei. Hier gelangen wir sofort tief hinein in die Philosophie, deren Merkmal es ist, das Weltphänomen als unselbständig zu behandeln. Naturwissenschaft und Psychologie nehmen die Dinge ihres Betrachtens für die Dinge selber, und sie können nicht anders verfahren. Die Philosophie nimmt die Gegenstände der Außen- und Innenwelt als Erscheinung, keineswegs als Schein, keineswegs als Traum, keineswegs als Wahn; es steckt gar keine Sentimentalität in dem Satze Kants, daß die Welt zwar empirisch real, aber im transzendentalen Verstande ideal sei; und dieses Wort ideal heißt wiederum nichts anderes als „Erscheinung". Die Welt verdankt also ihr Bestehen als Erscheinung dem Bestehen eines Subjektes und eines Objektes, beide sind einander korrelat, keines kann ohne das andere sein, keines ist früher oder später als das andere. Die Gegenstände von Naturwissenschaft und Psychologie verdanken demnach ihr Dasein dem Bestehen von Subjekt und Objekt, welche selber wiederum niemals Gegenstände dieser Disziplinen sind. Erkenntnis aber verdankt ihr Dasein, wenn wir zunächst einmal vom Existenzminimum sprechen, dem Dasein der Begriffe. Gäbe es keinen Begriff, so wäre es nicht möglich, den Sinnesein-

Digitized by Google

drücken, die auf das Subjekt einstürmen, irgendeinen Sinn abzunötigen; der Erkenntnisapparat des Menschen wäre dann ein wahrscheinlich sogar höchst schmerzhafter Leerlauf blinder Organreize ohne Sinn und Verstand. Es gäbe keinen Gegenstand. Reden wir einmal nicht von den Grundmauern der empirischen Erkenntnis, die in den reinen Verstandesbegriffen liegen, sowie darin, daß Zeit und Raum a priori sind, sondern reden wir von den eindeutig signalisierten Dingen der Erfahrung, von denen jedes einzelne sich leuchtend und klar abhebt von jedem anderen, so stoßen wir eben auf die Begriffe, die wir als solche Signale der Dinge verstehen. Die Fähigkeit des Menschen, Begriffe zu bilden, d. h. abstrakte Denkeinheiten der Gegenstände, ist a priori. Ich habe es nicht etwa durch die Erfahrung gelernt, aus 100 Pferden allmählich alle unwesentlichen Merkmale auszulassen und dann den Begriff Pferd gebildet — das könnte man ja auch sein lassen —: sondern in dem Augenblick, wo mir das erste Pferd begegnete, saß in mir das „eigentümlich Pferdhafte", würde Plato sagen, als Signatur fest, und zwar, das ist wesentlich, abstrakt. Diese Fähigkeit, abstrakte Begriffe zu bilden, habe ich nicht gelernt, sondern sie liegt a priori in mir; durch den Besitzstand an Begriffen vermag der Mensch über die korrespondierenden Gegenstände zu denken ohne an sie zu denken. Man muß es verstehen und es sich fest einprägen: der Begriff Pferd entbehrt durchaus jeder Anschaulichkeit; von dem Augenblicke an, wo ich an ein Pferd denke, habe ich eine Vorstellung vom Pferde in meiner Phantasie, und in dem Augenblicke, wo ich ein Pferd sehe, habe ich den empirischen Gegenstand selber vor mir. Niemals aber und unter keiner Bedingung hört der Begriff auf, da zu sein und niemals gibt er seinen Charakter als abstrakter Denkvorgang auf. Daher sagt man auch im Gegensatz zu den sogenannten Sensualisten, welche meinen, daß die gesehene Erfahrung eine Sache der Sinnesorgane sei, sagt man, die Anschauung sei intellektuell. Es gibt in der Tat keinerlei Blick in die Natur, der nicht vom Verstande, will sagen von den Begriffen, durchdrungen wäre. Man hat den Begriff auch einmal „allgemein" genannt, und das ist richtig, wenn man darunter weder die Allgemeinverständlichkeit, also eine soziale Kategorie, noch etwa einen höheren Grad von Verdünntheit versteht. Wenn man den Begriff Pferd demzufolge allgemein nennt, so ist damit nicht verstanden, daß er nur dann richtig wäre, wenn alle Menschen oder gar die Mehrheit ihn so begriffen (also eine Art Demokratie der Erkenntnis), sondern es soll damit gesagt sein, daß dieser Begriff nicht mein persönliches Eigentum sein darf, sondern Eigentum des allgemeinen Subjektes, oder, wie Paracelsus sagt, des ganzen Subjektes; das ganze Subjekt aber hat nicht das mindeste mit der Summe aller Subjekte zu tun, und es würde bestehen, wenn diese Summe sich ausnahmslos irrte, was übrigens auch der Fall ist. Auch ist dem Wesen des Begriffes nicht dadurch Genüge getan,

Digitized by Google

daß man ihn als ein Gattungsverhältnis definiert. Beim Pferde mag das angehen, aber es gibt den Begriff Sokrates, also nicht etwa den Begriff aller jener Menschen, die Sokrates heißen oder so sind wie Sokrates, sondern jenes Mannes, der im Jahre 399 in Athen auf Grund des Republikschutzgesetzes den Giftbecher trank, und diesen meine ich, wenn ich in einem Satze von Sokrates spreche. Dieser Begriff ist keineswegs etwa anschaulich, denn kein Begriff ist es; der Beweis dafür kann dadurch geliefert werden, daß in dem Augenblicke, wo ich eben den Namen Sokrates sprach, sich keineswegs eine Vorstellung jenes silenhaften Mannes mit den Triefaugen und der stumpfen Nase bei Ihnen bildete: denn dazu hätten Sie gar keine Zeit gehabt oder Sie haben nicht aufgepaßt. Denn als ich das nächste Wort aussprach, war in Ihnen schon wieder ein anderer Begriff angeklungen, dem man eben nur folgen kann, wenn man einen Vortrag rein begrifflich nimmt und sich unterwegs keinen Abstecher in das Gebiet der Vorstellung, will sagen, der Phantasie gestattet. Der Begriff also, jener eigentümliche Weltträger, ohne den die Welt als Erscheinung gar nicht existiert, wiederholen wir das, ist allgemein, rein abstrakt, er enthält keinerlei auch nur die geringsten Beimischungen von Anschaulichkeit oder, wenn wir weiter zurückgehen, von Sinnlichkeit. Er hat auch demnach nichts mit der Psychologie zu tun, die allemal in der Zeit abläuft, er ist nicht entstanden und vergeht nicht, er ist, wie es Schopenhauer einmal sehr richtig ausgedrückt hat, wahrhaft ewig.

Würden wir also eine Definition für den Begriff zu finden versuchen, so müßten wir sagen, der Begriff ist die Exakte Signatur der Dinge im Verstande. Hier hat das Wort exakt wieder seine uns inzwischen liebgewordene Doppelbedeutung. „Hinausgeworfen" ist aus dem Begriff alles, was der Anschauung angehört; aber er ist außerdem genau und verbindlich und stammt nicht etwa aus psychologischen Abfallprodukten. Wir haben bereits das Gebiet der Definition betreten und stehen nun kurz vor der Katastrophe. Der einzelne Begriff ist ja noch niemals selber Erkenntnis, vielmehr muß deren formale Seite die Form eines Urteils haben. Schleudere ich den Begriff Pferd vermittels des Wortes Pferd in das Gehirn eines Menschen, so ist damit nichts gesagt. Sondern gesagt wird erst etwas durch die Frage nach dem τί ἐστι was ist es? Diese erste Frage der angewandten Logik heißt Definition; in ihr soll ein Begriff, der die exakte Signatur eines Gegenstandes ist, erschlossen werden. Hier tritt uns nun die Sprache wiederum in einer neuen und scharfsinnigen Doppelzüngigkeit entgegen. Definition heißt in der ironielosen akademischen Sprache „begrenzen", jedenfalls meint man dies damit. Es soll durch die richtige Definition der Fülle von mehr oder minder assoziativen Einfällen, die zu einem Begriffe hinzuströmen, eine Grenze gesetzt werden, so daß man nun sicher weiß, was in dem Begriff enthalten ist. Das

Digitized by Google

soll so sein, müssen wir sagen, allein die lateinische Sprache hat es anders gefügt. Das Präfix „de" bedeutet nämlich allemal eine Negation des Stammwortes, also „mens" der Verstand, „demens" der Wahnsinnige u. a. m. Heißt nun also „finis" die Grenze, so steckt in dem Worte „definitio" ein uneingestandenes Bekenntnis zur Grenzenlosigkeit, d. h. zum „Nichtzuendekommen". Es ist richtig, daß ich durch eine Definition alles, was zur Technik gehört, erschöpfen kann, mit Ausnahme derjenigen Teile, die aus der Natur stammen; desgleichen die sogenannten konstruierten Begriffe der Mathematik; auch sie sind im Sinne einer Erschöpfung ihres Vollbestandes zugänglich, nicht aber die Dinge, die die Natur geschaffen hat. „Was ist ein Mensch" hat einmal eine Frage in der späteren platonischen Akademie geheißen, und die Definition lautete: ein zweibeiniges Tier ohne Federn, — worauf Diogenes am nächsten Tage eine gerupfte Gans in die Akademie brachte. Was bedeutet dieser zynische Spaß anders, als daß jede Definition fehlschlägt, wenn sie etwa beanspruchen will, Erkenntnis zu sein. Die Definition besteht aus Begriffen und die Begriffe sind exakte Signaturen der Dinge und aus ihnen die Natur vorher herausgetrieben. Ob ich ein Sandkorn nehme oder den Menschen; die Möglichkeit der Definitionen ist immer gleich unendlich; nur besteht zwischen dem Sandkorn und dem Menschen in bezug auf ihre Definitionen ein Verhältnis, wie das der mehrfachen Unendlichkeit der Punkte in der Mathematik. Das Merkmal der Definition ist immer dies, daß sie wahrhaft „nicht zum Ende kommt" und stets ein Restbestand bleibt, der allemal gleich groß ist. Kant würde hier sagen: Begriffe ohne Anschauung sind leer, aber Kant wußte nichts von der Instanz in unserem Wesen, welche eben diesen Restbestand der Dinge organhaft ergreift. Er sprach immer nur von „Anschauung" oder von „durch die Sinnlichkeit gegeben" und ahnte nichts von dem Organ neben den Begriffen, dem die letzte Befugnis über jenen Restbestand der Dinge zusteht.

Hier haben wir den Eros an seinem eigenen Ort und ihn selbst, d. h. wir haben den reinen Eros. Wir reden nicht von der Erotik, dem Eros mit der psychischen Belastung, wir reden nicht von den Vielfältigkeiten des erotischen Lebens, in dem es ja bekanntlich nichts gibt, was unmöglich wäre, wir reden allein vom reinen Eros in seiner philosophischen Funktion. In dieser ist er immer nur eines und nichts anderes, ganz klar und deutlich geschieden. Und er ist immer und ohne Ausnahme die Bejahung jenes Restbestandes der Dinge, den der Begriff im Objekte zurücklassen mußte. Vergessen wir nicht, daß dies eine Definition ist, die selber mit Begriffen arbeitet und aus ihnen besteht. Die Sache wird nur klar, wenn das Organ selber in Tätigkeit gesetzt wird. Man muß ihm nur diejenige Nahrung geben, die ihm am adäquatesten ist, und hier muß es noch einmal deutlich und ohne Einschränkung gesagt

Digitized by Google

werden, daß die Natur uns nur in einem Falle diese Nahrung vollgültig reicht, und zwar in dem Menschen, den ich liebe. Nun hier brennt das Organ lichterloh auf und zeigt seine Funktion. Und wer würde imstande sein zu behaupten, daß das Pathos der Liebe durch etwas anderes erzeugt werde als durch das genaue Gegenteil zu den Begriffen? Begreife ich den geliebten Menschen nicht gerade an der Stelle, wo er unbegreiflich ist, fasse ich ihn nicht so, daß niemand ihn mit mir teilen kann, weil nur ich das Wesen, das was an ihm besonders und einmal ist, ergreife? Stelle ich mich nicht aller Welt zum Trotz auf seine Seite, wenn eben diese Welt sagt, daß er für sie unverständlich sei? Liegt nicht das Kriterium der Liebe, ihre conditio sine qua non darin, daß sie bejaht, abgesehen vom Wert? Hier könnte man mißtrauisch einwenden: ja, das sind eben die Triebe, die hier walten und von diesen kann man nicht verlangen, daß sie sich mit den Begriffen und der Erkenntnis einlassen, da sie ja das gerade Gegenteil und ihre Störer sind. Liebe macht blind. Aber hier kommt uns wieder die Sprache zu Hilfe, und zwar diesmal nicht ironisch, sondern höchst positiv. Man kann noch in der lutherischen Bibel lesen: „und er erkannte sein Weib" und es ist damit gemeint: er nahm sie hochzeitlich zu sich; und denselben Sprachvorgang finden wir im Griechischen, wo der Stamm γιγ-γεν sowohl „zeugen" wie „erkennen" heißt, und zu der nordischen K-Rune gehört die Stammsilbe kun, welche wiederum sowohl den Erkenntnisakt wie den Liebesakt bedeutet. An ihren kraftvollsten Punkten und in ihren stärksten Blütezeiten kommt uns also die Sprache zu Hilfe und besiegelt uns die Richtigkeit unserer Fragestellung. Der volkstümliche Satz: Liebe macht blind, bezieht sich auf den empirischen Vorgang mit seinen psychologischen Belastungen; die Liebe selbst aber gehört zum Erkenntnisakt aus Notwendigkeit, wie der weibliche Schoß zur Zeugung. Und wenn wir dem Einwande begegnen wollen, der Eros sei eben ein Trieb, der möglicherweise veredelt, kultiviert, verfeinert, sublimiert worden sei, so antworten wir: er ist nicht Trieb, sondern reine Kraft, genau in dem Sinne, wie Kant das Wort rein in dem Ausdrucke „reiner Verstandesbegriff" gebraucht. Und der Eros steht vollgültig neben den Kategorien und neben den Begriffen als reine Kraft a priori des Subjektes; er ist niemals „entwickelt" worden aus etwas anderem, sondern immer er selber gewesen und kann niemals etwas anderes sein. Hier haben wir die Antwort auf die platonische Frage nach dem Eros „ihn selbst und an seinem eigenen Ort."

Unterwegs freilich haben wir den gewöhnlichen Begriff von Wissenschaft und Erkenntnis gewandelt in einen ungewöhnlichen. Kant hatte, als er die „Kritik der reinen Vernunft" schrieb, das im Sinne, was wir heute Naturwissenschaft nennen; er fragte nach ihrer Möglichkeit und bejahte sie; er fragte nach der Möglichkeit der Metaphysik nach demselben Schema, und

Digitized by Google

verneinte sie. Als Wissenschaft kann sie niemals auftreten, denn unser Verstand ist durchaus nicht fähig, jenen Restbestand der Dinge zu verstehen, den er ja gerade durch sein Dasein erst schafft. Wenn unsere Vernunft spekulativ wird, d. h. über die Grenzen der naturwissenschaftlichen Erfahrung hinausgeht, so erzeugt sie, und das hat Kant unwiderleglich bewiesen, lauter Scheingebilde, die er dialektisch nennt. Nun hat er aber in seinem Buch vergessen, die Frage zu erörtern, wie Naturwissenschaft denn in Wirklichkeit ihren Ursprung nimmt, d. h. wie eine Entdeckung geschieht, nachdem er sehr deutlich gezeigt hat, wie sie aussieht, wenn sie geschehen ist. Und erst im Vorwort zur 2. Auflage der „Kritik der reinen Vernunft" stieß er auf den Gedanken, daß die großen Entdekkungen durch einen zufälligen „Einfall" eines großen Mannes, d. h. eines Genius, keines anderen aber, zustandekommen. Die Frage des systematischen Weiterbaues von Entdeckungen ist also geklärt, die Frage nach jenem Einfall bedarf eines neuen Wortes. In der Geschichte aller großen Entdeckungen steht es geschrieben, daß die entscheidende Stunde zufällig da war, daß der Funke überschlug jenseits aller fleißigen Vorarbeit, jenseits aller Tüchtigkeit, jenseits aller Werkgerechtigkeit der Erkenntnis allein durch den Glauben. Wir gehen nicht fehl, wenn wir hier sagen, allein durch die Liebe, denn jede große Entdeckung, man denke etwa an Isaak Newton, ist ein Liebesakt mit dem Welthintergrunde. Genau so wie ich im Gewühle der Menschen, nachdem ich lange gesucht habe, den Menschen finde, den ich liebe, durch einen Zufall und auf den ersten Blick, genau so werden die großen Phasen der Naturwissenschaft eingeleitet, durch einen Liebesakt des Genius mit der Natur. Wir können das heute nachweisen, es steht in den Akten. Und wenn es auch ganz gewiß bedeutet, auf Granit zu beißen, wenn man versuchen will, mit der Vernunft hinter die Dinge zu kommen, so kommt doch jeder Genius hinter die Dinge durch jenen Eros, den Plato ouranios d. h. den himmlischen nannte. Dieses Transzendieren, das wir uns ein „reines Ereignis der Natur" zu nennen gewöhnt haben, widerstreitet nicht der „Kritik der reinen Vernunft", da es ja gar nicht mit der Vernunft geschieht. Auch nicht mit einer vagen und phantastischen Intuition, sondern mit dem Organ, das in uns eingeboren ist, und das mit einer anderen und leidenschaftlichen Sicherheit funktioniert wie die Begriffe.

Hier stehen wir freilich zweien Ausdeutungen von Wissenschaft und Erkenntnis gegenüber, die, wie mir scheint, ebenso notwendig wie unversöhnlich sind: die eine, welche die Menschheit in Wissenschaft aufsteigend sieht, so daß jedes Jahrhundert und heute wohl jedes Jahr die Menschheit immer lichter und edler wird, und die andere, für welche die Erkenntnis dem Firmamente gleicht, an welchem in dauernder tiefer Dunkelheit ewige Gestirne leuchten.

Digitized by Google

Auslegungen der Seele

Von August Vetter

I

Aus dem Geisterglauben und der Heilssorge ist die Wissenschaft von der Seele hervorgegangen. Etwas von diesem geheimnisvollen, nicht allzufern liegenden Ursprung haftet ihr immer noch an und läßt das Mißtrauen gegen ihre Aussagen nicht ganz verstummen.

Um sich neben der aufblühenden Naturwissenschaft behaupten zu können, hat die Seelenforschung zunächst ihr Arbeitsfeld abgegrenzt und es auf die nichtkörperlichen Lebenserscheinungen, auf Empfindung und Wahrnehmung, das Vorstellungsleben, Gefühl und Wille eingeschränkt. Die Gesamtheit dieser Innenvorgänge ist das Bewußtsein, das somit zum eigentlichen Gegenstand der wissenschaftlichen Seelenkunde wurde.

Eine sichere Erfahrungsgrundlage schien nun gewonnen. Aber die unanschaulichen und ineinanderströmenden Bewußtseinszustände stellten der Erkenntnis ganz andere, tiefergreifende Schwierigkeiten entgegen als die Gegenstände der äußeren Wahrnehmung. Schon die alte Dreiteilung in ein denkendes, fühlendes und wollendes Vermögen gründet sich bei näherem Zusehen mehr auf hochentwickelte Sprachformen als auf die lebendige Seele. Hinzu kommt, daß jeder Ausdruck sich im Einzelbewußtsein anders färbt, sowie die Wandelbarkeit seines Sinnes im Lauf der Zeit und bei sprachverschiedenen Völkern. Als allgemeingültiges Merkmal bleibt somit lediglich der Gegensatz des Bewußtseins zur Dingwelt.

Die Beziehung der Seele zum Körper rückte damit in den Vordergrund. Gewiß wurde sie nicht zum einzigen Gesichtspunkt, aber die Nachforschungen und Unterscheidungen innerhalb des Bewußtseins erhielten doch untergeordnete Bedeutung; es wurde immer offensichtlicher, daß sie auf Sand gebaut waren. Ihre Nützlichkeit für besondere Zwecke, etwa für Meßversuche oder Handschriftdeutung, braucht deshalb nicht bestritten zu werden. Sicherlich haben sie auch unsere Kenntnis um die Mannigfaltigkeit der seelischen Tatsachen ungeheuer bereichert! Über den Rang einer Scheinwissenschaft sind aber alle derartigen Versuche nicht hinausgekommen. Die Unsicherheit ihrer Grundlagen beließ ihnen den Anflug des Spielerischen, ob sie nun die Erfahrungsfülle schulgerecht aus kleinsten Empfindungsteilchen aufzubauen unternahmen, oder ob sie von oben her seine lebendige Ganzheit geistreich zergliederten. Den Tatsachenernst der Naturwissenschaft können sie nicht haben, weil die Einbildungskraft zu entscheidend mitspricht. Es fehlt ihnen aber auch der weltanschauliche Lebensernst, den noch die philosophische Erkenntnislehre in ihrer Blütezeit hatte. Eben darum entbehrt die nüchterne Bewußtseinslehre der allgemeinen Anteilnahme.

Digitized by Google

Anders steht es mit der Forschung nach dem Verhältnis von Leib und Seele. Unter allen Bewußtseinsfragen erweckt sie immer noch den stärksten Widerhall. Aus gutem Grund: ist sie doch die einzige, die neben wissenschaftlicher Wichtigkeit allgemein menschlichen, religiösen und praktischen Wert besitzt. Die Sorge um ein ewiges Seelenheil, die Unsterblichkeit ist mit ihr eng verknüpft. Aber auch entscheidende Diesseitsbedeutung kommt ihr zu, insofern die Freiheit des Willens und die Verantwortlichkeit des Handelns von ihr abhängig sind.

Unter den sich darbietenden Lösungsmöglichkeiten ist die Annahme einer Wechselwirkung zwischen den inneren und den äußeren Erfahrungstatsachen die früheste. Sie geht auf Descartes zurück, der Leib und Seele als selbständige, obschon eng verbundene Wesenheiten betrachtete. Nach dieser Auffassung antwortet das Bewußtsein durch Empfindungen und Willensakte auf die Einwirkungen der Körperwelt. Wie der Geist es anfängt, in die geschlossene Ursachenkette stofflicher Vorgänge einzudringen, bleibt freilich ein Geheimnis. Andererseits aber zeigt das unmittelbare Bewußtsein, daß wir auf empfangene Reize zwischen verschiedenen Antworten wählen können und daß unsere Entschlüsse sichtbare Bewegungen hervorrufen, so daß es unsinnig wäre, die Tatsache der Willensfreiheit, wenn sie auch eingeschränkt und schlechthin unerklärlich ist, grundsätzlich zu bestreiten.

Für das streng naturwissenschaftliche Denken hat die Lehre von der Wechselwirkung, wie ohne weiteres einleuchtet, wenig Befriedigendes. Und von dieser Seite her kam denn auch, schon frühzeitig, der stärkste Einspruch. Das wunderbare Eingreifen des Willens in den Ablauf des leiblichen Geschehens schien ein Rest des mittelalterlichen Gottesglaubens zu sein, vor dem ein entschlossener Erklärerdrang nicht stehenbleiben konnte. Die Unverbrüchlichkeit des Naturzusammenhangs, die auch für den lebenden Körper gilt und jetzt durch das Gesetz von der Erhaltung der Energie ausgedrückt wird, duldete keine Durchbrechung von seiten geistiger Wesen und ihrer Willkür.

Aus solchen und ähnlichen Erwägungen entstand die zweite, von Spinoza begründete Ansicht über das Verhältnis von Leib und Seele, die unter dem Namen des Parallelismus bekannt ist. Dieser Anschauung zufolge begleitet das Bewußtsein die körperlichen Vorgänge, etwa wie ein Zuschauer das Spiel auf der Bühne verfolgt, ohne sich selbst in die Handlung einzumischen. Alles würde sich also genau so abspielen, wenn es keinen Beobachter, wenn es kein Wissen um die Dinge gäbe. Wäre uns die Gesetzlichkeit des Hirngeschehens schon vollständig bekannt (und die naturwissenschaftliche Denkweise ist kühn genug, eine solche Möglichkeit nicht grundsätzlich zu bezweifeln), so könnten wir aus seinen Abläufen auch die lebendigen Ereignisse und Einfälle, die uns als freie unvorhergesehene

Digitized by Google

Willensakte erscheinen, im voraus bestimmen und als notwendig beweisen.

Wie man sieht, kommt die Lehre vom Gleichlauf dem neuzeitlichen Bedürfnis nach Kausalerklärung denkbar weit entgegen. Und darin liegt nun auch ihr großer Vorzug. Sie beengt die Forschung nicht mehr durch Scheu vor dem Wunderbaren, die sich im Einzelfall noch stets als unbegründet herausgestellt hat. Ohne die Voraussetzung, daß alles in der Welt natürlich und geregelt zugehe, ist Wissenschaft nicht möglich; und die fortschreitende Erschließung des anfänglich für undurchdringlich gehaltenen Naturrätsels, seine tatsächliche Entseelung, gibt der ehrfurchtlosen Grundannahme recht.

Abgesehen von ihrer Nützlichkeit für die Sicherung nüchterner Naturbeobachtung ist aber die Parallelismusvorstellung von geringem Wert. Weit entfernt, eine Erklärung für das Verhältnis von Leib und Seele zu bieten, wehrt sie nur die Einmischung des Gefühls in das Wissen, der Willkür in die Regel ab. Die Widersprüche, in die sie dabei notwendig verwickelt wird, gehen die Naturwissenschaft als solche nichts mehr an; deshalb kann sie sich auch unbekümmert darüber hinwegsetzen. Wenn sie verfahren darf, als ob es keine schöpferische Kraft, keine Freiheit des Geistes gäbe, so ist ihrer Arbeitsforderung Genüge getan. Und dies sichert ihr die Annahme des Parallelismus zu.

Das Ungereimte des beziehungslosen Gleichlaufs zeigt sich erst in der Seelenkunde, insofern ihr die Wirklichkeitsgrundlage und praktische Bedeutung entzogen wird. Denn aus der Abtrennung des Bewußtseins zum teilnahmlosen Zuschauer, zur bloßen Luftspiegelung des körperlichen Schauspiels, ergibt sich als unvermeidliche Folgerung die Scheinbarkeit und Entbehrlichkeit des Seelenlebens. Bei einfachen Lebensvorgängen, auf die sich die Beweisführung meistens stützt, scheint es glaubhaft, daß sie ohne mitwirkendes oder auch nur begleitendes Empfinden möglich sind. Unhaltbar aber ist es, geistig bedingte Außenvorgänge grundsätzlich zu leugnen. Nach der Annahme des Parallelismus müßte nämlich (um ein recht deutliches Beispiel zu wählen) auch dieser Satz den ich eben schreibe, zu Ende geführt werden, wenn inzwischen mein Bewußtsein verschwände.

Noch von einer andern Seite her ist die Gleichläufigkeitslehre angreifbar. Wenn das Bewußtsein außerstande ist, als Ursache in den geschlossenen Stromkreis des körperlichen Getriebes einzugreifen, so kann es auch nicht als Wirkung, als Abglanz aus ihm hervorgehen. Die Voraussetzung des unzerreißbaren Kausalzusammenhangs macht nicht nur die Aufnahme, sondern auch die Abgabe seelischer Kräfte unmöglich.

Woher aber stammen dann Wahrnehmungen und Empfindungen als Tatbestände innerer Erfahrung? Und wie kommt es zu ihrer Übereinstim-

Digitized by Google

mung und Gleichzeitigkeit mit den äußeren Gegebenheiten, wenn sie in keiner Weise durch diese bedingt sind? Um einen zureichenden Erklärungsgrund dafür zu finden, müßte man schon auf einen göttlichen Beweger oder die vorherbestimmte Harmonie des Leibniz zurückgreifen, die indessen auch nur Ausdruck für das Unerklärliche des Zusammenhangs von Leib und Seele sind.

Eine letzte, nicht die kleinste Schwierigkeit des Parallelismus liegt noch darin, daß leibliches und geistiges Geschehen, soweit unsere Schlüsse reichen, gar nicht durchgängig miteinander verknüpft sind. Bewußtsein im engeren Sinn ist nur an die Tätigkeit des Gehirns gebunden, das somit eine Ausnahmestellung unter den Lebensträgern einnimmt. Will man allem Lebensgeschehen eine seelische Begleitung zuordnen, wie es Fechner getan hat und wie es der Gleichlauf eigentlich fordert, so liegt die Bahn der Seele zum größten Teil im Dunkel des Unbewußten.

Und damit stehen wir nun vor der entscheidendsten, von der schulwissenschaftlichen Bewußtseinslehre lange kaum gewürdigten Tatsache der unmittelbaren Erfahrung. Die Anerkennung unterbewußter Seelenströme, zu welcher der Parallelismus durchaus nicht allein nötigte, hat eine ganz neue Auffassung und Beurteilung des Innenlebens eröffnet. Zwar das Verhältnis von Leib und Seele wird auch durch sie nicht aufgehellt; es ist, wie hier nicht näher nachgewiesen werden kann, von vornherein und schlechterdings unbegreiflich. Doch von der unfruchtbaren Grübelei darüber ist die Aufmerksamkeit durch die neue Blickrichtung abgelenkt worden. Denn nun trat statt der unlösbaren Grenzfrage das Verhältnis des Bewußtseins zum Unbewußten in den Mittelpunkt der Nachforschung. Wo diese Wendung vollzogen wurde, da beschränkte sich die Seelenkunde auf das ihr allein zugängliche Gebiet der inneren Gegebenheiten — wie sich die Naturwissenschaft schon längst mit bestem Erfolg auf die äußeren Erscheinungen zurückgezogen hatte.

II

Um die Abkehr der Seelenforschung von der Bewußtseinsoberfläche zur Tiefenschicht des Unbewußten zu veranschaulichen, wähle ich als besonders aufschlußreiches Beispiel die Lehre Bergsons, die vermittelnd zwischen dem schulwissenschaftlichen und dem psychoanalytischen Verfahren steht.

Der neue Ansatzpunkt Bergsons ist die rätselhafteste unter den unmittelbaren Bewußtseinstatsachen: die Zeit. Im Parallelismus wird der zeitlichen Wirklichkeit, ihrer Einmaligkeit, keine Rechnung getragen, und schon das System Spinozas hat sie ausgemerzt. Dies entspricht auch durchaus der naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise, die sich auf den

Digitized by Google

Gesichtssinn stützt und daher stets von „Gegenständen" der Erkenntnis spricht. Alle Vorgänge spielen sich für sie als Vorgänge im Raum ab. Sie kennt nicht den Augenblick, das unwiederholbare Jetzt der Entscheidung; und das lebendige Werden und Vergehen kann sie nicht als etwas Wesensverschiedenes betrachten. Für sie ist die Steigerung einer Empfindung gleichbedeutend mit meßbarer Vergrößerung, die Abschwächung nichts anderes als etwa die Verkleinerung eines Gewichtes. Sie übersetzt das quellend und einzigartig, gleichsam musikalisch erlebte Nacheinander sofort in ein bildhaft vorgestelltes und vergleichbares Nebeneinander. Auf diese Weise verliert die Zeit ihr eigenbestimmtes Gepräge und wird zur leeren Strecke verräumlicht.

Bereits in seiner frühen Abhandlung über „Zeit und Freiheit" bezeichnet Bergson diese Vermengung der Qualität mit der Quantität, die Erfassung des Unausgedehnten durch das Ausgedehnte als Hauptquelle der Widersprüche, in die sich die Seelenlehre verwickelt sieht. Wenn sie mit der inneren Erfahrung genau so verfährt wie mit der äußeren, die sich in Zahl und Regel fassen läßt, so muß sie unvermeidlich zur Leugnung der Willensfreiheit kommen. Die Seele ist dann nichts weiter als der Wahrnehmungsschein des dinglichen Geschehens. Ihr eigentliches Wesen, die Fähigkeit schöpferischen Handelns, wird vom anschaulichen Denken wie mit einer Kruste überzogen, unterhalb deren sie jedoch als verworren spürbare Macht weiterströmt.

Um das seelische Erleben aus der naturwissenschaftlichen Verdrängung zu befreien und ihm zur Ebenbürtigkeit neben dem körperlichen Geschehen zu verhelfen, unternimmt Bergson eine geistvolle Untersuchung des Zeitbewußtseins. Im Gegensatz zu Kant sieht er in der Zeit keine Form der Anschauung, sondern das Anschauende und Wirkliche selbst. Nur der Raum kann mit Recht eine Vorstellungsform heißen. In die räumliche Außenwelt übertragen wir unsere Empfindungen und Eindrücke; die Ausdehnung ist lediglich der Widerschein der Dauer, die wir unmittelbar erleben. Im wohlunterschiedenen Nebeneinander der Dinge ordnet sich das Ineinander des Ich und seiner wogenden Zustände. Nur die bereits abgelaufene Zeit entspricht der räumlichen Vorstellung, und nur auf sie erstreckt sich unsere Erkenntnis. In der unvollendeten, kommenden Zeit aber lebt das Ich, und seine Handlung ist um so freier, je entschlossener es sich aus der Verstrickung mit dem Raum, dem Gewordenen und Gesetzlichen löst, sich in seine tätige Innerlichkeit vertiefend.

Die naturwissenschaftliche Grundannahme ist damit unversehens auf den Kopf gestellt. Für sie war das körperliche Geschehen das Wirkliche schlechthin, die Empfindungen lediglich eine Beigabe. Bergson dagegen sieht im Raum und seiner Notwendigkeit das Abbild der wirklichen Zeit

Digitized by Google

und ihrer Freiheit. Streng genommen muß ihm der Körper zur Nebenerscheinung der Seele, das Es zur Spiegelung des Ich werden — wenn er diese letzte Folgerung auch nicht unumwunden ausspricht.

Seine spätere Schrift: „Materie und Gedächtnis" bestimmt das Verhältnis des Seelischen zum Leiblichen mehr im Sinn zweier Wirklichkeiten, die indessen nicht parallel, sondern einander entgegenlaufen und sich wie Zukunft und Vergangenheit in der Gegenwart schneiden. Unser Körper, heißt es da, ist ein Werkzeug des Handelns und nur des Handelns. Er hat kein Sein für sich, doch ist er vom Bewußtsein klar geschieden, denn das Gehirn vermag weder Vorstellungen zu erzeugen noch zu erklären. Die Wahrnehmung ist aber auch kein Abklatsch des Wahrgenommenen, sondern etwas grundsätzlich anderes, dem Daseienden Entgegengerichtetes. Sie ist ein Erzeugnis des Geistes und wird erst von der Forderung des Handelns her verständlich, indem sie zwischen verschiedenen Möglichkeiten zu wählen erlaubt. Wahrnehmung ist also mögliche Handlung. Gerade dadurch bleibt sie mit der Außenwirklichkeit verbunden und in ihre Notwendigkeit eingesenkt. „Der Geist entnimmt der Materie die Wahrnehmungen, aus denen er seine Nahrung zieht, und gibt sie ihr als Bewegung zurück, der er den Stempel seiner Freiheit aufgedrückt hat.

Den Gedanken eines Gegenlaufs zwischen innerem und äußerem Geschehen, wodurch Freiheit und Regel wechselseitig bedingt und zugleich eingeschränkt werden, baut das Hauptwerk, die „Schöpferische Entwicklung", zur Grundlage des Gesamtdaseins aus. Dort tritt dem Intellekt die Intuition als andere Seite des Bewußtseins gegenüber. Der Verstand ist auf die Dinge und das Gewordene, Einfühlung oder Ahnung aber sind auf das Leben und das Werdende gestimmt. Diese Zweiteilung des Bewußtseins entspricht einer zwiefachen Form der Wirklichkeit, wie sie in der Unterscheidung zwischen belebter und unbelebter Natur zutage tritt.

Von einer „ursprünglichen Schwungkraft" getragen, erheben sich die Lebewesen mit Sprenggewalt aus der gebundenen Welt des Stoffes. Doch da ihr Schöpferdrang bei seiner Entladung die Materie zugleich vorfindet, so bleibt er „an die Umkehrung seiner eignen Bewegung" gefesselt. Wohl bemächtigt er sich der Notwendigkeit, die im stofflichen Dasein herrscht, indem er darnach trachtet, ein größtmögliches Maß von Freiheit in sie hineinzutragen. Aber er kann nicht alle Widerstände besiegen, da seine Kraft begrenzt ist. Immer wieder stößt er auf Hindernisse, die er umgehen oder an denen er sich zerteilen muß. So gleicht die Lebensentwicklung einer aufsteigenden Rakete, und ihre erloschenen Schlacken sind es, die als Materie niederfallen.

Ähnliches gilt für das Bewußtsein. In seinem Bezirk ist es die Intuition, die schöpferisch in die Zukunft eindringt, wogegen die Vorstellungen des

Digitized by Google

Intellekts als Erinnerungen am Weg zurückbleiben. Während jedoch, bei der Beurteilung der Wirklichkeit, das Leben die Materie voraussetzt, die seiner Schwungkraft gegenüber eine gewisse Überlegenheit behält, ist das Gewichtsverhältnis des Bewußtseins umgekehrt gelagert. Hier geht die Einfühlung der Vorstellung vorauf und drückt das eigentliche Wesen der Seele aus. Und diesen Gesichtspunkt stellt auch die jüngstveröffentlichte Sammlung kleiner Abhandlungen „Die seelische Energie“ [1] wieder in den Vordergrund.

Eine restlose Deckung des Systems der Wirklichkeit (Leben—Materie) mit dem des Bewußtseins (Intuition—Intellekt) läßt die Lehre Bergsons somit vermissen. Zwar scheint alles auf die polare Einheit von Leib und Seele hinzudrängen, insofern das eine Mal der Stoff, das andere Mal der Geist als Voraussetzung schlechthin behandelt wird. Doch geschieht das nicht ohne Unschlüssigkeit. Alles in allem kommt Bergson nicht über das Grundverhältnis hinaus, das Schopenhauer zwischen Wille und Vorstellung annahm. Leben und Einfühlung haben den Substanzcharakter des Dinges an sich bewahrt, während Materie und Intellekt mehr oder minder zum Bild, ja zum Schein verblaßt sind.

Forscht man der Ursache dieses wissenschaftlich unbefriedigenden Ergebnisses nach, so zeigt sich der Ansatz dazu bereits in der Zeitauffassung, wie sie Bergson teils anknüpfend an Kant, teils in Gegnerschaft zu ihm gewann. Durch die Vernunftkritik waren Raum und Zeit zu Formen der Anschauung entleert worden; sie bedeuteten also keine Wirklichkeit schlechthin. In ihrem Verhältnis zueinander kam jedoch dem Raum eine beschränktere Geltung zu; er wurde die Bedingung der äußeren Anschauung, denn nur Gegenstände werden im Raum vorgestellt. Die Zeit dagegen soll die Voraussetzung der inneren und der äußeren Gegebenheiten sein, da sich sowohl die seelischen Zustände wie die sichtbaren Ereignisse in ihr abspielen. Diese umfassende Bedeutung der Zeit hat Bergson von Kant übernommen, ja noch verstärkt. Gerade weil er sie nicht mehr als leere Form betrachtete, konnte sie wieder mehr oder weniger das Gepräge eines an und für sich seienden Wesens erhalten. Und damit mußte der Raum und die räumliche Vorstellung, genau wie bei Schopenhauer, zum Scheingebilde werden, was Kant noch zu verhindern gewußt hatte.

Aus der unzulänglichen Bestimmung des Verhältnisses von Raum und Zeit entspringen die Schwierigkeiten, welche sich bei der Frage nach der Beziehung von Leib und Seele zeigen. Die naturwissenschaftliche Denkweise behandelt die Zeit, als ob sie im Raum wäre — genau wie sie den Geist als im Körper wohnend und von ihm irgendwie hervorgebracht betrachtet. Umgekehrt geht die Freiheitslehre vor. Wenn sie die Außenwelt

[1] Verlag Eugen Diederichs, Jena.

Digitized by Google

als ein Abbild des Innengeschehens auffaßt, so behandelt sie den Raum, als ob er von der Zeit geschaffen und umfaßt würde. Beide Verfahren sind in sich selbst durchaus folgerichtig, nur berühren sie sich in ihrem Fortgang so wenig wie Vergangenheit und Zukunft. Ihren Schnittpunkt bildet die Gegenwart, die durch und durch doppelsinnig und an sich selbst alles und nichts ist. Zur Bestimmtheit gelangt der Blick daher nur, indem er sich zurück oder nach vorn wendet. Und je nachdem nun das raumhaft Gewordene oder das zeitlich Werdende ins Auge gefaßt wird, entsteht das Naturbewußtsein oder das Freiheitsbewußtsein.

Streng genommen kann die Seelenlehre nur auf das Handeln und das Leben gerichtet sein; sie ist praktisch, während die Körperlehre theoretisch ist, da sie es mit dem Gegebenen und Toten zu tun hat. Und nur wenn sie ihr klar vorgezeichnetes Gebiet verlassen, geraten sie in grundsätzlich unlösbare Widersprüche. Zur Beilegung ihres Grenzstreites ist also erforderlich, daß sie sich wechselseitig bescheiden und sich ihrer Beschränkung dauernd bewußt bleiben. Die Naturwissenschaft hat damit schon begonnen, als sie vom Erlebnisgehalt des Daseins absehen lernte, das heißt: als sie sich von der Religion löste. Für die Seelenlehre ist ein entsprechender Schritt noch zu tun: sie muß sich ganz und gar der Unmittelbarkeit des Erlebens, den Glaubenswerten und dem sittlichen Streben zuwenden, die aus der Naturwissenschaft ausgeschieden wurden. Deutlicher gesagt muß sie wieder Heilwissenschaft werden, denn nur als solche ist sie sinnvoll, nur als solche kann sie sich der Seinswissenschaft gegenüber ohne Verlegenheit behaupten. Die Anfänge dazu liegen in der Psychoanalyse, zu der die Lehre Bergsons insofern überleitet, als sie das Schwergewicht von den seelischen Gegebenheiten auf die schöpferische Seele selbst verlegt hat.

III

Die neue Lage der Seelenforschung seit Freud ist durch eine tiefergreifende, nacktere Auffassung der „seelischen Energie" gekennzeichnet. Wo Bergson noch dichterisch verhüllt vom Schaffenstrieb, von der Lebensschwungkraft redet, da spricht die Psychoanalyse unmittelbar vom Zeugungstrieb, von Sexualität und Libido. Sie überträgt gleichsam den Text des Bewußtseins in die Ursprache. Der seelische Ablauf wird hier nicht mehr wie ein Bühnenspiel unbeteiligt angeschaut; es genügt auch nicht, sich in sein Geschehen einzufühlen, wie sich ein Schauspieler in seine Heldenrolle einschmiegt, ohne selbst zum Helden zu werden. In der Geschlechtlichkeit tritt uns das Leben als unsere geheimste, eigenste Wirklichkeit entgegen, so daß jede Aussage darüber sofort zu einem persönlichen Bekenntnis wird. Daraus erklärt sich die Peinlichkeit und das Entsetzen, das die reine Trieblehre zunächst erweckt.

Digitized by Google

Aber noch durch einen weiteren Umstand ist die Psychoanalyse grundlegend von der sonstigen Betrachtungsweise geschieden. Aus der Beobachtung des kranken Seelenlebens hervorgegangen, setzt sie bei der Störung des Verhaltens und der Persönlichkeit ein. Sie gewinnt damit einen Ansatzpunkt, der zwingender ist als irgendeine andere innere Gegebenheit, und zugleich wird sie über die bloß begriffliche Beschäftigung mit ihrem Gegenstand hinausgehoben. Seelenforschung ist jetzt nicht mehr beschreibende Selbstbespiegelung, nicht mehr Theorie, sondern Therapie, Heilkunst und Seelsorge, wie sie es in ihren vorwissenschaftlichen Anfängen war. Die Frage: „Was sollen wir tun?" tritt in den Mittelpunkt ihrer Bemühungen. Und das Suchen nach einer Richtschnur für das Handeln kann sinnvoll nur beim Erlebnis des Leidens einsetzen, denn wo nicht gelitten wird, da versteht sich das Tun von selbst. Ohne die Voraussetzung einer bestimmten seelischen Not fehlt der Seelenlehre die Notwendigkeit.

Als eigentlichen Störungsherd des Innenlebens hat Freud die Entwicklungskrise der Geschlechtlichkeit entdeckt — jene Stelle, wo das Kind sich von den Eltern abzulösen gezwungen ist, wo es seine Liebesbindung von Vater und Mutter weg auf den Mann oder das Weib übertragen muß. Gelingt diese Umkehr und Reife nicht oder mangelhaft, so kommt es innerhalb der Seele selbst zum Kurzschluß und zur Ersatzbildung, zum „Ödipuskomplex", wobei sich kindliche Verehrung und sinnliche Begierde derart kreuzen, daß die Entschlußkraft gelähmt und gespalten wird. Die Gesundung aber entsteht dadurch, daß die unbewußt umgangene Entwicklungsforderung in der Behandlung wachgerufen und durch Übertragung der verdrängten Regung auf den Arzt zur Entscheidung gezwungen wird.

Verallgemeinert läßt diese Deutung und Heilung des seelischen Leidens eine tiefe Verwandtschaft mit der christlichen Bekehrungsbotschaft erkennen, insofern hier der „Sündenfall", die Abkehr vom Schöpfer, mit dem erwachenden Geschlechtsbewußtsein und der geistigen Entwicklungskrise unsers Geschlechts zusammenhängt, die Erlösung aber durch den Mittler geschieht, der freiwillig die Sünden der Welt auf sich nimmt und durch diese „Übertragung" dem Verlorenen die Möglichkeit der eignen Errettung gibt.

Zu einer solchen, über die Krankenbehandlung im engeren Sinn hinausgreifenden Seelenlehre ist die Psychoanalyse vor allem durch Jung, den Führer der Schweizer Schule, entwickelt worden. Die Erweiterung wurde dadurch möglich, daß man die zunächst unternommene Zurückführung der geistigen Inhalte auf triebhafte Ursachen umkehrte und durch eine Vorwärtsdeutung des unbewußten Geschehens aus den bewußten

Digitized by Google

Blickzielen ergänzte. Wenn sich die naturwissenschaftliche Anschauung Freuds, nicht ganz unberechtigt, zu dem Schlagwort vergröbern ließ: alles geistige Streben ist im Grunde Sexualität, so erweckt die entwicklungsgeschichtliche Betrachtung Jungs den Eindruck: alles triebhafte Ringen meint zuletzt Religion, Sublimierung. Und in diese Auslegung strömen nun die Ergebnisse der romantischen Forschung ein, ihre Deutung der Mythen und Symbole, und schaffen ein Gegengewicht gegen die anfänglich drohende trostlose Ernüchterung des Lebens. Es zeigt sich jetzt, daß die seelische Wirklichkeit zwar ihrer Herkunft nach sinnlich bedingt, aber hinsichtlich ihres Ziels sinnhaft gerichtet ist.

Schon im Titel von Jungs erstem Hauptwerk „Wandlungen und Symbole der Libido" drückt sich der hier noch unausgesprochene Gegensatz zu Freud andeutungsweise aus. Libido ist für Jung „psychische Energie", die treibende Kraft der Seele, die nur auf der untersten Stufe als Sexualität schlechthin erscheint. Der Fortgang der Entwicklung in der Gesamtheit wie im Einzelwesen besteht „in einer Aufzehrung der Urlibido", in ihrer Eindämmung und Abspaltung. Die gewaltige Fruchtbarkeit der niederen Lebewesen erfährt auf höheren Stufen eine zunehmende Einschränkung. Der Fortpflanzungstrieb wird seiner ursprünglichen Bestimmung mehr und mehr entkleidet und zur Sicherung der Brut, zur Erhaltung des Lebens gebraucht. Damit hebt sich zugleich das Einzelwesen immer bestimmter aus der Gattung heraus.

Beim Menschen verwandelt sich der unbewußte Lebensdrang auf dem Umweg der Symbolhandlung in bewußte Wirklichkeitsanpassung. Der magische Brauch gleicht dabei einem Stauwerk, das die blinde Triebmacht aufspeichert und „verlagert". Durch die Hemmung ihres natürlichen Gefälles wird sie entsinnlicht und zu freier Arbeitsleistung verwendbar. Von den Beispielen, an denen Jung diesen Vorgang veranschaulicht, sei hier nur die alte bäuerliche Sitte des „Brautlagers auf dem Acker" erwähnt. Die zauberische Begattung leitet „Sexuallibido" über auf die Bearbeitung und Befruchtung des Feldes. Der Acker wirkt nun anziehend auf den Bebauer, und die erhöhte Zuwendung kommt der Fruchtbarkeit des Bodens zugute. Bräuche solcher Art, die späterhin als Ausschweifung erscheinen, galten ursprünglich der Abbiegung der Geschlechtlichkeit.

Die Notwendigkeit vermittelnder Symbole erklärt sich aus dem Beharrungsvermögen des Trieblebens. Es bedurfte ungeheurer Anstrengungen, um das Tun aus seinem natürlichen Strombett abzuleiten. Wo beim erwachsenen Kulturmenschen ein einfacher Willensentschluß genügt, da benötigt der Wilde wie das Kind umständlicher Zwischenhandlungen von „ähnlicher" Bedeutung wie die gewohnte Verrichtung; sie bannen die Furcht vor dem Wagnis und locken das Tun sozusagen mit schmeichelnden Vorstellungen, mit Gleichnissen, die ein Gleiches vortäuschen, in die

Digitized by Google

neue Richtung. Dank solcher Hilfe formte sich der unbewußte Trieb allmählich zum bewußten Willen um, und mit seiner inneren Festigung werden die Symbole nicht nur entbehrlich, sondern auch unverständlich. Sie verschwinden aus dem Bewußtsein, doch bleiben sie im Unbewußten als Rückzugsmöglichkeiten aufbewahrt. In unsicheren Lebenslagen, bei Anforderungen, die unsere Kräfte übersteigen, kommt es zur Wiederbelebung der „magischen Umständlichkeiten": es erwacht das Bedürfnis, sich durch feierliche Handlungen neu zu stärken.

Woher aber stammt nun die Fähigkeit, dem natürlichen Gefälle des Triebes entgegenzuwirken? Wie ist es möglich, daß plötzlich Bewußtsein aus der Sexualität auftaucht, wenn sie das Vorausgehende ist und zudem das Bestreben hat, sich unverändert zu erhalten? Vor eine ähnlich heikle, weil grundsätzliche Frage sah sich bereits Schopenhauer gestellt, als er den „Willen" zum Wesensgrund der Welt erhob. Jung antwortet: „Der psychologische Zwang zur Libidoüberleitung beruht auf einer ursprünglichen Uneinigkeit des Wollens". Angesichts der Wichtigkeit und Dunkelheit gerade dieses Punktes ist die Auskunft allzuknapp. Immerhin läßt sie erkennen, daß die Allgeschlechtlichkeit nur eine Erscheinungsform der an sich unbestimmbaren seelischen Energie sein kann — genau wie das ihr entgegenstehende Selbstbewußtsein. Ob die „ursprüngliche Uneinigkeit" genügend berücksichtigt und geklärt ist, wenn man zwischen dem „Sexualtrieb" einerseits und den ebenso unmittelbaren „Ichtrieben" andererseits unterscheidet, scheint mir zweifelhaft, denn das Triebmerkmal kommt streng genommen nur dem Es, nicht dem Ich zu. Schärfer wäre das Verhältnis der Urkräfte durch den Gegensatz von Trieb und Geist gekennzeichnet, wobei zugleich deren notwendige Ebenbürtigkeit für das „seelische Gleichgewicht" einleuchtend würde. Doch damit stünde man schon mitten im Gebiet der Philosophie.

Unausgesprochen liegt die Gleichwertigkeit der Gegenkräfte den Ausführungen Jungs auch zugrunde. Die Abgewogenheit seines Gefühls bewahrt ihn vor der Unterschätzung des Geistes, wie sie von Schopenhauer an über Freud bis zu Klages verhängnisvoll und ermüdend bemerkbar ist. Der Strom des Geschehens ist für ihn nicht einfach „Wille" oder „Sexualität" oder „Leben", sondern ist von Anbeginn in eine Doppelrichtung gespalten. Und nur dieser zeitliche Gegenlauf der Energie läßt sich erfahrungsgemäß bestimmen. Was sie an sich selbst sein mag, bleibt für uns, die wir nicht aus der entrückten Höhe der Ewigkeit urteilen können, ganz unfaßbar — und auch völlig gleichgültig.

In seiner jüngst veröffentlichten Schrift „Über die Energetik der Seele"[1] erörtert Jung nochmals zusammenfassend die Hauptbegriffe seiner Libidolehre. An die Spitze stellt er als Grundrichtungen des seelischen Ablaufs

[1] Verlag Rascher & Co., Zürich.

Digitized by Google

das Fortschreiten und das Rückschreiten, Progression und Regression. Sie umschreiben die möglichen Richtungen des Gegenwartserlebnisses, das entweder der Zukunft oder der Vergangenheit zugewendet ist. Als Voraussetzung der Seelenlehre bedeutet die Urspaltung eine Verallgemeinerung des von Hattingberg geprägten psychoanalytischen Grundsatzes, stets von der Störung, der Sinnentzweiung auszugehen.

Fortschreitend paßt sich die Seele den Umweltbedingungen an, rückschreitend aber leistet sie den Forderungen der Innenwelt Genüge. Beide Bewegungen sind lebensnotwendig wie Aus- und Einatmung, Diastole und Systole. Sie sind „Kraftvorgänge" und lassen sich nur in ihrem Verhältnis zueinander verstehen. In dem vorerwähnten Hauptwerk waren sie auch als Übertragung und deren Umkehrung (Introversion) unterschieden worden, wodurch ihre Beziehung noch anschaulicher wird. Die Übertragung der Liebe auf einen Gegenstand, ein Werk oder einen andern Menschen macht die Ablösung von inneren Schwierigkeiten möglich. Durch die Zurücknahme der Neigung, die zur Selbstbesinnung führt, gewinnen wir dagegen die Kraft, uns über äußere Bedrängnisse zu erheben. Wo beide Strebungen wechselweise ineinandergreifen, ist das seelische Gleichgewicht gesichert.

Wie Jung ausdrücklich bemerkt, ist die „Progression" nicht gleichbedeutend mit Aufstieg; sie wird vielmehr dem Lauf eines Stromes verglichen, der vom Berg zu Tal fließt. Umgekehrt darf die „Regression" nicht mit Verfall verwechselt werden, denn durch sie wird das Triebgefälle gestaut, angesammelt und zu freier Willenstätigkeit umgeformt. Erst auf dem Umweg der Hemmung ist eine Höherentwicklung möglich. Wer einen Sprung tun will, muß ja auch zurücktreten. Die Störung des natürlichen Lebens meint also im Grunde Aufschwung — vorausgesetzt, daß die aufgespeicherte Kraft auf höherer Ebene wieder in die Tat überfließt.

Aus diesem Gesichtswinkel betrachtet, fällt auch auf die tiefste Entdeckung Freuds, den „Elternkomplex", ein neues Licht. Das Urverbot der Blutschande, bei allen Völkern vorhanden, ist kein blindes Verhängnis mehr, sondern der noch unverstandene Ausdruck des Geistes, der sich aus der Umklammerung der Natur und des Geschlechts lösen will. Es ist das nach außen verlagerte und zum Gesetz entstellte Bild seines geheimsten Verlangens nach Freiheit und Selbstsein. Und als das stärkste aller Symbole ist es zugleich das kräftigste Stauwerk der seelischen Energie — und damit die Grundvoraussetzung der Religion. Nicht umsonst ist seine abschließende Gestaltung durch Sophokles gleichzeitig mit dem Erwachen des Selbstbewußtseins bei Sokrates, dem Vorläufer des christlichen Erlösers.

Zu den wichtigsten Ergebnissen solcher Überlegungen, die Jung mehr ahnen läßt, gehört die Erkenntnis, daß die eigentliche Quelle seelischer

Digitized by Google

Not nicht in äußeren Hindernissen, nicht in Anpassungsschwierigkeiten, sondern in der Urentzweiung der Daseinsmächte zu suchen sei. Darin also, daß sich von vornherein das Ich gegen das All, der Geist gegen den Trieb, das Bewußtsein gegen das Unbewußte, die Persönlichkeit gegen das Geschlecht behaupten muß. Denn die Gattung besteht nicht ohne das Einzelwesen. Und wenn jene das Bestreben hat, sich in natürlichem Gefälle fortzupflanzen, so kann das Ich nur den Sinn haben, sich höher zu entwickeln.

Der Einfluß Nietzsches auf die Denkweise Jungs wird hier fühlbar. Seine Lehre hebt sich dadurch bemerkenswert von der Freuds und insbesondere Adlers ab, die unvermerkt im Bannkreis Schopenhauerscher Willensverneinung beharren, wenn sie den Nachdruck einseitig vom Ich weg auf das Es verlegen, den Eigenwillen nur als Störung betrachten und die Heilung in der einfachen Wiederherstellung der Anpassung an die gegebene Umwelt und Gesellschaft erblicken. Sie werden dem Entwicklungsbedürfnis nicht gerecht — und verkennen zuletzt auch den Sinn der Religion, zum mindesten die Innerlichkeitsforderung und Heilsverkündung des Christentums, das mit bürgerlicher Wohlanständigkeit nichts zu tun hat.

Aus der „ursprünglichen Uneinigkeit" der seelischen Energie folgt endlich die Annahme zweier „psychologischer Typen", durch deren eingehende Darstellung der Name Jungs am bekanntesten geworden ist. Seit Schillers grundlegender Unterscheidung zwischen dem naiven und dem sentimentalischen Dichter ist die weiterführende Arbeit Jungs wohl die bedeutendste Leistung auf dem Gebiet der vergleichenden Seelenkunde. Gestützt auf eine reiche ärztliche Erfahrung und Kenntnis nicht nur des Kulturmenschen der alten und neuen Welt, sondern auch der Naturvölker, zeichnet sich seine Untersuchung vor allem durch ungewöhnlich abgetönte Einfühlung und Unbefangenheit des Urteils aus.

Es liegt seit Bachofen nahe und scheint auch von der Psychoanalyse her geboten, die menschliche Gegensätzlichkeit vor allem durch das Geschlechtsverhältnis zu begründen. Jung nimmt erst in neueren Veröffentlichungen ausdrücklich darauf Bezug, indem er, eine Annahme Epikurs fortbildend, zwischen männlichem und weiblichem Seelenvermögen, zwischen Animus und Anima unterscheidet. Im Mann lebt verhüllt ein Bild der Frau, die Anima; im Weib dagegen ist ein Bild des Mannes, der Animus, verborgen wirksam. Das eine Geschlecht besitzt somit im andern die Verkörperung des eignen Unterbewußtseins, wodurch sie zu ihrer vollen Entwicklung aufeinander angewiesen sind. Der lebendige Zusammenhang der Seelenkräfte wird von hier aus unmittelbar verständlich.

In den „Psychologischen Typen" geht Jung von einer andern Voraus-

Digitized by Google

setzung aus, die mehr das Trennende als das Verbindende betont. Auch dafür liefert das Geschlechtsverhältnis eine Stütze. Denn unsere leibliche Natur ist bis auf den Grund gespalten, den „Menschen" gibt es nur als Mann oder Weib. Von ähnlicher Tiefe ist der Riß, der durch das Seelenleben geht und den extravertierten Menschen vom introvertierten scheidet. Der nach außen Gerichtete ist von dem nach innen Gewandten so abgründig getrennt, daß „die Wahrheit des einen der Irrtum des andern wird".

Dies muß von vornherein fest ins Auge gefaßt werden, um den möglichen Einwand abzuwehren, daß es in Wirklichkeit gar keine „Typen" gebe, daß alle Abgrenzungen im Gesamtfluß das Lebens mehr oder minder geistvolle Einbildungen seien. Eine unendliche Verschiedenheit zu leugnen, wird niemand einfallen, wohl aber scheint die Annahme eines letzten Gegensatzes willkürlich.

Bei genauer Überlegung entspricht eine derartige Ansicht nun dem extravertierten Typus, der von seiner Umwelt her bestimmt wird. Er glaubt, was er sieht: die wechselnde Fülle der Erscheinungen. Insofern löst er sich nicht aus dem Mutterschoß des natürlichen Daseins und erlebt sich selbst nicht entscheidend im Gegensatz zur Außenwelt; sein Ich ist wesentlich unbewußt. Erst mit dem Erwachen des Selbstbewußtseins, das zur Stauung des Triebgefälles führt, entsteht die unmittelbare Überzeugung seelischer Grundgegensätzlichkeit; sie wird durch das Ich selbst bewirkt. Deshalb ist auch die Typenlehre eine Erfindung des introvertierten Menschen. Es ist kein Zufall, daß eben Schiller ihren Grundstein legte. Goethe hätte sich trotz seiner polaren Naturlehre nie so weit vorwagen können. Man weiß, wie ablehnend er der Trennung von Außen und Innen gegenüberstand. Die Leugnung des Typengegensatzes von seiten des einen Typus bestätigt also gerade, was er bestreiten möchte: daß es unüberbrückbare Anschauungen — und eben damit auch ihre „typischen" Vertreter gibt.

Geistesgeschichtlich betrachtet ist das Christentum die große Innenwendung der abendländischen Menschheit. Indem der natürliche Mensch wiedergeboren wurde, entstand jene Kluft zwischen Christen und Heiden, die das Seelenleben und die Gesellschaft spaltete. Gewiß gab es auch vorher Parteien und überpersönliche Gegensätze, wie der vielerwähnte zwischen Platon und Aristoteles. Aber ihnen fehlte das Bewußtsein der unbedingten Entzweiung, das die Lehre von der Bekehrung erst weckte. In der Erhebung des Protestantismus gegen den verweltlichten Katholizismus kam das urchristliche Bedürfnis nach Sinnesumkehr und „Entwicklung" innerhalb der Kirche selbst zum Durchbruch. Die beziehungslose Fremdheit der Typen war damit gebrochen. Schillers Unterscheidung ist ein erster Versuch ihrer gegenseitigen Anerkennung; er wurde jetzt möglich, weil in der

Digitized by Google

Aufklärung der Kampf zwischen Gott und Natur seine Bedeutung verloren hatte. Bei Jung ist der Rangstreit der Typen völlig hinter ihrer wechselseitigen Würdigung verschwunden, wodurch praktisch eine Verständigung der geistigen mit der sinnlichen Seele und eine bedingte „Heilung" ihres Widerstreites erreicht wird.

Seine geschichtliche Darlegung beginnt Jung bezeichnenderweise mit der Gegenüberstellung zweier Kirchenväter, Origenes und Tertullian, die den von der Gnosis vorbereiteten Typengegensatz mit äußerster Entschlossenheit verwirklichten. An ihrer Entwicklung läßt sich sowohl die Entstehung des Typus wie auch die Beziehung des einen zum andern lehrreich aufzeigen. Origenes und Tertullian bekennen sich beide zum Christentum, aber sie tun es auf gegensätzliche Weise. Der eine vollbringt das sacrificium phalli: indem er sich entmannt, opfert er seine Sinnlichkeit, um zur reinen Erkenntnis des Glaubens zu kommen. Der andere dagegen vollzieht das sacrificium intellectus: er kreuzigt seine Vernunft, um durch eine solche geistige Entmannung die reine Leidenschaft des Glaubens, das credo quia absurdum zu gewinnen. Beide verzichten auf ihre stärkste Veranlagung — zugunsten der bislang unterdrückten und verkümmerten Wesensseite, die sich nun frei hervorwagen kann.

Aus dem Überwuchern der einen Strebung über die andere entstehen also die typischen Unterschiede, weshalb stets beide zugleich vorausgesetzt werden müssen. Die bevorzugte Seite bemächtigt sich des Bewußtseins, die mißachtete vermischt sich mit dem Unbewußten. Der nach außen gerichtete und meist gefühlsbetonte Mensch hat eine mangelhafte Beziehung zu sich selbst. Der durch sein Innenleben und vielfach durch gedankliche Beweggründe bestimmte aber ist lose mit der Gesellschaft und mit den Dingen verbunden. Geraten sie nun in eine Lage, die von der bewußten Einstellung aus nicht zu bewältigen ist, so kommt es zur Umkehr und Wiederbelebung der unbewußten Einstellung, die durch ihre Gegenrichtung in einem ausgleichenden Verhältnis zu jener steht. Der Rückzug auf die vom Bewußtsein ausgeschlossenen und daher unentwickelten Kräfte führt naturgemäß häufig zur Erschütterung des seelischen Gleichgewichts. Aufgabe des Arztes und der Erziehung, aber auch der Selbstzucht, ist es, das Einvernehmen zwischen der jeweils höheren und der minderwertigen Funktion herzustellen — der einen Grenzen zu setzen und der andern Mut zu machen. Denn zum vollen Menschentum gehört die Fähigkeit äußerer wie innerer Anpassung, gehört ein entwickeltes Denken und Fühlen, wenngleich beides infolge der „ursprünglichen Uneinigkeit" nie ganz und dauernd zum Einklang gebracht werden können.

Jung hat anfänglich den nach außen gewandten Typus mit dem gefühlsbetonten, den nach innen gewandten mit dem gedanklich gerichteten gleichgesetzt. In den „Psychologischen Typen" unterscheidet er die Ein-

Digitized by Google

stellungen der Extraversion und der Introversion von den mehr inhaltlichen Funktionen des Denkens, Fühlens, Empfindens und Ahnens (Intuierens). Die letzteren können sowohl auf das Äußere wie auf das Innere bezogen sein, wodurch eine nicht leicht zu übersehende Mannigfaltigkeit des typischen Verhaltens entsteht. Das weitere Verhältnis des extravertierten und des introvertierten Typus zu Progression und Regression wird dahin erläutert, daß diese letzteren wechselnde Grundrichtungen, jene aber festgewordene Einstellungen bezeichnen.

Doch auch die eingewöhnten Grundhaltungen sind keine derartig unbeweglichen Bestimmungen, daß nun die Menschen einfach in zwei Klassen geteilt werden könnten. Nichts liegt Jung ferner als das Leben zu schulmeistern. Ausschlaggebend für den Wert seiner Typenlehre ist nicht ihre allgemeine Richtigkeit, sondern ihr Anwendbarkeit auf den vorkommenden Einzelfall, ihre Brauchbarkeit in der Behandlung seelischer Bedrängnisse und Entwicklungsstörungen. Das darf bei ihrer Beurteilung nicht übersehen werden.

Von der helfenden Absicht her erklärt sich auch der zunächst befremdliche Umstand, daß dem Wollen und Handeln keine besondere Stelle unter den Funktionstypen eingeräumt wird. Das Tun ist eben die seelische Energie selbst und in allen ihren Äußerungen, im Denken, Fühlen, Empfinden und Ahnen bereits enthalten. Wie die ihre Grenzen nicht überschreitende, theoretische Naturwissenschaft das Bewußtsein schlechthin voraussetzen muß und es nicht noch einmal neben ihren äußeren Gegenständen abhandeln kann, so besitzt die auf das Innenleben sich beschränkende, praktische Seelenforschung im Tätigsein ihre selbstverständliche Voraussetzung, die sie nicht näher bestimmen kann, ohne sich selbst festzufahren, die sie aber auch nicht anzweifeln kann, ohne sich selbst in Frage zu stellen.

An diesem Punkt angelangt, ist die Ebenbürtigkeit und Notwendigkeit der Seelenlehre neben der Naturlehre gesichert. Und dies Ziel, sowie den Weg dahin, galt es hier aufzuzeigen. Auch in der Behandlung des Innenlebens müssen wir lernen, auf ewige und beziehungslose Wahrheiten zu verzichten, wie wir es in der Erkenntnis der Körperwelt schon getan haben, um den täglich neuen Anforderungen des äußeren wie des inneren Daseins wechselweise gewachsen zu sein. Bereitschaft zur Anpassung und zur Bewältigung ist alles, was wir erringen können. Und sie ist eine unendliche Aufgabe, weil sie sich im Wandel von Umwelt und Seele immerfort anders stellt.

Für die Seelenforschung folgt daraus, daß sie kein abgeschlossenes und inhaltliches System, sondern nur eine Richtungslehre des Verhaltens liefern kann. Weder im Geist noch im Trieb ist uns das Wesen an sich gegeben. Das Bewußtsein bleibt einseitig und bedingt, daher

Digitized by Google

vermag sich die Wissenschaft keiner Ganzheit zu bemächtigen. Das Unbewußte aber ist doppeldeutig und unfaßbar; alles Lebendige widerspricht sich selbst. Die Gefahr droht von beiden Seiten, und sie tritt ein, wenn der Verstand in seiner Überhebung oder das Gemüt in seiner Verzweiflung sich selbst Genüge tun möchte, wenn das Unbewußte sich nicht kritisch ins Bewußtsein hebt und das Begreifen nicht wieder überfließt in die Unwissenheit des Lebens.

Wegebereiter des Völkerbundes.

Von Dr. Wilh. Bührig. Chur.

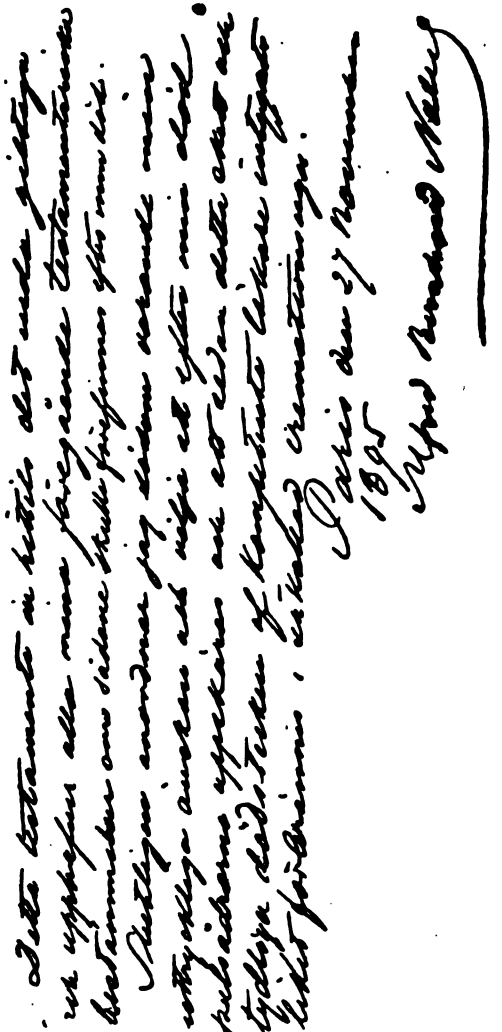
Im Sommer 1899 fand im Haag auf Veranlassung des ermordeten letzten Zaren Nikolaus II. die erste internationale Friedenskonferenz statt. Alfred Nobel, Erfinder des Dynamits und Friedensfreund zugleich, der sein Riesenvermögen der bekannten Stiftung hinterlassen hat, war schon drei Jahre vorher gestorben. Die beiden anderen Personen, von denen hier einige Schriftzeilen veröffentlicht werden, spielten auf dieser Konferenz wie überhaupt in der ganzen damaligen Friedensbewegung eine führende Rolle. Aus jenen Jahren um 1900 stammen auch ihre Schriftproben, die Originalbriefen entnommen sind, während Alfred Nobel leider nur durch ein Faksimile vertreten ist, das die letzten Zeilen seines berühmten Testaments wiedergibt.

So verschieden die drei Schriften — die schwedische, die polnische und die französische aus der Feder einer Österreicherin — im einzelnen auch sind, so haben sie doch manche ganz wesentliche Züge miteinander gemein, und diese Gemeinsamkeit gab denn auch die Veranlassung zu ihrer näheren Betrachtung. Die Frage drängte sich auf, ob vielleicht hierin der Pazifismus als Gesinnung und Wesensart sich widerspiegele. Man wird in seinen besten Vertretern — und zu diesen kann man die hier angeführten unbedenklich zählen — doch wohl Menschen sehen müssen, die von einem hohen Ideal erfüllt und bereit sind, selbstlos und ehrlich dem Ziel nachzustreben, auf das ihr Wünschen und Wollen intensiv und konzentriert gerichtet ist. Begeisterungsfähigkeit, Lebhaftigkeit und Lebendigkeit sind weitere Eigenschaften, die zwar nicht integrierende Bestandteile im Wesen des Pazifisten ausmachen, wohl aber eine besonders günstige Praedisposition für diese Richtung schaffen.

Den graphologischen Ausdruck für diese Anlagen und Wesenszüge findet man in verschiedenen Dosierungen und Graden in den vorgelegten Schriften. Sie stimmen alle drei in ihrer schmucklosen Einfachheit überein und sind gleichfalls alle außerordentlich lebensvoll, flüssig und ungezwungen. Der Pazifismus muß diesen Menschen Herzensbedürfnis gewesen sein, dem sie, ein jeder in seiner Art, folgten, ohne innere Verkrampfung oder

Digitized by Google

äußeren Zwang, sonst wäre dieser lebendige und natürliche Schriftablauf gar nicht denkbar, den auch der spitze Neigungswinkel (meist unter 50 Grad) und die beträchtliche Schriftweite dokumentieren. Das Bedürfnis



Alfred Nobel, geb. 1833, gest. 1896

aus sich herauszugehen, sich mitzuteilen, bekundet sich in dieser zentrifugalen Horizontalentwicklung der Schrift ebenso wie ein aller Enge abgewandter Geist und ein weitherziges Gemüt, das durch starkes Hervortreten des Hingabetriebes bestimmt wird; auch Zielstrebigkeit und eifriger Betätigungsdrang geben sich in dieser Weise zu erkennen. Schließ-

Digitized by Google

lich müssen wir noch eine Übereinstimmung erwähnen, die ebenso augenfällig wie charakteristisch ist, nämlich die hochgesetzten und z. T. sogar sehr langen t-Striche, die im Gesamtbilde dieser Schriften alle zunächst einmal hochfliegende Gedanken und ideale Gesinnung, große allgemeine Beweglichkeit und Lebhaftigkeit des Wollens anzeigen. Die wichtigsten individuellen Verschiedenheiten treten bei der folgenden Einzelbetrachtung der Schriftbilder in Erscheinung.

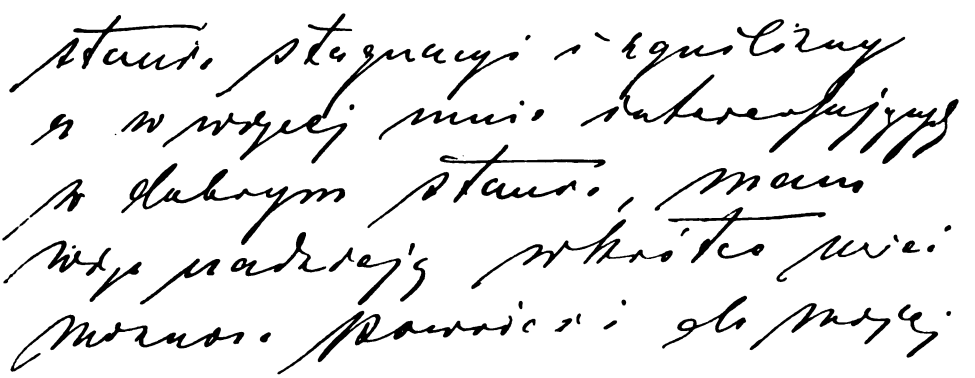
Beim Vergleich mit den beiden anderen Schriften fällt die von Alfred Nobel durch ihre große Gleichmäßigkeit auf. Wie an einer Perlenschnur reihen sich hier die kleinen aber festen Buchstaben aneinander, die recht stark vornübergeneigt mit großer Eile über die Zeilen dahinlaufen. Am Zeilenbeginn stehen sie etwas dichter nebeneinander als am Zeilenende, dem sie mit ihren behenden und sicheren Schritten zustreben. Daher macht diese Schrift auch keinen öden mechanisierten Eindruck, sondern erweckt, je länger man sie ansieht, um so stärker die Vorstellung größter Lebendigkeit. Obgleich Nobel zur Zeit der Niederschrift von Todesahnungen bereits umschwebt war, finden sich in der Schrift keine Spuren, die auf ein zerbrochenes oder geknicktes Lebensgefühl hindeuten, in kraftvoller Elastizität ziehen sich die Zeilen gleichsam schwingend dahin. Nur in der Unterschrift der beiden Vornamen treten einige Unsicherheiten hervor, die aber auch darin ihren Grund haben können, daß der Schreiber gewöhnlich die Vornamen fortließ und sie daher hier mit einigem Sträuben der Feder hingesetzt hat. Gleichmäßigkeit und Lebenswärme sind in dieser Schrift in seltener Harmonie vereinigt, Willensherrschaft und Gefühlsleben finden hier einen schönen Ausgleich. Auch in der Druckverteilung, den häufigen Winkelbindungen, den festen Verknotungen und den hier und da scharf und spitz zulaufenden t-Strichen kommt die Willensspannung weiter zum Ausdruck, der gleichzeitig die hohen, gedehnten t-Striche und geschwungenen Endungen alle Sprödigkeit und Härte nehmen. Die kleinen, korrekten Buchstaben geben so recht den Wirklichkeitssinn des messenden und wägenden Chemikers wieder, der von unermüdlichem Arbeitseifer und Vorwärtsdrang erfüllt ist, die hohen Oberzeichen und Querstriche den Idealismus des Stifters des Nobelpreises. Aber er behält bei allem, was er denkt und tut, einen klaren und kühlen Kopf, mit pazifistischen Schwarmgeistern mag er sich nicht einlassen. Sein Pazifismus gipfelte bekanntlich in der Überzeugung, daß die Entwicklung der Waffentechnik selbst mit der Zeit den Krieg unmöglich machen würde.

Diese These hat auch Johann von Bloch vertreten und sie auf Grund eines ungeheuren Materials in seinem leider immer noch viel zu wenig beachteten fünfbändigen Standardwerk „La guerre future" zu beweisen gesucht. Die Weitschichtigkeit und Reichhaltigkeit dieses Werks entspricht ganz der Wesensfülle des Verfassers, wie sie uns aus seinen so mannigfaltig ge-

Digitized by Google

stalteten und darum auch so ausdrucksreichen Schriftzügen entgegenleuchtet. Mit diesem inneren Reichtum überragt er die beiden anderen hier besprochenen Persönlichkeiten.

Auch diese Schrift zeugt für das beschleunigte Lebenstempo ihres Urhebers, der aber nicht wie die meisten gehetzten Geschäftsleute — er war als Ingenieur Erbauer großer Eisenbahnlinien in Rußland, außerdem Bankier und vielfach engagierter Finanzmann — in einer Richtung erstarrt und verknöchert, sondern sich eine erstaunliche Impulsivität, Genuß- und Lebensfreude dabei erhält. Das ist nur da möglich, wo ein tiefer Lebensfundus vorhanden ist, aus dem wie aus einem Quell immer wieder neue Kräfte sprudeln. Die Hemmungen sind bei Joh. v. Bloch weit geringer als bei Nobel, dessen Schriftzüge in einen engen Rahmen gepreßt sind, wäh-

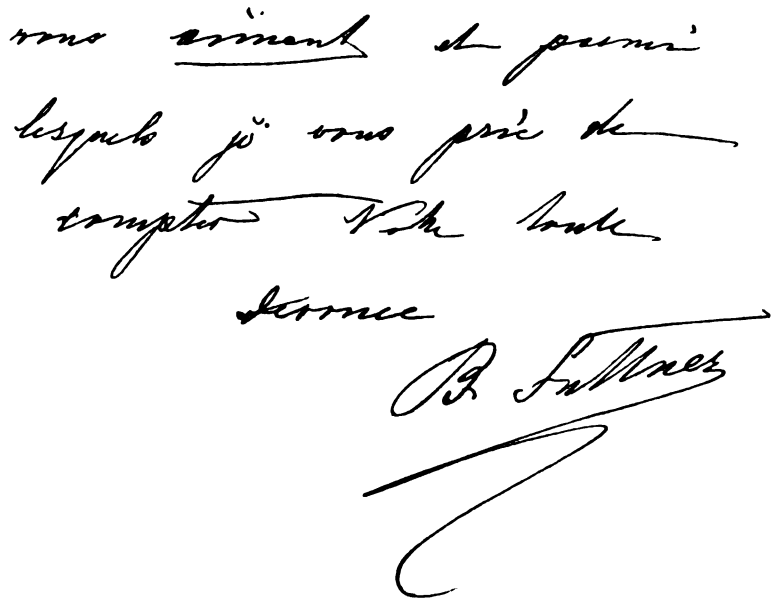


Johann von Bloch, geb. 1836, gest. 1902

rend die Blochschen sich ungehemmt sowohl in der Breiten- als auch in der Höhen- und Tiefenrichtung entfalten. Das Gefüge dieser Schrift ist lockerer als das der Nobelschen, und wir können schon hieraus den Rückschluß auf die Willenstätigkeit des Schreibers ziehen: Sie wird sich den Trieben nicht entgegenstemmen, sie wird nicht verdrängen, sondern die vitalen Kräfte auszunutzen, ja zu sublimieren trachten. Sein Wille ist außerordentlich rege und lebhaft, aber ganz stark mit dem Gefühlsleben zusammengekoppelt, das in ihm vorwaltet. Das impulsive und lebhafte Naturell drückt sich hier auch ganz besonders schön in den sehr langen und geschwungenen t-Strichen aus, die z. T. in eine kleine rückläufige Schwenkung auslaufen, die ebenso wie die knapp verhaltenen Endzüge ein deutliches Anzeichen dafür sind, daß trotz dieser gefühlsmäßigen Grundlage der Schreiber nicht die Selbstbeherrschung und Kontrolle über sich verlor. Auch bei den im allgemeinen recht langen Anstrichen findet sich

Digitized by Google

oft ein linksläufiger Einleitungszug, der ein kurzes Besinnen vor dem Ansatz zur Tat symbolisiert. Hernach wird diese entschlossen begonnen und durchgeführt, an den meist doch ein wenig gerundeten Anstrichen und dem weichen Charakter der übrigen Schriftzüge erkennen wir aber das liebenswürdige, gütige und wohlwollende Verhalten des Schreibers, dem jede Schroffheit und Rücksichtslosigkeit fehlen. Wären nicht die kurz abgebrochenen und z. T. linksläufigen Wortenden, so würde die Schrift einen so hohen Grad von Mittelpunktsflüchtigkeit aufweisen, daß man an



Bertha von Suttner, geb 1843, gest. 1914

der geistigen und seelischen Konzentrationsfähigkeit des Schreibers zweifeln müßte, so aber zeigen uns die End- und Anstriche, wie Selbstbesinnung und Umsicht ein uferloses Verfluten der Gefühle und Gedanken immer wieder verhindern. Aber die Neigung dazu ist vorhanden, und hieraus dürfen wir auf allgemeine Entflammbarkeit, Herzensweite und Vielseitigkeit der Begabung schließen, Eigenschaften und Anlagen, die Johann von Bloch auch tatsächlich besessen haben soll, und von denen er den Impuls für seine fruchtbare Aktivität empfing.

Bei Bertha von Suttner sind die Schranken gefallen, die der Geist-Wille im Klages'schen Sinne gegen das treibende Leben errichtet hat, und die zarten und feinen, weit hinausfahrenden Horizontalstriche sind die lebhaften Zeugen für die herrschende Stellung des Gefühlslebens im Wesen dieser

Digitized by Google

Frau. Sie läßt sich ganz von der Stimme ihres Herzens führen und verliert sich leicht in selbstvergessene Schwärmerei. Ihre äußerst empfindliche Sensibilität, die hochgezüchtete Feinnervigkeit, versehen sie mit dem sicheren Gefühl für das jeweils Richtige und Erforderliche, so daß man sie als in hohem Maße intuitiv begabt bezeichnen muß. Taktvoll und diplomatisch gewandt ist sie überdies, geistig rege und voller Interessen, aber ihre Gedanken bleiben mehr an der Oberfläche, über die sie blitzend und leuchtend hin und her schweifen, als daß sie in die Tiefe dringen. Bertha v. Suttner kann brillieren und glänzende Konversation machen, aber sie kann kein Problem objektiv behandeln. Sie ist also eine ganz weibliche Frau mit den seelischen Vorzügen und intellektuellen Schwächen einer solchen. Auch die Einundsechzigjährige — aus diesem Lebensalter stammt die Schriftprobe — hat noch ein sehr lebhaftes Temperament und ein expansives Ausdrucksbedürfnis, das ihr keine Ruhe läßt. Sie ist in steter Bewegung, reist von einem Kongreß zum anderen, hält Vorträge in Europa und Amerika, und gewinnt mit ihrer begeisterten Beredsamkeit in Wort und Schrift viele Freunde für die Friedenssache, die ihr zur Herzenssache geworden ist. Politische Bedenken und andere sachliche Einwendungen schiebt sie mit einer ungeduldigen und weiten Geste beiseite, wie sie deutlicher als in der Überstreichung und schwungvollen Paraphe ihres Namenzuges kaum zum Ausdruck gebracht werden kann. Sie geht ganz in der Friedenspropaganda auf, uneigennützig und unkritisch wie nur eine Frau sich hingeben kann, und wird so zur Prophetin des ewigen Friedens, über die der zeitgenössische Skeptiker spöttisch die Achseln zuckte. Aber was sie tat, tat sie ganz, mit dem Einsatz ihrer ganzen Persönlichkeit, und darum war sie echt und erfüllte offenbar ihre eigene Lebensbestimmung.

Geistige und seelische Verwandtschaft verbindet diese drei Personen, die sich auch im Leben persönlich nahestanden. Der zurückhaltendste und intellektuellste von ihnen trotz großer Gefühlswärme ist Nobel, sein Gegenpol die ganz intuitive Bertha von Suttner; in der Mitte steht beide überragend Johann von Bloch, dessen Wesen so reich ist, daß ihm schöpferische Kräfte eignen. Begabung und Charakter im engeren Sinne lassen diese Drei als berufene Vertreter jeder großen idealen Aufgabe, wie auch die Friedensbewegung eine ist, erscheinen. Wir werden also in dem, was ihren Handschriften gemeinsam ist, nur insofern den Ausdruck für den Pazifismus sehen können, als er mit einer idealistischen Weltanschauung unbedingt verknüpft sein muß. Es wäre interessant, die Schriften moderner Pazifisten daraufhin zu untersuchen!

Digitized by Google

Über Handschriften schwachsinniger Kinder

Von Elisabeth von Kobilinski

Eine nicht ganz leichte Aufgabe für Graphologen bietet das Studium der Handschriften schwachsinniger Kinder. Nicht genug, daß deren Lernfähigkeit gering ist, zu dem herabgesetzten Konzentrations- und Assoziationsvermögen kommt noch bei den meisten die rein manuelle Ungeschicklichkeit. Eine Folge des Schwachsinns ist ferner die widerstandslosere Nachahmung des Schreibvorbildes, die dazu führt, daß manche Handschriften mit der Zeit an Ausdrucksgehalt sogar noch zurückgehen. Es fragt sich nun, wieweit die durch Geistes- und Bewegungshemmungen entstellten Schriften der „Hilfsschulkinder" persönliche Wesensmerkmale erkennen lassen[1]. Verständnisvolles Entgegenkommen der Lehrer ermöglichte es, zunächst das graphologische Urteil mit ihren Ansichten zu vergleichen, sodann vor allem durch häufige Teilnahme am Unterricht die Kinder persönlich zu beobachten. In zwei Fällen wich das Urteil des Lehrers von dem des Graphologen ab. Das einemal sollte ein Junge Roheiten begangen haben, während die Schriftzüge einen Psychopathen von der schwächlichen, passiven Art erkennen ließen. Es mußte also eine Beeinflussung vorliegen, und in der Tat ließ sich der Anstifter bald ermitteln. Ein weiteres graphologisches Urteil stimmte überhaupt nicht mit dem des Lehrers überein. Das Kind hatte aber, wie sich beim persönlichen Kennenlernen herausstellte, ein schweres Augenleiden und schrieb anscheinend aus diesem Grunde eine besonders stark schattierte, auffallende Schrift, während es sich in Wirklichkeit um ein zartes, stilles Mädchen handelte.

Die drei hier abgebildeten Schriften gehören drei ca. zehnjährigen Kindern an, die durch ausgeprägte Charaktereigentümlichkeiten auffallen und in immer der gleichen, beinahe vorauszuberechnenden Weise mit ihrem Verhalten auf Situationen und Eindrücke reagieren. Die Schriften stehen auf der Höhe ihrer „Ausdruckskraft", wobei zu berücksichtigen ist, daß eine Lehrerin von vorbildlichem Verständnis für kindliche Eigenart die Klasse leitet und nicht allzu großen Wert auf schematische Nachbildung der Musterschrift legt. Die ersten beiden Proben, von zwei Mädchen stammend, scheinen trotzdem auf den ersten Blick nicht unähnlich, während die dritte, eine Knabenhandschrift, schon auffälligere Verschiedenheiten aufweist. Gleichartig bei allen dreien ist, daß die Schriften hinter der normalen Schreibfähigkeit ca. 2 Jahre zurückstehen, daß sie ferner Zitterformen, Strichbrechungen und Verschreibungen aufweisen.

Was an der ersten Schrift am meisten auffällt, ist die Verteilung des Druckes. In dieser weitgezogenen schwerfälligen Schrift wechselt der Druck

[1] Die Möglichkeit zu Studien auf diesem Gebiet verdanke ich der Hilfsschule in Weimar, vor allem Frl. v. Gütschow.

Digitized by Google

nicht allein in der Stärke, sondern auch die Druck**lage** ist unberechenbar, das Kind hat eine ständig wechselnde Federführung. Kommen dazu noch: schwankende Bewegungsfolge, übertriebene Anfangsbetonung, Vorliebe für Einrollungen, die absurden, disziplinlosen Satz- und Oberzeichen, die meist ausgeprägt nach links abgebogenen Grundstriche, die mißglückten Versuche, in der vorgeschriebenen Girlandenform zum nächsten Buchstaben überzugehen, betrachtet man ferner die recht gemeine Buchstabenformung, so kann es nicht wundernehmen, wenn man hört, daß das Kind das schwarze Schaf der Klasse ist. Nie kann es kindlich impulsiv sich dem Augenblick hingeben, immer bleibt es lauernd, berechnend, egoistisch, hochmütig. Vorläufig beschränkt sich des Mädchens unsoziales Verhalten auf kleine Diebereien, Hinterhältigkeit, Lüge, üble Nachrede und unfreundliches Benehmen zu ihren Klassenkameraden, doch trägt ihre Schrift schon das Gepräge eines Menschen, der mit —wahrscheinlich unabänderlicher — Sicherheit auf die Nachtseite des Lebens gerät.

Wie anders dagegen die anscheinend ähnliche Schrift von L. H. Auch hier zwar Weitläufigkeit und unordentliche Bewegungsfolge, aber wieviel leichter, offner, flüssiger die Strichart, wieviel feiner die Formen; die Druckbetonung ohne Gewaltsamkeiten, wenn auch nicht gleichmäßig, die Oberzeichen hoch und punktförmig; die Buchstabenverbindung erfolgt — wo sie nicht ataktisch wird — in weichen Girlanden (vgl. in den drei Schriften die letzte n-Kurve). Eine in der ganzen Klasse sonst nicht wiederzufindende Feinheit der Bindung zeigt sich im ersten Aufstrich, Abstrich und zweiten Aufstrich sämtlicher n. Während die Weite der Fig. 1 ein langsames, ungeschicktes, anmaßendes Sichbreitmachen ist, entsteht die Weite der Fig. 2 aus leichten, aufgeschlossenen, ein wenig allzu ungehemmten Bewegungen. Diese ganze Strichart zusammen mit (wegen Schüchternheit erst gegen Ende des Diktats hervortretender) Anfangsbetonung ergibt ein schnell reagierendes, lebhaftes, gutartiges Kind, unkonzentriert, zerfahren, von etwas manischer Anlage, sehr mit dem Mund vornweg. Tatsächlich ist das Kind treuherzig, lebenspraktisch, warmfühlend, besitzt lebhaftes Äußerungsvermögen und Mutterwitz, so daß sie fortwährend drollige und impulsive Bemerkungen in den Unterricht einwirft. So ruft sie bei der Erzählung von der bösen Stiefmutter im Märchen Aschenbrödel empört: „Kann man so 'ne Frau nicht wieder loswerden!" Oder sie beruhigt einen kleinen Schulkameraden, der heult, weil er wegen wiederholter Unaufmerksamkeit von der Lehrerin einen nassen Schwamm an den Kopf gekriegt hat, mit den Worten: „Na, davon mußte doch nich ersaufen!" Oder: die Lehrerin ist erkältet und jedesmal, wenn sie hustet, hustet die ganze Klasse im Chorus mit. Sie verbittet sich das, aber das nächste Mal hustet doch wieder einer mit, worauf L. H. ihm zuruft: „Haste nicht geheert, se will alleene husten!"

Digitized by Google

Fig. I

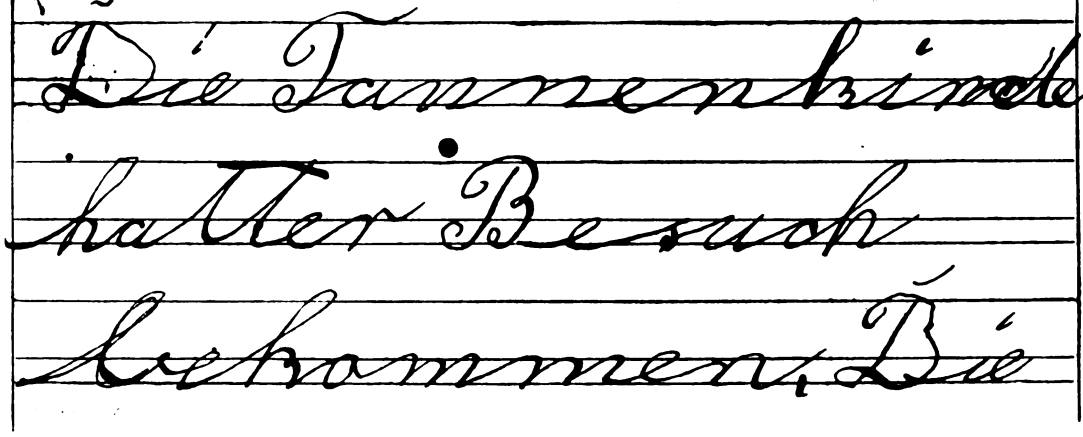
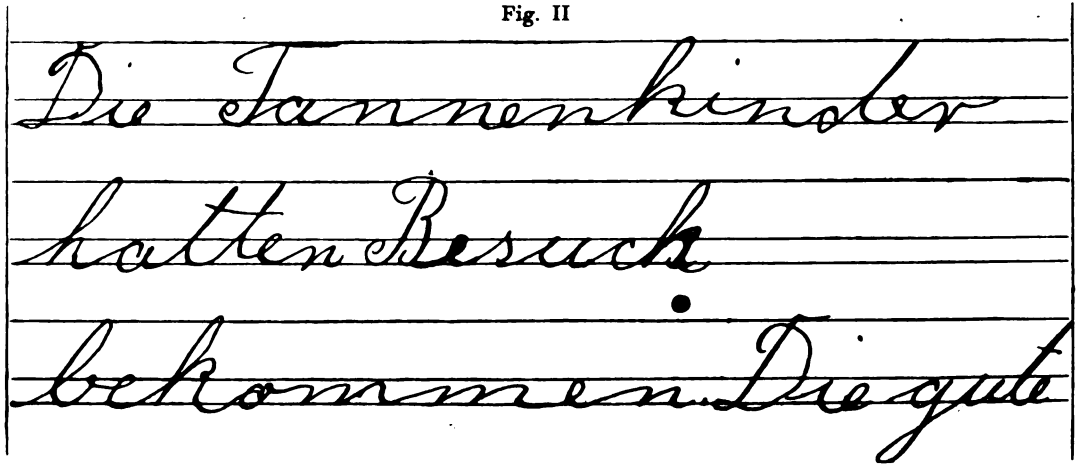


Fig. II



Digitized by Google

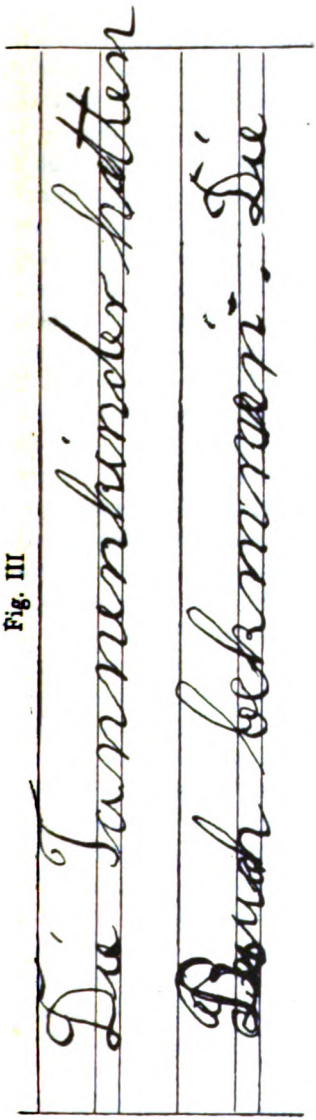


Fig. III

Die dritte Schrift nun trägt alle Züge eines unheilbaren Psychopathen. Körper- und Nervenschwäche, Widerstandsunfähigkeit, Beeinflußbarkeit, Verwirrtheit und gefährliche Reizbarkeit sprechen aus diesen unsicheren, zittrigen Bewegungen, den hoffnungslosen Verschreibungen, den scharfen, plötzlichen Druckbetonungen und Zuspitzungen am Wortende. Der mangelnde r-Haken ist noch ein Zeichen mehr für Unzuverlässigkeit. Die Lernfähigkeiten sind gleich null, die Aufmerksamkeit erlahmt rasch, auf der Höhe ist der Junge nur im — Rechnen. Sein ganzes Sinnen und Denken geht auf Geld. Seine Lieblingsstunde ist Rechnen, sein Lieblingsspiel „falsches Geld machen" (vorläufig noch aus Straßenschmutz!). Er kann nicht die kleinste Besorgung machen, ohne dabei ein wenig zu mogeln oder zu mausen. Wo immer die Rede auf etwas kommt, das den Geldpunkt auch nur streift, stellt er die kühnsten Kombinationen an, was bei Kindern mit derart herabgesetzten Assoziationsvermögen viel heißen viel. So z. B. sagt er, als vom Verrat des Judas gesprochen wird, tiefsinnig: „30 Silberlinge sind eigentlich viel zu wenig, für sone große Sünde hätten se ihm viel mehr geben müssen." Als nach dem Nutzen der Bodenschätze, speziell des Kupfers, gefragt wird, kombiniert er: „Wenn wir kein Kupfer hätten, müßten wir immer gleich 5 Pf. bezahlen." Als die Lehrerin fragt, warum in der Bibel so wenig Jugendgeschichten von Jesu stehen, hat er sofort die Antwort bereit: „Weil die Bibel dann zu dick und zu teuer würde." So könnte man noch Dutzende von Antworten heranziehen. Hier ist der Graphologe nun am Ende mit seiner Weisheit. Es fehlt für diese alles beherrschende Begabungs- und Interessenrichtung des Jungen der graphische Beleg. Die Merkmale aus Erwach-

Digitized by Google

senenschriften, die möglicherweise eine darartig eindeutige, grobmaterialistisch rechnerische Veranlagung charakterisieren würden, Linksläufigkeit, Verbundenheit, Unterlängen, niedrige Oberzeichen in niedrigstehender Schrift, dürfen in Kinderschriften, zumal in Schriften schwachsinniger, nicht gesucht, bzw. nicht in der gleichen Weise gewertet werden. Linksläufig ausgestaltete Großbuchstaben findet man bei allen schon aus Schwerfälligkeit und aus Unvermögen, Wichtiges von Unwichtigem zu unterscheiden. Die Enge, die man hier auch als passive Linksläufigkeit auffassen könnte, findet sich erst recht in Schriften allgemein gehemmter Kinder. (Dagegen sind die oben erwähnten linksläufigen Arkaden, wie M. Becker hervorhebt, immer ein Zeichen für berechnende asoziale Veranlagung. Ihr Fehlen in H. B.s Schrift charakterisiert gerade gut die verschiedene Art seiner Mausereien und der raffiniert berechneten Diebstähle der S. B. Er unterliegt widerstandslos den Lockungen des begehrten Gegenstandes und maust so dumm, daß er meist sofort erwischt wird. Er ist ein Opfer des schlechten Milieus, aus dem er stammt, wie ja auch aus seiner Schrift, abgesehen von der Reizbarkeit, mehr passive als aktive Bedenklichkeiten zu entnehmen sind. Was die Verbundenheit betrifft, so wird sie von den Kindern allgemein bevorzugt, gleichfalls aus Schwerfälligkeit. Absetzungen sind uncharakteristisch, da sie besonders bei den geistig Schwächsten vorkommen, die sich dauernd mühsam auf den nächsten Buchstaben besinnen müssen. Überraschend ist die Behandlung der Unterlängen, die bei der weitaus überwiegenden Zahl dieser Kinder, auch bei H. B., hinter den Oberlängen zurückstehen. Wo sie korrekt bis zur untersten Linie durchgeführt sind, werden vielfach die Oberlängen über die oberste Linie hinausgezogen, so daß das Verhältnis wieder das gleiche ist. Man darf die Tatsache hier aber nur mit Vorsicht bewegungsphysiognomisch deuten, viel eher als Ergebnis der allgemeinen Aufmerksamkeitsrichtung. In der Antiquaschrift sind Unterlängen überhaupt selten, vor allem aber bestehen sämtliche Großbuchstaben aus Oberlängen; der visuelle Eindruck der über die Zeile hinaufragenden Buchstaben überwiegt also so stark, daß die Kinder ihm noch bei der Gestaltung der Langlängen folgen, hat doch der visuelle Eindruck bei den schwachsinnigen Kindern wegen der fehlenden Auffassungsfähigkeit eine noch weit größere Bedeutung als bei normalen. (Beachte in der Schrift H. B.s die Verschreibung von „Besuch", die damit anfängt, daß er das darüberstehende D einfach abmalt.)

Wenn also einerseits die Erkenntnis besonderer Anlagen durch die diagnostische Unverwertbarkeit spezieller Schriftmerkmale eingeschränkt wird, so erschwert andrerseits die Beurteilung die häufige Überlagerung der individuellen Wesensmerkmale durch allgemein psychopathische Merkmale. Diese gewinnen z. B. auch in den vorliegenden drei Schriften am Schluß

Digitized by Google

langer Worte (siehe Tannenkinder) infolge Ermüdung der kleinen Schreiber so sehr die Oberhand, daß der diagnostische Wert solcher Wortenden sinkt, anstatt zuzunehmen. In gewisser Weise lassen natürlich auch die Ermüdungsmerkmale nun wieder Schlüsse zu auf die Art des Versagens der Kinder, so z. B. versagen bei Nr. 1 die geistigen Fähigkeiten, sie verschreibt sich, zu gleicher Zeit wachsen mit den Hemmungen Druck und Enge; bei Nr. 2 wird die Bewegung flattrig, das Kind läßt sich gehen, dabei bleibt, abgesehen von einigen ataktischen Bewegungen, die Schrift flüssig; H. B.s an sich schon etwas zittrige Federführung endlich wird noch zittriger, der körper- und nervenschwache Junge ist so erschöpft von der Anstrengung des langen Wortes, daß er sich überhaupt nicht wieder davon erholen kann, sondern gänzlich versagt und erst wieder zu Atem kommt, als die Lehrerin am Satzende eine Pause im Diktat macht.
Trotz all diesen Schwierigkeiten aber sollte der Graphologe sich's nicht verdrießen lassen, den Handschriften der Hilfsschüler seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Bei den durch schlechte Erbanlagen und ungünstiges Milieu stark gefährdeten Kindern und der durch die Art des Unterrichts übermäßig in Anspruch genommenen Nervenkraft der Lehrer kann es segensreich wirken, wenn der Graphologe als neutraler Beobachter auf die Wesensart der Kinder hinweist und so eine vertrauendere Förderung der „hoffnungsvollen" und eine gründlichere Überwachung der wahrscheinlich „hoffnungslosen" Elemente unterstützt.

Die Symbolbezeichnungen des Unbewußten

(Erläutert an der Schrift Alexanders v. Humboldt)

Von Dr. Margret Hartge, Freiburg i. Br.

Wer zum ersten Male von Symbolzeichnungen des Unbewußten hört, wird wohl den Kopf schütteln und, abgestoßen von dergleichen Phantastereien, es vorziehen zur Tagesordnung solider wissenschaftlicher Arbeit überzugehen. Doch Tatsachen lassen sich nicht totschweigen, sei es auch um der Wissenschaftlichkeit willen. Sie tauchen immer wieder auf, bald hier, bald da, und zwingen den, dem sie ebenso hartnäckig, als unliebsam begegnen, sich schließlich mit ihnen auseinanderzusetzen.
Der Name Siegmund Freud darf wohl als bekannt vorausgesetzt werden. Und doch wissen vielleicht wenige graphologische Fachleute, welch eine Fundgrube ausdruckskundlicher Erkenntnisse viele seiner Abhandlungen bergen. Es soll im Rahmen dieses kleinen Aufsatzes nur auf eines hingewiesen werden: mit der Tatsache, daß das sogenannte Unterbewußtsein selbsttätig mitschreibt, sein Bilderwerk ganz unbekümmert und unab-

Digitized by Google

hängig von Geschmack, Absicht und Kritik des Wachbewußtseins wie Vexierbilder in die Handschrift verwebt, wird vermutlich in bedeutend höherem Maße zu rechnen sein, als man gemeiniglich annimmt.
Diese Tatsache streift die von Dr. Klages entdeckte Tatsache des die Schrift beeinflussenden „Leitbildes". Doch wirkt sich das Leitbild gewissermaßen in einer höheren, bewußteren seelischen Schicht aus: Der Offizier, der flott und genau schreibt, wie sein Vorgesetzter; der angehende Gelehrte, der seine Buchstaben klein und sehr einfach gestaltet, der Künstler, dem bestimmte Formen als ästhetisch erfreulich vorschweben, und der schreibend ähnliche Formen gestaltet — alle diese erfüllen schreibend ihr Leitbild und sind imstande es als solches wiederzuerkennen, wenn man sie darauf aufmerksam macht.
Die Gestaltungen und Zeichnungen, die wir hier meinen, quellen jedoch offenbar aus einer noch tieferen Schicht, zu der vom Wachtbewußtsein aus eine Verbindung gar nicht herzustellen ist oder doch nur bei außerordentlich hoher Bewußtheit des Schreibers.
In einzelnen Zeitungsaufsätzen über Raphael Scherman habe ich die Behauptung gefunden, Scherman deute die Schriften auf Grund medialer Einsicht. Es handelte sich dabei in auffallend hohem Grade um das Entziffern solcher „unbewußter Symbole". Mir ist nur ein graphologisches Werk bekannt, das es versucht, dieses Gebiet graphologisch forschend zu betreten: A. Mendelsohn: „Der Mensch in der Handschrift".
Man hat sowohl bei der Schilderung des Schermanschen Deutungsverfahrens, als bei den tastenden Versuchen von A. Mendelsohn zunächst das Empfinden, hier auf den Boden nichtwissenschaftlicher Phantastereien geraten zu sein, auf dem alles aus allem „gedeutet" werden kann. Denn was hindert einen einigermaßen mit Phantasie und Kühnheit begabten Graphologen, schon den ersten harmlosen Haken an einem beliebigen Buchstaben einer beliebigen Handschrift für das Symbol des Nagels zu erklären, an dem der Schrifturheber sich demnächst aus Lebensüberdruß aufhängen werde.
Im weiteren Sinne ist freilich alle graphologische Deutung zugleich Deutung von Ausdrucksbewegungen, die an sich Symbole sind. Doch ist bei der Deutung dieser engeren Gruppe von Symbolen die Devise: Nüchternheit, Kritik und Vorsicht noch mehr am Platze, als auf dem übrigen Gebiet; nicht etwa, weil es sich hier um besondere Mysterien handelt, die nur „medialen" Geistern zugänglich sind, sondern weil es sich um ein noch wenig erforschtes, aber der nüchternen Wissenschaftlichkeit zugängliches Gebiet handelt. Wir wollen den geheimnisvollen Einschlag beim Zustandekommen einer j e d e n Diagnose ruhig für sich bestehen lassen. Diagnostische Begabung ist an sich ein Unerklärliches. Hier handelt es sich aber lediglich um die Vorbedingungen, durch die eine solche Begabung sich

Digitized by Google

besonders günstig auswirken kann, und deren Beherrschung auch eine mittlere Begabung in ihren Leistungsmöglichkeiten steigert und ausweitet. Die Vorbedingungen, die einen Diagnostiker befähigen, die Symbole des Unbewußten zu lesen, sind nun, wie es scheint, nicht in erster Linie durch das Vorhandensein medialer Begabung erfüllt, sondern durch das Vorhandensein dreier sehr nüchterner Fähigkeiten, die man sich bis zu gewissem Grade auch erwerben kann, obgleich sie allerdings zum Teil Sache einer spezifischen Begabung sein dürften:

Diese drei Fähigkeiten sind:

1. Die Fähigkeit, sich rasch zu erinnern und viele Erinnerungen aufzuspeichern, besonders optische Erinnerungen, denn die Handschrift ist ein optischer Eindruck.
2. Die Fähigkeit, frei und leicht über diesen Schatz von Erinnerungen zu verfügen.
3. Die Fähigkeit zu treffsicherer Kritik, die das Wesentliche der optischen Erinnerung sofort zur Hand hat und es mit dem Wesentlichen des handschriftlichen Eindrucks treffsicher zu kombinieren versteht.

Was damit konkret gemeint ist, sei hier an einer Handschrift erläutert, welche solche unbewußt entstandene Formungen in besonders auffälliger Weise zeigt, der Schrift des greisen Alexander von Humboldt.

Es tut nichts zur Sache, daß es sich hier offenbar um einen menschlich ganz hervorragend unerfreulichen Charakter handelt. Wer sich für diese Seite des großen Forschers interessiert, braucht mit der Lupe nur einzelne Buchstaben der winzigen Schrift zu studieren, und er wird, selbst als Laie, von der abstoßenden Häßlichkeit vieler Formen überrascht sein, besonders aber von der Schmierigkeit und Härte der Linienführung, die einen brutal triebhaften, reizbaren und nörglerischen Menschen verrät.

Man sieht an dieser Schrift wieder einmal, wie unabhängig Genie und Charakter voneinander sein können.

Auch die intellektuelle Begabung Humboldts und ihr Ausdruck in der Schrift soll hier nur gestreift werden: das merkwürdig Abstrakte und nüchtern Magere der Linien zeigt die Befähigung zu theoretischer Überlegung. Die gleichzeitige Massigkeit des ganzen Schriftblocks und die teigige Führung weist auf Kraft des sinnlichen Wahrnehmungsvermögens, auf Sensualität, auf Schärfe der Beobachtung und starkes Eindruckvermögen hin. Diese doppelte Befähigung, einerseits zum konkreten Erfassen, andererseits zum abstrakten Verarbeiten, zwingt zum Schluß auf eine für die wissenschaftliche Forschung begabte Persönlichkeit. Eigentümlich ist ferner das Nebeneinander von fanatisch vorwärtsdrängendem, fast rabiatem Forschungsdrang und haftender, brütender Überlegsamkeit, wie

Digitized by Google

auch das unausgeglichene Ineinander weitgehendster Sachlichkeit und störrischer Eigenbrötelei.

Was uns im Rahmen der oben angeschnittenen Frage nun ausführlicher verweilen läßt, ist folgendes:

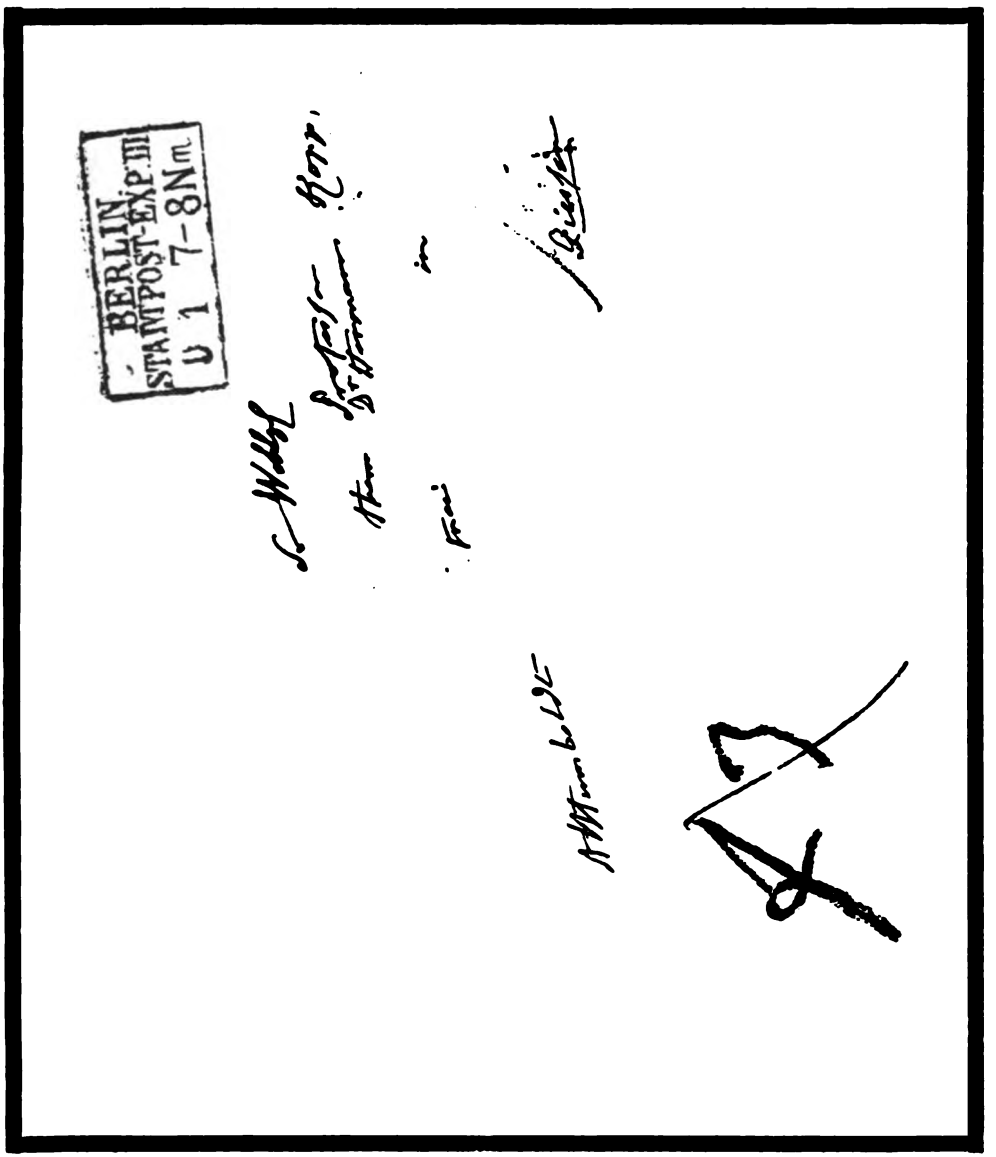
Beim Brief ruft die radiale Anordnung der Zeilen assoziativ die Erinnerung an naturkundliche und mathematische Zeichnungen wach: ein Bündel Sonnenstrahlen, die Radien eines großen Kreises, der schraffierte Durchschnitt eines Kegels. Beim Briefumschlag entsteht assoziativ der Eindruck sternbildmäßiger Anordnung. Ich hatte vierundzwanzig Briefumschläge zur Verfügung, die alle dieselbe eigentümliche Wortverteilung zeigten, ein Beweis, daß es sich hier nicht um einen Zufall handeln kann, sondern um die Auswirkung einer Gesetzlichkeit.

Beim Nebeneinanderhalten der beiden Schriftstücke fällt dann noch die Eigenartigkeit des Raumsinns auf, die aus der Schriftverteilung spricht. Es ist, als schreibe Humboldt überhaupt nicht auf eine begrenzte Fläche, sondern in den unendlichen Raum hinein, wobei dann das Blatt Papier rein zufällig einen Teil der Schrift abbekam. Hier ist der Raum gewissermaßen aufgehoben in der Raumlosigkeit, die Grenze als solche ist nicht mehr. Auch dieses ist nichts als Assoziation auf Grund des optischen Eindrucks.

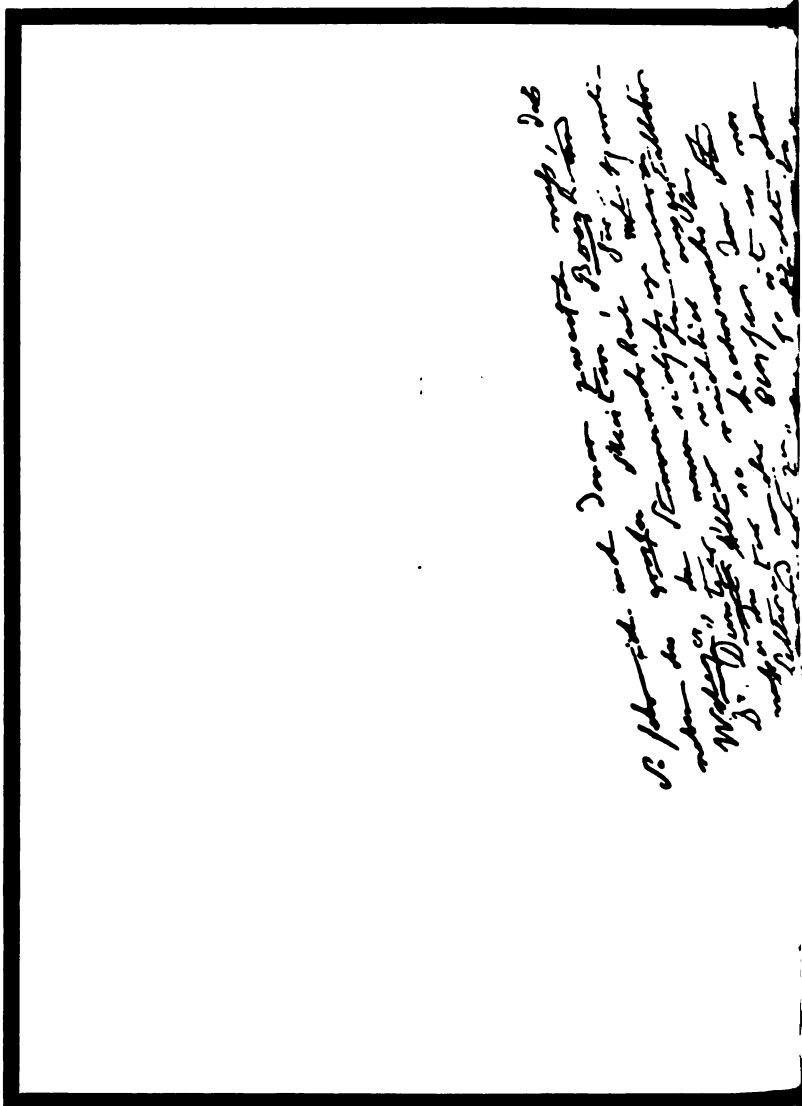
Wir sehen, daß sich hier ganz ohne Inanspruchnahme medialer Fähigkeiten eine Reihe von Assoziationen ergibt. Die Vorbedingungen für ihr Zustandekommen waren entsprechende Beobachtungen und Erlebnisse und ein getreues und bewegliches Gedächtnis für optische Eindrücke. Diese Assoziationen ergeben nun geradezu von selbst ein sinnvolles Ganzes, das zugleich den Schlüssel zum Kern der zu deutenden Persönlichkeit gibt. Denn auf Grund dieser Assoziationen entsteht der zwingende Eindruck eines im Kosmos und in den Gesetzen der Natur in ungewöhnlichem Maße lebenden Geistes. Er verachtete vermutlich bis zur Vernachlässigung das tägliche Leben außer seiner Forscherarbeit. Auch die Ausgestaltung und Bändigung des eigenen Wesens vernachlässigte er in verhängnisvollem Grade. Er blieb dadurch ein kleiner und negativer Charakter, wurde aber durch die Verwirklichung seiner tiefsten unterbewußten gestaltenden Triebe in sachlicher Tätigkeit einseitig zum sehr großen Forscher[1].

[1] Zugrunde lagen der Analyse ein Originalbrief und ein Umschlag aus dem Besitze der Frau Geheimrat Baumann in Freiburg und 23 Briefumschläge aus dem Besitze des Herrn Geheimrat v. Heintz in Tegel. Für die freundliche Überlassung des wertvollen Untersuchungsmaterials sei auch an dieser Stelle den Besitzern desselben Dank gesagt. (D. Verf.)

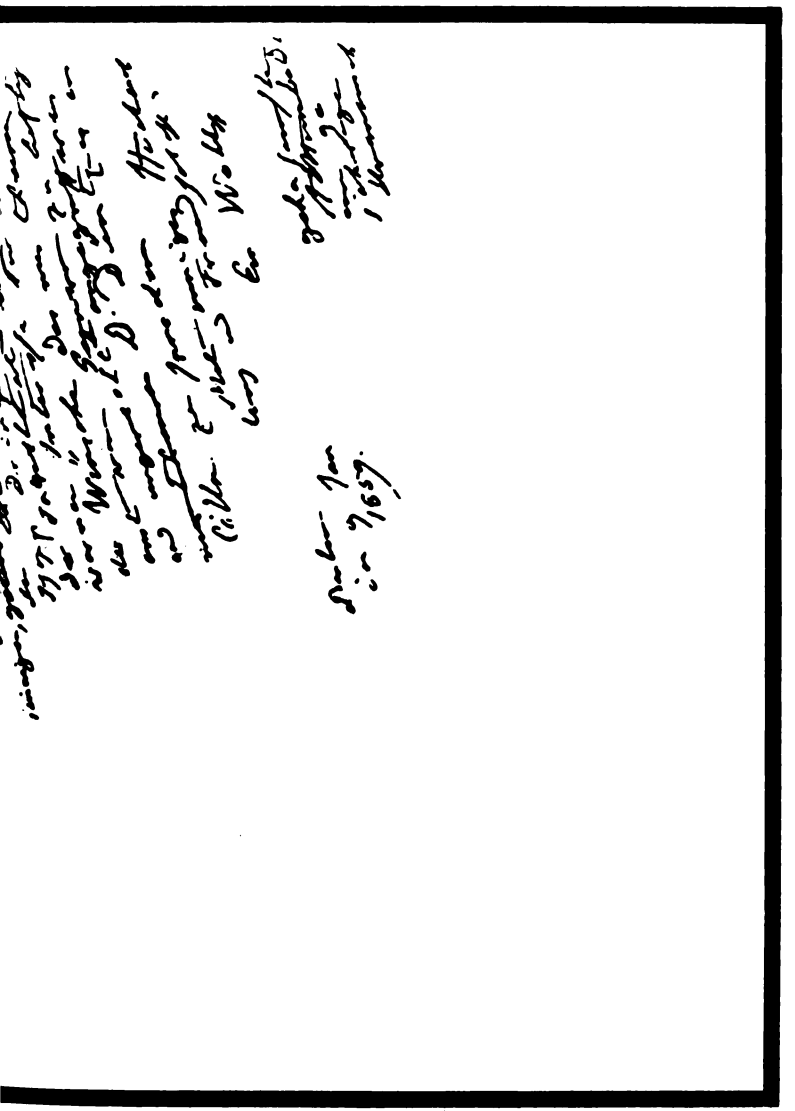
Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

Wahrheit und Wesenhaftigkeit in der Physiognomik

Von Dr. Robert Reigbert, Nürnberg

Ist Physiognomik [1] Wissenschaft oder ist sie ein Können, das besonders eindrucksbegabten, also intuitiven Menschen vorbehalten bleibt? Diese Frage wird den intuitiv arbeitenden Physiognomiker gar nicht berühren; der mehr methodisch vorgehende und spekulativ eingestellte aber wird mit Eifer den Nachweis zu führen suchen, daß Physiognomik „Wissenschaft" sei; erst wenn er diesen Nachweis erbracht zu haben glaubt, wird er sich beruhigen; weiß er dann doch seine „Wissenschaft" einbezogen in das Gebäude exakter (Natur)Wissenschaft, und ist er sich der Wirkung auf die wissenschaftsgläubige Menge doppelt sicher.

Eine Kritik, die Kolle an den Kretschmerschen Körperbautypen übt, soll uns mitten in das Problem hineinführen. Kolle kommt auf Grund seiner Nachprüfung der Kretschmerschen Typen zu dem Schluß, „daß diese psychophysischen Zusammenhänge (zwischen Charakter, Körperbau und Psychose) einer wissenschaftlichen Erfassung grundsätzlich verschlossen sind, daß sie immerdar dem „schauenden" Blick des genialen Menschenkenners, der keine Wissenschaft geben will und kann, vorbehalten bleiben, weil entsprechend dem irrationalen Charakter die ratio in Gestalt wissenschaftlicher Systematisierung an ihnen zerbrechen muß" [2].

Kolle stellt damit die induktive, analytische, die experimentelle Richtung, die vom Psychologen als Wissenschaft gehandhabt wird, der intuitiven und synthetischen Richtung gegenüber, die der „geniale" Menschenkenner als Menschenkenntnis meistert. Während Kolle der Physiognomik, ohne ihre Bedeutung nur im geringsten schmälern zu wollen, den Wissenschaftscharakter abspricht, sucht gerade die Mehrzahl der Physiognomiker die Physiognomik als Wissenschaft zu konstituieren.

Wissenschaft ist begründetes Wissen; demgemäß suchen die Physiognomiker auch nach den Grundlagen ihres Wissens, um ihm eben Wissenschaftscharakter zu sichern. Ein Blick auf die Verschiedenartigkeit, ja auf die dogmatische Einseitigkeit, mit der die einzelnen Richtungen von ihrem Standpunkt aus sich bekämpfen, scheint fürs erste wirklich die Kollesche Auffassung zu bestätigen; vielleicht aber, daß gerade diese Vielgestaltigkeit der Begründungsversuche das Problem der Physiognomik darstellt.

Gall macht den Versuch, alles Psychische naturwissenschaftlich zu er-

[1] In Übereinstimmung vor allem mit Jaspers (Allg. Psychopathologie 1923) fassen wir die zwei Hauptströmungen der Physiognomik: die Physiognomik im engeren Sinne, also die Beschäftigung mit den (relativ) feststehenden Körperformen und jene mit den speziellen Ausdrucksformen (Mimik, Pantomimik im engeren und im weiteren Sinne) unter dem Begriffe „Physiognomik" zusammen, unterscheiden sie aber wieder als statische und als dynamische Physiognomik.

[2] Kolle, Der Körperbau der Schizophrenen. Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten. 1925.

Digitized by Google

gründen und im Kausalverhältnis zu erfassen, indem er die ganzen geistigen und seelischen Anlagen in eine Menge von „Sinnen" auflöst und in einzelnen Hirnwindungen lokalisiert denkt, die dann auf die äußere Schädelbildung Einfluß hätten, so daß die äußere Oberfläche des Schädels die Größe der einzelnen Teile äußerlich erkennbar machte. Ottmar Rutz, der es im übrigen für nachgewiesen hält, daß „der allgemeine menschliche Ausdruck des Seelisch-Geistigen mit jeder Art von Bau und Färbung des Körperlichen verbunden sein kann", lehnt zwar die Theorie der psychophysischen Wechselwirkung und des psychophysischen Parallelismus als materialistisch ab, nimmt aber wieder neben der mechanischen Kausalität eine selbständige psychische Kausalität an. Kretschmer[1] und Ewald[2] suchen in der Hauptsache seelisches Leben aus biologischen Zusammenhängen zu ergründen; besonders Ewald knüpft in eigenartiger Weise wieder an Gall an, indem er für das hypertonische (sanguinische) Temperament ein förderndes, für das hypotonische (melancholische) Temperament ein hemmendes Stoffwechselzentrum unterscheidet und diese im Höhlengrau des dritten Ventrikels lokalisiert denkt; Ewald weist entscheidend darauf hin, daß Störung der Drüsentätigkeit und vor allem qualitative Änderungen zu Charakteranomalien führen, daß eben durch alle prozeßhaften Vorgänge im Gehirn der Charakter verändert wird. Preyer[3] macht, durch Darwinsche Theorien beeinflußt, für die Graphologie den zweifellos mißglückten Versuch, die Entstehung der Schriftzüge ebenfalls kausal zu erfassen und diese Kausalität aus „zweckhaften" Erinnerungsbildern und Bewegungen abzuleiten. Piderit[4], auf dem gleichen Boden stehend, läßt die mimischen Muskelbewegungen durch „bewirkende" Vorstellungen veranlaßt werden. Huter[5], der Begründer der Naturellehre, sucht die Physiognomik ebenfalls naturwissenschaftlich zu fundieren, indem er aus der besonderen Entwicklung des äußeren, mittleren und inneren Keimblattes heraus, also durch vorwaltende Entwicklung des Nervensystems, ferner des Knochen-, Muskel- und Bewegungssystems, endlich des Verdauungs-, Lymph- und Drüsensystems, das Empfindungs-, das Bewegungs- und das Ernährungsnaturell hervorgehen läßt. In Übersteigerung des Kausalprinzips glaubt Huter sogar in der Helioda die materielle Substanz des Geistigen (!) gefunden zu haben, „die empfindende, organisierende, charaktergestaltende (!) und strahlende geistige Kraft, die unabhängig von der Gehirnkraft planmäßig arbeitet..." Kosmisch-kausale Tendenzen finden wir neben Huter auch bei Carus[6], wenn dieser z. B.

[1] Kretschmer, Körperbau und Charakter, Julius Springer 1925.
[2] Ewald, Temperament und Charakter, Julius Springer 1924.
[3] Preyer, Wilh., Zur Psychologie des Schreibers, 1919, Voß, Leipzig (Neuauflage).
[4] Piderit, Mimik und Physiognomik, 1886.
[5] Huter, Menschenkenntnis. Detmold 1904.
[6] Carus, Symbolik der menschlichen Gestalt, 1925 (Neuauflage).

Digitized by Google

den Menschen nach dem Anteil an den Elementen untersucht und wertet (das Wasser am tiefsten stehend, Fett schon etwas höher, Kalk und Phosphor als ordnungsbildendes Element hoch, ätherische Öle am höchsten gewertet). Es braucht ferner hier nur daran erinnert zu werden, wie die Astrologie ihrerseits, allerdings wieder in eigenartiger Weise, ganz auf kosmisch-kausaler Grundlage aufgebaut ist, wie in der Chirologie, hier in kosmisch-symbolischer Weise, ähnliche Grundlagen gesucht werden; kosmisch-symbolisch sind auch die fünf Temperamente Wizenmanns, der diese mit der Luft, dem Feuer, dem Wasser, der Erde und dem Äther in Beziehung bringt.

Die kosmisch-symbolische Denkweise leitet nun von der vorwiegend naturwissenschaftlich sein wollenden, kausalen Betrachtungsweise über zu dem Denken, das Kolle um seiner selbst willen offenbar rein erhalten wissen will: zum symbolischen (bildhaften) Denken, zur eigentlich intuitiven Wesensschau, die unter fast völliger Beiseitesetzung des Ursachenproblems die Frage nach dem physiognomischen, im Metaphysischen wurzelnden Sinn aufwirft. Es ist das Verdienst des Romantikers Carus, inmitten des einseitig naturwissenschaftlich eingestellten Denkens die metaphysische Betrachtungsweise, das symbolische Denken als ihr eigenartiges Ausdrucksmittel in die Physiognomik eingeführt zu haben. Wizenmann[1] und Robert Burger[2] haben in ihren Arbeiten diese Denkweise weiter ausgebaut, Klages[3], obwohl kein Physiognomiker im engsten Sinne, hat gleichwohl diese Probleme am eindeutigsten herausgestellt; er verschiebt die physiognomische Problemstellung von der Frage nach der Ursache hinweg — hin zur Frage nach dem Sinn. Er stellt in aller Klarheit der (Natur)Wissenschaft als Ursachenforschung die Metaphysik als Wesensforschung gegenüber und grenzt damit das symbolische Denken gegenüber dem kausalen Denken ab, am deutlichsten, wenn er sagt: „Der Leib ist eine Maschine, soweit wir ihn begreifen, und er bleibt für immer unbegreiflich, sofern er lebendig ist", ferner in der geradezu klassischen Kennzeichnung des symbolischen Denkens der Physiognomik: „Der Leib ist die Erscheinung der Seele, die Seele der Sinn des lebendigen Leibes".

Aus der Zahl der bisher erwähnten Versuche, die wissenschaftlichen Grundlagen der Physiognomik zu sichern, lassen sich in der Hauptsache drei Ebenen des Denkens herausheben: Das kausale Denken wirft die Frage nach der mechanischen Ursache auf; das teleologische Denken versucht die Beurteilung des Organischen unter dem Gesichtspunkt des Zwekkes; das symbolische Denken stellt die Frage nach dem metaphysischen Sinn.

[1] Wizenmann, Menschenerkenntnis, 1922.
[2] Burger, Robert, Geheimnis der Menschenform, 1921.
[3] Klages, Grundlagen der Charakterkunde, 1926.

Digitized by Google

Es ist nun die Aufgabe der Physiognomik, diese drei Ebenen des Denkens als wesensverschieden zu erkennen und zu untersuchen, wie weit das physiognomische Denken sich mit jenen drei Denkrichtungen berührt. Vor allem dürfen — und hier liegt der entscheidende Fehler bei den einzelnen Richtungen — diese drei Denkrichtungen nicht miteinander verquickt werden. Gerade das Vorgehen von Preyer und Piderit zeigt, wie verhängnisvoll sich ein solcher Fehler in der Physiognomik auswirken kann. Beide Forscher verfielen in den Fehler, den schon Kant, wenn auch in anderem Zusammenhange, als „faule Teleologie" gekennzeichnet hat, nämlich das aus mechanischen Ursachen zu erklären, was nur nach seinem Zweck teleologisch beurteilt, oder aber — und dies trifft in der Hauptsache für die Physiognomik zu — was nur nach seinem metaphysischen Sinn als Ausdruck gedeutet werden darf. Hier liegen auch die Grenzen aller typologischen Versuche. Es wird nie gelingen, soweit hat Kolle mit seiner Kritik vollkommen recht, eine völlig eindeutige Typologie der menschlichen Individualitäten etwa in der Form eines Systems mit klarer Unterscheidung von Gattungen, Arten und Unterarten aufzustellen. Daß solche Versuche bis weit in das Gebiet des Psychischen hinein überhaupt möglich sind, beweist die Berührung des physiognomischen mit dem teleologischen Denken und damit den Anteil des Intuitiven am Rationalen; daß aber alle diese Versuche nicht restlos befriedigen können, beweist wieder ebensosehr, daß sich das Intuitive dem Rationalen nicht restlos fügt, daß vielmehr dem physiognomischen Denken neben dem mechanischen und dem teleologischen Denken auch, und zwar in besonderer Weise als eigenartiges Organ des Denkens das symbolische Denken eignet; daß die Physiognomik neben der Frage nach der Ursache und der Frage nach dem Zweck auch die Frage nach dem metaphysischen Sinn stellen darf, daß also neben dem Wahrheitsproblem der Wissenschaft das von der Metaphysik aufgeworfene Problem der Wesenhaftigkeit in gleicher Weise der Physiognomik aufgegeben ist.

So wenig also die Physiognomik alles einseitig auf die Frage nach der Ursache zurückführen darf, ebensowenig darf sie aber auch in den naheliegenden Fehler verfallen, nun von allem, was sich auf mechanische Ursachen zurückführen läßt, vollkommen abzusehen und nur nach dem Sinn des Äußeren und der Äußerungen als eines seelischen Ausdruckes zu fragen; gerade hier liegt die Gefahr sehr nahe, daß die Physiognomik in einem einseitig symbolischen Denken sich isoliert. Wie kann sie z. B. an wichtigen Feststellungen der psychiatrischen Forschung vorübergehen, die darauf hinweist, daß Störungen der Drüsentätigkeit und vor allem qualitative Änderungen zu Charakteranomalien führen, daß durch alle prozeßhaften Vorgänge im Gehirn der Charakter verändert wird, daß z. B. Kopfgrippe das ganze Gefüge der Persönlichkeit ins Wanken bringen kann!

Digitized by Google

Es gilt also, bei klarer Auseinanderhaltung der Ebenen des Denkens, in der Physiognomik das Tatsächliche sehen und fixieren zu lernen; das Ursächliche, soweit es möglich ist, zu ergründen; das Zweckhafte zu erfassen, nicht aber mit dem Ursächlichen oder dem Symbolischen zu verquicken; darüber hinaus aber das, was sich der Ursachenforschung noch oder überhaupt verschließt und was über die Betrachtung des Zweckmäßigen hinausstrebt, in vorsichtiger Weise sinngemäß zu deuten, ohne hier den durch das kausale und teleologische Denken geschaffenen sicheren Unterbau durch Phantastereien ins Wanken zu bringen und in einen neuen Rationalismus zu verfallen. Gerade um diesen naheliegenden Gefahren vorzubeugen, ist schließlich das Gesamtbild der Persönlichkeit einer überschauenden Deutung unterzuordnen, die immer wieder an der Erfahrung, am Erleben selbst, neue Nahrung erhält.

Demgemäß ist die Frage, ob für die Physiognomik das kausale und teleologische Denken der Naturwissenschaft, oder ob das symbolische Denken der Metaphysik Platz zu greifen hat, nicht mit einem Ja oder Nein zu beantworten. Ein einseitiges Sichentscheiden für eine der drei Denkrichtungen muß unweigerlich zur Einseitigkeit des physiognomischen Denkens überhaupt führen. Die Frage nach der (naturwissenschaftlichen) Wahrheit und nach der (metaphysischen) Wesenhaftigkeit läßt sich also nicht mit einem Entweder-Oder beantworten, ohne die Grundlagen der Physiognomik zu erschüttern. Der Descartessche Zweifel, das „In-der-Schwebe-Halten" wird dem tiefer Schauenden die geistige Haltung gerade auch in der Physiognomik bleiben.

Die Frage, ob Physiognomik Wissenschaft ist, würde eine eigene Untersuchung beanspruchen. In diesem Zusammenhange sei nur eins gesagt: Physiognomik ist nicht reine Naturwissenschaft, aber auch nicht reine Geisteswissenschaft. Sie hat an beiden Anteil; aber sie ist Wissenschaft überhaupt, sofern sie „methodisch" vorgeht; denn „methodisch und wissenschaftlich muß nach Bruno Bauch geradezu als gleichbedeutend angesehen werden"[1].

Graphologie und Verbrechertum

Von H. Steinitzer

Die Ansichten über Wesen und Natur der Verbrecher und das allgemeine Empfinden ihnen gegenüber haben in den letzten Jahrzehnten eine durchgreifende Umwandlung erfahren, die ihren Niederschlag u. a. in dem

[1] Zum Problem der Wissenschaftlichkeit der Physiognomik vergleiche man m. Arbeit „Ausdruckspsychologie und Praktische Pädagogik" (erscheint April 1929 als Band VIII der „Forschungen und Werke zur Erziehungswissenschaft". Herausgegeben von Professor Dr. Peter Petersen, Jena. Verlag Hermann Böhlaus Nachfolger, Weimar).

Digitized by Google

überall hervortretenden Übergewicht des Erziehungs- und Besserungsgedankens über den Sühnegedanken im Strafvollzug gefunden hat[1]. Der Glaube an einen besonderen Verbrechertypus, den „uomo delinquente" oder den „delinquente nato" ist aufgegeben worden, und Versuche, wie sie 1906 in Paris angestellt wurden[2], die Unzulänglichkeit der Graphologie an der Unmöglichkeit darzutun, bestimmte Straftaten aus der Handschrift des Täters zu erschließen, würden heute wohl nur noch einem Kopfschütteln begegnen. In der Kriminalpsychologie von heute sind vornehmlich zwei Anschauungen zu unterscheiden. Beide gehen von der biologischen Minderwertigkeit des Verbrechers aus. Jedoch legt die eine größeren Nachdruck auf seine verminderte Anpassungsfähigkeit und räumt den äußern Umständen und dem sozialen Milieu einen entscheidenden Einfluß ein, während die andere, ohne sich mit der Frage des gebornen Verbrechers ausdrücklich auseinanderzusetzen oder die Einflüsse der Umwelt geradezu zu negieren, in der individual-psychologischen Anlage die ausschlaggebende Ursache des Verbrechens sieht und „das Entscheidende" in diese Anlage verlegt. Am schärfsten ist diese Anschauung von Bjerre formuliert worden[3]. Er sagt: „Das Entscheidende in allem Verbrechertum und das innerste Wesen allen Verbrechertums ist Schwäche. Unter Schwäche verstehe ich in diesem Zusammenhang allgemeine Lebensuntauglichkeit oder Unfähigkeit, den Anforderungen zu genügen, die das Dasein an jeden Menschen stellt, unabhängig von seinem sozialen Milieu und den übrigen äußern Lebensbedingungen[4]."

Für den Graphologen ist es durchaus nicht gleichgültig, zu welcher dieser beiden Anschauungen er sich bekennt. Die äußern Umstände wie auch das soziale Milieu und deren Einflüsse auf den jeweiligen Schrifturheber entziehen sich naturgemäß seiner Kenntnis. Besteht aber die Anschauung Bjerres zu recht, daß das verbrecherische Verhalten aus dem Charakter und zwar aus ihm allein hervorgeht und in ihm beschlossen ist, so erwächst damit der Graphologie die Möglichkeit zu begründeten Aussagen, zum wenigsten über die Wahrscheinlichkeit verbrecherischer Betätigung. Selbstverständlich nicht im Sinne einer eindeutigen Zuordnung zu speziellen Straftaten, sondern in dem einer verbrecherischen Tätigkeit überhaupt. Die Frage, was als solche zu betrachten ist und was nicht, kann hier füglich außer Betracht bleiben, da es sich im Folgenden um Straftaten handelt, die überall und zu allen Zeiten als Verbrechen gegolten haben und als Verbrechen beurteilt wurden.

---

[1] Vgl. Der Strafvollzug etc. in den Bayerischen Strafanstalten. München 1926.
[2] Alfed Binet, Les Rélévations de l'Écriture. Paris 1906. Vgl. a. Crépieux-Jamin, Les éléments de l'écriture des canailles. Paris 1923. p. 42.
[3] Prof. Andreas Bjerre, Zur Psychologie des Mordes. Dorpat 1925.
[4] Bjerre op. cit. S. 5 u. 6.

Digitized by Google

Die Schriftproben stammen von drei zu lebenslänglichem Zuchthaus Verurteilten.

Die Voraussetzung ist, daß außer der Handschrift nichts weiter über die drei Schrifturheber bekannt ist, die Frage: ob und mit welcher Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit auf eine verbrecherische Tätigkeit aus der Handschrift geschlossen werden könne?

Es sollen nicht erschöpfende Charakteranalysen ausgeführt, sondern nur aus dem Charakter jene Züge herausgehoben werden, die für die gestellte Frage Bedeutung haben. Die Folgerungen werden erst am Schlusse der Schriftbeurteilungen zu besprechen sein.

Schriftprobe 1.

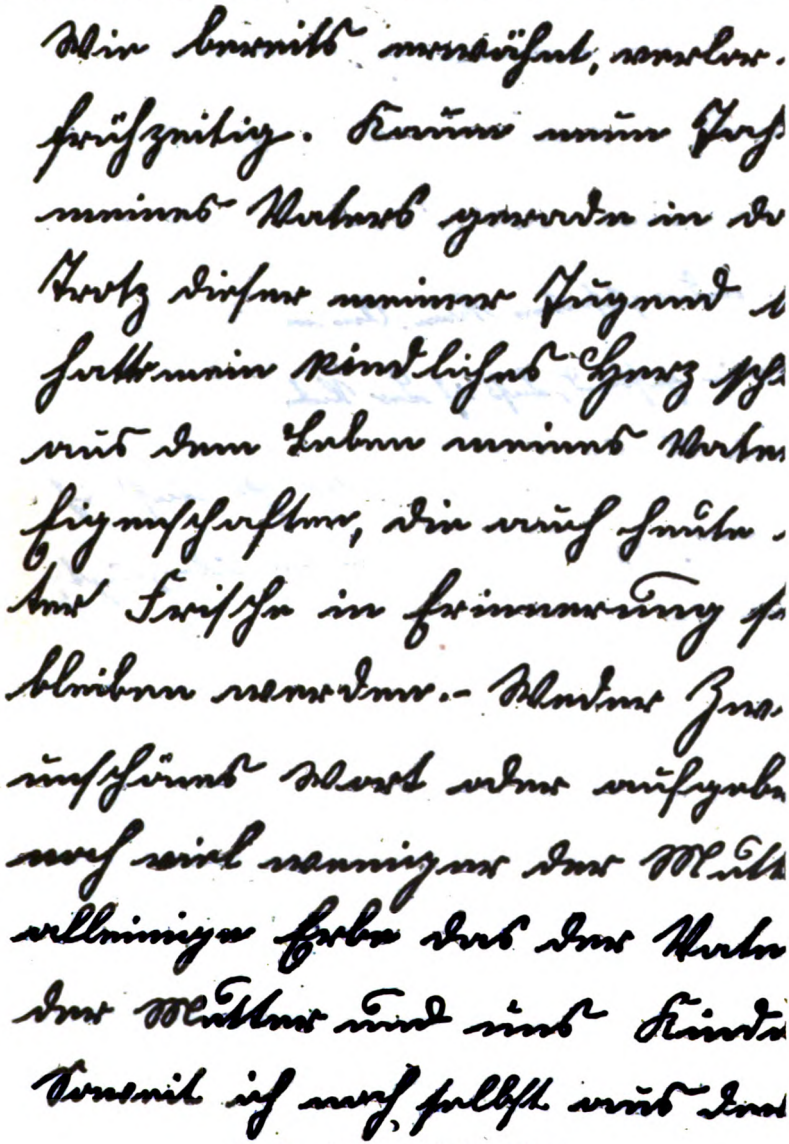
Das Gepräge der Handschrift ist für das Alter des Schreibers recht infantil. Seine hervorstechendsten Charakterzüge sind: Weichheit, Mangel an Widerstandskraft, sehr starke Beeinflußbarkeit, Sinnlichkeit, Selbstgefälligkeit, Anerkennungsbedürfnis, Denkunselbständigkeit. Ferner Gewissenhaftigkeit, Sinn für Ordnung und Genauigkeit, Neigung, in einem einmal angenommenen Zustand zu verharren. Eine besondere Aufmerksamkeit erfordern bei einer so teigigen Schrift die fast durchweg verdickten Endstriche. Sie weisen auf Affektivität hin und auf gelegentliche brutale und gewalttätige Anwandlungen. Ausschlaggebend für das Verständnis des Schreibers ist das Auftreten von starken Minderwertigkeitsgefühlen. Bei seiner offenbar geringen Fähigkeit zu selbständigen Leistungen wird man das natürliche Kompensierungsstreben, das in den doppelten Wunsch ausmündet, sich an etwas und sich an jemandem zu beweisen, vorzüglich für den letzteren Drang in Anspruch zu nehmen und angesichts des schwachen Charakters des Schreibers an das bis zu einem gewissen Grade zwangsmäßige Auftreten von Willens- und Triebrichtungen zu denken haben, die im Umkreise der Anschluß- und Unterordnungsbedürfnisse, der Anhänglichkeit, Treue und des sich darin Bewährens zu suchen sind. (Der „Wille zur Ohnmacht" Hattingbergs.)

Schriftprobe 2.

Auch diese Schrift verrät keine hohe Entwicklungsstufe des Schreibers; sie macht aber einen mehr kindlichen als infantilen Eindruck. Der Schreiber besitzt wenig Willenskraft und Entschlossenheit, ist schüchtern, ängstlich, fügsam, leicht verstimmbar, mehr sentimental, empfindsam, gefühlvoll als sinnlich. Er liebt es, sich abzusondern, sinniert still vor sich hin, neigt zur Rückschau und zu Tagträumereien, ist nicht ohne Anlehnungsbedürfnisse. Starke innere Bindungen an die Mutter sind wahrscheinlich. Für irgendeine Form des Leichtsinns gibt die Schrift keinerlei Handhabe. Ebensowenig für Verlogenheit und Brutalität. Der Schreiber ist ziemlich temperamentlos, ordentlich in Kleinigkeiten, von beschränktem Gesichts-

Digitized by Google

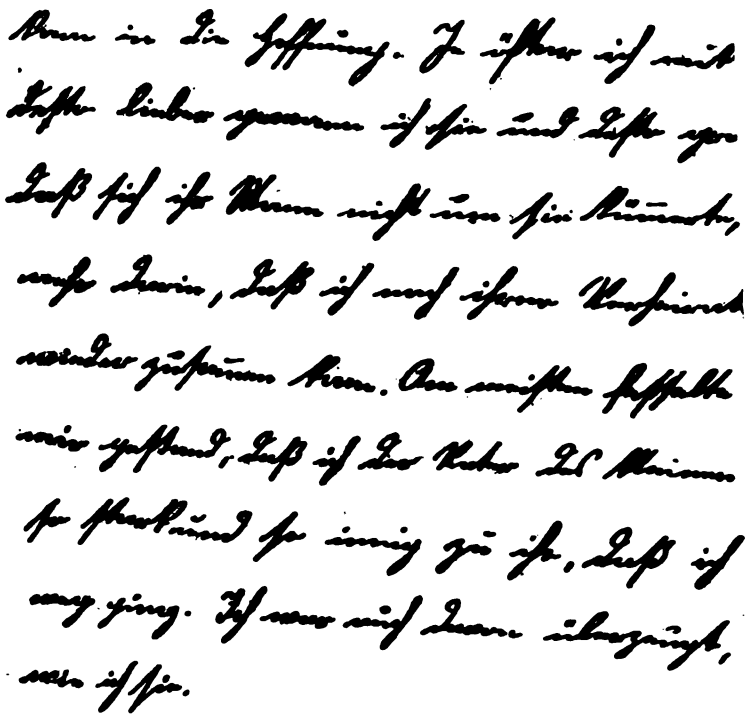
kreis und Folgerungsvermögen, hat den Hang zur leichten Verstiegenheit des zumeist in sich Gekehrten. Wenn er in seiner Natur fremde Ent-



Schriftprobe 1. 36jähriger Mann.

schlüsse und Handlungen hineingedrängt wird, ist die Möglichkeit von Affektausbrüchen zuzugeben.

Digitized by Google



Schriftprobe 2. 29jähriger Mann.

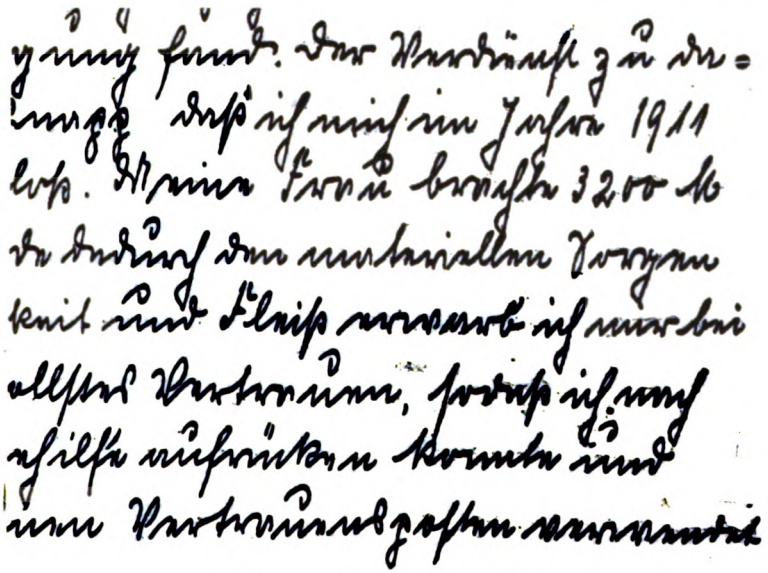
Schriftprobe 3.

Schon der erste Blick zeigt, daß diese Handschrift einer ganz andern Artung des Charakters angehört als die beiden vorhergehenden. War dort der Eindruck des Infantilen und Kindlichen vorherrschend, so ist es hier der des Subalternen. Einer subalternen Tüchtigkeit und Haltung, die ihre bestimmenden Antriebe aus Ehrgeiz, Bedeutungsbedürfnis, Eitelkeit, Machtwillen, Tätigkeitsbeflissenheit, pedantischem Ordnungssinn und berechnender, vorsichtiger Überlegung bezieht, und durch ein kaltes Zweckbewußtsein und den Mangel jeglicher Leidenschaft gekennzeichnet ist. Der Schreiber verfügt denn auch über ein erhebliches Maß von Selbstbeherrschung und einer, mit starken passiven Elementen untermischten Willenskraft, die sich mehr aus Beharrungsstreben und dem Fehlen expansiver Neigungen herleitet, als aus positiver Lebensstärke. Seine Ehrlichkeit hat ein doppeltes Gesicht: gegenständliche Zuverlässigkeit wechselt mit ausgesprochenen Verheimlichungstendenzen. Der Schreiber ist sehr darauf aus, einen guten Eindruck zu machen. Selbstdarstellungsdrang und Ver-

Digitized by Google

stellungsvermögen sind vorhanden. Die allgemeine Triebrichtung ist eine vorwiegend eigenbezügliche.

Sind wir nun berechtigt, „das Entscheidende" in den Charakteren der drei Schreiber in der Schwäche zu sehen? Was die ersten beiden betrifft,



Schriftprobe 3. 43jähriger Mann.

dürfte die Frage ohne weiteres zu bejahen sein. Aber im dritten Fall? Kann hier mit Bjerre von einer „Schwäche = allgemeiner Lebensuntauglichkeit oder Unfähigkeit, den Anforderungen zu genügen, die das Dasein an jeden Menschen stellt", gesprochen werden? Sicherlich nicht. Wenn wir trotzdem die Schwäche auch im Charakter des dritten Schreibers für das Entscheidende halten, so ist damit offenbar etwas ganz anderes gemeint als Widerstandslosigkeit gegen äußere Einflüsse oder Anpassungsunfähigkeit. Gemeint ist nicht ein Mangel an allgemeiner „Kraft", sondern ein spezieller Mangel, in dem nach Klages[1] alle Eigenschaften des Verbrecherbewußtseins wurzeln, nämlich der Mangel an seelischer Hingebungskraft[2], und es ist selbstverständlich nicht angängig, diese beiden

[1] Charakterologie des Verbrechers. Oesterr. Rundschau. Bd. XXXI, Heft 5.

[2] Daß Klages vom „Verbrecherbewußtsein" spricht und nicht schlechthin vom Verbrecher oder vom Verbrechertum, hat seine guten Gründe. Auch echte Hingabe kann zweifellos zum Motiv gesetzwidrigen Handelns, d. h. zum Verbrechen werden. Hingabefähigkeit ist eben kein juristischer, sondern ein psychologisch-ethischer Begriff. Daher kann man ein Verbrechen begehen und doch das Bewußtsein haben, eine gute Tat vollbracht zu haben. Davon kann beim Schrifturheber von Schrift 3 natürlich nicht die Rede sein. Eben weil ihm die Hingabefähigkeit fehlt.

Digitized by Google

Schwächebegriffe einander gleichzusetzen. Der grundlegende Unterschied ist der, daß Bjerre die Ursachen des Verbrechens in dem Mißverhältnis von allgemeiner Charakterschwäche zu den sozialen Lebensanforderungen sieht, Klages in dem Mißverhältnis individueller Charakterkomponenten zueinander. Es heißt denn auch bei ihm: „Darnach zweigen alle Eigenschaften des Verbrecherbewußtseins aus einer Wurzel ab: aus dem Mangel an seelischer Hingebungskraft bei relativ ungebrochenen Trieben von manchmal mehr als gewöhnlicher Heftigkeit[1]." Daß solche Triebe, die in dem starken Bedeutungsbedürfnis und Ehrgeiz ihren Ausdruck finden, in dem Schreiber der Handschrift 3 vorhanden sind, wird nicht geleugnet werden können. Akzeptiert man die These Klages', so ist damit ein Standpunkt gewonnen, von dem aus in bestimmten Fällen die Graphologie positive Aussagen über die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit verbrecherischer Betätigung oder über das Vorhandensein einer verbrecherischen Disposition zu machen berechtigt ist. Kann sie auch die Einwirkung der äußern Umstände und von außen kommenden Beeinflussungen nicht völlig außer Betracht lassen, und ist ein Optimum der äußern Lebensbedingungen denkbar, das die Aktivierung der verbrecherischen Disposition abschwächt, verzögert oder verhindert, so bleibt diese selbst doch unverändert bestehen. „Das Entscheidende" liegt in dem Charakter beschlossen, ist also der graphologischen Deutung in vollem Umfange zugänglich.

Wie verhält es sich nun mit den beiden andern Schrifturhebern?

Auf sie ist die Anschauung Bjerres anwendbar insofern, als „die Schwäche" zweifellos ein bestimmendes Element ihrer Charaktere bildet. Aber eine verbrecherische Tätigkeit könnte doch nur dann daraus gefolgert werden, wenn Schwäche und Verbrechen im Sinne eines Zwanges, einer Unausweichlichkeit oder Unvermeidbarkeit einander zugeordnet wären. Das sind sie aber keineswegs! Auch hochgradige Charakterschwäche besagt doch nur, daß der Betreffende den aus seiner eigenen Natur stammenden Impulsen und den von außen kommenden Einflüssen keinen genügenden Widerstand entgegenzusetzen vermag[2]. Auf den ersteren Fall wird noch zurückzukommen sein. Fremde Einflüsse können sich nun aber in entgegengesetzter Richtung geltend machen. Man mag daran zweifeln, daß man aus einem schwachen Menschen einen starken machen kann. Aber niemand wird zweifeln, daß man ihn vor „sich selbst" schützen, ihn „zum Guten" beeinflussen oder auch durch Zwang zu einem geordneten und „bürgerlich" einwandfreien Leben bringen kann. Diese doppelte Wirkungsmöglichkeit des fremden Einflusses wird meistens übersehen. Die eine, die „zum Schlechten", mag häufiger sein, als die „zum Guten", aber

[1] op. cit. S. 11.

[2] „Die Unzulänglichkeit der Widerstandskraft gegen die Versuchung" Aschaffenburgs. Das Verbrechen u. s. Bekämpfung. 3. Aufl. Heidelberg 1923. S. 145.

Digitized by Google

darüber hat nicht die Graphologie zu befinden. Tatsächlich hat der Schrifturheber von Schrift 1 in der Schule gut gelernt und später als Soldat während des Krieges sich gut geführt, bis er (im Deutschland von 1919!) unter den Einfluß eines wesentlich willens- und lebenskräftigeren Menschen geriet und dadurch zum Mittäter an einem schweren Verbrechen wurde. Hier liegt also klärlich „das Entscheidende" nicht im Charakter, sondern in der Art der äußern Umstände und in Art und Stärke der fremden Einflüsse. Da der Graphologe darüber nichts weiß, kann er über dies „Entscheidende" auch keine Aussagen machen oder muß zum mindesten in einer etwaigen Prognose auf die beiden Entwicklungsmöglichkeiten des schwachen Charakters zum Guten und zum Bösen hinweisen.

Man könnte nun meinen, daß das Vorhandensein besonderer Charakterzüge, die hier unter dem Sammelnamen der „schlechten Instinkte" zusammengefaßt werden sollen, das Übergewicht auf die Seite einer Entwicklung „zum Bösen" brächte, und zwar so, daß unter Umständen ein Zweifel an dieser Entwicklung nicht bestehen könnte. Aber auch dies erscheint fraglich. Wir haben in der Schrift 1 die Neigung zu affektiven, brutalen und gewalttätigen Anwandlungen festgestellt. Aber jeder weiß, daß derartige und verwandte Neigungen in strafrechtlich harmlose Kanäle abgelenkt werden und sich z. B. in nicht straffälligen Ausschweifungen, in gewissen Sportarten u. a. m. dgl. austoben können und auch oft genug austoben. Man muß sich davor hüten, hier die festgesteckten Grenzen des Tatsächlichen zu verlassen und etwa mit Begriffen wie vom „potentiellen Verbrecher" zu operieren. Potentielle Verbrecher sind alle Menschen. Für jeden läßt sich eine Situation ausdenken, in der er zum Verbrecher würde. „Schlechte Instinkte" können zum Verbrechen führen, aber sie müssen es nicht, und „das Entscheidende" liegt hier wiederum, vorzüglich beim schwachen Menschen infolge seiner gesteigerten Ablenkbarkeit und Beeinflußbarkeit, in den äußern Umständen, die sich der Kenntnis des Graphologen entziehen.

Können wir nun bei Handschrift 1 immerhin mit einiger Wahrscheinlichkeit auf eine verbrecherische Betätigung des Schrifturhebers auf Grund seiner Charakterschwäche und gewisser schlechter Instinkte schließen, so haben wir es bei dem Schreiber der Handschrift 2 nur noch mit Charakterschwäche ohne jede aggravierende Beigabe zu tun. Es würde der Annahme eines starken auf diesen willensschwachen und wenig urteilsfähigen, aber keineswegs gemütlosen oder den Gefühlen der Liebe, Teilnahme und Anhänglichkeit unzugänglichen Menschen ausgeübten Druckes bedürfen, um ihn eines Verbrechens für fähig zu halten. Nicht einmal eine freiwillige Beteiligung an den in seinen sozialen Kreisen üblichen Wirtshausschlägereien möchte man ihm zutrauen. Jedenfalls ist „das Entschei-

Digitized by Google

dende" auch hier außerhalb des Charakters in von außen kommenden Einflüssen zu suchen.

So gelangen wir zu dem unerwarteten Ergebnis, daß die Anschauung Bjerres, die dem Urteil der Graphologie in Hinsicht auf den Nachweis verbrecherischer Betätigung einen gesicherten Standpunkt zuzuweisen schien, ihr diesen tatsächlich entzieht, während die These Klages' ihr die Voraussetzung zu positiven Aussagen bietet. Es ist leicht einzusehen, daß hinter diesem Sachverhalt noch ein unlösbarerer Gegensatz steckt, als nur die verschiedene Auffassung der Ursachen des Verbrechens. Bjerre sieht sie in der Schwäche, und es ist bezeichnend für ihn, daß er die teils psychologischen, teils biologischen Phänomene des Selbstbetrugs, der Angst und des Scheinlebens, deren Schilderung den Hauptinhalt seines Buches bildet, einem so vieldeutigen und letztlich aus dynamischen Vorstellungen hergeholten Begriff unterordnet. Klages sieht die Ursachen des Verbrechens in dem Mangel an Hingabefähigkeit d. h. in der Qualität des Charakters. Dort handelt es sich um die Auseinandersetzung zweier Kräftegruppen, deren eine, und damit der Ausgang der Auseinandersetzung, dem Graphologen unbekannt ist und bleibt; hier um eine Feststellung, die ihre Begründungen ausschließlich aus dem zieht, was aus der Handschrift erschlossen werden kann. Aber der berührte Gegensatz geht noch tiefer. Die Herkunft des Schwächebegriffes aus der Naturwissenschaft verleugnet sich ebensowenig wie die des Qualitäts- oder Wertbegriffs aus der Metaphysik. Während der eine inhaltlich leer ist und zu einem Inhalt erst durch den Vergleich mit etwas inhaltlich bereits Bestimmten gelangt, enthält der andere alle Voraussetzungen zur Ableitung eines vollständigen sittlichen Normativs. Bjerre ist empirisch, Klages weltanschaulich orientiert. Eine Kritik ihrer Anschauungen liegt gänzlich außerhalb der Absichten dieses Aufsatzes. Die Absicht ging lediglich dahin, klarzustellen, daß die Berechtigung der Graphologie zu Aussagen über die Sicherheit, Wahrscheinlichkeit oder Möglichkeit einer verbrecherischen Betätigung des betreffenden Schrifturhebers wesentlich davon abhängt, welche Anschauung über die Ursachen des Verbrechens sie sich zu eigen macht, und daß ihnen, um grundsätzliche Mißverständnisse auszuschließen, eine Erklärung über den eingenommenen Standpunkt vorausgehen sollte[1].

[1] Die höchst interessante Schrift von Prof. Joh. Lange: Verbrechen als Schicksal, Studien an kriminellen Zwillingen, Leipzig 1929, ist dem Verf. erst nach Abschluß dieses Aufsatzes zugänglich geworden. Lange spricht zwar auf Grund seiner Untersuchungen von den „unbelehrbaren Milieutheoretikern" und nimmt für die Erbanlage eine „überwiegende Bedeutung" in Anspruch, gibt aber doch zu, daß „die Anlage nicht ausschließlich Verbrechensursache ist, sondern daß man auch Umwelteinwirkungen eine gewisse Rolle zuerkennen muß", für welch letztere Einschränkung in den Tatbestandsschilderungen einzelner Lebensläufe reichliches Material zur Verfügung gestellt wird. Daß mit der „biologischen Bruchstelle" Langes dem Sinn nach das gleiche gemeint ist wie mit der „Schwäche" Bjerres, geht daraus hervor, daß Lange sie psychologisch als „mehr oder weniger g e n e r e l l e Widerstandslosigkeit gegenüber Triebregungen" definiert.

Digitized by Google

Die Physiognomik des Kranken

Im Rahmen des Berliner Charakterologischen Institutes S. Jessen sprach Dr. med. W. Rink über Krankenphysiognomik und ihr Verhältnis zur modernen Medizin. Die Physiognomik ist nach seinen Ausführungen keine festumgrenzte Wissenschaft, sondern allenfalls eine wissenschaftliche Methode. Alle die Krankheiten, die zu einer Störung der Harmonie des Organismus führen, kommen besonders gut an der Oberfläche des Körpers, in der Physiognomie zum Ausdruck. Humoralpathologie und Krankenphysiognomik erleben heute eine gemeinsame Renaissance und wiesen auch schon in früheren Zeiten eine gewisse innere Verbundenheit auf. Jedoch ist die Humoralpathologie nicht die einzige theoretische Erklärungsmöglichkeit für die Krankenphysiognomik; neben ihr kommen in Frage: die Reflexologie (besonders die viszeromotorischen und -sensorischen Reflexe) und die Entsprechungstheorie oder die Lehre von den Korrelationen. Die biologischen Korrelationen dürfen jedoch nicht kausalgenetisch betrachtet werden. Die Polarität von Funktion und Ausdruck ist für die Krankenphysiognomik besonders wichtig. Deuten darf man niemals nach einem einzelnen Merkmal, sondern nur nach der Gesamtheit aller Merkmalskomplexe, denn auch die konstitutionelle Ganzheit ist größer als die Summe ihrer Einzelteile. Aus dem Nichtvorhandensein bestimmter Merkmale darf man nicht auf das Fehlen der korrespondierenden Eigenschaften schließen, weil zwischen physiognomischen Merkmalen und Eigenschaften kein Kausalnexus besteht, sondern eine rhythmische Verschieblichkeit und Labilität. Die krankenphysiognomische Diagnostik ist zweifellos lehrbar, befriedigt aber nur dann, wenn man auf eine Mehrdimensionalität der Diagnose nach spezifischer Ätiologie, genauer Lokalisation usw. verzichten zu können glaubt; in manchen Fällen genügt sie in prognostischer und therapeutischer Hinsicht, meistens ist jedoch eine Ergänzung durch andere diagnostische Methoden vonnöten. — Der Vortragende belegte seine theoretischen Ausführungen mit über 50 Lichtbildern von konstitutionellen und endokrinen Krankheiten, Säuglingskrankheiten, Lungenerkrankungen, Magen-, Darmkrankheiten, Herz- und Nierenkrankheiten, Geisteskrankheiten usw. Am Schluß ging er kurz auf den Ausdruck der Krankheit in der Handschrift, auf die Irisdiagnostik und die Chirologie ein, welch letztere zwei er in ihren bisher noch nicht genau erhärteten Einzelheiten ablehnte, sowie endlich auf die diagnostische Auswertung des typischen Geruches mancher Krankheiten.

In der Diskussion sprachen u. a. Dr. Heimsoth, F. Evers und Breyer über die Bedeutung der Konstitution für die Physiognomik und für die verschiedenartige Reaktionsweise der Individuen, über die Beziehungen der somatischen und psychischen Konstitution zur Astrologie und über den Wert einer individuellen Personalformel für den Arzt. R.

Digitized by Google

Individualpsychologie und Neurose

Im Berliner Verein für Innere Medizin sprach Alfred Adler, Wien, über den „Standpunkt der Individualpsychologie in der Neurosenfrage". Die soziale Bindung ist ein gemeinsames Maß der verschiedenen sich dem einzelnen Individuum entgegenstellenden Schwierigkeiten. Die Du-Beziehungen haben für alle menschlichen Funktionen eine grundlegende Bedeutung. In diesem Sinne kann man die Individualpsychologie auch als Sozialpsychologie bezeichnen. Es ist sehr wichtig, die Kinder rechtzeitig auf die Forderungen der Gemeinschaft vorzubereiten und ihnen die richtige Distanz zu den Aufgaben des Lebens zu geben. Eine kritische Periode hat das Gemeinschaftsempfinden des Kindes durchzumachen bei der Geburt jüngerer Geschwister, beim Eintritt in den Kindergarten, in die Schule usw. Schroffe Strafen sind auf jeden Fall zu verwerfen, weil dadurch das Kind immer tiefer in eine Abwehrstellung hineingetrieben wird. Es ist eine der wichtigsten Aufgaben der Mutter, das Gemeinschaftsgefühl des Kindes zu entwickeln und auf andere auszudehnen. Alle Fehlschläge im Beruf, in der Ehe usw. beruhen auf einer falschen Erziehung. Nur wenn man sich als Teil des Ganzen fühlt, kann man den zum Leben notwendigen Mut und die nötige optimistische Aktivität aufbringen. Jeder Mensch hat sein bestimmtes Ziel, seine ideale Endform vor Augen, deren Erreichung die Überwältigung von Schwierigkeiten erfordert; hierbei kommt es zu einem bestimmten Wertgefühl und zu einem ausgeprägten Geltungsstreben. Bei der Neurose, die sich als eine erhöhte Spannung der Affekte, der Emotionen usw. darstellt, liegt das Ziel nicht mehr auf der allgemeinnützlichen Seite des Lebens, sondern ist der negativen Seite des Lebens verhaftet. Jede Neurose ist ein Herausfallen aus der Gemeinschaft. Es kommt dabei sehr oft zu einer Überkompensation des mißlungenen Geltungsstrebens, wie Adler an einem Fall von Waschzwang mit Sadismus demonstrierte. Bereits im 4. bis 5. Lebensjahr steht der Lebensstil eines Menschen prototypisch fest; eine spätere Änderung ist nur dann möglich, wenn es gelingt, das Ziel eines Menschen zu beeinflussen. — Bezüglich der Schwererziehbarkeit unterscheidet Adler 3 Kindertypen. 1. Kinder mit angeborener Organminderwertigkeit oder mit chronischen Krankheiten, z. B. Rachitis; es ist notwendig, neue Methoden zu finden, die auch den endokrin minderwertigen Kindern eine Auswirkung ihres Gemeinschaftssinnes ermöglichen. 2. Verzärtelte Kinder, denen das selbständige Funktionieren durch die Mutter abgenommen worden ist. 3. Gehaßte Kinder, z. B. nicht gewünschte bzw. illegitime Kinder, häßliche Kinder, Krüppel usw. — Ein großer Prozentsatz der Verbrecher gehörte in seiner Jugend zu einem der beiden letzteren Typen. — Die erhöhte Spannung in der Neurose kann bereits als solche körperliche Erscheinungen machen. Wir reden in diesem Falle von funktionellen Neurosen. Bei den verschiedenen Menschentypen kann dieselbe Ursache verschiedene körperliche Erscheinungen auslösen. Die Differenz der Typen ist auch hinsichtlich des Forschers selbst und der Beurteilung seiner Arbeit von Wich-

Digitized by Google

tigkeit. Gerade für die Neurosenfrage ist die sogenannte Einfühlung (Theodor Lipps) sehr bedeutsam. Die praktische Verwertung der Individualpsychologie erfordert ein enges Zusammenarbeiten mit dem Erzieher und ein besonderes Eingehen auf pädagogische Probleme. Rink.

Experimentelle Graphologie

Über „Eine experimentell-statistische Nachprüfung der Graphologie" berichtete Dr. Bobertag vor der Berliner Gesellschaft für Charakterkunde und Psychologie. Bisher ist von graphologischer Seite kein nach jeder Hinsicht exaktes Material vorgelegt worden. Die Demonstration von Schriften unbekannter Schreiber ist nicht beweisend, sondern muß durch einen Vergleich mit den Aussagen anderer Leute über die Eigenschaften dieser Schreiber ergänzt werden. Bei dieser im Auftrage des Brandenburgischen Landesberufsamtes unternommenen Arbeit wandte Bobertag daher folgende Methode an: Er ließ die Schriften von 5 Herren aus dem Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht durch 6 verschiedene Graphologen analysieren; die erhaltenen 30 Analysen wurden ohne Namensnennung zwecks Zuordnung 15 Kollegen aus dem Zentralinstitut vorgelegt, denen die Schreiber ziemlich genau bekannt waren, so daß insgesamt 450 Zuordnungsversuche resultierten. Der Genauigkeit wegen wurden die Zuordnungsversuche nach 4 Graden eingeteilt: Ganz sichere, wahrscheinliche, zweifelhafte und unentschiedene Zuordnungen. Es resultierten: 80,7 v. H. richtige und 14,7 v. H. falsche Zuordnungen sowie 4,6 v. H. Verzichte auf Zuordnung der betreffenden Analysen zu einem der 5 Schreiber. Einige Beurteiler ordneten von den 30 Analysen 28 richtig zu, und zwar handelte es sich bei so hohen Treffergraden immer um solche Beurteiler, die den Schreiber nicht am besten kannten: Der Grad oder die Dauer der Bekanntschaft ist also für die Sicherheit einer Zuordnung nicht maßgebend, die angeblich besten Bekannten der Schreiber machten die meisten Fehler. Bei den Zuordnungen der graphologischen Analysen von 2 Schreibern häuften sich besonders viele Fehler; der Grund dafür war bei näherem Zusehen der, daß sie sehr ähnliche Charaktere hatten. Je differenter die Charaktere sind, desto besser gestalten sich die Resultate des Zuordnungsversuches; von Wichtigkeit ist auch die richtige Auswahl gleichartiger Schriftstücke (Differenz von offiziellen und privaten Schreiben). — Zur feineren Analyse der Versuchsergebnisse wurde die Methode der fraktionierten Beurteilung angewandt, d. h. als falsch angesehene Einzelheiten der Analyse wurden vom Beurteiler durchgestrichen, die für richtig gehaltenen Einzelheiten dagegen wurden unterstrichen. Die statistische Auswertung dieser fraktionierten Beurteilung leidet jedoch darunter, daß die Analysen der verschiedenen Graphologen nicht einen gleichgroßen Grad der Vollständigkeit aufweisen. Das Eingehen auf Einzelheiten erhöht zwar den praktischen Wert der graphologischen Analyse, aber nicht ohne weiteres auch ihre Zuverlässigkeit. Ein Maßstab für den Grad der Zuverlässigkeit könnte z. B. sein das Verhält-

Digitized by Google

nis der unterstrichenen, für richtig gehaltenen Einzelheiten zu den für falsch gehaltenen durchstrichenen Einzelheiten; bei den Versuchen des Vortragenden betrug die Anzahl der ersteren das Zehnfache der letzteren! Ein summarisches Urteil ist jedoch nicht möglich, da im einzelnen Falle zu viel verschiedene Bedingungen beteiligt sind. Die Graphologie kann einen sehr hohen Grad von Zuverlässigkeit erreichen; gleichzeitig weist sie aber auch die Tendenz zur Übertreibung auf. Außerdem leiden die Analysen unter einer ungenauen mehrdeutigen Ausdrucksweise, die auf dem Mangel einer sicheren Terminologie beruht. Auf Analysen zu einem bestimmten Zweck, z. B. dem der Berufsberatung, sind die gewonnenen theoretischen Ergebnisse nach der Meinung des Vortragenden nicht ohne weiteres anwendbar, da bei den Versuchen noch nicht geprüft wurde, was die graphologischen Analysen bei konkreten Einzelfragen leisten können. Bobertag unterscheidet die theoretische Zuverlässigkeit der Graphologie von der praktischen! Gewisse Gefahrenmomente sind in der Praxis dadurch gegeben, daß die Analysen in unrechtmäßiger Weise verwertet und ausgenutzt werden können, was dann der Fall sein kann, wenn der Auftraggeber zum Schreiber der analysierten Schrift eine negative Einstellung aufweist. Von Wichtigkeit wäre eine umfassende Lebensberatung auf graphologischer Basis, die sich nicht nur auf die Stellung von Diagnosen beschränken dürfte, sondern gewissermaßen auch für die Therapie, für die Behandlung und Besserung der charakterologischen Verhältnisse fruchtbar gemacht werden müßte. Weder die Charakterologie noch die Graphologie sind nach Bobertags Ansicht Wissenschaften, da sie keine exakten Arbeitsmethoden und keine eigene Terminologie haben! Die Ansätze einer psychoanalytischen Graphologie, wie sie das letzte Werk von Anja und Georg Mendelssohn zeigt, werden von Bobertag als unhaltbar angesehen.

In der folgenden Diskussion gab Schneickert zu, daß die Graphologie nur in relativem Sinne eine Wissenschaft sei, sicherlich keine exakte. Als Fehlerquelle der Bobertagschen Versuchsanordnung betrachtet er den Umstand, daß jeder der 15 Beurteiler von jedem der 5 Schreiber ein anderes Bild aus täglichem Umgang und persönlichem Verkehr habe, so daß es dahingestellt sei, ob in dem Versuch die Fähigkeit der Graphologen oder die der beurteilenden Zuordner geprüft werde! Bereits 1909/10 seien von Binet ähnliche graphologische Zuordnungsversuche an Verbrecherhandschriften vorgenommen worden. Zur Vermeidung einer mißbräuchlichen Benutzung der Graphologie fordert Schneickert das Recht an der eigenen Handschrift sowie die Einführung des Berufsgeheimnisses für die Graphologen. — Besser betonte den empirischen Charakter der Graphologie, nach seiner Ansicht ist die Einführung einer staatlichen Anerkennung für die praktische Graphologie notwendig. — Prof. Friedenthal wies darauf hin, daß der Begriff der Wissenschaft sehr relativ sei. Wissenschaft müsse immer aus der Praxis kommen. Zu einer praktisch verwertbaren Deutung genüge die Kenntnis charakterologischer Einzelheiten nicht, sondern es müßten außerdem auch die äußeren Umstände bekannt sein, unter denen der be-

Digitized by Google

treffende Charakter zur Auswirkung kommt. — Langenbruch endlich wies darauf hin, daß die Länge und Ausführlichkeit einer Analyse nichts über ihre Zuverlässigkeit besage. Unter Umständen genüge ein einziger Satz zu einer treffenden Kennzeichnung. Rink.

E. Kallmeyer, Dynamisches Atmen und konzentrische Gymnastik

Hamburg, 1927. — Triasmus-Verlag

Das als „Schlüssel und Weg zur Gesundheit des Körpers, Vertiefung der Seele und Entwicklung der Geisteskräfte" bezeichnete Heftchen enthält Anweisungen zu Gymnastik- und Atemübungen, die auf mißverstandenen und falsch verwerteten Lehren der Ausdruckswissenschaft beruhen und in unangenehmer Weise mit weltanschaulichen, als „kosmosophisch" bezeichneten Dingen vermengt wird.

W. Rink.

F. G. Crookshank, Der Mongole in unserer Mitte

Drei-Masken-Verlag, München-Berlin-Wien, 1928. — 156 Seiten

Verfasser stellt auf Grund morphologischer und funktioneller Homologien Beziehungen fest zwischen drei Menschenrassen, drei psychischen Anomalien und drei Affenarten, z. B. zwischen Mongolen, mongolischer Idiotie und Orang-Utan, zwischen weißer Rasse, Schizophrenie und Schimpanse, Neger und Gorilla usw. Aus den sehr interessanten und lesenswerten, mit reichem Material und wichtigen Beobachtungen belegten Ausführungen geht hervor, daß die Menschheit nicht monophyletisch ist, sondern von verschiedenen Stammeswurzeln ausgeht. Der Mensch hat drei Gesichter, deren anthropologische Wurzeln und Eigenschaften zu kennen für jeden Charakterologen, insbesondere jeden Physiognomiker höchst wichtig ist. — Eine für die Menschenkunde höchst bedeutsame Neuerscheinung! Für das wertvolle Bildmaterial wäre eine bessere Reproduktion wünschenswert.

Dr. W. Rink.

Fritz Giese, Psychologie der Arbeitshand

Berlin-Wien, 1928. — Verlag Urban & Schwarzenberg. — 325 Seiten

Eins der bemerkenswertesten Bücher aus der charakterologischen Spezialliteratur des letzten Jahres. Der erste Teil des Werkes behandelt die Beziehungen zwischen Arbeit und Hand; der zweite uns hier besonders interessierende Teil stellt die Probleme der Ausdruckshand dar, insbesondere die künstlerische Ausdruckshand, die Ausdruckshand in der Parapsychologie und in der Kriminalistik, die Gestik der Mindersinnigen und die Grapho-

Digitized by Google

logie, also sehr aktuelle und aufs stärkste interessierende Themen. Das Werk ist mit einem unglaublichen Fleiß zusammengestellt und enthält ein außerordentlich reichhaltiges Material, das durch Literaturangaben und Bilder in schönster Weise ergänzt wird. Eine vorbildliche Arbeit für das finstere Gebiet der Chirologie! Jedem Forscher, der auf dem Gebiet der Handkunde arbeitet, wird das Buch unentbehrlich sein. Dr. W. Rink.

Franz Kleinschrod, Die Übermechanik des Lebens

Berlin, 1928. — Verlag O. Salle. — I. und II. Band: 795 Seiten

Man darf den guten Willen nicht für die Tat nehmen, — auch nicht, wenn es sich um die Arbeit eines ganzen Lebens handelt! Dies Werk ist eine einzige peinliche Angelegenheit; ebenso peinlich ist seine Besprechung für den Referenten, zumal wenn er mit dem Ziel, auf das diese Arbeit zusteuert, durchaus einverstanden ist! Aber die Methoden und die Logik, mit denen der Verfasser arbeitet, sind unmöglich, ganz abgesehen von der vielfachen Scheinproblematik und den mannigfachen Trivialitäten, die sich bisweilen sogar der Form der Tautologie nähern. Der Anspruch, mit den langatmigen, sich oft wiederholenden und abschweifenden Ausführungen das Wesen des Lebens und der Krankheit gelöst zu haben, muß durchaus zurückgewiesen werden. So unangenehm das einem Arbeitsergebnis von 30 Jahren gegenüber ist —, von einer solchen Arbeitsweise muß man entschieden abrücken. Der Unkritische wird durch die tönende Darstellung sicher leicht überrumpelt werden; eine noch so große Gefolgschaft kann aber nichts an unserem lange und sorgfältig überlegten Urteil ändern. Sowohl vom kritisch-philosophischen als auch vom naturwissenschaftlich-medizinisch-exakten Standpunkt aus ist das Werk abzulehnen. — Der erste Band behandelt die „Herrschaft des Lebens über die tote Welt; das tierisch-pflanzliche Leben als Leibseeleproblem"; der zweite Band „Die Gesetzesaxiomatik des Geistes". Im einzelnen sind manche Anregungen gegeben. Dr. W. Rink.

Luigi Cornaro, Vom mäßigen Leben und der Kunst, ein hohes Alter zu erreichen

Herausgegeben von Jul. Schwabe. — Basel, 1925. — Verlag B. Schwabe & Co.

Enthält vier vom hygienischen Standpunkte aus sehr interessante Traktate über gesundes Leben und persönliches Glück. Die im 2. Teil vom Herausgeber gesammelten Briefe und Dokumente über des Autors Leben und Schaffen (1467—1565) geben ein kulturhistorisch aufschlußreiches Charakterbild.

W. Rink.

Digitized by Google

Joh. Lindworsky, Experimentelle Psychologie

4. Auflage. — Band V der Philosophischen Handbibliothek
München, 1927. — Verlag Kösel & Pustet

Auf 264 Seiten ist hier eine Fülle anregenden Materials gesammelt und in eine übersichtliche, systematische Form gebracht, ohne dem Stoff Gewalt anzutun. Die Elemente und Komplexe des psychischen Geschehens sind in exakter Arbeit analysiert bis zu den von der Gemeinschaft beeinflußten seelischen Leistungen hin, bis zu Sprache, Sitten, Kultur, Kunst und Religion. Im Schlußkapitel sind die Ausnahmezustände der Seele (Schlaf, Traum, Hypnose) kurz behandelt. — Gegenüber der letzten Auflage des bekannten, keiner besonderen Empfehlung mehr bedürfenden Werkes finden sich manche Ergänzungen und Umformungen, besonders bei der Gestalttheorie und der Lehre von der Aufmerksamkeit. Die neuesten Forschungsergebnisse sind berücksichtigt, so daß das Buch jetzt wieder einen Extrakt der modernen psychologischen Wissenschaft repräsentiert und der Gefahr der Überalterung glücklich für eine gute Weile entrückt sein dürfte!

W. Rink.

Albrecht Thausing, Die Stimmkraftübung als Heilfaktor

Hamburg, 1925. — Neuland-Verlag

Das Verhalten des wichtigen Ausdrucksmittels der Stimme, die bedeutsame Beziehungen zur Körpergestalt des Menschen hat, unter den Einflüssen verschiedener Krankheiten (Lungentuberkulose, Asthma, Katarrhe der Luftwege, funktionellen Stimmstörungen usw.) ist der Gegenstand der vorliegenden Broschüre. Der Verfasser, bekanntlich eine Autorität auf diesem Gebiete, hat bestimmte Stimmkraftübungen ausgearbeitet, denen er einen hohen therapeutischen Wert beimißt.

W. Rink.

Paul Plaut, Beiträge zur Massenpsychologie

Heft 1: **F. Schneersohn, Neue Wege der Sozialpsychologie.** — Halle a. d. Saale, 1928. — Verlag C. Marhold. — 79 Seiten

Eine lesenswerte Studie über das aktuelle Thema der Sozialpsychologie, besonders willkommen deswegen, weil sie sehr kritisch gehalten ist und begriffliche Klärungen den methodologischen Hinweisen vorausschickt, was auf diesem unter Modeströmungen und Schlagworten leidenden Gebiet sehr angebracht ist. — Der Schriftenreihe, einem sehr notwendigen und dankenswerten Unternehmen, ist eine baldige Fortsetzung und Vervollständigung zu wünschen sowie ein möglichst weiter Leserkreis

Dr. W. Rink.

Digitized by Google

Hellmuth Bogen, Psychologische Grundlegung der praktischen Berufsberatung

Langensalza, 1927. — Verlag J. Beltz. — 450 Seiten

Ein vorzügliches Lehrbuch für die psychologische Seite der Berufsberatung. Die zunehmende Anwendung der praktischen Menschenkunde auf die Probleme der Berufsberatung bringt die Notwendigkeit einer eingehenden Orientierung über die Psychologie der Berufe, der Berufswünsche und der Berufseignung mit sich. Für diesen Zweck ist das vorliegende Buch als erste Einführung recht gut geeignet; es ist mit instruktiven Bildern reich ausgestattet und auch sonst buchtechnisch auf der Höhe. Ein besonderer Vorteil ist es, daß der Verfasser mitten in der Praxis steht, deren reichhaltige und vielseitige Erfahrungen die Basis des Buches bilden.

Dr. W. Rink.

Über die Gesetze des mimischen Ausdruckes ist in dem bekannten Mailänder Verlag Ulrico Hoepli aus der Feder von Leone Augusto Rosa ein sehr grundlegendes Werk erschienen. Über 400 Originalabbildungen unterstützen den Text. Die Ausstattung des Werkes, die Illustrationen sind sehr sorgfältig. Es ist eine gründliche wissenschaftliche Arbeit, die jeden, der sich mit dem Gebiet der Menschenkunde befaßt, stark interessieren wird. Für den gestaltenden Künstler, Bildhauer, Maler bilden die Illustrationen eine Fundgrube von wertvollen Anregungen. Es wäre zu wünschen, daß dieses bedeutsame Werk auch in deutscher Sprache erschiene.

K. R.

„Tydschrift voor wetenschappelyke graphologie"

Die Aprilnummer dieser Zeitschrift enthält einen Aufsatz von Dr. M. Hartge über „Henriette Feuerbach, betrachtet im Spiegel ihrer Handschrift", weiter den ersten Teil einer Folge von Aufsätzen über „Die Grundgesetze der wissenschaftlichen Graphologie" von Dr. J. Schryver und einen Artikel über „Baudelaire und seine Handschrift" von K. H. Brockhoff.

Diesem Heft liegt ein Prospekt des Pan Verlages Kurt Metzner G. m. b. H., Berlin, bei, auf den wir besonders hinweisen.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. med. et jur. Hans von Hattingberg, München, Ainmillerstr. 32, und Niels Kampmann, Heidelberg, Schloß-Wolfsbrunnenweg 62.
Gedruckt in der Offizin Haag-Drugulin A.-G. in Leipzig.

Digitized by Google

Im Verlag von Oswald Mutze, Leipzig erschien kürzlich:

Die Geheimnisse der Psychometrie

oder

Hellsehen in die Vergangenheit

Von Sanitätsrat Dr. med. G. PAGENSTECHER

Mit Einführung von Prof. Dr. HANS DRIESCH

Mit mehreren Abbildungen. RM. 6.—, gebunden RM. 7.50

Ausführliche Wiedergabe psychometrischer Experimente, die Verf., ein deutscher Arzt, mit einer amerikanischen Dame gemacht hat, und bereits von der American Society for psychical Research veröffentlicht worden sind. Sie haben Verf. aus einem Materialisten zu einem überzeugten Spiritisten gemacht. Dem Buche ist eine Einführung von Hans Driesch beigegeben, der die Arbeit als beste und die gründlichste Untersuchung über Psychometrie bezeichnet, welche bis heute geschrieben worden ist. Birnbaum (Herzberge)

Das Buch macht einen vertrauenerweckenden Eindruck durch die sachliche Art seiner Darstellung. Es ist ihm die Auszeichnung zuteil geworden, erst kürzlich als Sondernummer der „Proceedings" in englischer Sprache herausgegeben zu sein, und es dürfte nach Driesch die beste und gründlichste Untersuchung des großen Rätselphänomens der sogenannten Psychometrie sein. Dem wäre rückhaltlos beizustimmen. Albert Hofmann

TYDSCHRIFT VOOR WETENSCHAPPELYKE GRAPHOLOGIE

Organ der „Nederlandsche Vereeniging tot bevordering der wetenschappelyke graphologie" (Niederländischer Verein zur Förderung der wissenschaftlichen Graphologie)

Schriftleitung:

Dr. J. Schryver, C. J. van Ledden Hulsebosch, Privatdozent, Herman de Levie, Nervenarzt, Dr. S. C. Bokhorst, K. H. Broekhoff

Preis 4 Gulden jährlich

Adresse der Schriftleitung: Willem Beukelsstraat 38, Amsterdam-Oost, Holland

Digitized by Google

DAS EHE-BUCH

Herausgeber

GRAF HERM. KEYSERLING

428 Seiten. Preis in Ganzleinen M. 15.—, in Halbleinen M. 12.50, in Halbleder M. 20.—

Mitarbeiter: Graf Keyserling / Thomas Mann / Ricarda Huch / Jakob Wassermann / Havelock Ellis / Rabindranath Tagore / Fürstin Lichnowsky A. W. Nieuwenhuis / Leo Frobenius / Ernst Kretschmer / Baronin Leonie Ungern-Sternberg / Richard Wilhelm / Beatrice Hinkle / Hans von Hattingberg / Mathilde v. Kemnitz / Graf Thun-Hohenstein / Marta Karlweis Alphons Maeder / Leo Baeck / Joseph Bernhart / Paul Ernst / Alfred Adler C. G. Jung / Paul Dahlke

NIELS KAMPMANN VERLAG, HEIDELBERG

DIE EHE

Ihre Physiologie, Psychologie, Hygiene und Eugenik
Ein biologisches Ehebuch

Unter Mitarbeit zahlreicher Fachgelehrter herausgegeben von DR. MAX MARCUSE

1927. Groß-Oktav. XI, 621 Seiten. Geh. M. 18.—, geb. M. 20.—

„Man wird selten so umfassendes Wissen in so gedrängter Form finden. Der Leser des Ehebuches von Marcuse wird ein gut verarbeitetes, weitestgreifendes Material vorfinden, das ihm viele Fragen beantwortet und ihm auf der andern Seite manche Probleme aufweist, an die er vielleicht noch niemals gedacht hat. Die rasche Verbreitung dieses Buches wird zeigen, daß eine tatsächlich vorhandene Lücke in sachlicher, exakter, gemeinverständlicher und kritischer Weise ausfüllt."
Münchner Neueste Nachrichten

DIE ZEITEHE

Ein Vorschlag. Von DR. CH. BUCHOW-HOMEYER

Klein-Oktav. 142 Seiten. 1928. Geb. M. 4.—. Numer. Vorzugsausgabe (100) in Halbperg. M. 10.—

Wir liefern unter Bezugnahme auf diese Anzeige einen ausführlichen Prospekt kostenlos

A. MARCUS & E. WEBER'S VERLAG, Berlin W10, Genthiner Str. 38

Digitized by Google

Rudolf Odebrecht

GEFÜHL UND GANZHEIT

Der Ideengehalt der Psychologie Felix Kruegers

Preis RM. 2.–

Der Begriff des „Menschen in seiner Totalität", der Lebensganzheit, wird heute schärfer denn je spekulativ zu erfassen gesucht. Aber noch immer wirkt uraltes Vorurteil zerstückelnden Denkens einer sinnvollen Einsicht entgegen; noch immer gleitet der Oberflächenblick rationaler Atomistik am wichtigsten Ferment aller Erlebniszusammenhänge, dem „Gefühlsleben" vorüber. Die Ergebnisse der Jahrzehnte umspannenden Forscherarbeit Felix Kruegers auf dem Gebiete der Gefühlsproblematik sind von so grundlegender Bedeutung, daß sie von jedem Gebildeten – er mag zur Psychologie stehen wie er will – eingehende Beachtung heischen. Der überzeitliche, alle Lebensgebiete durchdringende Gehalt dieser Lehre wird hier in klarer und gemeinverständlicher Form zur Darstellung gebracht.

Bücherverzeichnis vom Verlag kostenlos!

JUNKER & DÜNNHAUPT VERLAG IN BERLIN

Soeben gelangte zur Ausgabe die 12.–17. Aufl. des Romans

LIEBE von HELENE STÖCKER

Ladenpreis RM. 6.50 in Ganzleinen gebunden

Der Kampf zwischen dem Persönlichkeitsbewußtsein der Frau und dem elementaren Triebe wird mit leidenschaftlicher Anteilnahme und mit genialer Einfühlung dargestellt. Eine einzigartige Erscheinung in der modernen Literatur. Berliner Morgenzeitung

Eine wertvolle, unsere Kenntnisse der verborgenen Beziehungen zwischen Körper und Willen, zwischen Liebe und Leben des Weibes tief bereichernde Tat. Berliner Volkszeitung

. . . gehört zu den großen Merkwürdigkeiten der Literatur. Das freie Volk

Bewundernswert ist die Vereinigung von Sinnesglut mit jener hohen Sittlichkeit, die es als unmöglich empfindet, den Mann nicht mehr zu lieben, an dem die Liebende zum Weibe und zum Menschen gereift ist. Literarisches Echo

EROTIK UND ALTRUISMUS von HELENE STÖCKER

Broschiert RM. 1.–

Helene Stöcker kämpft gegen die Unnatur und Verlogenheit des modernen Geschlechtslebens. Sie steht in ihrem Freimut und ihrer stolzen Wahrhaftigkeit beinahe unerreicht da. Die schaffende Frau

VERKÜNDER UND VERWIRKLICHER

von HELENE STÖCKER. Preis gebunden RM. 3.–, kartoniert RM. 2.–

Beiträge zum Gewaltproblem nebst einem zum ersten Male in deutscher Sprache veröffentlichten Briefe Tolstois.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und den

VERLAG DER NEUEN GENERATION, BERLIN-NIKOLASSEE

Digitized by Google

Das Werdende Zeitalter

Eine Monatsschrift für Erneuerung der Erziehung

Herausgegeben von

Elisabeth Rotten und **Karl Wilker**

Im Urteil eines deutschen Professors:
„DWZ, das ich für die einzig wesentliche Zeitschrift in der pädagogischen Literatur heute halte . . ."

Im Urteil eines amerikanischen Professors:
„Ihre Artikel lehren uns besser als vieles andere, die Schullage in Deutschland zu verstehen, und bieten eine Grundlage zum Aufbau wahrer internationaler Verständigung."

Im Urteil eines deutsch-böhmischen Professors:
„Die Aufsätze in DWZ gefallen mir immer besser. Sie sind mir zu einer notwendigen Nahrung geworden."

Im Urteil eines siebenbürgisch-rumänischen Professors:
„DWZ wird allmählich immer mehr ein unentbehrlicher Faktor im geistigen Leben des gesamten Deutschtums werden."

Im Urteil eines schweizerischen Professors:
Diese ausgezeichnete Zeitschrift, die auf eine edle, tiefe und umfassende Weise, wie man sie selten findet, eine neue Erziehung als Grundlage einer neuen Welt — der Welt, die auch wir ersehnen — vertritt, sei bei dieser Gelegenheit von Herzen empfohlen."

Im Urteil der „Monatsschrift für Höhere Schulen":
„Auf diese sehr lebendige und hervorragend redigierte Zeitschrift sei mit allem Nachdruck hingewiesen."

Man verlange Probehefte und Prospekte kostenlos vom Verlag

Das Werdende Zeitalter / Kehlgraben bei Vacha (Rhön)

Digitized by Google

Wer macht die auswärtige Politik der Vereinigten Staaten?

Der Präsident?
Der Senat?
Die Banken?
Die Industrie?
Die Farmer?
Die Kirchen?

Endlich eine gründliche Antwort auf die jeden Europäer intensivst bewegende Frage. Das Buch von Gachon erregte in den politischen Kreisen Frankreichs das größte Aufsehen.

Preis RM. 6.80 gebunden; RM. 5.50 broschiert

NIELS KAMPMANN VERLAG

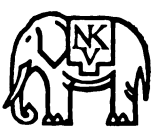
Digitized by Google

Ist die Graphologie zuverlässig?

Eine
Untersuchung über den Wert
der Handschriftendeutung auf
experimentell-statistischer
Grundlage

Aus dem Zentralinstitut für Erziehung
und Unterricht in Berlin, von
Otto Bobertag

Preis RM. 3.50



Niels Kampmann Verlag · Heidelberg

DRUCK DER OFFIZIN HAAG-DRUGULIN AG. IN LEIPZIG

Digitized by Google

BF636 ST7

JAHRGANG V HEFT 4

A1 Z47 v.5 no.4 9:14

ZEITSCHRIFT FÜR MENSCHENKUNDE

BLÄTTER FÜR CHARAKTEROLOGIE UND ANGEWANDTE PSYCHOLOGIE

*

HERAUSGEBER:
Dr. med. et jur. HANS VON HATTINGBERG, MÜNCHEN
und NIELS KAMPMANN, HEIDELBERG

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
MAR 13 1986

NIELS KAMPMANN VERLAG

Digitized by Google

HERAUSGEBER:

Dr. med. et jur. Hans von Hattingberg, München

und Niels Kampmann, Heidelberg

Anfragen und Manuskripte an Niels Kampmann Verlag, Heidelberg

MITARBEITER:

Dr. Achelis, Berlin
Dr. A. Ackermann, Zürich
Dr. Alfred Adler, Wien
Ch. Baudouin, Genf
M. Becker, Hamburg
Dr. Bernoulli, Basel
Dr. Ludwig v. Bertalanffy, Wien
Hans Blüher, Berlin-Hermsdorf
Dr. Bode, München
E. Brunner, Zürich
Dr. Bührig, Chur
Dr. Clauss, Jerusalem
Dr. Cohn, Guben
A. Delhougne, Lörrach (Baden)
Frau A. Deventer v. Kunow, Weimar
Dr. Walthari Dietz, Hamburg
Dr. med. Dück, Innsbruck
Havelock Ellis, London
Prof. Erismann, Bonn
Alfred Gernat, Wien
Herbert Gerstner, Wolfegg
Prof. Dr. Ludwig Gurlitt, Capri
Dr. Hackländer, Essen
Dr. Haeberlin, Nauheim
Dr. M. Hartge, Freiburg i. Br.
Dr. Aug. Horneffer, Berlin
Prof. Junge, Elmshorn
Prof. Kafka, Dresden
Dr. Hans Kern, Berlin
Dr. L. Klages, Kilchberg-Zürich
Dr. Fritz Klatt, Prerow, Ostpr.
Hans Langenbruch, Berlin
Dr. Otto Lankes, München
Prof. Leuchtenberg, Darmstadt
Emil Lucka, Wien
Emil Ludwig, Berlin
Thomas Mann, München
Dr. Marcinowski, Bad Heilbrunn
W. Marseille, Berlin-Wilmersdorf
Dr. Mohr, Coblenz
Curt Moreck, München
Margret Naval, Wien
Dr. Neuscheler, Heidelberg
Dr. M. Ninck, Riehen
Prof. Dr. Poppelreuter, Bonn
Prof. Preetorius, München
Dr. Hans Prinzhorn, Frankfurt
Dr. Max Pulver, Zürich
Dr. W. Rink, Berlin
S. Römer, Berlin
Dr. Ottmar Rutz, München
Kurt Saucke, Hamburg
Dr. Ernst Schertel, Stuttgart
Dr. R. W. Schulte, Spandau
Oscar A. H. Schmitz, Salzburg
Prof. Dr. Schultz, Berlin
Dr. Spunda, Wien
Prof. Fedor Stepun, Dresden
Prof. Dr. Erich Stern, Gießen
Frank Thiess, Wilmersdorf
Baronin Dr. v. Ungern-Sternberg
Prof. Verweyen, Bonn
August Vetter, Diessen
Dr. Gaston Vorberg, München
Dr. L. Wagner, Köln
Theo Zchetbauer, Wilhelmsburg
Mag. B. Wittlich, Dorpat
Stefan Zweig, Salzburg

Jahrgang 6 Hefte RM. 10.—, Einzelheft RM. 2.—

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT FÜR MENSCHENKUNDE

BLÄTTER FÜR CHARAKTEROLOGIE UND ANGEWANDTE PSYCHOLOGIE

5. JAHRGANG 1929 HEFT 4

INHALT: *Oscar A. H. Schmitz:* Der analysierte Freud / *Hanns Fischer:* Der Mensch als kosmisches Wesen / *Dr. A. Ackermann:* Ein graphologisches Lesebuch / *Berthold Huller:* Erziehungsfragen in graphologischer Beleuchtung / *Herbert Thiss:* Zur experimentellen Graphologie / *Basia Gingold:* Graphologie der Kinderschrift im Spielalter / *Will Rink:* Charakterologische Bioliographie / Bücherbesprechungen

Der analysierte Freud

Von Oscar A. H. Schmitz

Sprichwörter können gleichzeitig richtig und falsch sein. Goethe hat in einer kleinen Schrift nachgewiesen, daß aller Anfang leicht, aber daß Durchführen schwer ist. Dennoch ist das ursprüngliche Sprichwort auch nicht falsch. „Wenn man unter den Wölfen ist, muß man mit ihnen heulen." Gewiß, weil sie nämlich Taubengirren nicht verstehen würden. Täte aber jeder nichts anderes, als sich an die Umgebung anpassen, so stünde die Schöpfung still auf der Ebene, wo nichts als Wolfsgeheul gilt. Über die Freudsche Psycho-Analyse könnte man nun das Motto setzen: „Alles verstehen heißt alles verzeihen", denn Freud weist nach, daß jedes neurotische Symptom, so ärgerlich es sei, etwas meint, was zu erschließen ist aus unbewußten Motiven. Weiß man nun, daß einen jemand einen Esel genannt hat aus der Angst heraus, sein Unbewußtes könnte sonst eine Vaterübertragung machen, gegen die es sich durch Entwertung zu schützen vermeint, so wird man natürlich auf einen solchen Anwurf wesentlich milder reagieren, da man seine Kausalität versteht, sie persönlich leichter verzeihen, aber objektiv bleibt doch Beleidigung Beleidigung. Niemand kann zugemutet werden, sich einen Esel nennen zu lassen, weil der andere einen Vaterkomplex hat, und wenn er das kausal verstehen und verzeihen will, so ist es seine Sache. Unser Zeitalter nun, dem jedes Sinnverstehen abhanden gekommen ist, und das meint, jedes Ding sei aus Ursachen restlos zu erklären, nicht aus einem ihm zugrunde liegenden Wesen zu verstehen, ist nun allzu geneigt, allen inneren Seinswert zu leugnen, und die Freudsche Lehre bestärkt diese Wertblindheit, weil ja doch niemand etwas für seine Komplexe könne. Darin liegt das auflösende, kulturgefährdende Element dieser Methode. Es ist so, als wolle man

Digitized by Google

sagen, Christus habe den Ehebruch gutgeheißen oder mindestens für bedeutungslos erklärt, weil er sagte, nur wer sich selbst ohne Sünde fühle, dürfe einen Stein auf die Ehebrecherin werfen. Gemeint ist das Gegenteil. Gewiß kann jede Sünde verziehen werden, und da wir allzumal Sünder sind, dürfen wir uns nicht zu pharisäischen Sittenrichtern machen, aber das darf nicht ausschließen, daß die Sünde als solche erkannt wird, setzt dies vielmehr gerade voraus. Nur dann hat der, welcher kausal zu erklären versteht, wie er in eine Sünde geraten ist, den Vorteil, leichter wieder heraus zu finden und ihre Wiederholung zu vermeiden. Kommt er aber zu dem Trugschluß, weil er nun die Ursachen kenne, sei es gar keine Sünde, so gerät er nur noch tiefer hinein. Wer früher wenigstens ein böses Gewissen hatte, wenn er andere Leute beleidigte, es selbst beklagte und sich, wenn auch ohne Erfolg, immer wieder vornahm, sich zu bessern, wird nun dreist seinen Vaterkomplex ins Feld führen, und so zu einem hoffnungslosen Fall werden. Das ist der Grund, warum die Freudsche Analyse oft mehr Übel, als Gutes stiftet, obgleich ihr viele richtige, nicht mehr aufzugebende Erkenntnisse zugrunde liegen; aber sie erkennt kein verantwortliches Selbst an, das zwar blind und ohne unmittelbare Schuld auf die schiefe Ebene geraten kann, aber letztlich doch für sein Wirken verantwortlich zu machen ist.

Diesen Fehler darf man freilich nicht der Psychoanalyse allein aufbürden, er ist ein verhängnisvoller Zeitirrtum, der sich in unserem ganzen Leben äußerst und vor allem in einer gänzlich verirrten Rechtsprechung. In scheinbarer Abschweifung vom Thema folgendes Beispiel: Wie gut gemeint ist die Einführung der bedingten Verurteilung oder der Bewährungsfrist oder auch der Begnadigung, aber wie verfehlt ist es, diese Wohltaten kollektiv-schematisch zu erweisen, ohne Ansehen der Person. Nur wenn es gelingt, dem Verbrecher zum Verständnis zu bringen, daß er wirklich ein Verbrechen begangen hat, kann es ihn menschlich heben, wenn man in Anerkennung der causae es mit ihm noch einmal im Guten versucht. Diese Auffassung setzt allerdings die Anerkennung realer Seelenwerte voraus, die mit der Abschaffung der Religionen bis auf weiteres abhanden gekommen sind. Eine humanitäre Gerechtigkeit freilich kommt zu dem entgegengesetzten Schluß. Sie sagt: wenn es wahr ist, daß jeder Mensch ein einmaliges, individuelles Wesen ist, dessen Ausdruck zwar durch die causae im Ausdruck modifiziert, gehemmt und gefördert wird, dann sind wir noch weniger zum Strafen berechtigt, denn für sein Wesen kann der Mensch nichts. Diese Meinung beruht auf der sowohl unbewiesenen als auch gefühlsmäßig in ihren Konsequenzen unannehmbaren Auffassung, die Forderung eines schematisch gleichen Rechtes für alle sei eine unumstößliche Wahrheit. Dem Gefühl viel überzeugender ist dagegen der Satz, daß der unschuldig Gemordete mehr Teilnahme verdient, als der aus

Digitized by Google

seinem Wesen heraus Mordende. Wir wissen nicht, ob es wirklich wesensbedingte Mörder gibt oder ob der Mensch nur durch eine analysierbare Abirrung von seinem Wesen zum Mord kommen kann, aber eines wissen wir, daß nämlich unsere Kultur zum Teufel geht, wenn der Mord von dem Standpunkt aus betrachtet wird: alles verstehen heißt alles verzeihen. Dieser Standpunkt kann erst fruchtbar werden, wenn das Verbrechen Verbrechen bleibt und der Mörder selbst die Tat anerkennt und bereut. Nur dann darf sich die Frage der Gnade stellen. Die Rechtsprechung kann nicht anders, als von Tatsachen ausgehen. Eine ganz andere Frage ist der Strafvollzug. Hier sollte alles auf Verstehenwollen und Zumverständnisbringen abgestellt sein, aber dem noch nicht zur Einsicht gelangten Verbrecher die Strafe vorenthalten heißt ihm die Möglichkeit nehmen zu begreifen, wie das, was er getan hat, aus was für Vorbedingungen immer, in dieser Welt wirkt, was es für Gegenwirkungen hervorbringt, kurz was es im Zusammenhang des Lebens bedeutet.

Wir haben absichtlich die Verkehrtheit des einseitigen Verstehens und Verzeihens in einem möglichst ernsten Fall zeigen wollen, weil der Fehler hier am deutlichsten ist. Im kleinen begegnet man demselben Trugschluß bei jedem Menschen, der in einer Freud-Analyse steckengeblieben ist. Ein solcher kommt z. B. zu einer Verabredung $^3/_4$ Stunden zu spät und gibt dafür sofort eine ganz plausible analytische Erklärung. „Glauben Sie ernstlich, damit sei der Fall erledigt?" fragte ich einmal einen derartigen Analysanden. „Für Sie, der Sie sich auf Analyse verstehen, doch gewiß", lautete die Antwort. „Aber was haben Sie für einen Anspruch darauf, daß das bei ihrem Partner der Fall ist?" fragte ich. Nun erhielt ich die verblüffende Antwort: „Wenn das nicht der Fall ist, dann nehme ich mich mehr zusammen." Da es sich um einen sehr intelligenten Menschen handelte, konnte ich ihm an diesem Beispiel zeigen, daß er zwar seine Komplexe einigermaßen kannte, aber noch nicht einen Schritt weiter darüber hinausgekommen war, als ein Unanalysierter. Er begann nun zu verstehen, daß das Nichteinhalten einer Verabredung nicht nur ein analytischer Fall ist, sondern auch ein sozialer, und noch eine andere als die individualpsychologische Seite hat: die Verletzung des andern. „Wie wollen Sie nun mich eigentlich versöhnen", fragte ich, „der ich doch durch Ihre Unpünktlichkeit verletzt worden bin, gleichgültig wie sie entstanden ist? Ist es gleichgültig, wenn Sie mir ein Auge ausschlagen, falls dies nur ohne böse Absicht oder aus irrtümlicher Voraussetzung geschah?" Wie ist dergleichen wieder gutzumachen? Nur über das Gefühl. Wohl darf der Beleidiger seine analytischen Erkenntnisse zu Hilfe nehmen, um zu beweisen, daß er nicht bösen Willens war, aber damit ist ihm nicht das geringste von der Verpflichtung abgenommen, den Verletzten wieder zu versöhnen. Wir sehen hier von der

Digitized by Google

Sonderfrage materieller Entschädigung ab und betrachten nur das Seelische. Die Versöhnung kann nur gelingen, wenn er den andern mit allen seinen Kräften zu überzeugen versucht, wie peinlich ihm selbst das begangene Unrecht ist und wie sehr ihm daran liegt, daß es ihm nicht verübelt wird. Ist der Verletzte ein verständnisvoller, einigermaßen ausgeglichener Mensch, wie es der Analytiker sein soll, so hat es der Beleidiger natürlich leichter, und das ist ein Glücksfall, aber einen Anspruch darauf hat er nicht. Umgekehrt ist es falsch, von dem Allesverzeihstandpunkt aus jedes Unrecht hinzunehmen, als sei nichts geschehen. Man kann darüber stehen und nicht persönlich gekränkt sein, aber es wird sich durch unbewußte Wirkungen strafen, falls wir den Verletzer unserer eigenen Zone nicht, wenn auch in milder, affektloser Form auf seine Übertretung aufmerksam machen. Besonders bei intimeren Beziehungen ist das durchaus nötig, wenn sich nicht im beiderseitigen Unbewußten Explosivstoffe anhäufen sollen.

So weit glauben wir noch mit der Adlerschen Individualpsychologie einigermaßen einig zu gehen, aber wenn Freud zu subjektiv ist, so erkennt Adler das Subjektive nur als krankhafte Betonung des Machttriebes, der nach ihm an die Gemeinschaft abdanken soll, wie der souveräne König an das souveräne Volk. Der Fehler ist nun um nichts geringer, wenn man, statt alles subjektiv zu rechtfertigen, dem Subjekt jedes Recht der Äußerung nimmt, soweit es nicht an die Allgemeinheit angepaßt ist. Alles Produktive in uns kommt aus der Unangepaßtheit. Daraus entsteht freilich der häufige Irrtum, in Sturm und Drang an sich Genialität zu sehen, während es doch umgekehrt ist: Genialität muß durch Sturm und Drang hindurch. Ob sie mehr ist als dieser, zeigt sich einzig an dem, was daraus entsteht. Jedes noch so erstmalige Werk ist eine Gleichung aus Chaos und einer neuen Angepaßtheit an das allgemein Menschliche. Sich den bürgerlichen Anpassungsmöglichkeiten nicht fügen können, bedeutet daher noch gar nichts, so lange nicht eine neue Anpassungsform gefunden ist. Der „Zarathustra" z. B. war fast allen Zeitgenossen noch unverständlich, aber er war nicht an sich unverständlich. Er setzte nur feinere Verstehungsorgane voraus, als die bis nun alltäglichen. Die Tatsache, daß diese Verstehensorgane in vielen Menschen sofort wuchsen, beweist, daß Nietzsches bürgerliche Unangepaßtheit nur eine höhere Anpassungsform dem Menschlichen gegenüber meinte („Der Mensch [hier der bürgerliche Mensch von 1880] ist etwas, das überwunden werden muß", während der Nichts-als-Neurotiker zwar auch Anpassungsformen sucht, aber sie durch einen Wahn ersetzt. Ein Beispiel dafür ist jener „in einer ungelehrten Frau wiedergekehrte Zarathustra", als welchen sich die Schriftstellerin Margarete Müller-Senftenberg in ihrem Buch „Die Erfüllung des neuen Zeitalters. Eine Weltenanalyse" (Verlag Akropolis, Leipzig) neuer-

Digitized by Google

dings dem Publikum vorstellt, mit der bangen Frage, ob die Menschen dieses Mal Zarathustra wiedererkennen werden.

Die große Frage, die wir gegenüber der Freudschen Analyse zu stellen haben, ist: Wo bleiben die Qualitätsunterschiede, die Werte? Tatsächlich sind sie analytisch nicht erschließbar. Aber ist es nicht ganz unwissenschaftlich, deshalb zu schließen: also sind sie nur subjektive Komplexe? Ist nicht ein anderer Schluß viel vorsichtiger und darum weniger unwissenschaftlich: also stehen die Werte jenseits, zum mindestens außerhalb der Analyse. Auch der Freudianer verlangt, daß sein Patient pünktlich in die Stunde kommt, und falls das nicht geschieht, wird er ihm nicht darum das Honorar erlassen, weil er einsieht, daß in dieser Unpünktlichkeit symbolisch ein Schuleschwänzen ausgedrückt ist (Wiederholungszwang!) und daß der Patient seiner Zeit in der Schule wirklich ungerecht behandelt wurde.

Was auch die Werte sind und woher wir sie beziehen, mag man sie metaphysisch oder utilitaristisch erklären, selbst der Leugner der Werte setzt sie stillschweigend voraus, zum mindestens den Wert der Wahrheit, in deren Namen er sie doch leugnet. So kann die menschliche Gesellschaft im kleinen nicht ohne Pünktlichkeit, im großen nicht ohne Sicherung des Lebens bestehen. Wer das nicht einsieht, muß die Folgen tragen. Dann erst setzt die Frage ein, ob zu seiner nachträglichen Einsicht besser die Strafe oder die Erziehung führt. Wir persönlich möchten befürworten, daß es keine Strafe ohne gleichzeitigen, auf psychologischen Erkenntnissen beruhenden Erziehungsversuch gäbe, aber dieser kann, wie schon gesagt, nur wirksam sein, wenn dem, der sich verfehlt hat, die ganze Schwere seiner vielleicht unbewußt begangenen Verfehlung real vor Augen geführt wird. Ohne Beihilfe der Strafe wird das schwerlich gehen, denn die Strafe bedeutet die Macht und den Sinn der Wirklichkeit gegenüber der Wahnwelt, in der auch der Verbrecher lebt.

Wie gesagt, wir wollen hier nicht über die Werte an sich und ihren Ursprung philosophieren, sondern nur über ihre psychologische Spiegelung reden. Da sieht nun Freud vollkommen richtig, wenn er feststellt, daß uns Werte zuerst durch unsere Erzieher, vor allem durch die Eltern vermittelt werden. Sie sind die erste Wertinstanz, die wir kennenlernen. Jeder wird zugeben, daß die Art wie diese Wertübertragung geschieht, für unser Leben entscheidend ist, ob nämlich das gelebte Sein der Eltern ihren Erziehungsgrundsätzen entsprach und dadurch beispielgebend überzeugte, oder ob die Eltern selber anders lebten, als sie predigten, ob die von den Eltern hochgehaltenen Werte für das Kind einer neuen Zeit schwer oder leicht oder überhaupt nicht annehmbar waren. Daraus entstehen im ungünstigen Fall die sogenannten Elternkomplexe. Tatsächlich bringt jedes Kind den Drang mit, in den Eltern höchst wertvolle, autoritäre

Digitized by Google

Wesen zu sehen, und es kann nicht ohne schwere innere Schädigung abgehen, wenn dieser Verehrungstrieb des Kindes enttäuscht wird, während umgekehrt, wo dies nicht der Fall ist, Menschen leicht ihr ganzes Leben lang an dem verehrten Bilde eines Vaters oder einer Mutter haften bleiben und sich durch deren zeit- und ortsbedingte Denk- und Fühlweise jede individuelle Entwicklung abschneiden. Beides führt zu Neurosen. Es gibt den in ewiger Empörung befindlichen negativen und den in ewiger Unselbständigkeit verharrenden positiven Elternkomplex und obendrein können sich beide im selben Individuum mischen und gegenseitig überkompensieren.

Dieses uralte Problem zuerst psychologisch erfaßt und seinen Ort auf der unbewußten Seite der Psyche entdeckt zu haben, bleibt das unbestreitbare Verdienst Freuds, aber hat er es auch gelöst? Freud ist ein Kind der Naturwissenschaft des 19. Jahrhunderts, die nur als tatsächlich anerkannte, was den Sinnen zugänglich oder in seiner kausalen Gesetzlichkeit dem Intellekt faßbar ist. Alles, was sich sonst in der Psyche vorfindet, wie z. B. den Glauben des Menschen an Werte, von den notwendigen kleinen Tugenden des Alltags an bis zu der religiösen Ehrfurcht vor Übermenschlichem wurde als nicht vorhanden oder, wenn als vorhanden, nur als pathologischer Komplex anerkennt. So wird ein Freudianer nicht leicht den Widerstand eines Menschen gegen einseitig rationale Aufklärung oder die „Hemmung" eines Mannes oder einer Frau gegenüber einer sexuellen Begierde positiv werten. (Um Mißverständnisse zu vermeiden, sei hier gleich zugegeben, daß beides tatsächlich negativ sein, d. h. aus neurotischer Lebensangst herkommen kann, aber ebenso häufig der Ausdruck eines unbewußten echten religiösen Triebes oder der Instinktsicherheit ist, die vorläufig keinen besseren Ausdruck finden, als den primitiven eines sich selbst noch nicht ganz verstehenden Widerstandes.) Dem Verfasser sind mehrmals ehemalige Analysandinnen von Freudianern begegnet, die nach der Analyse in einen viel schlimmeren Zustand geraten waren, weil es ihnen einfach nicht möglich war, dem guten Rat zu folgen, sich einem freien Ausleben ihrer Triebe zu überlassen. Man konnte ihnen nur helfen, indem man ihren Widerstand gegen diese Zumutung als berechtigt aufwies, ihnen jedoch zeigte, daß auch in eine individuelle Liebesbeziehung, wie sie die Frau noch unbedingter ersehnt, als der Mann, der Trieb rückhaltlos mit eingehen muß, aber dabei eine wesentlich andere Gestalt annimmt, als jene halbbewußte eines richtungslos hin und her flackernden Begehrens. Weil sie von dem Trieb nur in dieser Form wissen und weil ihnen die moderne Umwelt vielleicht nur diese Form zeigt, sind solche Frauen gehemmt. Gelingt es nun, ihren Trieb durch Angliederung an ihr bewußtes Ich via Gefühl zu erziehen, dann fällt die Hemmung fort, und sie werden liebesfähig.

Digitized by Google

Diese Art der Therapie, die in ihren Grundlagen der C. G. Jungschen Methode entspricht, setzt nun voraus, daß wir die Werte zum mindesten als psychologische Gegebenheiten annehmen. Was sie außerdem an sich sind, gehört in die Metaphysik, genau wie die Frage nach dem Ding an sich, das hinter der empirischen Erscheinungswelt der Naturwissenschaft zu suchen, aber nie konkret zu finden ist. Hier interessiert uns im Augenblick nur die Tatsache, daß Metaphysik und Religion psychologische Gegebenheiten des Menschen an allen Orten seit den Urzeiten sind, so wie die Erscheinungswelt sich uns als physiologische Gegebenheit darstellt. Werden psychische Gegebenheiten oder die von ihnen abgeleiteten Gesetzmäßigkeiten z. B. die Logik oder die Ethik verdrängt, so entstehen eben so schwere Neurosen, wie wenn die Triebe verdrängt werden. Andernfalls müßten die Patienten von der Neurose frei werden, wenn sie sich einfach ihren Trieben ohne Rücksicht auf Logik oder Ethik ihres Tuns überlassen. Das Gegenteil ist der Fall. Der Verfasser weiß von zwei Freundinnen, von denen die eine neurotisch war, weil sie keinen Mann hatte, die andere, weil sie mehrere zugleich hatte. Die eine war zu anständig, die andere war es zu wenig, d. h. sie war es unbewußt auch. Das ließ sie jenen undifferenzierten, dem weiblichen Gefühl widersprechenden Zustand nicht aushalten und machte sie krank.

Es liegt nun nahe, in Freuds Leugnung oder wenigstens Vernachlässigung der Werte, wenn auch nur als bloßer psychologischer Gegebenheiten, einen negativen Vaterkomplex zu vermuten. Die Eltern, und besonders der Vater, sind für jedes Kind, wie gesagt, die ersten Wertträger. Abwehreinstellungen gegen die Eltern, die jeder Mensch von einigem Eigengehalt wird durchmachen müssen, beruhen normalerweise darauf, daß die jüngere Generation nach neuer Wertgestaltung strebt. Dieser Haltung liegt in jetziger Zeit bisweilen ein Ethos zugrunde, das tiefer ist, als das der älteren Generationen, ja deren ethische Flachheit ist oft die Ursache des jugendlichen Widerstandes. In Freuds Jugend lagen die Dinge anders. Damals waren religiöse und ethische Doktrinen der Älteren im Liberalismus oder in reaktionärer Auffassung starr geworden. Was die Jugend in den siebziger Jahren suchte, war nicht, wie heute, ein neues Ethos und tiefere Religiosität, sondern Freiheit von Religion, Ethos und jeglicher überpersönlichen Bindung überhaupt. Das führte viele zur grundsätzlichen Leugnung aller, nicht aus dem Trieb ableitbaren Werte. Am folgerichtigsten war hier der Marxismus, der sich ja eindeutig auf die materialistische Wissenschaft berief. Der an sich normale Gegensatz zwischen junger und älterer Generation wurde daher in den siebziger Jahren (also schon für viele gegen 1860 Geborene) nicht zu einem Kampf um neue Werte, sondern um einen Kampf gegen Werte und ihre Vertreter überhaupt. Daß dies nun bei Freud in ganz besonderer Ausprägung

Digitized by Google

der Fall war, weist Charles E.Maylan in einem eben bei E.Reinhardt, München, erschienenen Buch: „Freuds tragischer Komplex" nach. Gegen das Buch ist mancherlei einzuwenden. Seine Ausdrucksweise ist noch ganz und gar die scholastische der Freudschule. Ferner verrät der Verfasser zwar die schöne Hoffnung, vielleicht dem verbittert alternden Freud durch eine Analyse seines eigenen Vaterkomplexes wenigstens zu einem seligen Ende verhelfen zu können, aber der allerdings noch junge Streiter für die Wahrheit ist noch nicht zu der reifen Menschlichkeit durchgedrungen, die ihn zu solcher „Bekehrung" befähigen könnte. Er packt den alten Mann mit einer so rücksichtslosen, von Grausamkeit nicht freien Siegergebärde an, daß jener mit dem besten Willen die Heisbotschaft nicht aus dem Schnabel des jungen Aars annehmen könnte. Sieht man aber von diesen bedauerlichen Umständen ab, dann muß man zugeben, daß der Versuch des Verfassers, Freud mit der Freudschen Methode zu analysieren, vollkommen gelungen ist. Hier ist ein negativer Vaterkomplex aufgezeigt, der in dem ganzen Leben nichts sieht, als einen dauernden widerwilligen Verzicht auf Verwirklichung geheimer Triebwünsche. Von der Richtigkeit dieser Diagnose kann sich auch der überzeugen, der es nicht vermag, dem Verfasser in alle die schlüpfrigen Winkel und Keller der Freudschen Triebwelt nachzukriechen. Durch seine negativistische, wertfeindliche Einstellung wurde Freud verhindert, zu werden, wozu sein psychologisches Talent ausgereicht hätte, nämlich der wirkliche Reiniger unserer muffigen Kulturatmosphäre, wenn ein zu den Werten jasagender Mensch in ihm dasselbe Niveau eingehalten hätte, wie der kritische Forscher.

Nichts wäre nun falscher, als Freud persönlich das Gefühl für Werte abzusprechen. Er besitzt es vielmehr in hohem Maße. Das ganze uralte jüdische Ethos steckt in ihm, aber eben dies hat er verdrängt. Als er in Rom vor dem Moses des Michelangelo steht, da wird ihm angst und bange, wie nur den Erzvätern wurde, wenn sie die Hand Jahves auf sich ruhen fühlten, und da dämmert es ihm, daß er sich verblendet unter das „Gesindel" gemischt hat, „das keine Überzeugung festhalten, das nicht warten und nicht vertrauen will und jubelt, wenn es die Illusion des Götzenbildes wiederbekommen hat." Zu diesem Gesindel will Freud nicht gehören, und er gehört gewiß nicht zu ihm, aber warum kann er dem Urbild seines eigenen Rasseethos nicht ins Auge sehen? Weil er abgefallen ist und sich zwar nicht dem goldenen Kalb, wie das Gesindel, übergeben hat, sondern einem anderen vornehmeren Götzen, nämlich der modernen Wissenschaft. Freuds Fall zeigt deutlich, daß die revolutionäre, oppositionelle Gesinnung, wenn auch in gewissen Zeiten als Übergang notwendig, um neuen Tafeln Platz zu machen, genau wie jede Protesteinstellung zum neurotischen Komplex werden kann. Dann entstehen

Digitized by Google

jene Pseudowerte, die nicht organisch in der Kultur wurzeln, und, bei aller berechtigten Kritik am alten, rein destruktiv bleiben. Opposition kann, wie gesagt, ein unvermeidliches Mittel des Handelns sein, als grundsätzliche im reifen Alter nicht aufgegebene Einstellung aber macht sie ichhaft, d. h. dem Leben gegenüber negativ, unproduktiv, zerstörerisch. Daraus erklärt sich vor allem Freuds völlige Hilflosigkeit vor dem Tod, denn, wenn etwas, verlangt die Versöhnung mit diesem großen Nein ein noch größeres Ja als Grundhaltung.

Der Mensch als kosmisches Wesen

Von Hanns Fischer

Das Wort kosmisch ist heute zu einem Geschwöke geworden für mancherlei Betrachtungen, die es auf Knalleffekte absehen. Wir lesen von kosmischen Rhythmen in Musikberichten; von kosmischem Gefühl, wenn jemand mehr überschaut, als den engen Kreis eines Familien-Idylls. Und wir hören auch neuerdings die Bezeichnung „Kosmische Biologie". Sind die erstgenannten Beiworte nur klingende Schellen, so ist der letzte Ausdruck zweifellos eine verschämte Umschreibung; denn offensichtlich sind hier astrologische Voraussetzungen und astrologische Absichten vorhanden. Dann aber müßte eine solche Biologie, um das klar zu umschreiben, was sie vertritt, eben Astro-Biologie heißen [1].

Es scheint nämlich wichtig, zwischen Kosmos und All zu unterscheiden. Kosmos ist das Gefüge und der Raum unserer Weltinsel, also die Sonne mit dem organisch zu ihr gehörenden Hofstaat einschließlich ihres jeweiligen Bereiches. All, aber ist so viel wie Weltall, wie Welt überhaupt, hin bis zu den begrenzten oder unbegrenzten Raumestiefen, über deren Zustände wir heute kaum ein Ahnen haben.

Wollen wir also von kosmischer Biologie reden, so kann hiermit nur ein Wissen vom Leben und seinen Abhängigkeiten innerhalb unserer Sonneninsel gemeint sein. In diesem Sinne hat der kürzlich verstorbene Geologe Hofrat Dr. Fritz Noetling meines Wissens als erster diesen Ausdruck verwendet. Er tat das in seinem stark angefeindeten, also nicht wertlosen Buche „Die kosmischen Zahlen der Cheops-Pyramide" [2]. Hier spricht er ganz unmißverständlich und klar in dem eben geschilderten Sinne von einer kosmischen Biologie.

Ganz unabhängig von Noetling und, um es gleich hier zu erwähnen, auf Grund der Welteislehre Hanns Hörbigers, bin ich vor mehr als einem halben Jahrzehnt zur Begründung der Heliobiologie gekommen. Ich behaupte nämlich: Es gibt nichts, das nicht kosmisch bedingt und sonnen-

[1] Vgl. das an sich sehr lesenswerte „Jahrbuch für kosmische Forschung". Dom-Verlag, Augsburg.

[2] R. Schweizerbart, Stuttgart.

Digitized by Google

rhythmisch beeinflußt ist. „Heliobiologie sagt uns, wie menschlich klein es ist, das Leben als etwas zu betrachten, das nur von irdischen Fäden gehalten würde; denn deutlich ist, daß nichts für sich allein besteht: daß es keinen Sinn hat, die Erde als einen Körper an sich zu betrachten, oder gar zu meinen, wir könnten Wetter oder Gebirge, das Meer oder die Schätze der Tiefe, unser Wollen und Müssen erklären, ohne die Mächte zu berücksichtigen, welche unseren Stern in den kosmischen Tanz zerren und von außen auf alles wirken." So schrieb ich damals in meinem Buche „Rhythmus des kosmischen Lebens"[1].

Diese Behauptungen haben aber nichts mit Astrologie zu tun, wenigstens nicht unmittelbar. Es wird aber zu zeigen sein, daß Hörbigers geniales Werk jene Grundlagen aufzudecken beginnt, die heute als Verfallsergebnis jahrzehntausendelanger Kulturspannen uns als sogenannte Astrologie entgegentreten. Astrologie in ihrer wahren Urform ist allerdings Lebenslehre, ist nichts anderes als Heliobiologie! Astrologie im heutigen Sinne aber ist, so scheint es, nichts anderes, als die aus Jahrhunderttausenden einer Gipfelkultur übriggebliebene oder für den Profangebrauch bestimmte, darum oft mißverstandene Faustregel[2].

Hier wollen wir aber nicht weiter über Astrologie reden, sondern untersuchen, ob das Leben überhaupt rein irdisch verstanden werden kann, körperlich und seelisch. Ich sage nicht geistig! Und wir werden dabei fern jeder materialistischen Einstellung zur Aufhellung von Dingen kommen, die lange in die übersinnlichen Bezirke verbannt, von einer unter dem Banner Kraft und Stoff marschierenden Zeit beiseite geschoben, wissentlich übersehen oder als Phantastereien belächelt wurden.

Diese Dinge sollen uns zunächst nicht kümmern. Uns kommt es vorerst darauf an, das Wesen der Heliobiologie näher zu betrachten. Wir hatten von kosmischer Beeinflussung gesprochen. Mit vollem Bedacht ist diese Bezeichnung gewählt. Daß die Erde überhaupt kosmisch beeinflußt wird, ist ganz unbestritten. Denn unser Taggestirn sendet uns ja Licht und das Umwandlungsergebnis Wärme zu. Wir werden indessen erkennen, daß noch ganz andere, bisher so gut wie völlig übersehene Kräfte pausenlos von der Sonne auf alles Irdische wirken. Daher „Helio"-Biologie. Auch das Leben verläuft in einem von der Sonne bestimmten Takt. Deswegen sind alle sonnenbedingten Abhängigkeiten, als da sind: Stand der Planeten, Stand der Sonne im Tierkreis, Lage der inneren, der Sonnenwelt benachbarten „Eis"-Milchstraße, Lauf des Mondes und Rhythmus der Sonnenbefleckung jene Hämmer, die auf den Saiten des Lebendigen (und auch des Leblosen!) ihre kosmischen Melodien spielen.

[1] R. Voigtländers Verlag, Leipzig.

[2] Vgl. Hanns Fischer, „In mondloser Zeit". Auf den Spuren vormondlicher Kulturen. Versuch zur Begründung einer kosmischen Kulturgeschichte. Jungborn-Verlag, Bad Harzburg.

Digitized by Google

Erweisen sich diese Behauptungen als richtig, dann ist sicher, daß als biologische Maße allein Jahr und Tag eine Rolle spielen. Zu der nämlichen Forderung kommt, übrigens gänzlich unabhängig von der Heliobiologie, neuerdings Hans Schlieper, der bedeutendste Vertreter der von Fließ begründeten Periodenlehre in seinem Werke „Das Raumjahr". Er schreibt: „Das irdische Leben kennt keine anderen Maße, als die durch die Umdrehung und den Umlauf unseres Planeten gegebenen."[1]

Diese Feststellung ist immerhin von Wert; denn alle scheinbar aus den künstlich ersonnenen Grammen, Sekunden, Minuten, Stunden oder Zentimetern sich ergebenden biologischen Gesetzmäßigkeiten entbehren der Wirklichkeit biologischer Tatsachen. Ganz verwirrend aber wirken die beliebten Durchschnittswerte, die jener Eigengesetzlichkeit, der jeder biologische Vorgang folgt, geradezu Hohn sprechen und lebensmäßig deswegen wertlos sind, weil sich die kosmischen Einflüsse in jedem Augenblick verschieben. Will aber das Leben bestehen, so muß es eben in jedem Augenblick fähig sein, sich dem Wechsel der äußeren Abhängigkeiten anzupassen; denn alles fließt! Und das ist heliobiologisch eine Selbstverständlichkeit.

Indessen: Der Worte sind genug gewechselt ...

Gehen wir nun auf unser Ziel zu.

Wenn, wie wir behaupten, die Sonne jenseits ihrer Licht- und Wärmewirkung das Leben beeinflußt, so wäre zunächst aufzuzeigen, ob und wie derartige Bindungen sichtbar gemacht werden könnten.

Um hier überhaupt an einer allgemein zugänglichen Stelle den Faden aufnehmen zu können, wollen wir uns zunächst dem eindrucksvollsten Vorgang auf der Sonne selbst, nämlich der rhythmisch verlaufenden Befleckung, zuwenden.

Es muß aber sogleich betont werden, daß die geltende Astronomie über Ursache und Wesen der Sonnenbefleckung keine bündige Auskunft zu geben vermag. Was die Himmelskunde bisher über das Werden unserer Sonnenwelt und die aus diesem Werden sich ergebenden Gesetzmäßigkeiten aussagte, ist völlig unbewiesene Hypothese. Ganz offen gibt das der Astronom Henseling zu, indem er schreibt: „Für die Bestimmung des Entwicklungsganges des Sonnensystems sind die astronomischen Beobachtungsmethoden vorläufig leider nicht verwendbar." Diese Tatsache ist um so erstaunlicher, weil die fraglichen Beobachtungsmethoden scheinbar durchaus verwendbar erachtet werden für die Zustände weit draußen in den nach vielen Lichtjahren gemessenen Tiefen des Fixsternraumes. Mithin wird der Eindruck hervorgerufen, als wüchse die Sicherheit der Ergebnisse mit wachsender Entfernung von der Erde.

[1] Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Digitized by Google

Es war nötig, dies zu betonen, weil festgehalten werden muß, daß die Himmelswissenschaft nichts Vollgültiges über das Werden und somit auch nicht über das wirkliche Sein unserer Sonnenwelt auszusagen vermag. Ganz im Gegensatz zu dieser unbestreitbaren Tatsache zeigt sich die so hart bekämpfte Welteislehre in einem erstaunlichen Vorteile. Wer dieses Rießenwerk k e n n t, weiß, daß hier nicht, wie so oft kritiklos behauptet wird, Hypothesen geschmiedet werden, sondern daß die zwangsläufigen Ableitungen z u d e n B e o b a c h t u n g s t a t s a c h e n h i n f ü h r e n. Hörbiger hat überdies nur einen einzigen neuen Gedanken in die Wissenschaft eingeführt; den nämlich, daß außer den allgemein anerkannten Glutmassen selbstleuchtender Sonnen auch erkaltete und somit durcheiste Weltkörper, und hieraus folgend auch kosmisches Eis allein, für das Weltgeschehen wesentlich sind. Alles andere folgt ganz von selbst. Und es ist nun überraschend, daß alle notwendigen Folgerungen — auf deren wenige ich zurückkommen werde —, mit den Beobachtungstatsachen aufs Haar genau übereinstimmen.

Wir vermögen also die Sonnenwelt nicht nur abzuleiten, wie sie uns scheint, sondern wir werden zu Einsichten gezwungen, die bei näherer Erforschung sich als Wirklichkeiten ergeben, obwohl sie bisher ganz oder teilweise übersehen wurden.

Schon bei der Betrachtung der Sonnenflecken werden wir uns von dieser Eigenart der Welteislehre zu überzeugen vermögen.

Auch jenseits der Hörbigerschen Arbeiten war die Befleckung des Taggestirns lange bekannt. Man wußte auch, daß diese dunklen Punkte nicht wahllos erscheinen, sondern, daß ihre Zahl sich rhythmisch steigert, um dann ebenfalls rhythmisch wieder sich zu verringern. Es ergeben sich also Zeiten starker Befleckung, die Sonnenfleckenmaxima, welche gefolgt werden von Zeiten geringer Befleckung, den Sonnenfleckenminima. Die Statistiker geben die Dauer eines solchen Rhythmus mit „durchschnittlich" elfeinviertel Jahren an. In Wahrheit schwanken die Rhythmen aber ganz beträchtlich.

Tragen wir die sich ergebenden Werte in ein Achsenkreuz ein, dann erhalten wir die Sonnenfleckenkurve, welche also jeweils die Stärke der Sonnenbefleckung angibt (Abb. 1) [1].

Diese Kurve ist eine rein sachliche Feststellung, an deren Wirklichkeitswert nicht gezweifelt werden kann. Überdies etwas Altbekanntes, wie schon erwähnt. Ebensowenig neu ist das im Sinne der Sonnenbefleckung synchron verlaufende Dickenwachstum der Bäume, das sich an den Jahresringen eines Baumstumpfes nachweisen läßt. Es gelingt sogar, die Groß-

[1] Sämtliche Abbildungen wurden entnommen dem Buche Hanns Fischer, „Auf der Fährte des Schicksals". Gedanken um Erde, Wetter, Mensch und Leben in ihrer kosmischen Verbundenheit. Mit 58 Abbildungen. Jungborn-Verlag, Bad Harzburg.

Digitized by Google

wetterlage der einzelnen Jahre früherer Jahrhunderte aus entsprechend alten Stämmen abzulesen. Im Baum ist also das Wetter gewissermaßen konserviert. Aber weiter: Auch die Ernteerträge folgen der Befleckung, wobei die einen mit der Kurve gleichlaufen, die anderen sich gerade entgegengesetzt verhalten. (Von Ausnahmen sei hier wegen der Unwichtigkeit dieser Frage für uns ganz abgesehen.) (Vgl. Abb. 2.) Schon vor vierzig Jahren hat Hermann Fritz über diese Zusammenhänge ein beachtliches Buch geschrieben[1].

Überblicken wir diese Feststellungen, so erkennen wir nicht nur einen Einfluß der Sonnenbefleckung auf das Leben, sondern auch auf die Großwetterlage. Wir können weiter hinzufügen, daß dann, wenn auf der Sonne ein Fleck der Erde gerade gegenüberliegt, also durch den Zentralmeridian des Taggestirns geht, auf der Erde magnetische Beeinflussungen fest-

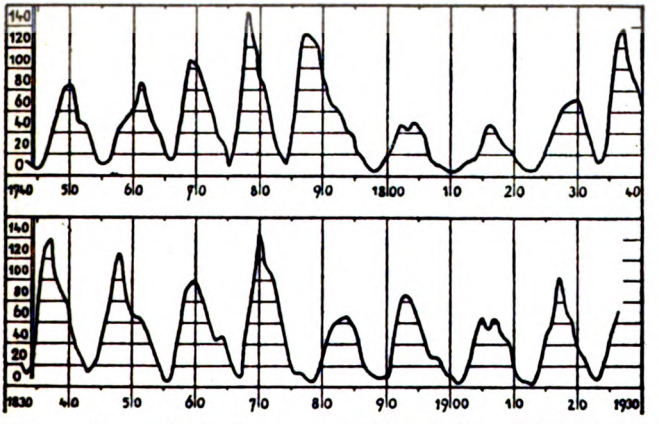


Abb. 1. Sonnenfleckenkurve nach Max Valier. (Welteislehre, Hachmeister & Thal Verlag, Leipzig.)

stellbar sind, die zu so starken magnetischen Stürmen anwachsen können, daß die Telegraphen außer Betrieb gesetzt werden. Trägt man die magnetischen Erscheinungen genau wie die Sonnenflecken ein, so erhält man eine Kurve, die der Fleckenkurve überaus ähnlich ist. Auch hier ergeben sich also Zusammenhänge.

Und damit nun der Mensch nicht fehle, wollen wir einen Blick auf die Fleckenkurve (Abb. 1) werfen und die letzten Kriege uns in Erinnerung rufen. Es genügt, jenen von 1870 und den Weltkrieg zu betrachten, um zu erkennen, daß beide in die Zeit eines Fleckenmaximums fallen. Schon 1896 hat der Berliner Ingenieur Rudolf Mewes auf Grund der Sonnen-

[1] „Die wichtigsten periodischen Erscheinungen der Meteorologie und Kosmologie"; Leipzig, F. A. Brockhaus, 1889.

Digitized by Google

fleckenkurve den Weltkrieg zwischen 1910 und 1920 vorausgesagt und gezeigt, daß sich innerhalb der Fleckenkurve Großperioden nachweisen lassen, die rund 56 Jahre umfassen und je eine Kriegs- und eine Friedensspanne bergen. Nach Mewes sei hier nur eine kleine Tafel wiedergegeben:

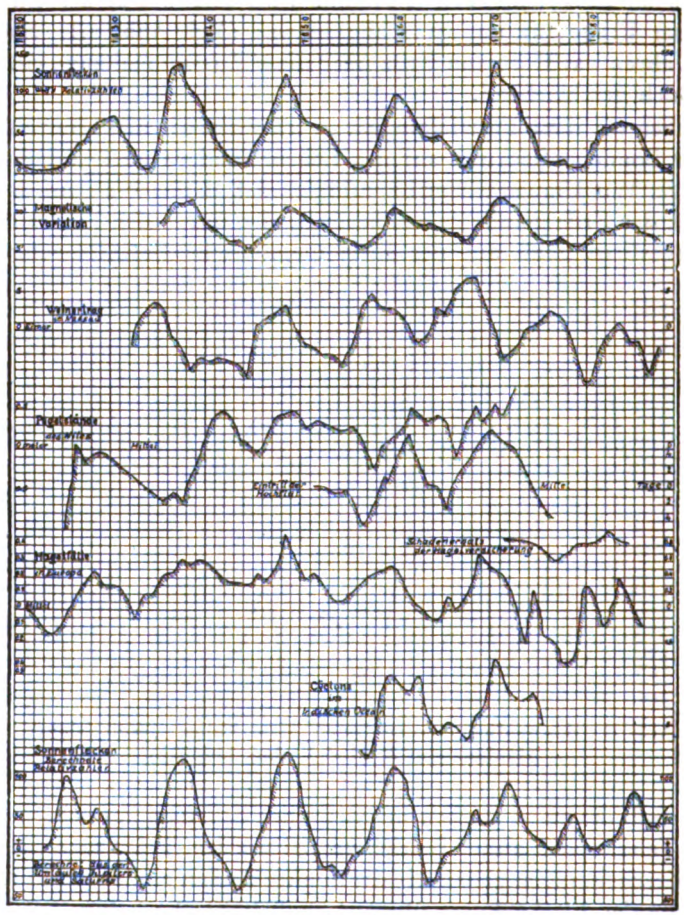


Abb. 2

1848, 3—1876,0 Die deutschen Kriege usw.
1876, 0—1904,0 Blüteperiode der Kunst und Wissenschaft.
1904, 0—1932,0 Periode des Weltkrieges.
1932, 0—1960,0 Friede, innere Entwicklung.

Es ist auch ratsam, die Abbildung 3 zu prüfen und festzuhalten, mit welcher Genauigkeit der Kriegssturm in dem Augenblick einsetzte, in welchem die Fleckenkurve sich anschickte, zu einem neuen Maximum em-

Digitized by Google

porzusteigen. Wer sich überdies die Mühe macht, diese Kriegskurve mit den Ereignissen des Weltringens zu vergleichen, wird sich von weiteren Zusammenhängen überzeugen.

Aber die Fleckenkrisen auf der Sonne haben auch sonst noch biologische und soziale Krisen im Gefolge, ganz abgesehen davon, daß sie auch von geologischen begleitet sind. Hans von Hentig hat über diese Erscheinungen eine sehr lesenswerte Schrift veröffentlicht[1]. Seinen Arbeiten entnehme ich folgende Beispiele:

Im März 1921 fand in Mitteldeutschland der berühmte Aufruhr statt. Er war begleitet von Unruhen und Dynamitattentaten in Italien. Zu genau der gleichen Zeit fand ein heftiger Ausbruch des Stromboli statt. — Am 7. April 1921 nahm der Vesuv erhöhte Tätigkeit auf, so daß die benachbarten Ortschaften geräumt werden mußten. Am gleichen Tag begann ein heftiger Ausbruch des Kilanea auf Haway[2]. Am 8. April fiel in Mexiko aus dem Popocatepetl ein gewaltiger Aschenregen. Am gleichen Tage setzte die große soziale Krise in England ein. — Und nun vergleiche man zu diesen Angaben die Abbildung 3. Doch noch ein Beispiel aus der alten Geschichte. Mewes hat die Kriegs- und Geistesperioden bis zum Jahre 2400 v. Chr. zurückberechnet. In die Kriegsperiode von 428,0—400,0 v. Chr. fällt der Peloponnesische Krieg. Hans von Hentig gibt ohne jeden Bezug auf Mewes aus dieser Zeit an: „In den Anfangsjahren des Peloponnesischen Krieges 431—404 v. Chr. werden das Mittelmeer und seine Gestade unablässig von Erdbeben geschüttelt... In Athen bricht die Pest aus... sprang nach dem Westen über und verheerte Italien und Sizilien. Eine Reihe feuchter Winter war in Griechenland vorhergegangen. Die luftreinigenden Nordwinde waren seit langem ausgeblieben. G. Weber berichtet: ‚Die alte Zeit ging zugrunde und als ob selbst die äußere Natur eine andere Gestalt annehmen sollte, verbreiteten Erdbeben und Regengüsse, Dürre und Überschwemmungen in furchtbarem Wechsel allenthalben Jammer, Schrecken und Not.' Im fünften Jahre des Kriegs, 426, als in Athen die Pest mit neuer Gewalt ausbrach, wurden Athen, Euböa, Böotien von Erdbeben erschüttert. Im 6. Kriegsjahr berichtet Thukydides von Sturmfluten und Erdbeben... gleichzeitig wird durch einen Ausbruch des Ätna Catania zerstört. Ein anderes heftiges Beben soll die Peloponnesier von einem Angriff auf Athen abgehalten haben, während eine Revolte der Heloten, Thuriater und Atheenser in ihrem Rücken aufflammte. Eine Sonnenfinsternis zugleich mit einem Erdbeben erschreckten im Sommer des 8. Jahres (423) die Grie-

[1] „Über den Zusammenhang von kosmischen, biologischen und sozialen Krisen." Verlag Mohr, Tübingen.

[2] Über die Zusammenhänge zwischen Sonnenflecken und Erdbeben vgl. Hanns Fischer, „Weltwenden". Die großen Fluten in Sage und Wirklichkeit. 4. Aufl. R. Voigtländers Verlag, Leipzig.

Digitized by Google

chen, die unter Mißwachs und Hungersnot litten und die sich in mörderischen Kriegen und wilden Parteikämpfen zerfleischten."

Das sind nur drei Beispiele. Sie könnten nach Belieben vermehrt werden. Überall aber würde sich zeigen, daß die Fleckenmaxima von sozialen, biologischen und geologischen Krisen begleitet sind.

Für uns hier ist aber wichtig, zu sehen, wie der Mensch unbewußt in diesen Rhythmus hineingezwungen ist, bisher auch unfähig, sich ihm zu entziehen.

Diese Verknüpfung des Menschen mit kosmischen Vorgängen wird an einer ebenso bekannten wie bisher rätselhaften Erscheinung noch sinnfälliger. Wir meinen die Wettervorfühligkeit.

Das Wetter wurde bereits oben erwähnt im Zusammenhange mit den Jahresringen der Bäume, dann aber auch bei Betrachtung der irdischen Zustände während des Peloponnesischen Krieges. Sonnenfleckenmaxima gehen mit nassen, katastrophenreichen Jahren Hand in Hand. Da nun Wetterstürze fast immer dann einzutreten pflegen, wenn ein Fleck durch den Zentralmeridian geht und dieser Wettersturz bereits lange, ehe auch das empfindlichste Barometer Schlechtwetter anzeigt, von wettervorfühligen Menschen deutlich empfunden wird, so dürfen auch Zusammenhänge zwischen Sonnenbefleckung und Wettervorfühligkeit angenommen werden.

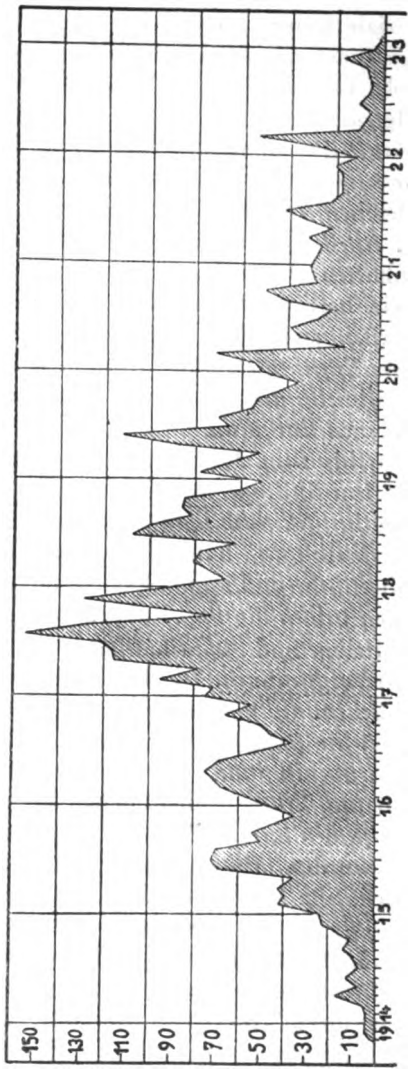


Abb. 3. (Nach Max Valier, „Welteislehre", Lehrmeister-Bücherei Nr. 876—878. Verlag Hachmeister & Thal, Leipzig.)

Alles das ist aber seit Jahrzehnten bekannt. Da es aber nicht erklärt werden konnte, hat man so getan, als sei das nicht recht wesentlich, obwohl vereinzelte bedeutende Köpfe allerdings vergeblich versuchten, den Zusammenhängen auf den Grund zu kommen.

Digitized by Google

Aber es blieb wie es war: So viele Feststellungen, so viele Rätsel.
Fraglos war hier gar manches Geheimnis zu lüften. Indessen blieb alles verhüllt, bis die Welteislehre zu marschieren begann. Da wurden mit einem Male die Fäden sichtbar, welche alles Leben an den Rhythmus der Sonne und an ihr beherrschendes Gesetz knüpfen.
Zunächst wurden die rätselhaften Sonnenflecken zu natürlichen Notwendigkeiten, deren wieder naturnotwendige Äußerungen das Leben beeinflussen mußten.
Es würde zu weit führen, an dieser Stelle, beginnend vom bewegenden Gegensatz der Sonnengluten und des Welteises, alle Folgerungen abzuleiten, welche endlich zur Erscheinung der Sonnenflecken führen. Hierzu wäre ein Buch nötig, und da es vorhanden ist, kann hier darauf verwiesen werden.[1]
Nur so viel sei an dieser Stelle gesagt: Hörbiger zeigte, daß jene durch das Fernrohr gewonnenen Photos der Milchstraße keineswegs dem entsprechen, was wir mit unbewaffnetem Auge erblicken und mit dem gleichen Namen belegen. Die Lichtbilder zeigen uns jene weit draußen im Fixsternraume sich befindende, mit bloßem Auge gar nicht wahrnehmbare Anhäufung von selbstleuchtenden Sonnen, die äußere oder Glut-Milchstraße, deren Ursprung und Wesen Hörbiger genau und zwangsläufig ableitete. Diese Milchstraße, deren Entstehung mit der Geburt unsrer Sonnenwelt zusammenfällt, ist für die Geschicke unserer Weltinsel bedeutungslos. Ganz das Gegenteil trifft für die innere oder Eis-Milchstraße zu. Sie besteht aus einem nur etwa 40—50 Neptunweiten von der Sonne abliegenden, aus losen, verschieden großen Firneis-Blöcken aufgebauten Kranze, der, ohne einen Umlauf auszuführen, praktisch in seiner Lage zur Sonnenwelt verharrt und mit ihr gemeinsam durch den Weltraum fliegt. Diese innere Milchstraße strahlt im widergespiegelten Sonnenlichte und ist als milde schimmerndes Band in mondlosen, sternklaren Nächten mit dem unbewaffneten Auge jedermann sichtbar. Sie liegt übrigens in der gleichen Ebene, in welcher sich weit, weit draußen hinter ihr die Glutsternmilchstraße befindet. Unsere Abbildung 4 mag von der räumlichen Anordnung einen Begriff vermitteln, auch dann, wenn sie, keinesfalls maßstäblich, die äußere Milchstraße überhaupt nicht zeigt.

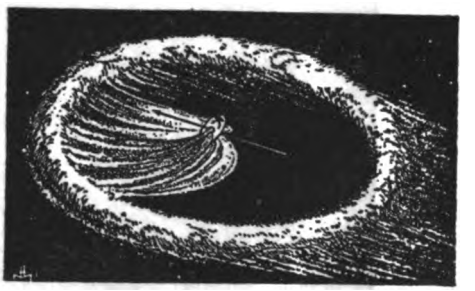


Abb. 4. In der Mitte die Sonne und die Scheibe der Planetenbahnen. Der Pfeil deutet die Flugrichtung des Ganzen an.

[1] Hanns Fischer, „Rhythmus des kosmischen Lebens". R. Voigtländers Verlag, Leipzig.

Digitized by Google

Betrachten wir nun die Abbildungen 4 und 5, so erkennen wir ein fransiges Gebilde auf der dem Flugpunkt abgekehrten Seite der Eis-Milchstraße. Es handelt sich hier um kleinere Eislinge, die infolge des Welt-

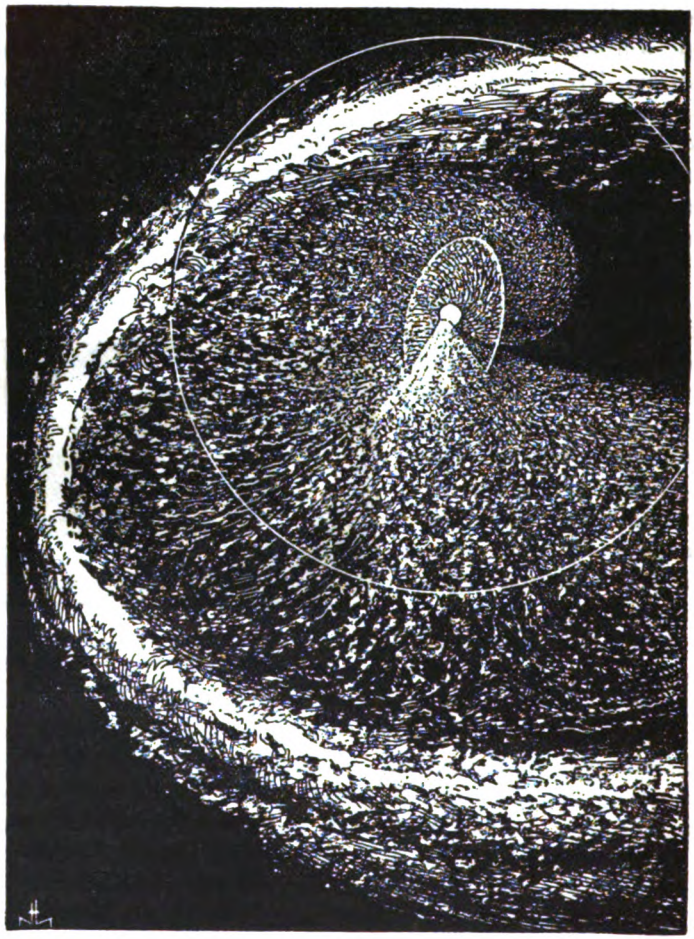


Abb. 5. Der vordere Teil der Eis-Milchstraße mit Sonne und Planetenscheibe. Der Kreis deutet die Reichweite der Sonnenschwere an.

raumwiderstandes gehemmt, sich aus dem Kranze lösen und zurückbleiben müssen.

Wer allerdings mit dem bisherigen astronomischen Denken vertraut ist, der wird in dieser Behauptung deswegen eine Unrichtigkeit erblicken, weil

Digitized by Google

die Himmelskunde so tut, als sei der Weltraum völlig leer und darum auch widerstandslos. Koronalicht, kosmischer Staub, Kometenschweife, Sternschnuppen, Meteore und Tierkreislicht zeigen unmißverständlich an, daß der Raum zwischen den Sternen alles andere als leer ist. Überdies ist ein gänzlich leerer Raum, wie ihn die Astronomie braucht, um ihre Formeln stimmen zu machen, in einem organischen Getriebe, wie es unsere Sonnenwelt ist, technisch und biologisch unvorstellbar.

Hörbiger hat nun als erster diesen Weltraumwiderstand (für den er noch ganz andere Beweise beibringt) in Rechnung gestellt. Dabei ergab sich eine Erkenntnis, die mit einem sehr einfachen Versuch und dessen Ergebnis genau übereinstimmt. Jede Handvoll trockenen Sandes, die wir von uns werfen, zeigt uns die Gesetze des Fluges lose angeordneter Gebilde durch einen Raum, der Widerstand besitzt. Der Sand bleibt nämlich keineswegs geballt, sondern wird nach Größe und Schwere sortiert. Die größeren und schwereren Steinchen, welche auch die meiste Wurfenergie in sich aufzunehmen vermögen, fliegen am weitesten. Die feinsten Teilchen dagegen werden am ehesten in ihrem Fluge durch den Luftwiderstand abgebremst und fallen dem Werfenden am nächsten zu Boden. Das gleiche muß nun auch bei dem Fluge der inneren Milchstraße der Fall sein: Immer müssen die jeweils kleinsten Grobeisbrocken, vom Weltraumwiderstand abgebremst, sich aus dem eigentlichen Milchstraßen-Kranz herauslösen und zurückbleiben. Dieser Vorgang wird sich in allen Teilen des Eisgewölke-Ringes abspielen. Für unsere Betrachtung wichtig ist aber nur der vordere, der Sonne und ihren Trabanten vorauffliegende Teil der Eis-Milchstraße. Die Zurückbleiber dieses Gebietes werden nämlich teilweise von den Schwerkräften der Sonne erfaßt und zum Taggestirn hingezwungen. Hier aber verdampfen sie keineswegs etwa alle, wie man annehmen könnte, bereits in entsprechender Sonnennähe, sondern gelangen von einer gewissen Größenordnung an bis in die Glutmassen selbst.

Auf scheinbar naheliegende Einwände kann an dieser Stelle aus Raummangel nicht eingegangen werden. Bei genauer Betrachtung ergibt sich jedenfalls, daß gewisse Eislinge in die Sonne eindringen müssen. Selbstredend wird hierbei ein Teil des Eises explosiv verdampft. Aber diese Verdampfung benötigt Wärme und zwar so viel, daß jene dem Eiskörperrest benachbarten Sonnenstoffe als bimssteinartige Schaumschlackenkruste ihn zu umhüllen beginnen. Ein ganz langsames Verdampfen wird die Folge sein. Das ganze Gebilde aber muß außerdem infolge seiner Schwere in entsprechende Sonnentiefen hinabsinken und von hier aus den hoch gespannten Wasserdampf an die Sonnenoberfläche und in den Weltraum stoßen.

Die Meinung, bei den gewaltigen Temperaturen könne überhaupt kein Wasserdampf als solcher die Sonnenoberfläche erreichen, ist irrig und

Digitized by Google

nur insoweit haltbar, als sich zeigt, daß nur ein Teil in seine Bestandteile Wasserstoff und Sauerstoff gespalten wird, der Rest aber als unzersetzter Wasserdampf den Dampfschlund der Sonne verläßt, nicht ohne durch die starken Reibungen eine elektropositive Ladung mit auf den Weg bekommen zu haben.

Die eben abgeleiteten Auspufftrichter sind nun nichts anderes als die altbekannten, rätselhaften Sonnenflecken. Es sei aber betont, daß wir zu dieser Überzeugung auf dem Wege zwangsweiser Ableitung gelangen, ohne uns etwa als Ziel die Erklärung der Sonnenflecken gesetzt zu haben. Würden wir also diese dunklen Punkte auf der Sonne noch nicht kennen, so würden wir sie auf Grund der Welteislehre fordern müssen. Die Berechtigung dieser Behauptung werden wir noch im Verlauf der weiteren Betrachtungen zu erhärten vermögen.

Abb. 6. Gewaltiger von den Dampfmassen emporgerissener Glutgasspringer auf der Sonne, dessen Höhe die Entfernung des Mondes von der Erde übertrifft. Um eine Vorstellung von der auch für unsere Erde unabweislichen Wirkung dieser gigantischen Erscheinung zu erhalten, vergleiche man die (maßstäblich richtigen) Verhältnisse von Sonne (nur kleiner Teil ihrer Masse, schwarz), Mond (unterer Punkt der Linie links) und Erde (oberer Punkt). Die Linie stellt die (ebenfalls maßstäblich richtige) Entfernung Erde—Mond dar.

Kehren wir zu dem sonnenflüchtigen Dampf zurück. Mit vehementer Gewalt wird er die Sonne verlassen (Abb. 6) und in kosmische Gebiete gelangen, welche kalt genug sind, die einzelnen elektropositiv geladenen Dampfbläschen zu Staubeis, dem sogenannten Feineis — im Gegensatz zum Milchstraßen-Grobeis —, gefrieren zu lassen. Allmählich werden sie sich überdies von der Sonne soweit entfernt haben, daß der Lichtdruck die Schwerkraft überwiegt und das Feineis mit nahezu 2 400 km in der Sekunde in den kosmischen Umraum jagt.

Bei entsprechender Stellung der Sonnenflecken zur Erde, also dann, wenn die Ausschußrichtung für einen solchen Fall günstig gelegen ist, wird der Feineis-Strahl auch zur Erde gelangen müssen. Daß die Gebiete größter Befleckung für eine solche Beeinflussung der Erde besonders vorteilhaft liegen, sei hier nur nebenbei angemerkt. Es taucht aber jetzt die Frage auf, wie sich Feineis-Strahl und Erde gegenseitig verhalten werden. Erinnern wir uns, daß die Erde eine elektronegative Ladung besitzt, während das Feineis elektropositiv aufgeladen ist, so ergibt sich zunächst eine ganz allgemeine Notwendigkeit. Die Erde muß die in ihre Nähe gelangenden Fein-

Digitized by Google

eismassen zu sich heranziehen; mit anderen Worten, es wird eine Verdichtung der Feineisschwaden in Erdennähe stattfinden (Abb. 7). Besonders stark wird diese Feineisanblasung dort sein, wo die Sonne zwischen den Wendekreisen jeweils senkrecht steht. Ferner müßte das Feineis allmählich zur Erde herabsinken und hier Regen verursachen. Diese Forderung haben wir einfach als Notwendigkeit der bisherigen Ableitungen zu erheben.

Vergleichen wir nun unsere Behauptung mit den Beobachtungstatsachen, so finden wir, daß mit dem Sonnenhochstande die tropische Regenzeit mit der Genauigkeit einer Uhr um die Erde wandert. Wir geben diesen Ausblick in die Wetterkunde nur, um die Verknüpfung der Erscheinungen mit den Sonnenflecken anzudeuten. Wesentlich aber ist hierbei die Betrachtung der Vorgänge bei der Anblasung.

Auf der einen Seite haben wir das mit ungeheurer Schnelligkeit heransausende Feineis, auf der anderen die aus den leichtesten Gasen be-

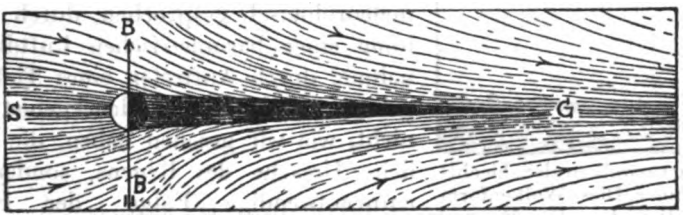


Abb. 7. Verdichtung des Feineises in Erdennähe. S = zeigt zum Stand der Sonne.

stehenden höchsten Schichten des irdischen Luftozeans. Diese vermutlich aus dünnem Wasserstoff bestehenden Gasgebiete haben also den Feineisstoß auszuhalten. Dieser Druck, so kann man folgern, muß sich nun bis zur Erde herab fortpflanzen und barometrisch eben auch als Druck, oder, wie wir wetterkundlich sagen würden, als Hochdruckgebiet kenntlich machen. Allmählich würde auch das Feineis in tiefere Gebiete herabsinken und einen Landregen verursachen. Schälen wir das Ergebnis etwas klarer heraus, dann würden wir feststellen müssen, daß ein Hochdruckgebiet oder schlechthin hoher Luftdruck Anzeichen kommenden Regens sein müßte. Unter anderem hat Prof. Dr. Kühl, der Potsdamer Meteorologe, diesen Punkt verwendet, um der Welteislehre einen jener vermeintlich zahlreichen groben Schnitzer nachzuweisen, die ihn und andere veranlaßten, die Welteislehre gar nicht erst zu studieren, sondern sie auf Grund derartiger Phantasien abzulehnen und zu bekämpfen.

Wie vermag die Welteislehre sich aber aus diesem Widerspruch zu retten, der offensichtlich ist, da erfahrungsgemäß nicht das barometrische Hoch,

Digitized by Google

sondern im Gegenteil das Tief immer Künder, oder, wie die Wetterkunde meint, Ursache des Regens ist?

Der Fehler liegt nicht bei Hörbiger, sondern bei Kühl. Hörbiger als Ingenieur weiß natürlich, daß die Luft kein starrer Stab ist, der einseitig erfolgten Druck sofort auf der Gegenseite weitergibt, sondern daß es sich hier um ein äußerst elastisches Mittel handelt, das ganz anderen Gesetzen folgt. Wird nämlich die oberste Gasschicht von einer Feineisanblasung getroffen, dann weichen die Wasserstoffmassen nach allen Seiten derart auseinander, daß eine Mulde entsteht. Ferner muß der Stoß sich bereits nach geringem Eindringen totringen. Das natürliche Ergebnis einer solchen Anblasung wäre also eine Entlastung der unter dem Anblasungsbezirke lagernden Luftmassen. Diese Druckverminderung wird nun von den tieferen Schichten durch eine Ausdehnung beantwortet werden, oder meteorologisch gesprochen, durch Entstehung einer barometrischen Luftdruckabnahme, durch Auftreten eines Tiefdruckgebietes. Und dieses Tiefdruckgebiet ist nun nicht, wie wir gesehen haben, die eigentliche Ursache des Regens, sondern die naturnotwendige Folge der Feineisanblasung, also der kosmischen Bewässerung.

Abb. 8. Zirruswolken als Schlechtwetterkünder. Diese Wolkenform (von Goethe als: „Der Himmel sieht aus wie frisch gefegt" bezeichnet) ist das erste dem bloßen Auge erkennbare Anzeichen eines „Schusses der Sonne auf die Erde". Schon Stunden vorher — ehe auch das feinste Barometer sich rührt — empfinden Tier, Pflanze und wettervorfühlige Menschen diese Sonnentätigkeit.

So sind wir eigentlich mühelos auf die Zusammenhänge zwischen irdischer Großwetterlage und Sonnenbefleckung gestoßen. Hier muß es bei diesen flüchtigen Hinweisen bleiben. Um aber die Verbindungen mit dem Leben und besonders mit dem Menschen erkennen zu können, wird es nötig sein, nochmals den Anblasungsvorgang zu betrachten.

Wir wissen ja um die elektrische Ladung, welche jener unseres Heimatsternes entgegengesetzt ist. Bei beginnender Anblasung wird zwar die Stoßwelle sich umkehren und erst nach entsprechender Zeit als barometrisches Tief bemerkbar sein. Auch das Herabsinken des Feineises wird teilweise zwei Tage benötigen und mehr, ehe es als Regen niedergeht. Dagegen werden die elektrischen Spannungen sehr schnell zu einem Ausgleich streben in Form dunkler Entladungen. Daß dies der Fall ist, zeigen uns auch die in bis zu mehr als hundert Kilometern sichtbar werdenden, als Zirrus-Wolken zunächst bemerkbaren Feineismassen (Abb. 8). Erscheinen

Digitized by Google

diese, dann geraten feine elektrische Apparate in Unruhe, ein Zeichen, daß hier Beeinflussungen elektrischer Art vor sich gehen.

Mit dieser Einsicht halten wir eigentlich die Abhängigkeit des Lebens von der Befleckung der Sonne in Händen. An diesem Punkte ist auch die Heliobiologie entstanden. Allerdings kam hier noch die engere Betrachtung der sich drehenden Erde hinzu; denn wir hörten, daß der Feineisbeeinflussung vorwiegend auf der sonnenzugekehrten, also auf der Tagseite stattfindet, während die Nachtseite diesen unmittelbaren Zustrom nicht aufwies. Ferner hatte Hörbiger auf Grund der vorhin angedeuteten Beiseiteblasung der höchsten Gasschichten einen Gaswulst etwa an der Tag- und Nachtgrenze der Erde abgeleitet, und gerade diese Erscheinung (Abb. 9) drängte dazu, nachzuprüfen, ob die zweifellos zu einem wesentlichen Teile elektrochemisch verlaufenden Lebensprozesse sich diesem täglichen Rhythmus anpaßten.

Ohne zunächst irgendwelches Vergleichsmaterial zur Verfügung zu haben, war es möglich, auf Grund einfachster Überlegungen Schlaf- und Wachkurven aufzuzeichnen, den Gang des Fiebers zu erkennen oder die Stunden zu bestimmen, welche ganz besonders reich an Todesfällen dann hätten sein müssen, wenn die Hörbigersche meteorologische Ableitung den natürlichen Erscheinungen entsprach.

Als ich dann meine rein gedanklichen Folgerungen mit den Beobachtungstatsachen verglich, fand ich eine geradezu überraschende Gleichheit. In dieser Stunde wurde die Heliobiologie bewußt begründet.

Es bleibt mir nur noch zu sagen, welche rein biologische Überzeugungen mich leiteten.

Einmal ist sicher, daß überall dort, wo irgendeine Kraft vorhanden ist, sich ein entsprechendes Kraftfeld bildet. Auch die Erde besitzt ein solches und zweifellos auch jeder Mensch. Ich nehme an, daß das menschliche Kraftfeld vorwiegend durch die eben erwähnten elektrochemischen Vorgänge in den Zellen gebildet wird.

Da nach einem Grundgesetze Leben nur dann sich zu behaupten, also bestehen zu bleiben vermag, wenn es ihm gelingt, sich möglichst reibungslos den Änderungen der Umwelt anzupassen, war die Forderung aufzustellen, daß ein gesunder Körper in der Lage sein müsse, ohne besondere Behinderungen sein eigenes Kraftfeld dem kosmisch bedingten und oft schwankenden Kraftfelde der Erde anzugleichen. Einen Körper, der dies vermochte, hätte man theoretisch als gesund bezeichnen müssen. Wo sich dagegen Anpassungsbehinderungen ergaben, war auf Krankheit zu schließen. In einem solchen Falle mußten merkbare Spannungen, vielleicht Erregungszustände oder sogar Schmerzen erwartet werden. Und solche Erscheinungen waren ja tatsächlich bei Rheumatikern oder bei Menschen

Digitized by Google

vorhanden, deren Körper längst verheilte schwere Verwundungen aufzuweisen hatte. Immer lange bevor das Barometer einen Wettersturz anzeigte, traten bei derartigen Personen Schmerzen auf, die erfahrungsgemäß als Vorboten des schlechten Wetters galten. Diese merkwürdige

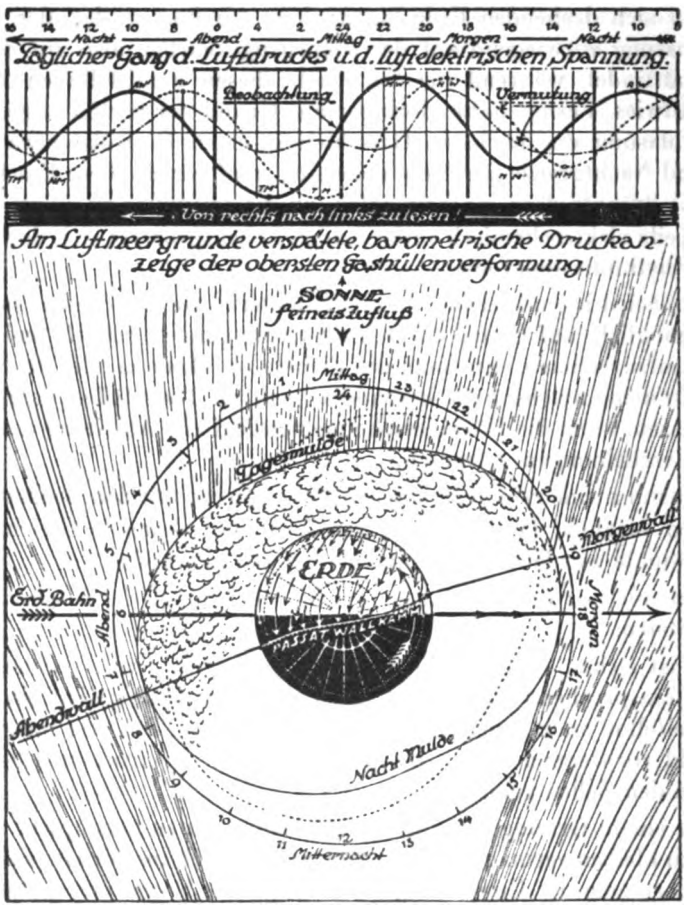


Abb. 9. Die Uhrzeiten sind noch nach alter Weise gegeben. 24 Uhr ist Mittag.

Erscheinung nannte man deswegen, wie schon erwähnt, Wettervorfühligkeit. Auch bei scheinbar Gesunden wurden in diesem Falle nervöse Erregungszustände, Niedergeschlagenheit, Arbeitsunlust, Kopfweh oder allgemeine Mattigkeit und Schlaflosigkeit festgestellt. Willy Hellpach zeigte überdies, daß solche Erscheinungen sich bei sonst noch gar nicht erkenn-

Digitized by Google

baren Erkrankungen, wie etwa bei beginnender Stirnhöhlenvereiterung, deutlich bemerkbar machen.

Wir würden uns hier in rein medizinische Gebiete begeben müssen, um tiefer in die körperlichen Vorgänge einzudringen. Dann würden wir erkennen, wie wenige Mitmenschen, besonders der weißen Rasse, als gesund zu betrachten sind, und würden innewerden, wie fürchterlich sich der vorwiegende Fleischgenuß und die naturwidrige Lebensweise überall rächen. Man braucht kein Fanatiker der Rohkost oder des Vegetarismus zu sein, um hier die Tragödie des modernen Menschen zu durchschauen. Ein naturgemäßes Leben würde unsere Kraft zu ungeahnter Höhe steigern. Aber wir haben längst verlernt, auf die Natur zu achten und ihren Geboten zu folgen.

Hierfür nur ein Beispiel. Man lasse sich von einem Arzt über das Anwachsen der Krebserkrankungen unterrichten und man wird über das Ge-

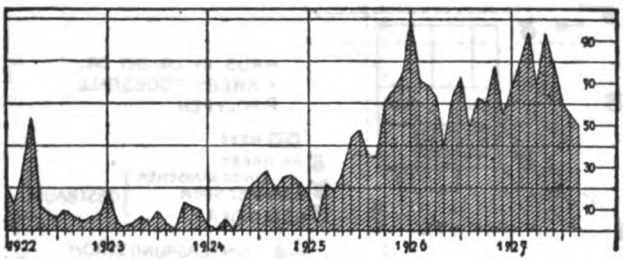


Abb. 10 Sonnenfleckenkure von 1922—1927. Nach Max Valier.

hörte erstaunen angesichts der hoch entwickelten Bestrahlungstechnik, der Kunst des operativen Eingriffes und der Breitenentwicklung der Hygiene.

Hätte man aber vor zehn Jahren vorgeschlagen, es den Chinesen nachzutun, und kein Haus dorthin zu setzen, wo sich Untergrundströme befinden, nun der Erfolg wäre mindestens so beachtlich gewesen, als der, den Schleich bei der Verkündung der Lokalanästhesie erntete. Er wurde für nicht ganz gescheut erklärt. Indessen haben die Chinesen nicht ohne Grund seit Urzeiten diese Sitte beibehalten, genau wie viele Völkerschaften den Genuß des Schweinefleisches keineswegs aus rituellen, sondern aus gesundheitlichen Einsichten als den schädlichsten aller Fleischsorten meiden.

Was die Chinesen taten, war nichts anderes als ein Schutz gegen die überaus schädigenden Strahlungen der Untergrundströme, also der unterirdisch fließenden Wasseradern. Hier werden zweifellos radioaktive Strahlen frei, die besonders dann reichlich auszutreten vermögen, wenn die Luft entsprechend leitfähig ist, ein Zustand, der immer dann eintritt, wenn eine Feineisanblasung stattfindet. In Jahren erhöhter Fleckentätigkeit,

Digitized by Google

wie wir sie jetzt erlebt haben, wird das also besonders der Fall sein (Abb. 10).

Schlafen nun, wie Frau Dr. H. Th. Winzer an zahlreichen Fällen zu zeigen vermochte, Personen längere Zeit über solchen Wasseradern, so ergeben sich Schlaflosigkeit, Asthma, nervöse Erkrankungen, Stuhlverstopfung, Rheumatismus, Basedow und vor allem der fürchterliche Krebs. Eine besondere Geneigtheit für die einzelnen Krankheiten und vor allem die naturwidrige, gegenwärtig herrschende Ernährung dürfen als Vorbedingungen genannt werden[1]. Ich habe diese Dinge in meiner Gegend nachgeprüft und bis auf einen einzigen Fall ausnahmslos bestätigt gefunden. Es wurde sogar ein Schulhaus festgestellt, in welchem drei sich folgende Lehrergenerationen, die nicht miteinander verwandt waren, teilweise an Krebs zugrunde gingen. An sich kann über die Schädlichkeit der unterirdisch

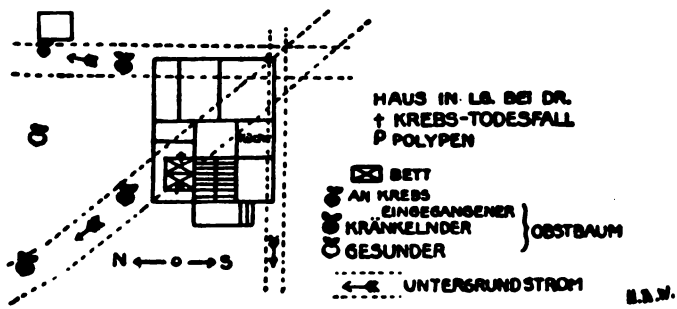


Abb. 11.

fließenden Wasseradern kein Zweifel herrschen. Sehr für ihre Abhängigkeit von den Sonnenvorgängen spricht die schon angedeutete Tatsache, daß diese Erkrankungen in der Zeit des eben überwundenen Fleckenmaximums so überraschend zugenommen haben (Abb. 11).

Schon recht deutlich, wenn auch nur oberflächlich, ist nun die Bindung zwischen Kosmos und Leben ahnbar. Indessen haben wir noch eine sehr wichtige Seite der ganzen Frage außer Betracht gelassen.

Wenn nämlich, wie wir darlegten, vom vorderen Teile der inneren Milchstraße Grobeisblöcke zurückbleiben und zur Sonne ziehen, dann müßte die Zahl der so verursachten Flecken dauernd annähernd gleich bleiben. Es zeigt sich indessen, daß hier ganz außerordentliche Schwankungen beobachtet werden. Woher kommt nun dieses rhythmische Auf und Ab?

Die Welteislehre gibt uns sofort eine zwingende Antwort. Sie sagt: Genau so, wie die Sonne ein Schwerefeld um sich verbreitet, kraft dessen sie die

[1] Sehr wichtig ist ein Vergleich mit der ernährungswissenschaftlich viel gesünderen Kriegszeit, die ebenfalls ein hohes Fleckenmaximum aufwies!

Digitized by Google

Grobeisblöcke zwingt, zu ihr hinzuziehen, genau so besitzen alle anderen Glieder unserer Weltinsel eine Anwirkungszone ihrer Schwere. Schon dieser Hinweis genügt, um zu zeigen, daß ein von der Eis-Milchstraße zur Sonne ziehender Block dann auf seinem Wege gestört werden kann, wenn etwa zwischen innere Milchstraße und Taggestirn ein Planet tritt. Ganz allgemein gesprochen, würde man also sagen können, daß durch den Stand eines Planeten zur Sonne Zu- und Ablenkungen des Grobeises stattfinden müssen.

Sehen wir uns nun die wirklichen Verhältnisse an, wie sie in unserer Abbildung 12 gegeben sind. Wir brauchen uns nur zu vergegenwärtigen,

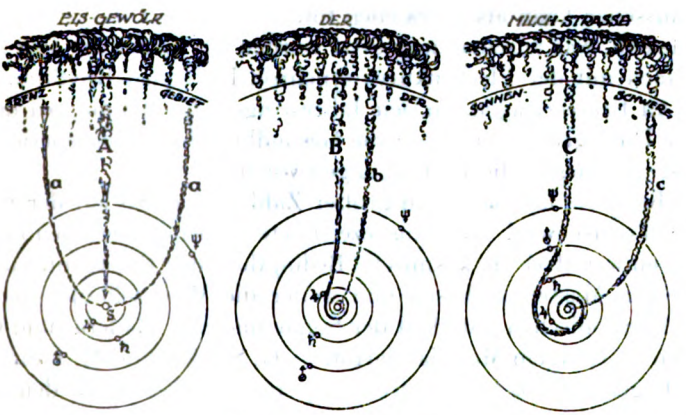


Abb. 12. Die von der Eismilchstraße kommenden Blöcke A und a erreichen, da sie nicht von den Wirkungsfeldern der Planeten gestört werden, auf kürzestem Wege die Sonne. B. Eisling B wird durch Jupiter gestört und erreicht erst auf Umwegen die Sonne. Eisling b fällt ungestört. C mehrfach gestört, c ungestört. Die Kleinplaneten Merkur, Venus, Erde und Mars innerhalb der Jupiterbahn sind weggelassen.

daß der größte Planet auch wohl den größten Einfluß auf den Grobeis-Strom zur Sonne haben wird. Überragend ist in dieser Hinsicht der gewaltige Jupiter, dessen Umlauf um die Sonne, also dessen Jahr, etwa $11\frac{3}{4}$ Erdenjahre beträgt. Wäre unsere Ableitung richtig, so hätten wir einen Fleckenrhythmus in gleicher Ausdehnung zu erwarten. Schlagen wir ein Lehrbuch der Himmelskunde auf, dann erfahren wir, daß der Sonnenfleckenrhythmus durchschnittlich $11\frac{1}{4}$ Jahre umfaßt. Also genau stimmt die Sache nicht. Und eigentlich stimmt sie überhaupt nicht, wie uns die Abbildung 1 zeigt. Aber können wir denn anderes überhaupt erwarten? Machen wir uns doch klar, daß nicht allein der Großplanet Jupiter, sondern auch die ebenfalls mächtigen Wandelsterne Saturn, Ura-

Digitized by Google

nus und Neptun, deren Jahre natürlich viel länger als das des Jupiter sind, auch ihrerseits innerhalb gewisser Zeiten zwischen Eis-Milchstraße und Sonne treten. Auch sie lenken die Eislinge zur Sonne hin oder weg von ihr. Diese Störungen müssen sich selbstredend in der Fleckenkurve bemerkbar machen und die an sich beherrschenden Einflüsse des Jupiter überschneiden, derart, daß zwar das Jupiterjahr in der Befleckung immer wieder zum Vorschein kommt, zeitweise aber durch die Einflüsse der anderen Großplaneten ausgelöscht und überlagert erscheint. Daß auch die inneren Planeten eine Rolle spielen, ist sicher. Der Hinweis auf sie muß hier genügen.

Wir erkennen nun bei näherer Prüfung, daß die Fleckenkurve gar nicht anders aussehen kann als sie es eben tut.

Nach alledem, was auseinandergesetzt worden ist, haben wir also auch im Leben einen mit der Fleckenkurve synchron laufenden Rhythmus zu erwarten. An Ernteerträgen, an den Jahresringen der Bäume, bei der Wirkung der Untergrundströme auf die Gesundheit, bei Kriegesperioden und Friedenszeiten liegen die Bestätigungen vor uns.

Weitere Beispiele lassen sich in großer Zahl finden. So hat der russische Gelehrte Tschishewski zwei ausgezeichnete Arbeiten veröffentlicht[1], in denen er einwandfrei die kosmische Bedingtheit der Entstehung und Verbreitung von Massenpsychosen und weiter die Wechselbeziehungen zwischen der periodischen Tätigkeit der Sonne und den Cholera- und Grippeepidemien an riesigem Material dartut. — G. Sardou und M. Faure kamen zu dem Ergebnis, daß beim Durchgang eines Fleckes durch den Zentralmeridian akute Krankheiten auftreten und chronische sich verschlimmern.

Doch wir brauchen keineswegs bei der Medizin stehen zu bleiben. Ein hervorragender Pädagoge, Schulrat Zimmermann, hatte schon vor vielen Jahren die Beobachtung gemacht, daß Leistung und Aufmerksamkeit der Schüler sehr wesentlich von der Wetterlage abhängig seien. Er kommt zu dem erstaunlichen, heliobiologisch aber vollkommen richtigen Ergebnis: „Die Hauptschuld (für Fehler und schlechte Aufmerksamkeit! F.) liegt nach meinen Erfahrungen immer an äußeren Umständen." Diese Erkenntnis sollte für unseren gesamten Schulbetrieb grundlegend werden. Es bedarf übrigens kaum der Erwähnung, daß sich bisher kein Kultusministerium dieser hochwichtigen Beobachtungen Zimmermanns angenommen hat, und daß sie wohl, wie so viele andere wertvolle Feststellungen der Vergessenheit anheimgefallen wären, hätte nicht die Heliobiologie sich ihrer angenommen.

Wir können auch auf dem Gebiete des Schulwesens noch einen Schritt weiter gehen. Wir wundern uns jetzt nicht mehr über die seit Jahrtausenden bekannte Erscheinung, daß fast unmittelbar mit erfolgter Winter-

[1] Deutsch-Russische Medizinische Zeitschrift, Berlin, Nr. 9, 1927 und Nr. 3, 1928.

Digitized by Google

sonnenwende (Ansteigen der kosmischen und der Erdstrahlung) die geistigen Fähigkeiten des Menschen absinken, um mit Ende Juni, wenn also die Sonne wieder im Sinken ist, von ihrem tiefsten Stande in steigender Kurve bis zu Ende Dezember, vielleicht bis gegen Januar emporzusteigen. Das ist der zu erwartende natürliche Rhythmus des sonnenbedingten Jahres. Die hier nach Willy Hellpach gegebene Kurve (Abb. 13) aus der 3. Auflage seiner „Geopsychischen Erscheinungen" (W. Engelmann, Leipzig) ist aber ein aus Durchschnittswerten gewonnenes Ergebnis und daher in den feineren Einzelheiten heliobiologisch nicht ganz zureichend. Aber sie zeigt immerhin deutlich genug, welcher lebenswidrige Brauch das von Ostern zu Ostern reichende Schuljahr ist. Gerade dort, wo die höchsten Leistungen gefordert werden, also in der Zeit von Weihnachten bis Ostern liegt die allgemein bekannte Frühlingskrise, liegt also der beginnende und fast jedermann stark fühlbare Abstieg geistiger Leistungsfähigkeit. Hier sieht man deutlich wie schädlich die von naturentfremdeten Menschen ersonnenen Einrichtungen sind. Statt eines natürlichen Rhythmus herrscht der Irrsinn der Schablone. Fast nur der Bauer hier und da und der schöpferische Mensch, der Künstler, leben noch in natürlichen Perioden. Sonst aber ahnt man nichts mehr von den Forderungen der Natur.

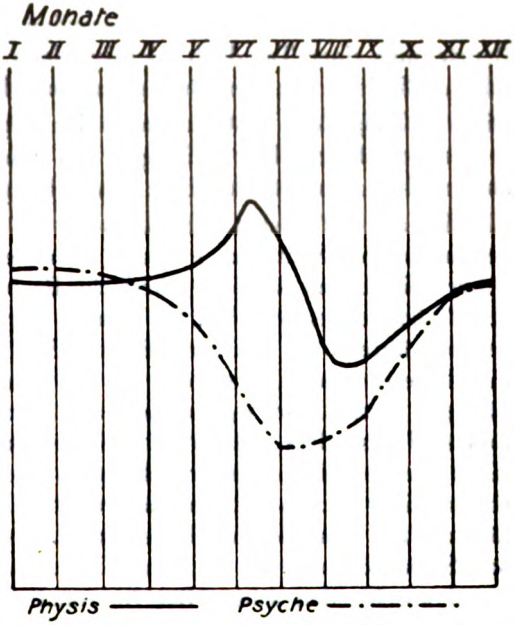


Abb. 13. Jahreskurve der körperlichen und seelischen Leistungsfähigkeit (empirisch).

Weiter über diese Dinge hier zu reden, fehlt der Raum. Sie liegen auch fast jenseits des hier gestellten Themas, das uns nun schon manchen Blick auf den Menschen als kosmisches Wesen erschloß.

Es lag auch nahe, zu erwarten, daß es möglich sein müsse, bei Verbrechen mit aller Sorgfalt vorbereitete von solchen zu unterscheiden, die im Affekt begangen wurden. Wir können hier ganz davon absehen, daß die Jahreskurve der Verbrechen genau den theoretischen Forderungen der Heliobiologie entspricht und Feinheiten zeigt, an die bisher kein Mensch gedacht

Digitized by Google

hat. Auf die Wiedergabe der Kurve muß hier verzichtet werden, da es zu weit führen würde, die Grundlagen ihrer Form abzuleiten[1]. Nur erwähnt soll sein, daß Herr Ministerialdirektor Dr. Wulffen, der bekannte Kriminalpsychologe, in liebenswürdiger Weise meiner Anregung entsprach, berühmte Kriminalfälle auf ihre kosmische Bedingtheit hin zu prüfen. Wulffen ging derart vor, daß er ganz wahllos einige Verbrechen herausgriff und sich dann erst die Werte der kosmischen Einflüsse der betreffenden Zeiten besorgte. Er kam zu dem Ergebnis, daß u. a. der Fall Donner-Dresden zu einer Zeit ungewöhnlich starker kosmischer Anwirkung geschehen sei, während der Massenmord durch Angerstein jeden kosmischen Einfluß ausschloß. Derartige Feststellungen scheinen für die Beurteilung einer Tat doch wichtig; denn auch hier zeigt sich die kosmische Bindung des Menschen ganz deutlich.

Diese Abhängigkeit läßt sich auch im Tagestreiben des Menschen oder in der Schlafkurve klar aufzeigen. Bei allen Untersuchungen finden wir aber noch eine nicht erklärbare Abweichung.

Sie wird am einfachsten sichtbar, wenn wir uns an die Mondsucht oder an den unruhigen Schlaf zu gewissen Mondzeiten erinnern. Auch von ärztlicher Seite liegen da recht lehrreiche Beobachtungen vor, von denen nur die Feststellungen von Dr. H. Grasset kurz erwähnt seien. Er berichtet, daß er während der Jahre 1896—1898 in den Nächten, die um den Neumond herum lagen, viel öfter in Anspruch genommen wurde, als dies während dieser Jahre irgendwann sonst der Fall gewesen war. „Um diese Zeit sind besonders asthmatische, Leber- und Magenkrisen recht häufig. Herzleidende bekommen Erstickungsanfälle, Lungenschwindsüchtige und Bronchitiker zeigen Verschlimmerungen. Blutspucken und Nasenbluten fällt oft mit dem Neumond zusammen. Sogar das Auftreten von Masern und Scharlach habe ich mehrfach in deutlicher Beziehung mit dem Neumond anschwellen sehen. Bei Neuropathen verschlimmern sich akute Krankheiten wie Lungen- und Rippenfellentzündung. Bei den chronischen Krankheiten fallen die meisten Todesfälle mit der Zeit des Neumondes zusammen. Diese Statistik ergibt sich ganz deutlich, wenn man die zwei Tage vor der fünftägigen Periode betrachtet, die aus den zwei Tagen vor dem Neumond dem Tage des Neumondes selbst und den zwei Tagen nachher gebildet wird."

Des Rätsels Lösung ist sehr einfach. Wir hörten von den verschiedenen Ladungen des Feineises und der Erde. Auch unser Mond besitzt eine negative Ladung und wird, genau wie die Erde, den Feineisstrahl innerhalb seines Kraftfeldes zusammenraffen und besonders dann, wenn er

[1] Näheres in dem für die Heliobiologie wesentlichsten, bereits genannten Buch des Verfassers „Auf der Fährte des Schicksals". Jungborn-Verlag, Bad Harzburg.

Digitized by Google

zwischen Sonne und Erde tritt, also zur Zeit des Neumondes, der Erde eine gesteigerte Menge elektropositiv aufgeladenen Feineises zulenken.
Mit dieser Zulenkung und der nun verstärkten Anblasung wird auch die Erdstrahlung erhöht. Diese scheint nun die Eigenschaft zu besitzen, die feinsten Blutgefäße zu verengern. Je höher die Strahlung aus dem Kosmos, desto größer die Erdstrahlung und desto schärfer die Verengerung der Haargefäße (vgl. auch die Frühlingskrise). Ein gesunder Körper wird derartige Einflüsse überwinden, ein kranker aber wird, um hier von allen anderen schwächenden Einzelheiten abzusehen, ein Herz aufweisen, das den gesteigerten Ansprüchen oft nicht gewachsen ist. Daß überdies bei verengerten Haargefäßen die Ernährung der Zellen vermindert erscheint, und daß dadurch auch der Widerstand gegen die Krankheitsförderer verringert ist, bedarf keiner weiteren Ausführung.
Es kann kein Zweifel mehr bestehen: Der Mensch ist in den Rhythmus des kosmischen Lebens unlösbar gebannt. Jedes Auflehnen gegen dessen Gesetz ist im kosmischen Sinne eine Schuld, die sich rächen muß. Krankheit und Not sind die Strafen, die der kosmische Gerichtshof über den biologischen Verbrecher verhängt.
Daran wird schon auf Grund des hier notwendig nur sehr flüchtig Dargelegten kaum gezweifelt werden können. Wer tiefer in die Zusammenhänge eindringt, der wird noch die kosmische Bedingtheit in viel umfassenderer Weise erschauen. Nur auf eine weitere Aussicht hei hier hingewiesen.
Es liegt keine Veranlassung vor, heliobiologisch nur bei den Sonnenflecken und ihren Einflüssen auf das Leben stehen zu bleiben. Betrachten wir etwa die Verhältnisse der Planetenbahnen zu einander. Prüft man diese nun mit Hilfe des mathematisch erfundenen Gesetzes vom Goldenen Schnitt nach, so stimmen die Werte nicht. Erst, wenn wir das Gesetz der natürlichen Harmonie, die ja in jedem Ding von Dauer deswegen erfüllt sein muß, weil vollendete Harmonie, also Erfüllung des Goldenen Schnittes Ruhe, Starre und Tod ist, wenn wir also das natürliche Gesetz anwenden, wie es etwa in den kosmischen Zahlen der Cheops-Pyramide niedergelegt erscheint, dann stimmen die Verhältnisse der Bahnen genau! Halten wir fest: Ein lebendiger Organismus kann nur dann bestehen, wenn Harmonie angenähert ist; denn Leben ist Bewegung und Bewegung wieder nur auf Grund von natürlichen Spannungen möglich. Wo aber volle Harmonie erreicht ist, herrscht Bewegungslosigkeit, also Tod[1].
Dieses Gesetz gilt genau so für alles Lebendige, wie für alles vermeintlich Leblose, für die Erde so gut wie für den Kosmos.
Es genügt da nur, einen Blick auf die Kunst zu werfen. Da ist der be-

[1] R. H. Francé behauptet merkwürdigerweise, volle Harmonie sei ewiges Leben und macht diesen Irrtum zu einem wichtigen Teile seiner Philosophie.

Digitized by Google

rühmte Speerträger, genau nach dem Goldenen Schnitt gearbeitet. Welche Kälte bei allem Können! Man vergleiche dagegen etwa den David von Michelangelo. Oder man betrachte das von Dürer konstruierte Adam- und Evabild. Selbst die Kunst dieses Meisters vermochte mit Hilfe des Goldenen Schnittes nur leblose Knochengerüste mit Muskulatur zu bekleiden. Und dagegen nun die Apokalyptischen Reiter; welches Leben, welches Stürmen, welches Blutgeheimnis sprüht drängend aus diesem Bild! Das Gesetz der angenäherten Harmonie im Empfinden.

Und so erschließt sich uns das Leben in einem ungeahnt tiefen Sinne. Gebunden und gebannt. Eine zeitliche Erscheinung im Wandel des Ewigen. An tausend Fäden hängt, im Rhythmus zitternd, das kosmische Sein ...

Nur einen flüchtigen Blick konnten wir über das gewaltige Gebiet der Heliobiologie hinweggleiten lassen. Und dennoch genügte er, um die zum Widerspruch reizenden Behauptungen in den Bereich des Natürlichen zu rücken, die wir anfangs aufstellten, als wir davon sprachen, Heliobiologie zeige, daß alles kosmisch bedingt sei; daß die eigentlichen Grundlagen der Astrologie sichtbar würden; daß der Stand der Planeten und der scheinbare Stand der Sonne im Tierkreis, also die Stellung der Erde zu Sonne und Milchstraße, daß der Lauf des Mondes, daß der Rhythmus der Sonnenbefleckung die Perioden bestimmten, nach denen das Leben abzulaufen habe; daß Durchschnittswerte biologisch gegenstandslos, dagegen Tag und Jahr die einzig natürlichen Maße seien, nach denen das Leben sich richte.

Peter Hille sagt einmal: „Der Körper ist ein wandelndes Gesetz." Aber dieses Gesetz ankert in kosmischen Tiefen und es umfaßt alles, was da ist, tut und denkt. Man wende die Ergebnisse auf die Politik, auf die Soziologie, auf die Musik, auf die Landwirtschaft oder auf das tägliche Schaffen und Ruhen an; überall, wohin wir schauen, eröffnen sich praktisch auswertbare Einsichten für deren wichtigste ich die Überzeugung von der Bedeutungslosigkeit der menschlichen ersonnenen Zivilisationserrungenschaften halte. Sie führen und zwingen zur Unnatur und scheinen damit schädlich.

Aller Großhirnakrobatie achtet der Kosmos nicht. Über Raum und Zeiten hinweg wirkt das Gesetz, wonach wir angetreten.

Es ist das kosmische Gesetz des Lebens. In ihm dürften der tiefsten Rätsel Lösungen zu finden sein.

Wir haben uns auf die Suche begeben.

Digitized by Google

Ein graphologisches Lesebuch

Von Dr. A. Ackermann, Psychotechnisches Institut Zürich

Es wird von Laien, die sich mit Graphologie beschäftigen, wie auch von praktizierenden Graphologen gelegentlich bemerkt, Klages' „Handschrift und Charakter" entspreche nicht mehr dem Stande des heutigen Wissens über die Handschrift, und es wird dabei auf das eine und andre jener Büchlein und Broschüren verwiesen, die gegenwärtig auf dem Büchermarkt wie Pilze aus der Erde schießen. Darauf muß man dann jedesmal mit Nachdruck den Untertitel von Klages' Lehrbuch in Erinnerung bringen, der ausdrücklich besagt „gemeinverständlicher Abriß der graphologischen Technik"; Abriß, d. h., daß das Buch bewußt nicht alles geben will, was sich sagen ließe, und Technik, d. h., daß es nicht in die Tiefe der Begründungen hinabzusteigen behauptet. Die letzteren findet man — wenigstens im Grundsätzlichen — in „Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft", und was die erstgenannte Lücke betrifft, so wird sie jetzt im wesentlichen ausgefüllt durch die Einführung in das soeben im Verlage J. A. Barth erschienene Werk: Graphologisches Lesebuch. Hundert Gutachten aus der Praxis. Unter Mitwirkung von Fachgenossen herausgegeben von Ludwig Klages. — Durch besagte Einführung nämlich ist das Lesebuch weit mehr als ein „Lesebuch"; denn was sich auf deren 73 Seiten dargelegt findet, ist eine Konzentration von Erfahrungsreichtum und Forschungsergebnissen, mit denen die heute sich breitmachende Zunft der bücherschreibenden Graphologen stolz einige Bände gefüllt hätte; des Stoffes wäre reichlich genug.

Das Buch enthält außer Textabbildungen insgesamt 112 separat beigegebene Schriftproben, von denen einige dieselbe Handschrift in verschiedenen Lebensaltern illustrieren, und zu jeder ein graphologisches Gutachten, das meist beruflich angefertigt und vom Besteller zwecks Veröffentlichung freigegeben wurde. Kurze Gutachten wechseln mit ausführlicheren und teilweise sehr eingehenden, und bisweilen wurde dieselbe Handschrift von zwei Graphologen — unabhängig voneinander — bearbeitet. Es sind fünf Gruppen gebildet worden: Schriften Jugendlicher — Berufshandschriften — Handschriften jeder Gattung — Altertümliche Schriften — Schriften öffentlich bekannter Persönlichkeiten. Es liegt auf der Hand, was für eine einzigartige Fundgrube und Ausübungsgelegenheit für jeden Graphologen diese Fülle von Gutachten mit den dazugehörigen Schriftbildern darstellt. Wohl stimmt es, wie im ersten Kapitel bemerkt wird, daß auch die beste Nachbildung einer Schrift nicht ganz dem Anschauungsgehalt des Originales gleichkommt. Aber, wenn auch die Proben keine vier Seiten umfassen, so umfassen sie durchschnittlich doch neun Zeilen und geben

Digitized by Google

immerhin das Notwendigste, das es dem Übenden ermöglicht, seinerseits ein Gutachten anzufertigen, um es alsdann mit dem Mustergutachten zu vergleichen.

Mag sich der um die Schriftentwicklung Interessierte besonders über die Schriften aus vergangenen Jahrzehnten und Jahrhunderten und deren Begutachtungen freuen, so wird der praktische Graphologe, dessen Rat der Geschäftswelt dienen soll, noch mehr Gewinn von jenen Analysen haben, die teils zum Zweck der Berufsberatung Jugendlicher, teils der Eignungsprüfung von Stellenbewerbern ausgefertigt wurden. Denn jeder Graphologe weiß, daß wir uns angesichts solcher Aufgaben im schwierigsten Anwendungsbereiche unsrer Wissenschaft befinden und an eine der Grenzen stoßen, die der Graphologie gezogen sind. Darauf weist auch Klages wiederholt in seiner Einführung hin, berücksichtigt aber nicht einen wichtigsten Grund zur Erklärung dieser Tatsache, die grade dem Psychotechniker immer wieder entgegentritt. Abgesehen nämlich von jenen Fällen, wo ein Gutachten bloß angeblich nicht stimmt, weil in Wirklichkeit der Vorgesetzte den Begutachteten nicht richtig zu behandeln wußte, ist der Graphologe gar oft einfach deswegen außerstande, eine klare Entscheidung zu treffen, weil er von unzulänglichen, wo nicht gar irrigen, Voraussetzungen über die Fähigkeiten ausgeht, die der ins Auge gefaßte Posten erfordert. Einmal kann er die am Schreibtisch nicht erklügeln, sodann — und das ist noch wichtiger — fehlt es ihm häufig an genügend präziser Abgrenzung der fraglichen Stellung selbst. Da die von Klages ausgewählten Gutachten samt und sonders als „bewährt" bezeichnet werden, muß man annehmen, worauf auch ihr Zuschnitt hindeutet, daß ihre Besteller weit überwiegend in Kreisen einer Großindustrie zu suchen sind, die mit den Material- und sonstigen Ausführungsbedingungen des Graphologen langjährig bereits vertraut ist. Geschieht es dagegen (und es geschieht nicht selten), daß z. B. die Fabrik einen Ingenieur zu suchen angibt, so denkt der begutachtende Graphologe an Zeichnen und Konstruieren, während der Betriebsleiter den Ingenieur vielleicht ins Versuchslaboratorium stellte oder auf Auswärtsmontage schickte oder ihn als Filialleiter gebrauchen wollte. Da kann es denn nicht wundernehmen, wenn das Gutachten nicht genügt. In allen Fällen sucht man zwar einen Ingenieur, aber jedesmal ist es trotz gleichem Bildungsgange eine ganz andre Intelligenzart, die für den Posten als bestgeeignete in Betracht käme. Das gilt um so mehr, je mehr der Beruf sich den Handwerksberufen nähert, wo es dem Graphologen kaum möglich sein dürfte zu entscheiden, ob ein Bewerber ein guter Mechaniker oder Dreher oder Monteur sein wird. Gleichwohl sind es recht deutlich verschiedene Intelligenz- und Charakterarten, die die jeweilige Berufstüchtigkeit ermöglichen.

Dies zeigt, wie richtig und notwendig es ist, wenn Klages in einer Anmer-

Digitized by Google

kung schreibt, daß in Zukunft wohl Graphologie und Psychotechnik zusammengehen werden. Nur stimmt es nicht ganz, wenn er hinzufügt, das sei „einstweilen ein frommer Wunsch", da man zum mindesten im psychotechnischen Institut Zürich schon seit einigen Jahren mit Erfolg in dieser Richtung arbeitet.

Die „Einführung" zum Lesebuch muß als ein besonders glücklicher Versuch bezeichnet werden, dem ernsthaft Strebenden sichern Boden unter die Füße zu geben und ihm den geradesten Weg zu weisen, auf dem er zu solchen Leistungen kommen kann, wie sie in diesem Buch gesammelt sind. Auch tritt es hier überzeugend hervor, wieviel und wie Solides schon gebaut war, bevor jene Schwätzer und Vielschreiber auf dem Plan erschienen, die sich heute mit Graphologie abgeben, weil sie Mode ist, und die, liest man ihre „Werke" und hört man von deren „Weltbedeutung", ebensoviel Handelsgeist und Reklametalent beweisen wie Mangel an Fähigkeit zu wissenschaftlichem Denken. In einem Kapitel zur „Tatbestandsaufnahme" wird beispielsweise alles grundsätzlich Wichtige (wenn auch noch Einzelheiten hinzugefügt werden können) über die mechanische Entstehung der Schrift und was der Graphologe davon wissen muß geboten. Das ist zumal für die Zukunft wichtig, weil verschiedene Systeme zur Schrifterneuerung immer mehr in die Schulen Eingang finden und schon in einigen Jahren dem Graphologen Handschriften solcher Schreiber vorliegen werden, die nach jenen Systemen im Schreiben erzogen sind.

Das dritte Kapitel bietet mit „einigen Deutungsregeln" zu „Handschrift und Charakter" eine Reihe von Ergänzungen, die es jedem mit dem Lehrbuch Vertrauten erleichtern, über das dort systematisch Gelernte hinauszukommen und sich vom System zu befreien, indem er sieht, in welchem Sinn es mit zunehmender Erfahrung freier gehandhabt werden soll. Hier findet sich auch ein Hinweis darauf, welche Forschungsmethoden erforderlich sind, wenn man versuchen will, gewisse Zustände und selbst Gebrechen des Körpers in der Handschrift wiederzufinden. Grundsätzlich steht nichts entgegen, daß in der Beziehung die graphologische Wissenschaft sich zukünftig noch erweitern wird; wenn wenigstens nach moderner psychologischer Auffassung Leib und Seele eine Einheit darstellen.

Man hört nicht selten von Schülern der Graphologie (besonders weiblichen, die im übrigen ganz talentiert sind), daß ihnen Klages' „Grundlagen der Charakterkunde" zu schwierig seien, und in der Tat verlangt ja das Verstehen und noch mehr das Auswerten der dort systematisch entwickelten Charakterologie einen Grad von Schulung in wissenschaftlichem und logischem Denken, den man zwar jedem Graphologen wünschen möchte, der aber doch nicht jeder Schülerin eigen ist, die trotzdem in der Graphologie Gutes leisten mag. Solchen bietet nun die zweite Hälfte der „Einführung" eine durchaus gemeinverständliche Darstellung des notwendigsten charak-

Digitized by Google

terologischen Wissens. Mit prägnanter Klarheit wird gezeigt, was für grundlegende Unterschiede in der Fülle von Charaktereigenschaften gemacht werden müssen, nicht nur aus Übersichtlichkeits- oder Ordnungsgründen, sondern weil sie psychologisch ganz verschiedene Schichten der Persönlichkeit betreffen. So spricht das vierte Kapitel von „Eigenschaften, die keine sind", die aber grade der typische Dilettant aus der Schrift zu erkennen vermeint und nach denen auch meist der Auftraggeber fragt, Eigenschaften wie Ehrlichkeit, Treue, Dankbarkeit usw. Klages beweist, daß sie in der Schreibbewegung sich unmittelbar nicht ausdrücken können, weil die Namen dafür sich tatsächlich auf bloße Verhaltungsweisen beziehen, denen von Fall zu Fall wechselnde Dispositionen unterliegen. Er gibt dem Übenden Anweisung, wie er solche Pseudoeigenschaften erkenne, und auch, wie er allerdings imstande ist, die meisten darauf bezüglichen Fragen gleichwohl zu beantworten, nämlich mit Hilfe charakterkundlichen Denkens.

In den letzten Kapiteln werden dann — und andre Graphologen halten vielleicht das wieder für das Wertvollste und Schönste am ganzen Buch — ungefähr 700 Charaktereigenschaften aufgeführt, geordnet nach Zusammengehörigkeit und nach ihren psychologischen Unterlagen. Wem die Worte fehlen, um zu sagen, was er in der Handschrift sieht, der findet hier also eine Fülle von Ausdrücken, aus der er nur zu schöpfen braucht, um auch feinste Abschattungen eines Charakterzuges mit dem jeweils treffendsten Namen zu kennzeichnen. Daß grade diese Kapitel nicht nur dem Graphologen, sondern jedem, der sich mit Menschenkunde befaßt, Wertvolles und Neues zu geben haben, dürfte nach dem Angedeuteten klar sein.

So kann man von sehr verschiedenen Seiten und mit sehr verschiedenen Interessen an dieses Buch herantreten, und trotzdem wird es jedem grade das bieten, wonach er verlangt; denn es ist eben sehr viel mehr als nur ein — „Lesebuch".

Digitized by Google

Erziehungsfragen in graphologischer Beleuchtung

Der Lehrer

Von Prof. Dr. Berthold Huller

Vorliegende Skizze versucht, mit Hilfe der letzten graphologischen Forschungsergebnisse einige wichtige Erziehungsfragen aufzuhellen, stellt also einen Weg dar, der etwas abseits von der großen Heerstraße pädagogischer Erörterungen liegt, dessen Betreten aber um so wünschenswerter erscheint, als bis jetzt die Handschriftendeutung nur selten in den Dienst pädagogischen Erkenntnisstrebens gestellt wurde.

In den Enzyklopädien der Erziehungslehre wird die Handschrift meistens nur von einem rein technischen Standpunkt behandelt: das Kind möge recht schön und flott schreiben lernen, sich also das, was die Engländer „a business handwriting" nennen, aneignen. Aber auch in den eigentlichen graphologischen Publikationen, soweit sich diese nicht durch dilettantische Halbheit disqualifizieren, werden pädagogische Fragen naturgemäß nur gestreift, weil sich diese Werke weitgehendere Aufgaben stellen, als ein von einem bestimmten Gesichtspunkte gruppiertes handschriftliches Material kritisch zu durchleuchten. Handschriften von Kindern und Jugendlichen untersucht eigentlich nur Crépieux-Jamin in seinem genialen Buche „Les éléments de l'écriture de la canaille" (Handschriften von geistig und moralisch minderwertigen Personen) und zwar in seinem Kapitel „Le mensonge", das von Kindern und Jugendlichen handelt, die mit einem krankhaften Hang zum Lügen behaftet sind. Einiges Interessantes bringt der nämliche Autor über denselben Gegenstand in seiner Arbeit „Les bases fondamentales de la Graphologie et L'Expertise en écritures".

Natürlich soll hier nicht die Stichhaltigkeit der graphologischen Regeln erwiesen werden, weil dies schon anderweitig bis zur Genüge geschehen ist und weil die Graphologie schließlich aus dem primitiven Zustand, da sie um Anerkennung rang, schon hinaus ist.

Uns interessiert vor allem die Frage, um die sich alle anderen wie um ein festes, unverrückbares Zentrum gruppieren, die Frage nach der Persönlichkeit des Lehrers. Mit anderen Worten: Mit welchen Charaktermerkmalen wird der Lehrer selber ausgestattet sein müssen, damit er die Schüler einem von Staat und Gesellschaft gesetzten Ziele zuführe und wie sieht deren graphologische Spiegelung aus?

Da drängt sich vor allem die Frage nach den Begabungseigenschaften des Lehrers auf. Daß man von diesem ein über den Durchschnitt stehendes Maß von Intelligenz wird verlangen müssen, daß der Lehrer in den höheren Schulen die Rolle eines Führers spielen soll, falls er eine Verflachung der Jugend verhindern will, ist wohl einleuchtend. Damit ist aber

Digitized by Google

noch nicht der Kernpunkt der Sache getroffen. Die Intelligenz, mit der der Lehrer an den höheren Schulen ausgestattet sein möge, muß von besonderer Art sein, sie muß, um es kurz zu sagen, einen schöpferischen Charakter haben.

Die schöpferische Intelligenz aber erkennt man in der Schrift an dem originellen Eindruck, den sie auf den Betrachter ausübt. Wir verstehen darunter die von der kalligraphischen Schablone abweichende Form, eine weitgehende Harmonie in der Bildung und in den gegenseitigen Verhältnissen der Buchstaben untereinander, weitgehende Einfachheit und Klarheit, rhythmische Ungezwungenheit und harmonische Behandlung des ganzen Schriftfeldes und Fehlen irgendwelcher Schnörkel, mit einem Wort das, was Ludwig Klages in „Handschrift und Charakter" Formniveau genannt hat. Alles Mechanische, Starre, Allzugleichmäßige, Gewollte oder gar Gekünstelte weist auf geistige Mittelmäßigkeit. Genau so wie ein Bild auf den Beurteiler einen nachhaltigen Eindruck macht, läßt denselben Beurteiler ein anderes trotz interessanten Sujets und technischer Vollkommenheit völlig kalt. Es fehlt eben der belebende, schöpferische Impuls. Ein sehr gutes Beispiel für eine Schrift dieser Art wäre die Schrift Nietzsches. Doch handelt es sich natürlich um ein Idealbild, das niemals wird erreicht werden können, um einen theoretischen Einzelfall, der wie in einem Brennpunkt alle Eigenschaften einer schöpferischen Schrift in sich vereinigt. Aber trotzdem wird man sagen dürfen, daß alle Handschriften, die mit dieser auch nur eine weitgehende Verwandtschaft aufweisen, für unser Ziel als sehr günstig zu werten sein werden.

Ein anderes ausgezeichnetes Beispiel bildet die Schrift Lessings; auch sie ist fein, zart, klar, prägnant, voller Leben und originell in der Buchstabenbildung, oder die Schrift Herders, die ähnliche Eigenschaften aufweist, aber trotzdem mit einem viel leidenschaftlicheren, mächtigeren Temperament auf uns einstürmt und auch viel stärkere suchende und findende Instinktkräfte verrät.

Natürlich wird es unter den Urhebern von solchen Schriften auch Persönlichkeiten geben, die nicht über pädagogische Kräfte im schulmäßigen Sinne des Wortes verfügen. Das gilt vor allem von Menschen, die ganz außerhalb der Grenzen des Herkömmlichen wirkten, von allen denen, die zu sehr Träger einer Idee waren und die andern nur vom Gesichtswinkel eines ihren Willen blind ausführenden Instrumentes ansahen, wie z. B. Napoleon.

Und doch ist für die Schule, wenn auch in einem viel bescheideneren Maßstabe, schöpferische Intelligenz notwendig, denn nur diese kann erzieherisch wirken, und wenn sie fehlt, so ist Gefahr vorhanden, daß das Erziehungswerk im Handwerklichen stecken bleibt, zur Routine herabsinkt, wo es eigentlich Kunst sein sollte.

Digitized by Google

Die schöpferische Intelligenz ist aber nur eine der Komponenten, die in der Seele des Lehrers wirksam sein müssen, damit er alle die Aufgaben erfülle, die ein produktives Erziehungswerk von ihm fordern. Wir nennen die Eigenschaft, deren Vorhandensein uns ebenso notwendig erscheint wie das der schöpferischen Intelligenz, Einfühlungsvermögen.
Lehren heißt nämlich Begreifen, Verstehen der Seele dessen, den man intellektuell und sittlich heben will. Je feiner nun diese Gabe entwickelt ist, desto größere Gewähr ist für pädagogische Vollwertigkeit gegeben. Die graphischen Merkmale von Schriften, bei deren Urheber wir die genannte Veranlagung voraussetzen dürfen, decken sich im allgemeinen mit denen, die wir bei sogenannten mit Intuition begabten Menschen finden. Es wird sich also um einen Duktus handeln, der nicht eine allzu weite Verbundenheit sämtlicher Buchstaben aufweist, denn das ist immer ein Zeichen für sehr stark logische Veranlagung, sogar für deren Überbetonung. Nun hat die Erfahrung gezeigt, daß die sogenannten absolut logischen Köpfe das Leben, das doch imkommensurabel ist, viel schlechter verstehen als die sogenannten intuitiven Naturen. Weil diese nun psychische Erscheinungen viel rascher erfassen, besitzen sie auch ein größeres Einfühlungsvermögen.
Über den stärksten Grad von Einfühlbarkeit verfügen gewöhnlich Menschen, denen sogenannte equilibrierte Schriften eignen, weil wir bei diesen in gleicher Weise Logik, aber auch Einfühlungsvermögen voraussetzen dürfen. Solche Schriften sind bei allem Fehlen von Schwächlichkeit trotzdem zart, weich, schmiegsam, tasten sich gleichsam im Raum weiter. Alle die genialen Finder von neuen Fährten aber, die diese Eigenschaft nicht besaßen und die infolgedessen ihre Ergebnisse in einer Form vortrugen, die nur einem kleinen Kreis von Eingeweihten verständlich waren, bedurften dann des kommentierenden Mittlers, der erst ihre in barocke Formen gehüllte Gedanken in das durchsichtige Gewand einer allgemeinen Verständlichkeit kleiden mußten. Die Schrift Kants ist zwar fein, in der Buchstabenbildung durchaus schöpferisch, zeigt aber eine große Unbekümmertheit, die sich in einem geringen ästhetischen Wollen, in sorgloser Zeilenverschlingung unter geradezu unter dem Mittelmaß stehenden Beherrschung und Anordnung des ganzen Schriftfeldes offenbart. Das Erkenntnisstreben ist hier eben schon zum Fanatismus gesteigert, mit einer vollständigen Mißachtung gegenüber dem geistigen Fassungsvermögen aller, die nicht gleich hoch oder nur ein paar Stufen tiefer als er stehen, innig verbunden.
Daß Kant in seinem fanatischen Streben nach Wahrheit die Schranken einer schwer verständlichen Form nur deshalb errichtete, damit seine Gedanken nicht der entstellenden Deutung durch den großen Haufen anheimfallen, läßt ihn ja vom Standpunkt der Wahrheitsfindung als un-

Digitized by Google

schätzbar erscheinen, verkleinert natürlich den pädagogischen Aktionsradius, den seine Lehre haben könnte.

Zu einer noch größeren Plastik der Persönlichkeit eines Lehrers an höheren Schulen verhilft uns noch eine weitere Analyse des Begriffes Einfühlungsvermögen. Aus diesem ergibt sich naturgemäß die Überzeugung, daß sich jedes seelische Wachstum nur sehr langsam und unter fortwährenden Krisen vollzieht. Im Wesen der Einfühlung liegt also schon die Geduld, von der der Lehrer niemals genug haben kann, mit eingeschlossen. Wenn noch außerdem in der zu beurteilenden Schrift einige Ruhe liegt, so befinden wir uns auf einer Fährte, die zum Ziele führt. Geduld, ja sogar Drill wird der Lehrer vor allem bei den minderbegabten Schülern anwenden müssen.

Es ist sicherlich ein Irrtum, oft begangen von Lehrern, die allzu großer und vielleicht auch deshalb allzu kritikloser Fortschrittlichkeit huldigen, den Drill aus der Schule vollständig ausschalten zu wollen.

Wenn also in der Schrift sich einige Anzeichen von passivem Beharrungsvermögen vorfinden, wird man annehmen dürfen, daß der Schrifturheber auch in dieser etwas mechanisierten Sphäre seinen Mann stellen wird. Die graphischen Merkmale für Beharrungsvermögen sind: sichere Strichführung, sorgfältige Setzung der Oberzeichen, keine ungleichmäßig wirkende Verteilung der Druckverhältnisse, kein unmotiviertes Unterbrechen, kein Zittern, keine Vernachlässigung der Endbuchstaben.

Alle Schriften, die einen schwächlichen oder unordentlichen Eindruck machen, werden trotz der schöpferischen Intelligenz, der geistigen Elastizität, des instinktreichen Spürsinns, den sie verraten mögen, dennoch nicht auf Urheber weisen, die die genannte Eigenschaft besitzen.

Dieses Beharrungsvermögen wird er übrigens, wenn auch nicht in demselben Maße, auch bei begabten Schülern notwendig haben, denn jede Erziehung ist schließlich eine ordnende, umformende Tätigkeit von einer manchmal chaotischen Vielfalt der Triebe, ein langsamer Assimilationsprozeß, in dem diese sich nur mit großem Widerstreben in die Richtungslinien des Erziehers umstellen.

Die sittliche Kraft, über die der Lehrer verfügen muß, damit alle seine andern Eigenschaften voll zur Entfaltung kommen, findet in der Schrift durch eine weitgehende Harmonie ihre Ausprägung, die übrigens, wie wir schon gesehen haben, ein wesentliches Merkmal des hohen Formniveaus ist. Schriften von stark harmonischem Gepräge weisen daher auf sittlich hochstehende Urheber.

Das Gesagte, so natürlich es auch sein mag, wird von allen mit Leichtsinn unbeachtet gelassen, in deren Händen es gelegen wäre, eine wahllose Überflutung des Lehrberufes einzudämmen, denn die Erziehung der Jugend ist nicht etwas, was man nachträglich durch Erlässe der Schul-

Digitized by Google

behörden regeln kann. Auch die beste Schulreform wird nichts nützen, wenn die Pfeiler, auf denen das Bauwerk ruhen soll, nicht die geforderte Belastung vertragen.

Und doch ist die Schule die restlose Gestalterin der Physiognomie der einzelnen Staaten. So wie bei Menschen gibt es auch hier eine tausendfältige Stufung der Persönlichkeit. Das Niveau der Verwaltung, der Politik, der Wirtschaft ist eng verbunden mit dem Niveau, auf das die Lehrer das Bildungswerk zu heben imstande sein werden.

Man wird bei dem Gesagten nicht vergessen dürfen, daß es sich hier um ein Idealbild eines Lehrers handelt, daß in dieser Vollkommenheit und Gänze wird je kaum erreicht werden können. Aber in unserem Falle wird eine bloße Annäherung, das Zutreffen von nur einigen der genannten Merkmale einen Fehlgriff verhindern.

Man sollte also die Schrift von jungen Menschen, die sich dem höheren Lehramt widmen wollen, bevor sie noch ihre Studien beginnen, einer Begutachtung von fachkundiger Seite unterziehen, was ganz gut im Anschluß an die anderen psychotechnischen Methoden, wie sie in den verschiedenen psychotechnischen Instituten gehandhabt werden, denkbar wäre.

Ein solcher Vorgang würde eine viel zweckmäßigere Auswahl des Lehrermaterials für höhere Schulen garantieren.

Zur experimentellen Graphologie

Von Herbert Theiss

Unter dem Titel „Experimentelle Graphologie" erschien in diesem Winter ein Buch von Legationsrat Dr. Robert Saudek. Das Vorwort bezeichnet die sachliche Einstellung des Verfassers als „ein völliges Novum in der graphologischen Fachliteratur" und gibt dem Glauben Ausdruck, „die Grundlagen zu einer neuen exakten Wissenschaft geboten... zu haben". Wir wollen zu dieser Grundlegung einige kritische Betrachtungen liefern.

Die Psychologie von heute ist sich ihrer Zwischenstellung zwischen Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften bewußt; sie fordert objektive Kontrollierbarkeit der Methode, aber sie weiß, daß das Objekt ihrer Forschung nicht das Element sein kann, das als Ergebnis exakter Analyse wieder Baustein zur Synthese wäre, sondern nur die Struktur oder der Charakter eines individuellen psychischen Ganzen, die ganze Persönlichkeit.

Diese ist aber ein Lebendiges und kann als solches nicht nach einem Schema erfaßt werden. Experimentelle Untersuchungen bestätigen, daß Charakterbeurteilungen auf Grund schematischer Psychogramme, d. h. gleichbleibender Fragestellung dem Wesentlichen der individuellen Cha-

Digitized by Google

raktere keineswegs in dem Maße gerecht werden als freie Beurteilungen, bzw. gerade daran oft vorbei gehen müssen (Siehe: Helmut v. Bracken „Persönlichkeitserfassung auf Grund von Persönlichkeitsbeschreibungen", Jenaer Beiträge zur Jugend- und Erziehungspsychologie Nr.I, Langensalza; Rudolf Arnheim „Experimentell-psychologische Untersuchungen zum Ausdrucksproblem", Psychologische Forschung 1928 XI. Bd.).

Im Spezialfall des graphologisch analytischen Verfahrens trug Klages diesem Gedanken Rechnung, indem er den Satz aufstellte, der Gang der graphologischen Untersuchung müsse in jedem Einzelfall durch die individuelle Handschrift selbst bestimmt werden. Wie er das im konkreten durchführt, brauchen wir hier nicht näher auseinanderzusetzen. Es sei nur daran erinnert, daß zur Deutung von Handschriften außer dem Können und Wissen im rein Graphologischen auch die Fähigkeit gehört, sich denkend Rechenschaft zu geben über die tiefen Zusammenhänge seelischen Lebens, ganz unabhängig von einer vorliegenden Handschrift. Denn, wenn auch die Möglichkeiten im Psychischen an sich unbegrenzt sind, — hat man auch nur eine Seite eines Charakters richtig erfaßt, so hat man damit schon den ganzen Charakter orientiert, gewisse Möglichkeiten sind damit bereits ausgeschaltet, andere bereits mitbestimmt oder besonders gefärbt. Wie man aber diesen Ansatz findet? Es ist dafür die Erfassung des Ganzen schon Voraussetzung, wie wir eben gesehen haben. Eine solche Erfassung des Ganzen kann also schon deshalb nicht Endprodukt einer Synthese nach vorangegangener Analyse sein, weil es keinen Charakterzug gibt, dessen lebendiger Ausdruck nicht im wahren Sinne konkret wäre, verwachsen mit dem Ausdruck der ganzen Persönlichkeit. Das Wesen der Graphologie kann niemals darin bestehen, Stück für Stück neue Bausteine zu liefern, aus denen wir dann das Bild des Charakters zusammensetzen, sondern nur darin, uns Schritt für Schritt an der fixierten Bewegung aufzuzeigen, was wir im flüchtigen Ausdruck des vor uns stehenden Menschen zwar ebenso in seiner Totalität erfassen, wofür aber dort die Kontrolle unmöglich ist.

Nun wendet sich die neue Graphologie — wenn auch nicht klar und deutlich — gegen dies unmittelbare Erfassen des Ganzen, gegen die Intuition.

Sie tritt auf im Namen der Objektivität, deren Wahrung erste Aufgabe einer Wissenschaft ist.

Sie glaubt gesicherteren, exakteren Weg zu gehen.

Wir wollen die Sachlage näher betrachten, indem wir auf das Urproblem der Graphologie zurückgreifen. Es soll ein Lebendiges, Individuelles, als das jeder die Handschrift ansprechen wird, der ihre Einzigkeit und Einmaligkeit in jedem Beispiel neu konstatiert, durch das Mittel des Wortes mit seiner Bedeutung, seinem Sinn verknüpft werden. Daß in Wahrheit

Digitized by Google

nicht zwei auseinanderliegende Dinge verknüpft werden, wenn der immanente Sinn aufgezeigt wird, ist so selbstverständlich, daß wir unbedenklich unseren Gedanken in obiger Form ausdrücken dürfen, denn so stellt sich doch die Aufgabe dar, wenn wir urteilend an sie herantreten.

Es ist nun klar, daß ebenso einmalig wie die individuelle Handschrift auch das darin ausgedrückte Wesen ist, daß aber das den Zusammenhang aufzeigende Wort, besonders in seiner begrifflichen Fassung, die Aufgabe nur annähernd, hinweisend lösen kann. Die Aufgabe, den Sinn im Schriftbild zu finden, wird um so besser gelingen, je mehr wir uns durch die Handschrift leiten lassen, je freier wir (in diesem Sinn ist die erwähnte „freie Beurteilung" gemeint) von vorgefaßten Fragestellungen und fertigen Typologien sind.

Es ist aber auch klar, daß wir das Moment der Schreibvorlage nicht vergessen dürfen, an deren lebendiger Erfüllung die Individualität des Schreibenden in Erscheinung tritt, und daß wir, um kontrollierbare Wege zu gehen, ein in jeder Handschrift immer Wiederkehrendes unserer Forschung zugrunde legen müssen.

Durch diese gegensätzliche Forderung stehen wir im Problem der Graphologie vor einem Dilemma.

Die Graphologie muß natürlicherweise von der Handschrift ausgehen und, um der Forderung nach Wissenschaftlichkeit zu entsprechen, ist sie bestrebt, die Variabilität der zahlenmäßig begrenzten und meßbaren Schrifteigenschaften, die mit dem Faktum der Schrift und mit der Schreibvorlage einfach gegeben sind, als Faktoren graphologischer Analyse ausschließlich gelten zu lassen. Diese an jeder Handschrift registrierbaren Seiten sind das einzig Reale, woran naturwissenschaftlich kausale Denkungsart ihre Schlüsse knüpfen kann.

Es verlockt weiter zu denken: wenn man alle beachtete — und ihre Zahl ist nicht gering, denn außer den hauptsächlichen Unterscheidungen nach Größe, Lage auf der Fläche, im Raum (Druck), linearem Kurvenverlauf, Verhältnismomenten, Geschwindigkeit der Schriftentstehung usw. gibt es noch andere Faktoren, die zwar unter die genannten beiden Hauptgruppen der Statik und Dynamik der Handschrift eingerechnet werden können, die aber in der Kombination des individuellen Einzelfalles auch fehlen können, — wenn man alle Hauptfaktoren berücksichtigte, und jene Nebenfaktoren, die der Brandmarkung der Zeichendeuterei zum Trotz sich als richtig erwiesen haben, hinzu, so ließe sich ein Kombinationssystem herstellen, das für eine zwar begrenzte, aber immerhin sehr große Zahl von Einzelfällen die Charakterentsprechung schon „vor"sieht. Ein solches graphologisches System wäre, absolut gesehen, erlernbar, seine Anwendung streng objektiv und kontrollierbar. Wenn die Schriftfaktoren und ihre Entsprechung im Charakterologischen einen unveränderlichen Zusammenhang

Digitized by Google

bilden, der empirisch begründet oder deduktiv aufgestellt und empirisch erhärtet ist, dann haben wir eine wirklich exakte graphologische Wissenschaft. Wenn dies alles so wäre.

Indes kann ja von so einer unveränderlichen Bedeutung der Faktoren in der Handschrift nicht die Rede sein, es sind ja „Deutungs"faktoren. Darin stimmen beide hier zu betrachtenden Lehren der Graphologie überein.

Dies Prinzip der Doppeldeutigkeit aller Schriftmerkmale aber, das unseres Wissens von Klages zuerst aufgestellt wurde, führt zu einem entscheidenden Kriterium hin, das bei Klages Formniveau heißt und bei Saudek, vielleicht unter einiger Verschiebung des Bedeutungsinhaltes, Niveau.

Unter Formniveau ist der Grad der Eigenart oder Ursprünglichkeit der Handschrift zu verstehen. Wir sehen „das Eigenleben des Menschen in einen beständigen Kampf mit der Macht der Schablone verwickelt und gewinnen den Maßstab für seine Ausdrucksursprünglichkeit zumal durch Veranschlagung dessen, worüber es Herr geworden, indem es die Regel einverleibte". Das Formniveau von Klages wird also dem geistigen Wert des Menschen dadurch gerecht, daß das Moment der Verstandesentwicklung für die lebendigen Kräfte als ein Ansporn aufgefaßt wird, Schritt zu halten, und daß die Größe des Sieges in diesem Wettkampf, worin eben die Höhe des Formniveaus sich ausdrückt, an dem Format beider Gegner gemessen wird.

Das Niveau nach Saudek „soll das allgemeine geistige Niveau des Schreibenden umfassen, den Grad seiner Natürlichkeit oder seiner posenhaften Unnatürlichkeit, seiner Originalität oder Banalität, seiner Reaktionsfähigkeit auf Eindrücke, seiner ästhetischen Verfeinerung, seiner Lebendigkeit oder seiner Stumpfheit, kurz unsere Wertung dessen, was wir eines Menschen Persönlichkeit nennen."

Daß eine Verschiebung des Bedeutungsinhaltes vorliegt, geht mehr aus dem Weiteren hervor, wenn bei Saudek als ein Merkmal für gutes Niveau eine gute allgemeine, horizontale und vertikale Spatiierung angesetzt wird. (Von der Bedeutung der Geschwindigkeit des Schreibaktes, die nach Saudek das Niveau auch mitbestimmt, wollen wir hier nicht sprechen). Wir erkennen hier das Klagesische „Ebenmaß" zum Teil wieder. Aber nur zum Teil und so weit als möglich umgearbeitet in ein meßbares Tatsachenmerkmal. Überhaupt ist, wie sichs aus dem bereits Gesagten auch versteht, von Ausdruck im Sinne der uns unbewußten Äußerung unseres Wesens — eine Bedeutung, welche auch in der empirischen Psychologie von heute vertreten wird — in der neuen wissenschaftlichen Graphologie gar nicht die Rede. Aus dem Umstand, daß die Einsichten eines so selbständigen Denkers, wie Klages, immer wieder nur halb verstanden werden, ergeben

Digitized by Google

sich Verwechslungen und mangelnde Unterscheidung. Daß das Moment der Absichtlichkeit, wenn es zum Ausdruck hinzukommt, in die darstellende Bewegung hinüberleitet, daß Gesten und Körperhaltung, wie sie durch Sitte und Tradition geboten werden (was natürlich nach Rassen und Völkern verschieden ist) wenigstens in ihrer Entstehung und Weiterüberlieferung bewußt sind, also nicht zu den reinen Ausdrucksbewegungen gehören, diese wieder auch am Säugling und an den Tieren beobachtet werden können, das sind Dinge, die zur Berichtigung sich leicht verständlich machen lassen und von denen wir deshalb hier nicht zu handeln brauchen.

Es war der große Wurf der Klagesischen Grundlegung, die unmittelbare Gegebenheit unseres Verstehens des Handschriftcharakters im Ausdruck der fixierten Bewegung zu erkennen. Klages zeigt die notwendige axiomatische Voraussetzung, daß ein Charakter, der sich uns im Ausdruck verrät, wirklich so ist, wie wir ihn erleben, wie dies wohl kontrollierbar ist an Äußerungen und Handlungen desselben Menschen oder an der objektiven Übereinstimmung der Urteile vieler Beurteiler, wie es aber nicht weiter bewiesen werden könne, da wir auch Handlungen eben nur deuten und Worte über das wirkliche Vorhandensein eines psychischen Zustandes absichtlich oder unabsichtlich irreführen können.

Der Ausdruck ist nicht so „metaphysisch", um von der gegenwärtigen psychologischen Wissenschaft verbannt zu werden. Wir sind wohl der Ansicht, daß empirische Ergebnisse und nicht Spekulationen nötig sind, um im Chaos der Theorien die Grundlage wissenschaftlich sauberer Forschung zu bewahren und die notwendigen Beziehungen unserer jungen Wissenschaft zu allen Gebieten des Lebens aufrecht zu erhalten. Aber man darf das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. Es hat sich erwiesen, daß der Ausdruck auch allgemein noch verstanden wird, von realen Praktikern im Leben keineswegs schlechter als etwa von „Metaphysikern". So ist für den graphologischen Blick jedes beliebigen Laien selbstverständlich der Ausdruck die einzige Grundlage zum Urteil, denn was weiß der Nichtgraphologe von den Lehrsätzen der graphologischen Wissenschaft! Belege für das Laienurteil über Handschriften geben einige wissenschaftliche Arbeiten, darunter die schon genannte von Arnheim als auch eigene Untersuchungen, die wir hauptsächlich an Kindern angestellt haben.

Für die Wirklichkeit eines Ausdrucksgehaltes kann objektive Bestätigung, wie bereits gesagt, das Urteil anderer sein. Klages entwickelt die Bedeutung der Ausdruckserscheinungen deduktiv. Da, wie wir gezeigt haben, ein Beweisen des Charakters im strengen Sinne doch nicht möglich ist, so ist der objektive experimentelle Nachweis von Zusammenhängen zwischen (vorausgesetzten!) psychischen Zuständen und Vorgängen und Erschei-

Digitized by Google

nungen der Handschrift wohl zweifellos ein wertvoller wissenschaftlicher Beleg, aber eben auch kein Beweis. Solange für das Experiment nicht auch die Tatsächlichkeit des Vorhandenseins der Charaktereigenschaften, die den Urhebern der verwendeten Handschriften zukommen sollen, objektiv gesichert und daraufhin der Zusammenhang der graphischen Erscheinungen mit jeder Charaktereigenschaft nicht einzeln untersucht ist, solange das Experiment allein die für die Möglichkeit des Schreibens und das Zustandekommmen gewisser allgemeiner graphischer Erscheinungen unmmittelbar notwendigen Anlagen und Fähigkeiten beweist, solange bietet es für die charakterologische Graphologie das Entscheidende immer noch nicht. In der charakterologischen Graphologie kommt man um den Ausdruck nicht herum und wir werden sehen, daß auch Saudek mit großer Selbstverständlichkeit auf ihn baut, wenngleich er sonst den Zusammmenhang zwischen Schriftmerkmal und Charakter auf experimentellem Wege aufzeigen will. Logische Schlüsse, Hinweise auf die Erfahrungen der eigenen und fremder Praxis, aber ohne Vorführung des empirischen Materials, vermehren seine unmittelbar experimentellen Befunde außerdem. Wir meinen die neue Graphologie hätte besser getan, Charaktererforschung und Identitätsnachweis säuberlich voneinander zu trennen. Denn, solange die Zusammenhänge gleichsam in derselben Ebene bleiben, von Handschrift zu Handschrift, ist die exakte Methode möglich und angebracht.

Wir waren beim Niveau stehen geblieben und hatten den Ebenmaßbegriff von Klages mit hineinverwoben gefunden. Für Klages ist das Ebenmaß natürlich auch eine Ausdruckserscheinung, die dem ausschlaggebenden Formniveau deshalb so nahe gesetzt wird, weil das Leben selbst uns zeigt, daß Tiefe und Ausgeglichenheit oder auch Aufgeschlossenheit und Feingefühl Eindrücken gegenüber (der charakterliche Sinn des handschriftlichen Ebenmaßes) dem lebensvollen, ursprünglichen Wesen zukommt und nicht dem Dutzendmenschen. Während Klages dies Ebenmaß im Rhythmus des Schriftbildes sieht, der sich dann im besondern wohl an verschiedenen Stellen dieses Schriftbildes aufweisen und aus graphologischen Gründen darnach unterscheiden läßt, (Verteilung und Anordnung der Buchstaben im Wort, der Wortkomplexe in der Zeile, im Abstand zur nächsten Zeile, Anordnung und Verteilung der Schrift auf der ganzen Schreibfläche) spricht die neue Graphologie nur von den meßbaren Tatsachen der Raumeinteilung und Spatiierung. Sie sieht nicht, was für den beeindruckbaren Beurteiler eigentlich den Rhythmus ausdrückt, das bildhafte Verhältnis der flächigen oder linearen Gebilde zum Papierhintergrund. Freilich die neue Graphologie soll ja auch nur nachmeßbare Grundlagen haben. Sollte aber nicht in der „graphischen Einheit", als welche ein Wort in gewissen Fällen „hervortritt und zu beiden Seiten von einer freigelassenen weißen Fläche gleichsam umrahmt wird", doch,

Digitized by Google

wenn auch verkannt, das bildhafte Moment der Schrift anklingen? Wir werden gleich mehr darüber wissen.

Wo liegt nun der Angelpunkt für unsere Behauptung, daß auch die neue Graphologie nicht ohne den Ausdruck auskomme?

Zur Feststellung des Niveaus sind bei Saudek drei Merkmalgruppen gegeben:

1. Der Grad der Schnelligkeit und Natürlichkeit resp. Unnatürlichkeit der Handschrift.
2. Allgemeine horizontale und vertikale Spatiierung.
3. Positiv oder negativ zu bewertende Abweichungen der individuellen Buchstabengestaltung vom verwendeten Schreibsystem.

Achten wir auf Punkt 3. Wenn wir zur Feststellung des Niveaus, ob positiv oder negativ, feststellen müssen, ob die Abweichungen vom Schreibsystem positiver oder negativer Art sind, dann ist doch das, was festgestellt werden soll, schon als Voraussetzung zur Feststellung nötig. Und wenn von den drei Kriterien zur Bestimmung der Niveauklasse auch nur eines in diesem Sinne nicht exakt und objektiv feststellbar ist, dann nützt es nichts, wenn die andern zwei es auch s i n d.

Ähnlich an einer andern Stelle (die wir, wenn sie nicht gleichsinnig wäre mit der eben zitierten, nicht erwähnen würden, da der Verfasser die Schlußfolgerung selbst als „naheliegend und plausibel" bezeichnet; andererseits können wir an der Annahme der Selbstverständlichkeit solcher Schlußfolgerung unsere Behauptung der stillschweigenden Anerkennung des Ausdrucks durch die neue Graphologie besonders gut demonstrieren). Es heißt an dieser Stelle in der „Experimentellen Graphologie": „Es ist klar, daß ästhetisch häßliche, mit überflüssigen Schnörkeln überladene und dadurch schwer lesbare oder unlesbare Schriften das Erzeugnis von Menschen mit schlechtem ästhetischen Geschmack und verworrenen Gedanken sind." Diese Argumentation sieht doch aus wie nach dem Rezept: wie stelle ich fest, ob ein Pferd weiß oder schwarz ist? Ich sehe es an und stelle eben fest, ob es ein Schimmel oder ein Rappen ist. Jedenfalls bezeugt sie die unmittelbare Erfassung des Ausdrucks. Es nützt gar nichts, daß die Schwerlesbarkeit oder Unlesbarkeit der Schrift als Bedingung hingestellt wird, denn diese soll ja wieder durch die „ästhetisch häßliche" Schnörkelhaftigkeit bedingt sein.

H i e r macht die neue Graphologie den Sprung ins Unbeweisbare. Warum, wenn es hier erlaubt ist, soll es nur hier erlaubt sein? Oder, warum ist diese Graphologie p r i n z i p i e l l exakter als die von Klages, da doch, abgesehen von dem Kriterium der Schnelligkeit oder Langsamkeit des Schreibaktes, dem nach Saudek auch eine besondere Entscheidung vorbehalten ist (wobei die Identitätsgraphologie wohl etwas zu weit verleitet hat) „die Bestimmung der Niveauklasse uns sozusagen eine Skala gibt, an

Digitized by Google

der wir die jeweilige Bedeutung von jenen Adjektiven oder Substantiven ablesen können, die sich aus der Deutung der einzelnen Schriftmerkmalgruppen ergibt".

Konsequent, im Sinne der Aufstellung der 12 Ursachen, die für das individuelle Schriftbild nach Saudek verantwortlich sind, wäre es, das Bild der Handschrift überhaupt aus Ursachen zu erklären, die dann für eine praktische Graphologie natürlich auch endlicher Zahl sein müßten. Saudek versteht unter diesen 12 Ursachen, wie es uns scheint, 12 gleichsam bevorzugte Ursachen, die, in je größerer Zahl sie für ein Individuum charakteristisch sind, eine um so größere Variationsbreite für dessen Schriftbild bewirken. Man müßte dementsprechend jede Handschrift, bevor man sie charakterologisch analysiert, auf diese 12 bevorzugten Ursachen hin prüfen, um nicht, was lediglich durch sie bewirkt ist, auf andere „mentale Ursachen" zurückzuführen (wie Saudek das benennt, was nach Klages im Ausdruck erscheinende Seiten des Charakters sind). Daß der Charakter nicht die Ursache der Schrift sein kann, hat Klages zwar einleuchtend dargelegt. Wir wollen uns aber bei dieser Verschiedenheit der Auffassung nicht weiter aufhalten, wenn sie auch außerordentlich bedeutsam ist, denn es ergibt sich zwangsläufig, daß, wer so entschieden die Wissenschaftlichkeit in der Alleinherrschaft des Kausalitätsprinzipes sieht und also auch in der Psychologie sich nach den Errungenschaften von gestern orientiert, daß der beim besten Willen auf einem so komplizierten Gebiet, wie eben dem der Psychologie, am Kern vorbeitreffen muß.

Konsequent wäre es für die neue Graphologie, in der Handschrift ein rein Äußerliches zu sehen: die Buchstabenform, das Schriftbild lediglich ein totes Lineament, das, durch Ursachen kausal bestimmt, Verschiedenheiten aufweist, welchen wieder aus Erfahrung und Experiment festgestellt (bei schnellem Schreibakt) Charakterformen entsprechen. Diese Konsequenz ist aber mit dem „Niveau"begriff aufgehoben.

Fassen wir unsere Betrachtungen zusammen, so müssen wir sagen: Eine prinzipiell exaktere Graphologie haben wir auch hier nicht. Es wird vieles präzis und detailliert ausgearbeitet (überhaupt wollen unsere Betrachtungen nicht als eine allgemeine Kritik des Buches „Experimentelle Graphologie" verstanden sein, denn dessen positive Seiten lagen außerhalb unseres Gedankenganges), vor allem, es wird alles vom Standpunkt der Kausalität (so weit wie wir gesehen haben) betrachtet und damit dem allgemeinen wissenschaftlichen Denken näher gebracht. Damit vergrößert sich aber auch die Gefahr, die lebendige Gestalt im Schema zu vergewaltigen.

Was bei Klages noch ein bewegliches System war, ist hier zum starren Fragebogen geworden, was bei Klages ein Betrachten von vielen Seiten war, wobei das Objekt der Betrachtung stets unversehrt ein Ganzes blieb und die scheinbare Zerlegung in Schrifteigenschaften und Eigenschaften

Digitized by Google

Abb. 1

Abb. 2

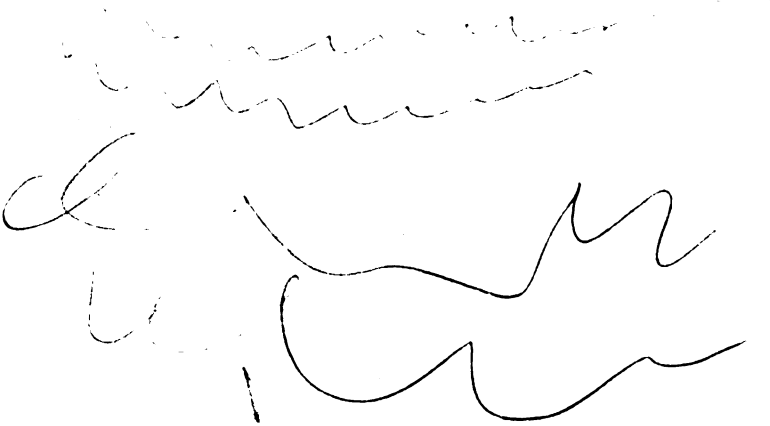


Abb. 3

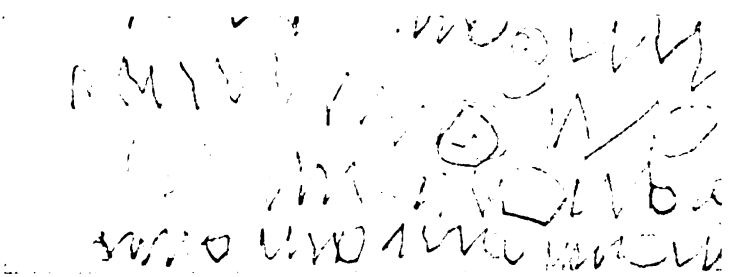


Abb. 4

Digitized by Google

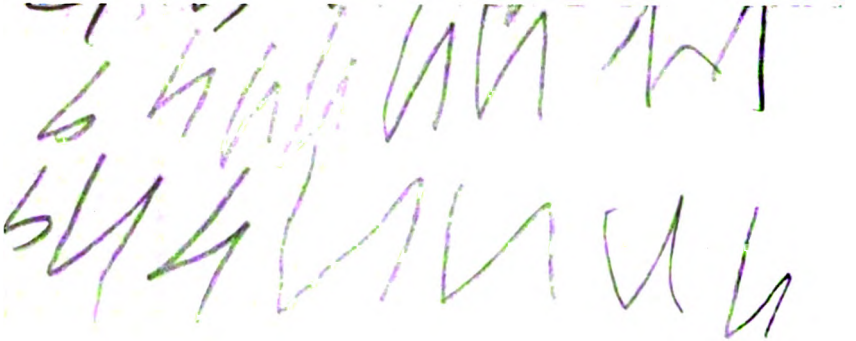


Abb. 5

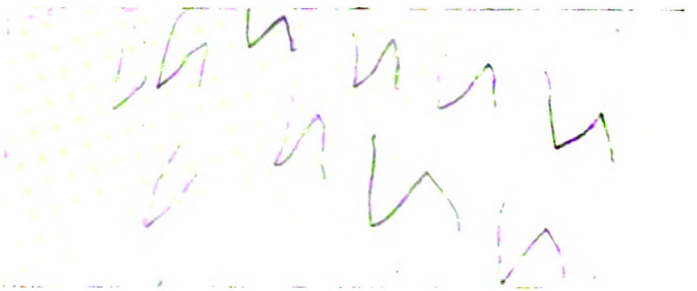


Abb. 6

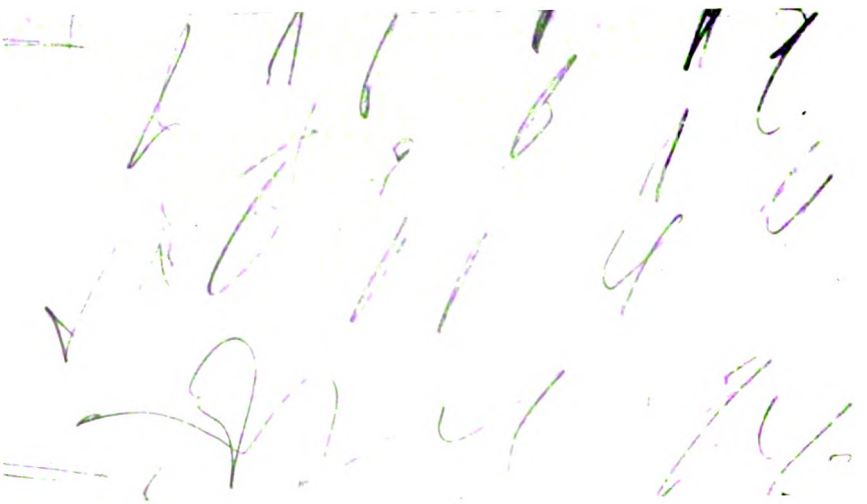


Abb 7

Digitized by Google

Abb. 8

Abb. 10

Digitized by Google

Abb. 9

Digitized by Google

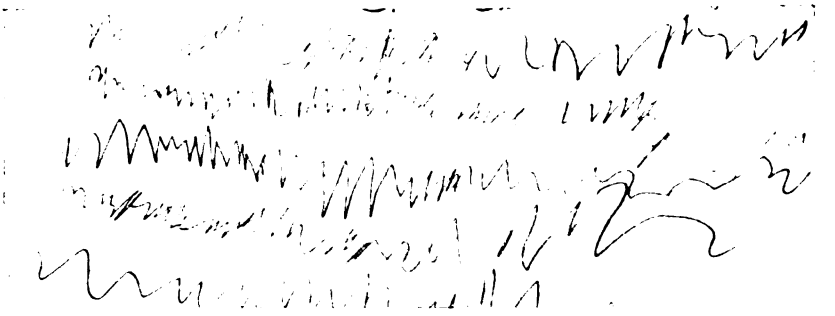


Abb. 11a

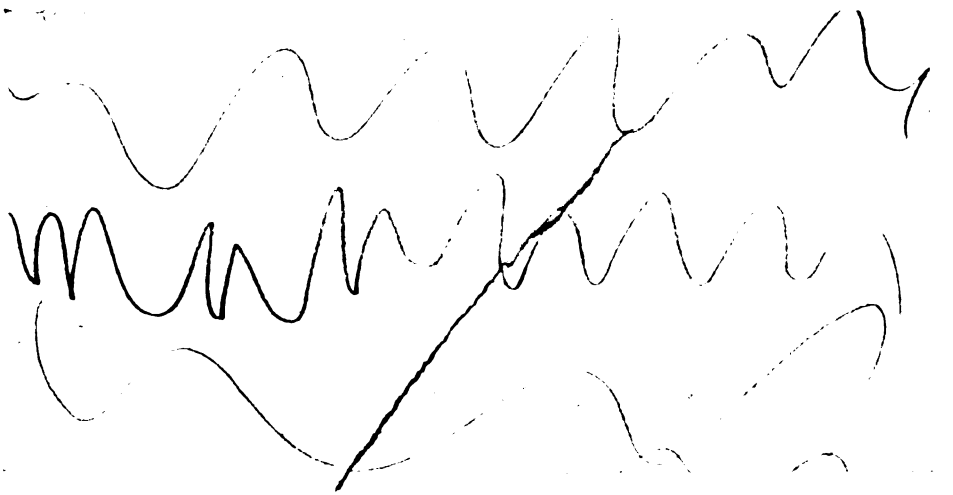


Abb. 11b

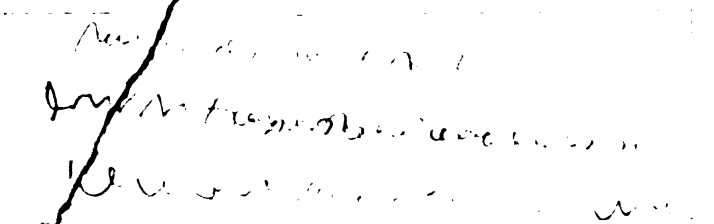


Abb. 12a

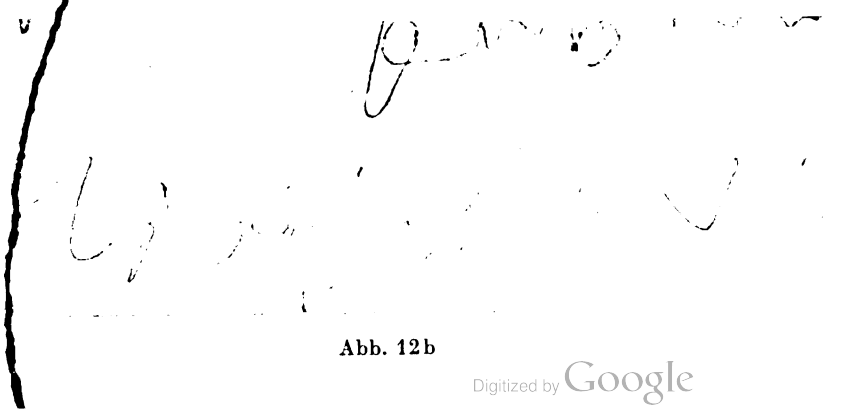


Abb. 12b

Digitized by Google

Abb. 14

Digitized by Google

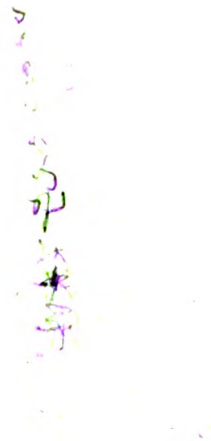


Abb. 13

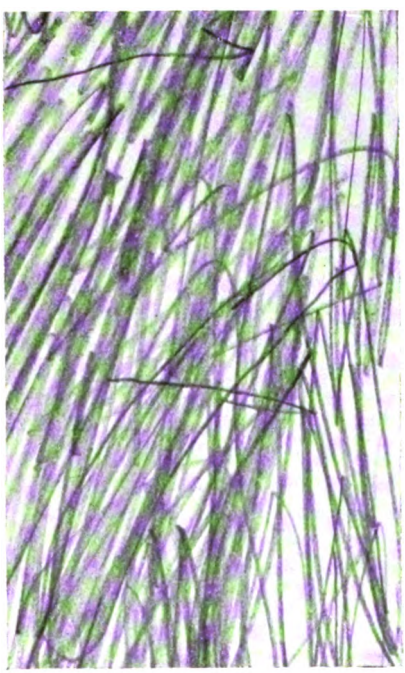


Abb. 15

Digitized by Google

Digitized by Google

des Charakters keine Zerstückelung war, sondern nur eine geistige Unterscheidung, ist hier in der neuen Graphologie schon mehr ein Zusammentragen einzelner isolierter Befunde.
Das Dilemma im Problem der Graphologie hat, bis heute noch immer, durch Klages seine bestmögliche Lösung gefunden.

Graphologie der Kinderschrift im Spielalter

Von Dr. med. Basia Gingold

Einleitung

Die Lehre von der Handschrift wurde erst durch Klages zum Rang einer objektiven Wissenschaft erhoben. Dies erreichte er durch eingehendes Studium der Physiologie der Bewegungen[1], die er zur Grundlage der Deutung der in den Schriftzeichen in Erscheinung tretenden Bewegungsformen machte. In seinem Buch „Handschrift und Charakter"[2] hat Klages eine Ausdruckslehre entwickelt, die nicht einfach Symptome aneinanderreiht, sondern die Gesetzmäßigkeit aller sich darbietenden Erscheinungen von einem ganz einheitlichen Standpunkte aus zeigt.
Seine Schülerin M. Becker hat diese Erkenntnis systematisch auf die Handschrift des Schulkindes angewandt und ihre reichen Erfahrungen in einer Monographie „Graphologie der Kinderschrift"[3] niedergelegt. In der Einleitung zu diesem Buche weist schon Klages darauf hin, daß die schriftlichen Äußerungen des Kindes vor der Schulzeit ein dankbares Objekt derartiger Forschungen sein müßte, weil ja alles Angelernte wegfällt. Die Kinder folgen unbeeinflußt dem eignen Geschmack und Ausdrucksverlangen und ihre Aufzeichnungen sind somit die ursprünglichste Fixation der individuellen Bewegungsweise.
Auf Veranlassung von Herrn Priv.-Doz. Dr. Karger haben wir nun an klinischem Material derartige Versuche in größerem Stile angestellt und bringen im folgenden eine Ausführung unserer Erfahrungen und Ergebnisse.
Das Material, das zu den Analysen benutzt wurde, stammt zum größten Teil aus dem Virchow-Krankenhaus und der Psychopathenabteilung des Pestalozzi-Fröbelhauses, deren Leiterin, Frl. Corvinus, wir an dieser Stelle unsern Dank für ihre liebenswürdige Unterstützung aussprechen.
Fast allen Kindern war es eine Freude, „schreiben" zu dürfen. Selbst die Allerkleinsten, die zum erstenmal die Bekanntschaft mit dem Bleistift machten, trennten sich nur ungern von ihrer neuen Beschäftigung. Bei Wiederholungen der Schriftproben nach einem kurzen Intervall blieb die individuelle Eigenart die gleiche. Kleine Abweichungen waren bedingt durch veränderte Stimmungslage des Kindes, sei es durch Verschlimmerung der Erkrankung oder Genesung usw. Näheres wird im speziellen Teil darüber angegeben.

[1] L. Klages, „Ausdrucksbewegungen und Gestaltungskraft." Engelmann 1913.
[2] L. Klages, „Handschrift und Charakter." Barth, Leipzig 1923.
[3] M. Becker, „Graphol. d. Kinderschrift." Niels Kampmann Verlag.

Digitized by Google

Ableitung der angewandten graphologischen Grundbegriffe

Bevor wir zur Besprechung der Handschriften übergehen, wollen wir die Elementarbegriffe, die für die Analyse der Kinderschrift notwendig sind, kurz erläutern, d. h. wir führen hier nur die von Klages gefundenen Resultate an. Für die genaue Ableitung der Begriffe auf Grund von Bewegungsstudien verweisen wir auf Klages, „Handschrift und Charakter".

Von grundlegender Bedeutung ist die Darlegung, daß jedes Symptom durch zweierlei Ursachen bedingt sein kann: entweder aus Stärke eines Interesses, eines Triebes oder aus Schwäche eines Gegeninteresses. So gibt es also immer eine positive und negative Bewertung eines Symptoms. Die Entscheidung hängt ab von der Gesamtanlage des Charakters.

Treffende Beispiele gibt Klages für die verschiedene Bedeutung der regelmäßigen Handschrift[1]. „Regelmäßig" schreibt einmal etwa der nüchterne Bücherwurm, der, ohne von Herzenswünschen sonderlich gestört zu werden, nichts anderes weiß, als tagtäglich maschinenmäßig sein „Pensum" erledigen, und regelmäßig schreibt zum andern ein Bismarck, der ein starkes und tiefes Gefühlsleben mit seinem noch mächtigeren Willen bändigt. — Unregelmäßig schreibt einmal der haltlos hin- und herschwankende Abenteurer, dem es an Festigkeit der Gesinnung gebricht; und unregelmäßig schreibt zum anderen etwa ein Beethoven, dessen leidenschaftlich heftige Gefühlswallungen seinen noch so großen Willen entmächtigen.

Abgesehen von der Regelmäßigkeit sind noch für die Bewertung der Handschrift wichtig:

1. Die Wucht der Bewegung, die sich in der Größe und in der Strichstärke äußert,
2. die Linienführung,
3. der Verbundenheitsgrad der Schriftfiguren,
4. die Bindungsform: Winkel, Arkade usw.

Ad 1: Zur Erläuterung der Größe der Handschrift stellt Klages folgende Überlegungen an[2]. Weshalb wollen wir große Bewegungen machen? Offenbar, um ein räumlich entferntes Ziel zu erreichen. Wir neigen demnach zur Größe der Bewegung, je räumlich entfernter das innerlich erstrebte Ziel ist. In diesem Streben liegt jene Schwungkraft, die die Alten „Pathos" tauften. Auch in der Sprache finden sich Bestätigungen für das Gesagte. Ein pathosloses Streben wird „kleinlich", „engherzig", „beschränkt" genannt. — Die „Majestät" des Königs würde ein Schauspieler glaubhaft versinnlichen nur durch große, getragene Bewegungen. Denn wir werden niemals kleine, kurze, abgebrochene Bewegungen als pathosvoll empfinden, sondern stets nur lange, ausladende, also recht eigentlich „großzügige".

Zu unterscheiden hätten wir das Pathos des Gefühls und das Pathos des Willens. Die Anlage zum Pathos des Fühlens würden wir in der Umgangssprache als Fähigkeit zur Begeisterung bezeichnen. Diese Begeisterung kann

[1] L. Klages, „Handschrift und Charakter." Barth, Leipzig 1923, S. 15.
[2] L. Klages, „Handschrift und Charakter" Barth, Leipzig 1923, S. 53—57.

Digitized by Google

Erwartungen erregen, denen die Wirklichkeit nur selten zu entsprechen vermag. Darum bedeutet die Größe der Handschrift bei den gefühlsbetonten Menschen im positiven Sinne die Stärke der Begeisterungskraft. Negativ zeugt sie von einem Mangel an Wirklichkeitssinn. — Die Anlage zum Willenspathos heißt Tatendrang. Im Wesen des Tatendranges liegt es, nicht verharren zu können beim jeweils Erreichten, sondern statt dessen von Ziel zu Ziel fliegen. In einer willensbetonten Handschrift rührt deshalb die Größe positiv her von der Stärke des Tatendranges, negativ vom Mangel an Konzentrationsvermögen.

In der Strichstärke äußert sich die Energie der inneren Tätigkeit. Sie bedeutet bei willensbetonten Menschen positiv Willenskraft, Selbstbeherrschung, Zähigkeit. Negativ weist der Druck auf Schwerfälligkeit und Gehemmtheit. In unregelmäßigen, gefühlsbetonten Schriften zeugt er von Impulsivität oder negativ von Reizbarkeit.

Ad 2: Die Zeilenführung ist in manchen Kinderhandschriften nicht vorhanden, doch bei den Kindern, die das Bestreben haben, eine Zeilenrichtung innezuhalten, sind die Abweichungen charakterologisch zu verwerten.

Die sinkende Zeile, die durch die spannungslose Beugebewegung entsteht, ist ein Zeichen der Ermüdung, der Herabgestimmtheit, der Depression.

Die steigende Linienführung kann dagegen zwei völlig verschiedene Ursachen haben. Die Streckbewegung kann ein Zeichen der freudigen Erregung sein, andrerseits mehr ein Ausdruck des Strebens, das mit freudiger aber auch unzufriedener Gemütslage kombiniert sein kann.

Die schwankende Zeilenführung weist auf Stimmungsschwankungen und Unentschlossenheit hin.

Ad 3: Ebenso wie das Schreiten und Sprechen ist auch das Schreiben ein gegliedertes Tun[1]. Werfen wir die Frage auf, ob es für die Atemlänge der Schreibbewegung einen sozusagen natürlichen Durchschnitt gebe, so scheinen viele Erfahrungen dafür zu sprechen, daß er im equilibrierten Duktus verwirklicht sei. Wir hätten mithin diesen als den Nullpunkt einer Reihe zu betrachten, die nach oben zur Verbundenheit, nach unten zur Unverbundenheit weiter gehe, und würden demzufolge zu begründen haben, warum in der verbundenen Handschrift das naturgemäß Geteilte verknüpft und warum in der unverbundenen Handschrift das naturgemäß Fließende zerschnitten werde. Wie schon im Einzelgeiste die gedankliche Bewegung des Vergleichens abwechselt mit der Gedankenpause des Findens, so neigt auch die eine Spielart der Charaktere zum geistigen Schweifen, die andere zum geistigen Haften. Jener ist es nicht so sehr um die Befunde als um deren widerspruchslose Vereinigung zu tun, während diese, unempfindlicher für Widersprüche, Befunde neben Befunde stellt und für jeden die gleiche Gewichtigkeit aus dessen Natur eines Sachverhalts ansetzt. Dort haben wir die Systematiker, die sich nicht sonderlich kümmern um Einzelheiten, hier die Sammler, die ebenso unbekümmert sind um deren „geistiges Band". — Es leuchtet ein, warum der schweifenden Geistesart eine über die natürliche Rhythmik hinausgehende Be-

[1] L. Klages, „Handschrift und Charakter." S. 95—97.

Digitized by Google

wegungsverknüpfung entspricht, und warum die haftende Geistesart zur Zerstückelung des natürlichen Flusses neigt. Wie nämlich in jener der Lebensvorgang gegängelt wird von der Bewegung des Denkens, so in dieser vom Ergebnis des Denkens. Wenn dort die Urteilsfunktion der Vereinheitlichung die natürliche Gliederung auslöscht, so ist es hier die Vereinzelungskraft der Tatbestände, die den natürlichen Fluß zerbricht. — Der Verbundenheitsgrad der Schreibfiguren untereinander ist also ein Zeichen der Kombinationsgabe, der Berechnung. Negativ zeugt Verbundenheit von Mangel an geistiger Initiative. Unverbundenheit spricht für Intuition, für haftende Geistesart, Beobachtungsgabe. Im negativen Sinne bedeutet es einen Mangel an Logik, Sprunghaftigkeit. Als Auswuchs der haftenden Art kann es zur Verbohrtheit, Anpassungsunfähigkeit kommen.

Ad 4: Bei den scharfen oder ausgeprägten Bindungsformen sind neben anderen hier nicht interessierenden folgende Hauptarten zu unterscheiden:

1. doppelte Winkelbindung = Winkel oben und unten wie im deutschen i,
2. Arkadenbindung = oben Bogen und unten Winkel wie im lateinischen m,
3. Girlandenbindung = unten Bogen, oben Winkel wie im lateinischen u.

Vergleichen wir nun den Eindruck der bogigen Linie mit dem Eindruck des Winkels, so erscheint der Winkel als etwas Festes, Entschiedenes, während die Bogenlinie mehr fließend, weich, verbindlich ist[1]. Damit ein Winkel entstehe, muß die Bewegung der Federspitze bis zum Nullpunkt der Geschwindigkeit verlangsamt werden, um dann sofort in die neue Richtung hinüberzubiegen. Die dazu von Punkt zu Punkt erforderliche Bremsung setzt im Schriftverfasser eine beständige Spannungsbereitschaft voraus, und so ist dann die positive Bedeutung des Winkels: Widerstandskraft. Fragen wir jetzt nach derjenigen Anlage, deren Fehlen geeignet sei die Entfaltung von Widerstandskraft zu erleichtern, so finden wir uns hingewiesen auf eine Seite des Gefühls, für die die Sprache den charakteristischen Namen der „Weichheit" wählt. Je mehr einer Weichheit des Herzens besitzt, um so schwerer wird es ihm unter sonst vergleichbaren Umständen werden, die Stellung des Widerstandleistenden innezuhalten. Darnach entspränge der Winkel negativ aus der Härte.

Die gewohnheitsmäßige Arkadenbindung gibt eines der schönsten Beispiele für die Wirksamkeit des Raumgefühls. Wie schon die Bezeichnung „Arkade" vermuten läßt, entspringt sie nämlich aus der seelischen Wahlverwandtschaft zu solchen Formen, die den Eindruck des Überwölbenden und Verdeckenden machen. Diese Formen wurzeln also bald in der positiven Eigenschaft der Verschlossenheit, bald in der negativen des Mangels an Offenheit.

Während die Arkade den Charakter einer Beugebewegung hat, hat die Girlande den einer Streckbewegung. Wenn nun der vorlagemäßige Streckstrich, der den Abschluß nahezu aller Kurzbuchstaben bildet, offensichtlich der Verbindung des Buchstabens mit dem folgenden dient und wenn der Verbindungszweck zwar nicht tatsächlich besser erfüllt, wohl aber eindrücklicher dargestellt wird durch bogigen Ansatz der Knüpfung, so werden wir den Ausdrucksgehalt

[1] L. Klages, „Handschrift und Charakter." S. 86—87.

Digitized by Google

der handschriftlichen Girlande im Bedürfnis nach Vermittlung und Ausgleich erblicken. Das wiederum mag begründet liegen positiv in Herzensgüte und Wohlwollen; negativ in einem Mangel an Selbständigkeit.
Mit Hilfe dieser Grundbegriffe werden wir versuchen, aus den Kinderhandschriften den Charakter herauszulesen, der, wie Homburger definiert[1], das Gefüge der in der Persönlichkeit wirksamen Faktoren des Temperaments, der Affektivität, des Willens und der Triebfeder des Handelns ist.

Gruppierung der Kinderhandschriften

Die Analyse der Charaktere werden wir nach empirisch-psychologischen Gesichtspunkten vornehmen, um auf diese Weise eine Einteilung der Charaktere zu gewinnen, die den praktischen Bedürfnissen der Pädagogik und der Therapie entspricht. Ist auch jede Einteilung in gewissem Sinn ein Kompromiß, vor allem zwischen dem theoretisch Erstrebten und Erreichbaren und dem praktisch Erforderlichen, so ist doch Typenbildung eine Methode der Übersichtsbildung.
Mit der Gegenüberstellung eines vorwiegend triebhaften auf der einen und eines vorwiegend bewußt reagierenden Menschen auf der anderen Seite trifft man Wesenseigentümlichkeiten, die Mischungen zulassen (Einzelindividuen sind ja nur selten Extreme). Sie hat außerdem den Vorzug zu pädagogischen und ärztlich-psychotherapeutischen Anwendungen zu führen[2].
Auch in den Kinderhandschriften kommt der Gegensatz: Verstand (Bewußtheit, Wille) und Gefühl (Triebhaftigkeit) besonders deutlich hervor, und wir haben diese Einteilung der zusammenfassenden Betrachtung der Kinderhandschrift zugrunde gelegt. Dies ist leicht aus den im folgenden mitgeteilten Schriftanalysen zu erkennen.

Handschriften der Gruppe I (Verstand, Bewußtheit, Wille)

Betrachten wir zunächst einige Exemplare aus unserer Sammlung der Gruppe I (Verstandesmenschen, die affektiv wenig ansprechbar sind). Als ihr reinster Vertreter ist

Probe 1 anzusehen (Knabe 5 Jahre).

Graphologischer Befund:
Die Anordnung ist klar, übersichtlich. Die Zeilenführung ist regelmäßig. Der Zeilenanfang ist immer gleichmäßig untereinander gesetzt. Die Schrift zeigt einen ununterbrochenen Duktus. Die einzelnen mit mäßiger Strichstärke gezeichneten Figuren sind im wesentlichen von gleicher Größe. Die Bindung ist vorwiegend spitzwinklig, nur hin und wieder treten Arkaden auf (s. S. 8).
Graphologische Deutung:
Aus diesem Befund ergibt sich das Bild eines realistischen, nüchternen Charakters ohne irgendeinen Affekt (Klare Anordnung, gleichmäßige Schrift von geringer Größe).

[1] Homburger, Vorlesungen über Psychopathologie d. Kindesalters. Springer 1926.
[2] Schneider, Der triebhafte und der bewußte Mensch. Utitz: Jahrb. d. Charakterologie, Bd I, Pan Verlag 1924.

Digitized by Google

In der starken Verbundenheit kommt eine etwas trockne Betriebsamkeit ohne jede eigene Initiative zum Ausdruck (Spannungsloser Druck). Die spitzwinklige Bindung betont die Fähigkeit zu Ausdauer, die durch keinerlei Affektregungen beeinträchtigt wird. Die vereinzelt auftretenden Arkaden weisen auf besonnene Zurückhaltung.

Klinischer Eindruck:

Übereinstimmend mit den Ergebnissen der Schriftanalyse war das Wesen des fünfjährigen Knaben, der durch sein ruhiges gleichmäßiges Verhalten auffiel. Der Aufforderung etwas zu schreiben folgte er gehorsam, ohne ein Gefühl der Freude oder Abneigung erkennen zu lassen.

Ähnliche Schriften wie Probe 1 haben wir mehrfach gefunden. Bei etwas lebhafteren Kindern erschienen die Zeilenführungen weniger eintönig, der Wechsel von wagerechten zu schrägen oder senkrechten Zeilenrichtungen zeigte ein Streben nach Abwechslung und deutete auf stärkere Initiative. Je energischer ein Kind war, um so stärker fiel der Druck aus. Auf die Intelligenz des Schrifturhebers ließen sich unter Umständen Schlüsse ziehen, wenn man zur Beurteilung das Formenniveau und das Alter des Kindes heranzog.

Graphologischer Befund:

In Probe 2 (Knabe 5 J.) tritt als neues Symptom an Stelle der Winkelbindung eine ausgesprochene Girlandenbindung. Außerdem finden wir mehrmals Arkaden und einen schwachen Druck.

Graphologische Deutung:

Die Girlandenbindung (s. S. 8) ist ein Ausdruck des freundlichen Wesens des Knaben, der leicht zu leiten ist, worauf auch der schwache Druck schließen läßt. Die Vereinigung der Arkadenbindung weist darauf hin, daß dieses Entgegenkommen sich nicht in einer lebhaften Form äußert, sondern sich eine gewisse Zurückhaltung auferlegt.

Klinischer Eindruck:

Ebenso wie der Schrifturheber der Probe 1 war dieser fünfjährige Junge artig und vernünftig. Typisch für sein weiches, empfängliches Wesen war seine Vorliebe für Spiele mit Puppen, mit denen er sich mit großer Zärtlichkeit beschäftigte.

Graphologischer Befund:

Probe 3 (Knabe 6 J.) zeigt ein durchweg schwankendes Schriftbild. Neben sehr kleinen finden sich große Schriftzüge. Die Linienführung ist sehr unregelmäßig. Sämtliche Bindungsformen sind vertreten.

Graphologische Deutung:

All diese uneinheitlichen Züge lassen auf einen unausgeglichenen, schwankenden Charakter schließen mit großem Hang zur Launenhaftigkeit.

Klinischer Eindruck:

Das Wesen des Kindes entsprach durchaus diesem Befund. Da es keine Geschwister hatte, wurde es durch seine Eltern sehr verzogen, woraus die Launenhaftigkeit eines verwöhnten Muttersöhnchens resultierte.

Anders zu bewerten ist die Verschiedenheit der Züge in
Probe 4 (Mädchen 5 J.).

Digitized by Google

Graphologischer Befund:
Als Ganzes genommen wirkt das Schriftbild hier sehr einheitlich und geschlossen trotz der verschiedenartigen Bindungsformen. Auffallend sind die zahlreichen Unterbrechungen des Duktus und der häufige Abschluß einer Schriftfigur durch einen Kreis. Als Bindungsformen findet man vorwiegend Winkel und Arkaden.
Graphologische Deutung:
Die häufigen Unterbrechungen sind hier nicht negativ als Willkür und Launenhaftigkeit zu bewerten, sondern sie sind vielmehr aus dem Bestreben zu größerer Übersichtlichkeit und intensiver Erfassung und Ausführung der Einzelheiten herzuleiten. Der häufige Abschluß einer Schriftfigur durch einen Kreis betont das Konzentrierte und in sich Geschlossene. Darauf weisen auch die Arkaden hin. Die Winkelbindung verstärkt noch die Sicherheit und Selbständigkeit des Schriftbildes.
Klinischer Befund:
Charakteristisch war die Art, wie sich das Kind beim Schreiben verhielt. Es schrieb mit überaus großer Sorgfalt, ja geradezu mit Andacht. Das Mädchen zeigte sich sehr verständig und verfolgte aufmerksam und voller Interesse die Schreibversuche der andern Kinder.
Wir wollen nun einige Schriftproben besprechen, die auf den ersten Blick viel Gemeinsames haben, aber von Kindern verschiedenartigen Charakters stammen.
Graphologischer Befund:
In der Probe 5 (Mädchen 6 J.) finden sich gleichfalls Unterbrechungen, die aber im Vergleich zu Probe 4 eine ganz andere Tendenz zeigen. Man findet außerdem eine ausgesprochene Druckstärke bei auffallender Größe der einzelnen Schriftfiguren.
Graphologische Deutung:
Während in Probe 4 die Unterbrechungen die Absicht einer größeren Ordnung und Konzentrierung auf anschauliche Erfassung verraten, sind sie hier vor allem ein Zeichen des abweisenden Verhaltens des Kindes und seiner Konzentrierung auf die Behauptung der eignen Triebe. Dieser ausgesprochene Eigensinn wird noch durch die Druckstärke betont. In der Größe der Schrift kommt überdies eine Neigung zur Herrschsucht zum Ausdruck.
Klinischer Eindruck:
Der Charakter des Kindes war übereinstimmend mit dem graphologischen Befund. Es verhielt sich sehr abweisend, herrschsüchtig. Es liebte nicht, daß andere Kinder mit seinen Spielsachen spielten.
Ein sehr ähnliches Schriftbild haben wir in Probe 6 (Mädchen 4 J.).
Graphologischer Befund:
Wir finden hier jedoch eine geringere Druckstärke, kleinere Schrift und vor allem ist die Begegnung der einzelnen Schriftzüge stark gehemmt, was sich in plötzlicher Änderung der Bewegungsrichtung äußert.
Graphologische Deutung:
Daraus folgern wir, daß das abweisende Verhalten (unterbrochener Duktus) in diesem Falle durch Gehemmtheit und innere Unsicherheit bedingt ist.

Digitized by Google

Klinischer Eindruck:
Diese Gehemmtheit, die in der Handschrift auffällt, zeigte sich sehr deutlich in dem Verhalten des Kindes, das sehr verschüchtert, weinerlich und sehr ängstlich war. Es schwebte stets in der Furcht, Schläge zu bekommen.
In Probe 7 (Mädchen 5 J.) trägt die Unterbrechung des Duktus wiederum einen anderen Charakter.

Graphologischer Befund:
Hier verkrampft sich die Bewegung in einer Richtung mit großer Druckstärke, bes. in der obersten Zeile, die bei der Drucklegung nur zum Teil wiedergegeben ist. Gegen Ende des Schreibens finden wir auch einen verbundenen Duktus, der als Bindungsform Arkaden und Girlanden enthält.
Graphologische Deutung:
Die abgehackten in sich verkrampften, druckstarken Schriftzeichen machen hier einen fast wütenden, gereizten, abstoßenden Eindruck. Bei Mitbewertung der zuerst genannten Wesenseigentümlichkeiten werden wir die freundliches Entgegenkommen ausdrückenden Girlanden am Schluß skeptisch aufnehmen und auf eine unaufrichtige, berechnende Freundlichkeit schließen. In dieser Annahme bestärkt uns noch die Verbindung der Girlanden mit den Arkaden.
Klinischer Eindruck:
Die Probe 7 stammt von einem Mädchen, das bei seinen Spielgenossen unbeliebt war, da es sehr boshaft und streitsüchtig war. Zeitweise zeigte es Wutanfälle, in denen es die Gegenstände im Krankenhaus beschädigte. Seine Vorliebe für Lärm und Streit konnte als krankhaft bezeichnet werden.

Handschriften der Gruppe II
(Affekt, Triebhaftigkeit)

Ein ganz anderes Gepräge haben die im folgenden zu beschreibenden Schriftproben, die wir als Beispiele für die triebhafte, gefühlsbetonte Gruppe bringen. Hier finden wir eine ausgesprochene expansive Schrift, die durch eine lebhafte Bewegungsform entstanden ist. In ihrer Impulsivität widersetzt sie sich einer beherrschten Zeilenführung. Die Schriftzüge verlaufen ungehemmt in ihrer vorwärts drängenden Bewegung in einer deutlich nach rechts geneigten Richtung.
Besonders deutlich wird der Unterschied zwischen den beiden Gruppen, wenn man Probe 8 (Knabe 6 J.) mit Probe 1 vergleicht.

Graphologischer Befund:
Hervorstechend ist der viel größere Elan, der sich in der Bewegung ausdrückt. Die einzelnen Linien sind schwungvoll, untereinander durch nicht sehr spitze Winkel und Girlanden verbunden. In ihrer Lebhaftigkeit bindet sich die Schrift an keine Zeilenführung.

Graphologische Deutung:
Diese vorwärtsdrängende Bewegungsform ist der Ausdruck eines lebhaften Temperaments verbunden mit einer tiefen Eindrucksfähigkeit für Gefühle (Zartheit der Linien) und liebevollem, freundlichem Wesen im Umgang mit

Digitized by Google

den Mitmenschen (Girlande). Die Winkelbindung und eine gewisse Druckstärke weist auf eine selbstsichere Einstellung der Umwelt gegenüber.
Klinischer Eindruck:
Der sechsjährige Junge war sehr temperamentvoll, aufgeweckt, zutraulich und gesprächig. Er fragte viel und suchte dann selbst nach Erklärungen. Mit Begeisterung erzählte er von seinem Schießgewehr; auf die Frage, ob er nicht mal auch mit Puppen spiele, meinte er verächtlich, „Jungens spielen doch nicht mit Puppen."
Graphologischer Befund:
In Probe 9 (Knabe 4 J.) finden wir eine ausgesprochene Winkelbindung bei Fehlen von Girlanden. Der Eindruck von Sicherheit wird noch durch die Druckstärke der Schrift vertieft. Häufig setzen die senkrechten, druckbetonten Linien mit einem Haken an.
Graphologische Deutung:
Diese druckstarken Linien zeugen von einem ausgesprochenen Selbstbewußtsein; die scharfe Winkelbindung weist auf eine kritische Einstellung und eine Selbstbehauptung, die ihn zu gelegentlich eigensinnigem Beharren auf seinen Wünschen veranlaßt (Widerhaken).
Klinischer Eindruck:
Als Beispiel für das Verhalten des vierjährigen Knaben sei hier mitgeteilt, daß er sich weigerte die Anstaltskleidung zu tragen, weil er doch eigene Hosen habe, die ihm viel besser paßten. Auch die Salbenbehandlung (er lag auf der Hautstation) sagte ihm nicht zu, „da er dadurch nur schmutzig würde".
Die Handschrift, die wir soeben analysiert haben, zeigt eine große Ähnlichkeit mit der Probe 1 in dem Buche „Graphologie der Kinderschrift" von M. Becker. Auch sie sieht in der vorwärtsstoßenden Schreibart: Nachdruck, Lebhaftigkeit und leidenschaftlichen Antrieb. Doch weichen wir von ihrer Deutung insofern ab, als wir als Grundton eines solchen Schriftbildes lebhaftes, gefühlsstarkes Temperament ansehen, während M. Becker die Verstandestätigkeit hierbei in den Vordergrund stellt.
Graphologischer Befund:
Probe 10 (Knabe 7 J.) zeigt ein Gewirr von unklaren, häufig übereinander gezeichneten Linien mit überaus starker Druckbetonung, häufiger Arkaden- und Winkelbindung bei völligem Fehlen von Girlanden.
Graphologische Deutung:
Das unklare, verwischte Schriftbild ist der Ausdruck einer wilden, ungezügelten Triebhaftigkeit bei völligem Mangel an Vernunft. Die Arkadenbildung weist auf ein heimtückisches Verhalten hin. Das Fehlen der Girlanden betont noch die asoziale Einstellung.
Graphologischer Eindruck:
Bezeichnend ist, daß dieses Kind mit Vorliebe seine Kameraden schlug und sich sogar zu Beißen und Würgen hinreißen ließ. — Es muß noch besonders darauf aufmerksam gemacht werden, daß das Kind schon 7 Jahre alt war, was auch zu der negativen Bewertung beiträgt.
Wir haben im weitern Verlauf der Untersuchung zahlreiche Schriftproben von Kindern im Alter von 1—2 Jahren aufgenommen. Charakteristisch für

Digitized by Google

diese ist, daß sie durchweg die triebhafte Ausdrucksform aufweisen. Das Schriftbild ist abgesehen von dem triebhaften Grundzug im allgemeinen bei ihnen wenig nuanciert, doch lassen einige deutliche individuelle Unterschiede erkennen. Als Bindungsform finden wir vorwiegend Girlanden als Zeichen des beeinflußbaren entgegenkommenden Wesens des Kindes; in manchen Handschriften finden wir auch Arkadenbindung. Dies weist auf eine etwas gezwungene, vielleicht durch Ängstlichkeit bedingte Zurückhaltung, die sich auch mitunter in verschlungenen Bogenformen äußern kann. Einzeln vorkommende Häkchen sind häufig bedingt durch die im Beginn unsichere Bleistifthaltung. Kommen sie gehäuft und in ausgeprägter Form vor, so sind sie nicht durch Ausrutschen des Bleistiftes bedingt, sondern sie entsprechen dann einem eigensinnigen Verhalten des Kindes. Auch in ihrer Druckstärke zeigen die Handschriften eine verschiedene Intensität, je nach Veranlagung des Kindes.

Handschriften psychopathischer Kinder

Bei der Betrachtung der Handschriften psychopathischer Kinder konnten wir auch die Einteilung in Gruppe I (Verstand, Bewußtheit, Wille) und Gruppe II (Affekt, Triebhaftigkeit) vornehmen.

Wie bereits mitgeteilt, haben wir die Untersuchung an Kindern der Psychopathenabteilung des Pestalozzi-Fröbelhauses vorgenommen. Hier hatten wir auch Gelegenheit die Entwicklung der Kinder unter einer verständigen, psychologisch eingestellten Behandlung zu verfolgen, was uns vom psychotherapeutischen Standpunkt besonders interessierte. Zu diesem Zwecke wurden die Schreibversuche nach einem halben Jahr wiederholt.

In großen Zügen läßt sich bei einem Vergleich der Schriftproben normaler und psychopathischer Kinder sagen, daß die normalen Kinder viel einheitlicher schreiben, während bei den Psychopathen sich ein größeres Schwanken der Ausdrucksbewegung vorfindet.

Probe 11a stammt von einem $6^1/_2$ jährigen Mädchen.

Graphologischer Befund:

Die Schrift ist sehr klein, druckschwach; die Zeilenführung schwankend. Wir finden eine starke Verbundenheit, als Bindungsform sowohl Winkel, Arkaden und Girlanden.

Graphologische Deutung:

Die sehr kleine Schrift weist auf Engherzigkeit und Egoismus. Die Druckschwäche und schwankende Zeilenführung auf Unselbständigkeit und Stimmungsschwankungen. Die unregelmäßigen Schriftfiguren zeugen von leichter Ablenkbarkeit bei einem lebhaften, etwas zänkischen Gemüt (Winkel). Auf eine Neigung zu Unaufrichtigkeit deuten die Arkaden. Die Girlanden sind im Zusammenhang mit den übrigen Symptomen als ein Zeichen einer etwas berechnenden Freundlichkeit anzusehen. In der starken Verbundenheit äußert sich gute Kombinationsgabe und sinnliches Anschauungsvermögen.

Klinischer Eindruck:

Das Kind zeigte sich im Spielen mit den anderen etwas zänkisch und ego-

Digitized by Google

istisch, war häufig leicht gereizt und mißmutig. Zeitweise beteiligte es sich mit großer Lebhaftigkeit am Spielen, hielt jedoch nie lange dabei aus.
In Probe 11b, die ein halbes Jahr später geschrieben wurde, ist die Bewegung freier, etwas ausgeglichener, entgegenkommender (ausgesprochener Übergang zur Bogenbindung). Die aufsteigende Linienführung zeigt eine Neigung zu gehobener Stimmung. Auffallend ist die starke Verflachung des Bewegungsantriebes, die auf schnelle Verausgabung und geringe Ausdauer hinweist. Bei der weiteren Behandlung wird man besonders bemüht sein müssen, diese Unbeständigkeit zu beseitigen.
Ein sehr gutes Formniveau zeigt in seinen abwechslungsreichen Schriftzügen Probe 12a (Knabe $6^3/_4$ Jahre), das uns zu einer günstigen Bewertung der Symptome veranlaßt.
Graphologischer Befund:
Wir finden hier eine überaus kleine druckschwache Schrift bei sehr abwechslungsreichen Schriftzügen. Eine gewisse Gliederung der Schriftfiguren ist deutlich erkennbar. Als Bindungsformen sieht man Girlanden, Arkaden und auch Fadenbindung. Die Linienführung ist etwas abfallend.
Graphologische Deutung:
Die positive Bedeutung der kleinen Schrift ist hier Feinfühligkeit, Beobachtungsgabe. In der Unverbundenheit vereint mit den abwechslungsreichen Schriftfiguren zeigt sich eine intuitive, phantasievolle Veranlagung. Die Fadenbindung weist auf vielseitige Begabung hin. Die Arkaden sind hier als zurückhaltende Scheu auszulegen, die Girlanden als Offenheit und Kameradschaftlichkeit. Die etwas abfallende Linienführung betont die ängstliche Hemmung, die sich auch in der Schrift äußert.
Klinischer Eindruck:
Es handelt sich hier um ein nervöses, leicht ermüdbares Kind, daß ausgesprochene Insuffizienzgefühle zeigte, seinen Leistungen gegenüber sich sehr kritisch verhielt, und eine gewisse Scheu und Ängstlichkeit im Umgang mit Menschen zeigte. Als Spielkamerad war es wegen seiner Phantasie und seines liebenswürdigen, mitfühlenden Verhaltens sehr beliebt.
Probe 12b zeigt, daß der Knabe seine auffallend starke ängstliche Hemmung verloren hat (größere Schrift, Linienführung eher steigend als fallend). Im Umgang ist er freier, kommt mehr aus sich heraus (Girlanden).

Deutungsversager

Doch nicht immer ist der Charakter so leicht aus dem Schriftbild herauszulesen. Es gibt auch Handschriften, die in ihrer Deutung Schwierigkeiten verursachen, oder in denen Charakterzüge scharf ausgeprägt sind, die nur durch die augenblickliche Affektlage bedingt waren, aber sonst nicht im Charakter dominierten. Abgesehen davon fanden wir auch Schriften, die nicht dem Wesen des Kindes entsprachen, ohne daß wir eine Ursache für diesen Widerspruch finden konnten. Die nun folgenden Proben sind Beispiele für diese schwieriger oder gar nicht zu deutenden Handschriften.
In Probe 13 (Mädchen 4 J.) sind auffallend die gerade untereinandergestellten, eigentümlich geformten Schriftfiguren. Sie erinnern auf den ersten

Digitized by Google

Blick an japanische Buchstaben. Sobald wir hörten, daß das Kind aus einem frommen ostjüdischen Hause stammte, war die Übereinstimmung mit hebräischen Schriftfiguren leicht festzustellen. Es ist klar, daß das Kind häufig diese Schrift gesehen hatte und durch die phantasievolle ausgeprägte Form gefesselt wurde. Es handelt sich hier also nicht um eine ursprüngliche Ausdrucksform, sondern um eine reine Reproduktion, die wohl auf Eindrucksfähigkeit und sinnliches Anschauungsvermögen hinweist, aber sonst keinen Aufschluß über den Gesamtcharakter des Kindes gibt.

In Probe 14 (Mädchen 6 J.) finden wir eine umrahmte Schreibfläche, die von druckbetonten geraden Linien ausgefüllt wird, die sich durchkreuzen, plötzlich abbrechen und häufig Hakenbildung aufweisen. Diese gehemmte Bewegungsform war aber nur ein Ausdruck der augenblicklichen Stimmung. Das Kind, das bereits schreiben konnte, genierte sich zu kritzeln und entschloß sich erst dazu, nachdem man es mehrmals darum bat. Die starke Willensbetonung, die in dieser Handschrift in Erscheinung tritt, ist in diesem Falle nicht von einer wesenseigentümlichen Willensstärke des Kindes herzuleiten. Sie erklärt sich aus der Willensanstrengung des Kindes, das sich zum Kritzeln überwinden mußte, daher auch die etwas widerstrebende Schreibbewegung.

Für die zuletzt angeführte Schriftprobe haben wir noch eine Erklärung finden können, die die Widersprüche mit dem Wesen des Kindes behob; doch müssen wir zugeben, in einigen Fällen zu keiner Übereinstimmung zwischen Handschrift und Charakter gelangt zu sein.

Als Beispiel für diese Versager sei die Probe 15 angeführt (Knabe 6 J.).

Graphologischer Befund:

Die Handschrift mutet wirr und etwas wild an. Die spitzwinklig miteinander verbundenen Linien sind mit einer solchen Wucht gezeichnet, daß das Papier stellenweise durchrissen wurde. Gelegentlich finden wir auch Hakenbildung.

Graphologische Deutung:

Die Handschrift würde einem bösartigen und durch seine leidenschaftliche Triebhaftigkeit schwer zu leitenden Charakter entsprechen.

Klinischer Eindruck:

Die Schriftprobe stammt von einem sechsjährigen Knaben, der sehr artig war und mit Vorliebe mit seiner Schwester Puppe spielte. Dies steht also ganz im Widerspruch zu der graphologischen Deutung. Es ließ sich auch keinerlei Anhaltspunkt für eine Erklärung der mangelnden Übereinstimmung finden.

Zusammenfassung

Trotz der Schwierigkeiten, die die Deutung einzelner Handschriften bereitete, und trotz der ungeklärten Widersprüche kann doch als zuverlässiges Ergebnis der angeführten Schriftproben die grundsätzliche Verschiedenheit des Bildes der mehr affektarm-beherrschten und der triebhaft-gefühlsbetonten angesehen werden.

Wenn wir die charakteristischen Merkmale der Gruppen zusammenfassen, so finden wir in der ersten Gruppe eine mehr oder weniger gebundene und ge-

Digitized by Google

ordnete Linienführung, in der zweiten eine schwungvollere Bewegung, die in ihrem Expansionsdrang sich nicht einer Zeilenführung unterwirft.
Besonders überzeugend beweist die Richtigkeit unserer Behauptung die überaus interessante Erscheinung, daß die Kritzeleien der 1—2 jährigen Kinder durchweg der Gruppe der Affektbetonten angehören, was man ja auch nach der rein triebhaften Anlage erwarten mußte.
Wie es sich aus der Entwicklungsanalyse der Psychopathen-Handschriften ergibt, ist es durchaus möglich, aus den Schriftproben wesentliche Anhaltspunkte für die Beurteilung des kindlichen Temperaments und der Verstandesanlagen zu gewinnen. Man kann daher die graphologisch-analytische Methode in fruchtbarer Weise auf die Kritzeleien der Kinder anwenden.

Charakterologische Bibliographie

Von Will Rink

Giovanni Ingegneri:

Fisionomia Naturale. Nella quale con ragioni tolte dalla Filosofia, dalla Medicina et dalla Anatomia, si dimostra, come dalle parti del corpo humano, per la sua naturale complessione, si possa agevolmente conjetturare quali siano l'inclinationi de gli huomini.

Vicenza, 1615. — (Preuß. Staats-Bibl., Berlin).

Kurzer Abriß der Physiognomik; im großen und ganzen rein empirisch gehalten, ohne Deuteleien. Erschien in einem Bande zusammen mit:

Gio. Battista dalla Porta Napolitano:

Della Fisionomia dell' huomo libri sei. Tradotti di Latino in volgare, e dall' istesso Auttore accresciuti di figure et di passi necessarij à diverse parti dell' opera.

Vicenza, 1615. — (Preuß. Staats-Bibl., Berlin).

Erweiterte italienische Übersetzung des bekannten Portaschen Werkes. Mehr Bilder als in den lateinischen Originalausgaben (z. B. Vergleiche menschlicher Hände und Füße mit tierischen usw.); die neu hinzugefügten Bilder sind jedoch z. T. übertrieben und phantastisch fabulierend. Der Text ist in 5 Bücher eingeteilt.

Joh. Frider. Helvetius:

Amphitheatrum physiognomiae medicum. Runder Schauplatz der artzeneyschen Gesicht-Kunst. Ist eine Verhandelung der edelen Gesicht-Kunst, durch eusserliches Anschauen der Zeichen nicht allein die innerlichen Gemüths-Bewegungen des Menschen, sondern auch zugleich nach jedes eigenen angebornen Arth insbesonder seiner Leibes-Gebrechen und Kranckheiten so mit denselben übereinkommen, zu erkennen: Noch zum Ueberfluss auch dessen eigen Natur übereinkommende Geness Mittel, auss der eusserlichen Bezeichnung, durch Linien, Farben, Formen, Geruch, Geschmack, und Wohnplatz, alles harmonirende, auss vielen in einem übereinkommende, zu erkennen, und also die vollkommene Genesung, auss Simplicibus, oder einfachen Gewächsen, beyzubringen.

Digitized by Google

Heydelberg, 1660. — (Univ.-Bibl., Marburg).

Eine holländische Ausgabe desselben Buches erschien unter dem Titel:

— Amphitheatrum physiognomiae medicum. Dat is: Schouw-plaets der medicinale gesicht-konst. Sijnde een verhandelinge van de edele gesichtkonst, door't uyterlijcke aenschouwen van de tekenen, omme niet alleen de innerlijcke bewegingen des menschen gemoets, maer oock te gelijck naer yders eygen aengeboren aerdt in't bysonder, sijn lichamelijcke gebreecken ende kranckheden, die daer mede overeenkomen, te erkennen; ende ten overvloet noch der selver eygen natuyr overeenkomende genees-middel uyt de uyterlijcke beteeckenissen, door liniamenten, couleuren, formen, reuck, smaeck ende woon-plaets, alles harmonierende uyt veelen in eenen overeenkomende, uyt te vinden, ende alsoo de volkomene genesinge uyt simplicibus, of simpele gewassen by te brengen. Overgeset uyt het Hooghduyts, door J. B. Notaris.

's Gravenhage, 1664.

Lateinische Ausgabe desselben Inhaltes wie die beiden vorigen Bücher erschien unter dem Titel:

— Microscopium physiognomiae medicum, id est, tractatus de physiognomia, cuius ope non solum animi motus simul ac corporis defectus interni, sed et congrua iis remedia noscuntur per externorum lineamentorum, formarum, colorum, odorum, saporum, domiciliorum ac signaturarum intuitum, qui harmonicam hominis constitutionem et medicandi notitiam ex simplicibus indicat.

Amstelodami, 1676. — (Preuß. Staats-Bibl., Berlin).

Sehr interessantes Werk, enthält viele beachtenswerte Gesichtspunkte und anregendes Material. Beschreibung der den 7 Planeten entsprechenden Menschentypen nach Habitus, Physiognomie und Charakter nebst Zuordnung der jeweils typischen Krankheiten und deren Grundlagen und differentiellen Besonderheiten sowie der therapeutisch in Frage kommenden passenden Kräuter. Die Verordnung von Pflanzen und Kräutern ist für Männer und Frauen verschieden und richtet sich nach dem jeweiligen Menschentyp. Am Schluß der lateinischen Ausgabe findet sich ein Verzeichnis der den 7 verschiedenen Planeten zuzuordnenden Kräuter sowie eine Liste der Analogien gewisser Kräuter mit bestimmten Körperteilen, gegen deren Erkrankungen diese analoge Merkmale aufweisenden Kräuter verordnet wurden.

— Xistus herbarum. Lustiger Spatzierweg der Kräuter. Worinnen wird verhandelt, wie die Gewächse durch ihre Zeichen mit deß Menschen inner- und eusserlichen Leibestheilen eine Vergleichung haben und zu deroselben Gebrechen mit Nutzen können gebrauchet werden.

Heydelberg, 1661.— (Univ.-Bibl., Marburg).

Sehr interessante physiognomisch-phytognomische Vergleiche zwischen den Gestalten bestimmter Pflanzen und menschlicher Körperteile; aus der Ähnlichkeit ihrer äußeren Formen wird auf Analogie der inneren Kräfte geschlossen, so daß sich für die Heilkraft der Pflanzen gewissermaßen physiognomische Indikationen ergeben.

Digitized by Google

— Berillus medicus. Ein Edelgestein der Artzeney. Sehr nützlich und anmüthig für alle Liebhaber der Gewächsen; nemlich, das sie, wan sie in dem Kräuter-Feldt herumb spatziren, wissen mögen zu jeder zeit, was in einem jeden Monat auß der Erden herfür komme, und wie man selbige kan lernen erkennen und von andern, so an gestalt und Farben einige gleichheit mit ihnen haben, underscheiden: und was bey der Einsamlung in acht zunehmen.

Heydelberg, 1661. — (Univ.-Bibl., Marburg).

Interessante astrologisch-typologische Regeln für das Pflücken von Heilkräutern zu bestimmten Zeiten. Material zur Phytognomik.

— Mors morborum. Das ist: Der Kranckheiten Todt. Darin kürtzlich verhandelt wird, wie man ohne große umbschweiffige Reden ein gewisses urtheil von allerley Gebrechen fellen soll, zwischen der nohtwendigkeit und der nohtdürftigkeit einen festen Bundt aufzurichten.

Heydelberg, 1661. — (Univ.-Bibl., Marburg).

Kurze Hinweise auf die Notwendigkeit, „daß ein jeder eygener Mensch sein besonderes (sc. Heilmittel) in der Physiognomia vorgeschrieben finden sol", und daß ein- und dieselbe Krankheit je nach der vorhandenen Konstitution des Kranken eine verschiedene Therapie erfordert.

Phil. May:

Chiromantia medica. Mitt einem anhang von den Zeichen auff den Näglen der Finger. Nebens einem Tractätlein von der Physiognomia Medica.

s' Graven-Haag, 1669. — (Univ.-Bibl., Bonn).

Dasselbe Werk erschien „anjezo vermehret und durch Erfahrung noch deutlicher gemacht" in Dresden 1670.

Im 1. Teil behandelt Verf. die Beziehungen der Handlinien und Handberge zu Gesundheit, Krankheit und Lebensdauer; im 2. Teil die an den Fingernägeln zu findenden Krankheits-, Schicksals- und Glückszeichen. Der 3. Teil bringt einige krankenphysiognomische Daten, insbesondere über die Bedeutung der Warzen und Flecken im Gesicht und deren Korrespondenz mit den gleichen Zeichen anderer Körperteile, ferner über die Linien der Stirn, die Zeichen der Augenbrauen und Augen, die Proportionen des Gesichtes und die vier Temperamente. — Obwohl Verf. ausdrücklich und mehrfach betont, es handle sich bei ihm um ernste Wissenschaft, sind seine Ausführungen größtenteils recht unkritisch.

— Chiromantia et Physiognomia Medica, mit einem Anhange von den Zeichen auf den Nägeln der Finger, it. von den Wartzen und Flecken in dem Angesicht und andern Orten des Leibes, wie auch dessen noch nie in Druck gekommene Chiromantia Curiosa, anjetzo aufs neue eingerichtet, an allen Orten um ein merckliches vermehret, auch mit einem vollkommnen Register über alle Capitel nebst Figuren versehen.

Dresden und Leipzig, 1691. — (Univ.-Bibl., Bonn.) — 2. Aufl. Dresden und Leipzig, 1739.

Neu bearbeitete Ausgabe des vorigen Werkes, ergänzt durch eine Chiromantia curiosa, welche die Entsprechungen zwischen astrologischen und

Digitized by Google

chiromantischen Momenten besonders betont und die Beziehungen der Linien und Berge der Hand zu den verschiedenen Planeten erörtert.

Virey:
Physiognomonie.
In: Dictionaire des sciences médicales. — Bd. 42, pag. 188—230. Paris, 1820. — (Preuß.-Staats-Bibl., Berlin.)
Kurz informierender Lexikonartikel, der näher eingeht auf die Beziehungen zwischen Physiognomie einerseits und Rasse, Alter, Vererbung, Temperament, Körperkomplexion usw. andererseits sowie auf die Kombinationen der einzelnen physiognomischen Zeichen.

L. C. Hach:
Ideen über Natur und Wesen, Umfang, Hülfsmittel, Werth und Gebrauch, Geschichte und Literatur des physiognomischen Studiums oder der äußern Menschenkunde.
Marburg, 1832. — (Preuß.-Staats-Bibl., Berlin.) — Kurze Erörterung der im Titel angedeuteten Punkte unter besonderer Hervorhebung der Bedeutung der Physiognomik für den Zeichner und des Wertes der Zeichenkunst für den Physiognomiker (Verf. war „Universitätsmaler und Zeichnenlehrer"). Mehr Disposition als Ausführung. Der letzte Abschnitt über Geschichte und Literatur der Physiognomik enthält einige verwertbare Angaben.

Rutkowski:
Wurzeln der modernen Populärphysiognomik in der älteren medizinischen Psychologie und Konstitutionslehre.
In: Allgem. Ztschr. f. Psychiatrie 89, H. 1/2. — Als Beispiel der heutigen populären Physiognomik werden die Huterschen Lehren erörtert; Nachweis von Zusammenhängen mit den Lehren älterer Autoren, z. B. Lavater, Gall usw. Nur der Huterschen Keimblättertheorie (Entwicklung der drei Naturelle aus den drei Keimblättern) wird eine gewisse Selbständigkeit und Originalität zuerkannt.

Es folgt eine Zusammenstellung von Aufsätzen der Berliner Physiognomikerin H. Evers-Milner:

Helge Evers-Milner: „Der Wert der Physiognomik." Unterhaltungsbeilage der „Münchner Neuesten Nachrichten" vom 4. Februar 1925. München. 613 Zeilen.
Grundsätzliche Feststellungen über die Entwicklung der Physiognomik von Aristoteles über Lavater bis auf unsere Zeit, über ihre Bedeutung für den bildenden Künstler und Schauspieler, ihre Gültigkeit für alle Rassen, ihre entscheidende Hilfe bei Erziehung, Berufswahl, ärztlicher Beratung, Besetzung öffentlicher Ämter. Kurzer physiognomischer Umriß der staatsmännischen Erscheinung Mussolinis.
Dasselbe als Zweitdruck im „Mannheimer Tageblatt" vom 16. u. 17. Mai 1925, Mannheim.

Digitized by Google

Die Aristie des Jesus von Nazareth

Philosophische Grundlegung der Lehre und der Erscheinung Christi

von HANS BLÜHER

250 Seiten. Preis in Ganzleinen M. 8.—

Über Blühers Persönlichkeit ist viel geredet und geschrieben worden, es ist unnötig, an dieser Stelle biographische Notizen zu veröffentlichen.
Seit Friedrich Wilhelm Nietzsche und Arthur Schopenhauer stand kein Philosoph so sehr im Streit der Meinungen als dieser geniale Denker, der es öfter seinen Feinden leichter macht als seinen Freunden. Widerspruch aus allen Lagern ist das Kennzeichen dafür, wenn wirklich einmal etwas von Bedeutung gesagt worden ist. Blühers Schriften verlangen Entscheidungen. In einem unerreicht schönen Stil gestaltet Hans Blüher seine Fragen und Antworten oft bewußt klar an Schopenhauers Stilgefühl mahnend, dann wieder mystisch dunkel, nur noch dem Esoteriker verständlich, denn das wirkliche Geheimnis (und Blüher weiß von solchem) ist nur dem Gleichgestimmten durch Andeutungen, die nie ganz „Wort" werden können, zu vermitteln.

Ich habe noch keinem Buch Blühers so kritisch und zu gleicher Zeit so bewundernd gegenübergestanden. Die ganze Bibel bricht auseinander, und die Person Jesu zeigt sich in einer neuen Gestalt.
„Die Tat", Eugen Diederichs, Jena

Ich unterdrücke jedes Lobeswort, damit man nicht glaube, durch Kenntnisnahme dieses Lobes sich die Lektüre dieses einzigartigen Buches ersparen zu können.
Max Brod in „Heidentum, Christentum, Judentum"

Digitized by Google

Wer macht die auswärtige Politik der Vereinigten Staaten?

Der Präsident?
Der Senat?
Die Banken?
Die Industrie?
Die Farmer?
Die Kirchen?

Endlich eine gründliche Antwort auf die jeden Europäer intensivst bewegende Frage. Das Buch von Gachon erregte in den politischen Kreisen Frankreichs das größte Aufsehen.

Preis RM. 6.80 gebunden; RM. 5.50 broschiert

NIELS KAMPMANN VERLAG

Digitized by Google

BF636
.A1
Z47
v.5
no.5
914

JAHRGANG V HEFT 5

ZEITSCHRIFT FÜR MENSCHENKUNDE

BLÄTTER FÜR CHARAKTEROLOGIE UND ANGEWANDTE PSYCHOLOGIE

*

HERAUSGEBER:
Dr. med. et jur. HANS VON HATTINGBERG, MÜNCHEN
und NIELS KAMPMANN, HEIDELBERG

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
MAR 13 1986

NIELS KAMPMANN VERLAG

Digitized by Google

HERAUSGEBER:

Dr. med. et jur. Hans von Hattingberg, München

und Niels Kampmann, Heidelberg

Anfragen und Manuskripte an Niels Kampmann Verlag, Heidelberg

MITARBEITER:

Dr. Achelis, Berlin
Dr. A. Ackermann, Zürich
Dr. Alfred Adler, Wien
Ch. Baudouin, Genf
M. Becker, Hamburg
Dr. Bernoulli, Basel
Dr. Ludwig v. Bertalanffy, Wien
Hans Blüher, Berlin-Hermsdorf
Dr. Bode, München
E. Brunner, Zürich
Dr. Bührig, Chur
Dr. Clauss, Jerusalem
Dr. Cohn, Guben
A. Delhougne, Lörrach (Baden)
Frau A. Deventer v. Kunow, Weimar
Dr. Walthari Dietz, Hamburg
Dr. med. Dück, Innsbruck
Havelock Ellis, London
Prof. Erismann, Bonn
Alfred Gernat, Wien
Herbert Gerstner, Wolfegg
Prof. Dr. Ludwig Gurlitt, Capri
Dr. Hackländer, Essen
Dr. Haeberlin, Nauheim
Dr. M. Hartge, Freiburg i. Br.
Dr. Aug. Horneffer, Berlin
Prof. Junge, Elmshorn
Prof. Kafka, Dresden
Dr. Hans Kern, Berlin
Dr. L. Klages, Kilchberg-Zürich
Dr. Fritz Klatt, Prerow, Ostpr.
Hans Langenbruch, Berlin
Dr. Otto Lankes, München
Prof. Leuchtenberg, Darmstadt
Emil Lucka, Wien
Emil Ludwig, Berlin
Thomas Mann, München
Dr. Marcinowski, Bad Heilbrunn
W. Marseille, Berlin-Wilmersdorf
Dr. Mohr, Coblenz
Curt Moreck, München
Margret Naval, Wien
Dr. Neuscheler, Heidelberg
Dr. M. Ninck, Riehen
Prof. Dr. Poppelreuter, Bonn
Prof. Preetorius, München
Dr. Hans Prinzhorn, Frankfurt
Dr. Max Pulver, Zürich
Dr. W. Rink, Berlin
S. Römer, Berlin
Dr. Ottmar Rutz, München
Kurt Saucke, Hamburg
Dr. Ernst Schertel, Stuttgart
Dr. R. W. Schulte, Spandau
Oscar A. H. Schmitz, Salzburg
Prof. Dr. Schultz, Berlin
Dr. Spunda, Wien
Prof. Fedor Stepun, Dresden
Prof. Dr. Erich Stern, Gießen
Frank Thiess, Wilmersdorf
Baronin Dr. v. Ungern-Sternberg
Prof. Verweyen, Bonn
August Vetter, Diessen
Dr. Gaston Vorberg, München
Dr. L. Wagner, Köln
Theo Zehetbauer, Wilhelmsburg
Mag. B. Wittlich, Dorpat
Stefan Zweig, Salzburg

Jahrgang 6 Hefte RM. 10.—, Einzelheft RM. 2.—

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT FÜR MENSCHENKUNDE

BLÄTTER FÜR CHARAKTEROLOGIE UND ANGEWANDTE PSYCHOLOGIE

5. JAHRGANG JANUAR 1930 HEFT 5

INHALT: *Prof. Dr. J. M. Verweyen:* Menschenkenntnis und Irrtum / *Dr. Walthari Dietz:* Gesicht oder Uniform / *Dr. H. Vorwahl:* Die Reifezeit im Brauch der Völker *Bernhard Schultze-Naumburg:* Über einen Zusammenhang zwischen Scheitellage und Charakter / *Lutz Wagner:* Fritz Künkel: Einführung in die Charakterkunde auf individualpsychologischer Grundlage / *Dr. Ilse Stengel-Buchheim:* Über die Verwendbarkeit graphologischer Untersuchungen in der Psychopathologie des Kindesalters *Dr. A. Ackermann:* Neuere graphologische Literatur / Bibliographie / Bücherbesprechungen

Menschenkenntnis und Irrtum

Von J. M. Verweyen

Richtige Fragen zu stellen und aus geeigneten Quellen zu schöpfen ist auf allen Gebieten der Erkenntnis ein erstes wichtiges methodisches Grundgebot. Aber die größte Ergiebigkeit der Quellen nützt wenig oder gar nichts, wenn man nicht in richtiger Weise aus ihnen schöpft. Darum spielt in der Methodik aller Forschung auch die Frage der Fehlerquellen eine entscheidende Rolle. Jedes Erkenntnisgebiet hat nicht nur seine besonderen Quellen, sondern auch eigentümliche Fehlerquellen.

Im Bereiche der Menschenkenntnis gilt es, solche methodischen Erwägungen in besonderer Weise anzustellen. Hier ist schon in der Sprache des Alltags vernehmbar, daß man sich in Menschen sehr irren könne und daß man im Hinblick auf die bunte Mannigfaltigkeit von menschlichen Einzelwesen nie auslerne, man vielmehr dem Irrtum als einem Verhängnis menschlicher Endlichkeit auch dann noch ausgesetzt bleibe, wenn man einen hohen Grad von menschenkundlicher Beurteilung erreicht habe.

Die charakterologische Methodenfrage betrifft nun zunächst die Frage, welche Quellen der Menschenkenntnis überhaupt in Frage kommen. Wer den Kreis dieser Quellen zu eng zieht, verfällt also schon dadurch im weiteren Sinne einer bedeutsamen Fehlerquelle. Er stellt nur unvollständige Betrachtungen an, läßt die Möglichkeit ungenutzt, durch Beanspruchung der übrigen Quellen seine aus der einen Gruppe hergeleiteten Urteile zu erweitern oder gegebenenfalls zu berichtigen.

In diesem Punkte setzt bereits die strittige Frage ein, welche ernstzunehmenden Quellen der Menschenkenntnis überhaupt in Betracht zu ziehen

Digitized by Google

sind, ob etwa (was kein Sachkundiger bezweifeln wird) die himmelskundlichen astrologischen Symbole für die Erfassung und Deutung der leiblichen wie seelischen Konstitution des Menschen heranzuziehen sind.
Die Frage solcher Fehlerquellen im weiteren Sinne sei an dieser Stelle nicht eingehender berücksichtigt. Wie immer sie im Einzelfalle entschieden werden mag, unter Voraussetzung bestimmter anerkannter Quellen der Menschenkunde können verschiedene Fehlerquellen aufgewiesen werden, die allen gemeinsam sind.
In sämtlichen Fällen handelt es sich um irgendwelche Verwechslungen.
An erster Stelle um die, vor allem bei laienhafter Menschenbeurteilung angetroffene Verwechslung des Teils mit dem Ganzen. Wer etwa irgendeine Körperform oder sonstige Ausdrucksform, wie bestimmte Haken in den Schriftzügen, hinsichtlich ihrer Bedeutung zu kennen vermeint, handelt voreilig und unkritisch, wenn er die Teile ansieht und auswertet, als wären sie das Ganze. Dieselben Teile können in einem verschiedenen Ganzheitsgefüge ganz entgegengesetzte Bedeutung haben. Es bedarf besonderer Sehschärfe, um die Rolle solcher Teile im Gesamtgefüge einer Wesensart, eines „Charakters", abzumessen. Wie dieselben Farben und Pinselstriche in verschiedenen Gemälden, je nach der gesamten Komposition, einen ganz verschiedenen Gesamteindruck vermitteln helfen, so verhält es sich ähnlich mit den Teilen in einem menschlichen Charaktergemälde.
Auf die Fehlerquelle der Verwechslung des Teiles mit dem Ganzen fällt ein aufschlußreiches Licht von dem landläufigen Satze: „Wenn zwei dasselbe tun, so ist es nicht dasselbe." Charakterologische Zergliederung führt über die bloße mehr oder minder allgemeine Wiederholung eines solchen Leitsatzes hinaus zu der Frage, warum es nicht dasselbe sei. Sie ermittelt einen doppelten möglichen Grund, der die Verschiedenheit der Wirkungen, des Ergebnisses wie des Ursprunges, der Beweggründe, betrifft. Kein Tun und kein Lassen ist aufzeigbar, das nicht aus den allerverschiedensten Motiven entstanden sein könnte. Es kann sich herleiten aus Macht und Ohnmacht, aus hohen und niederen, aus edlen und gemeinen, aus ichsüchtigen und sachlichen Motiven. Scheinbare Güte kann sich bei schärferem Zusehen als Schlaffheit oder Ichsucht enthüllen. Die gleiche Zeichnung von Beiträgen für soziale Zwecke kann bei dem einen „Wohltäter" aus tiefer, reiner Hilfsbereitschaft, bei dem anderen dagegen aus kluger Berechnung erfolgen, bei dem Wohlfahrtsamt oder innerhalb des Gemeinwesens seinen Namen mit Nachdruck genannt oder in einem öffentlichen Organ erwähnt zu finden. Es gehört zu den schwierigsten Aufgaben der Menschenkunde, die Beweggründe des Tuns oder Lassens abzuschätzen. Ja, schließlich bleibt der tiefste und letzte Beweggrund bei anderen wie beim eigenen Selbst vielfach in Dunkel ge-

Digitized by Google

hüllt, dessen Lichtung allein einem „Herz und Nieren erforschenden" Auge vorbehalten bleibt. Bewußte oder unbewußte Motivverschiebungen und Motivverschleierungen bedeuten dabei eine besondere Fehlerquelle.

Ebenso verschieden aber können die äußerlich gleichen oder doch mit demselben Namen belegten Taten sein im Hinblick auf die von ihnen ausgehenden Wirkungen. Schon im Bereich der leiblichen Wirkungen stellt man die größten Verschiedenheiten der Wirkungen eines und desselben Stoffes fest, etwa eines Medikaments. Es zeigt sich sogar, daß gewisse vielen, ja den meisten Lebewesen wohltätige Naturfaktoren, wie Licht und Sauerstoff, bei gewissen Lebewesen geradezu schädliche, giftartige Wirkungen hervorrufen. Wie die äußerlich gleiche Tat, etwa ein Mord, aus den allerverschiedensten Motiven fließen, im Einzelfalle sogar aus den subjektiv besten (wenngleich von anderem Gesichtspunkt aus unerleuchteten) Absichten stammen kann, so vermag sie auch in ihrer Wirkung den einen zu zerbrechen, den anderen zu stärken. Das Leben großer Heiliger bezeugt, daß Handlungen, die von dem rückschauenden Auge als schwere Verfehlungen erkannt wurden, einen starken Hebel der ethischen Aufwärtsbewegung bildeten.

Bei der Frage nach der Entstehung einer Handlung, ihrer Motivierung, heben sich die Möglichkeiten eines vorübergehenden, mehr oder weniger äußeren und eines dauernden, inneren Motivs oder einer entsprechenden Motivgruppe ab. Die hierbei auftauchende Fehlerquelle betrifft ganz allgemein die Verwechslung von dauernden und wechselnden Bestandteilen im Wesensgefüge eines Menschen, die Verwechslung von Anlage und Entwicklung, Struktur (Wesensgefüge) und Milieu (Umwelt).

Die Frage, wie viel bei einem Menschen auf angeborenem Erbgut und wie viel auf den Einflüssen der Entwicklung, wie viel auf seinem Sein und wie viel auf seinem Werden beruht, ist außerordentlich verwickelt, in mehr als einem Falle überhaupt schwerlich allgemeingültig entscheidbar. Nur so viel kann ohne weiteres ausgesprochen werden, daß schon rein leiblich der Schein ererbter Eigenschaften trügen kann und mehr Merkmale erworben sein können als für die erste oberflächliche Betrachtung in Frage kommt.

Von allen Schwierigkeiten der Einzelentscheidung abgesehen bleibt aber die Fragestellung und Prüfung wichtig, ob bestimmte Eigenschaften sich in dem frühesten Charakterbilde eines Menschen aufweisen lassen oder erst in späterer Zeit aufgetaucht sind. So können sich schon in frühester kindlicher Verhaltungsweise Züge zarter Rücksicht und Fürsorge zeigen, wie eine vornehme Gesinnung trotz der Ungunst äußerer Lebensbedingungen in höchstem Grade vorhanden zu sein vermag.

Die Frage, ob es angeborene Merkmale des Verbrechertypus gebe, wurde

Digitized by Google

seit Lombroso viel erörtert und in entgegengesetztem Sinne entschieden. Jedenfalls ist die Frage der Erkennbarkeit solcher Merkmale zu scheiden von der Frage nach ihrem Vorhandensein, die im Sinne einer kriminellen Neigung ebenso wahrscheinlich und verständlich ist wie etwa die nicht bezweifelte Anlage zu mathematischer, künstlerischer oder sonstiger kultureller Betätigung.

Die Beeinflussung des menschlichen Wesens durch Umwelteinflüsse tritt schon in einfachster Form im Gespräch zutage. Bewußt oder unbewußt lagern sich die Wesensbestandteile des A in verschiedener Weise je nach seiner Beeindruckung durch ein mit B oder C geführtes Gespräch ab. Ja, schon die bloße Vorstellung der Eigenart eines Dritten kann auf die Schriftzüge im Sinne einer unbewußten Angleichung an die des Empfängers wirken.

Das Sprichwort: „Wie man in den Wald hineinruft, so schallt es wieder" gewinnt eine allgemeine Bedeutung für die physiognomiebestimmende, wechselseitige Beeindruckung zweier oder mehrerer, an einem Gespräch beteiligter Menschen. Es gehört ein beträchtliches Maß von geübter charakterologischer Sehschärfe dazu, um nicht der Verwechslung der augenblicklichen, durch äußere Eindrücke von Menschen oder Dingen sich herleitenden Ausdrucksform mit dem eigentümlichen Wesen des betreffenden Menschen zu erliegen. Rasch können sich, wie aufmerksame Beobachtung lehrt, die eben noch durch ein Gespräch oder durch die Begegnung mit einem anderen erhellten Züge verfinstern, sobald die Einflüsse fortfallen. Je nach der Umgebung kann ein und derselbe Mensch infolge der verschiedenen Lagerung seiner Wesenselemente einen ganz verschiedenen „Eindruck" machen, ja, von einem ungeübten Auge gar nicht wiedererkannt werden. So erging es Nietzsche, als er seinen um Jahrzehnte älteren Freund Wagner, den er bis dahin zu wiederholten Malen in dessen Familienkreis in Triebschen am Luzerner See als persönlicher Gast gesehen hatte, nun in der veränderten Umgebung Bayreuths bei den Proben der Festspiele am Dirigentenpult sah, ihn nicht wiedererkannte und an ihm irre wurde. Schon junge studierende Menschen können zur Ferienzeit einen völlig anderen Eindruck machen als etwa in der Umgebung ihrer Korporation zur Semesterzeit. Träger einer Uniform oder berufsmäßiger Gewandung wissen, daß sie bei deren Anlegen in eine veränderte innere wie äußere Haltung sehr rasch gelangen und veränderte Ausdrucksform zeigen können.

Die Fehlerquelle der Verwechslung des relativ beharrenden Wesenskernes mit dem sich vielfach wandelnden Ausdruck findet eine bedeutsame Klärung durch die Unterscheidung der Grundformen und Sonderformen. Ein geübter menschenkundlicher Blick erkennt die Beharrung der Grundform im Wechsel der Sonderformen. Er weiß, daß

Digitized by Google

etwa der Wechsel einer Staatsform wie die Umwandlung des Zarismus in den Bolschewismus — von einzelnen mehr oder weniger bedeutsamen inhaltlichen Verschiebungen abgesehen — die Grundform gewaltsamer Unterdrückung, vermeintlicher oder wirklicher staatsfeindlicher Bestrebungen ganz unverändert lassen kann. Verschärfte Beobachtung kann die unkritische Behauptung, Einrichtungen oder Menschen hätten sich vollkommen geändert, als sehr fragwürdig erkennen, und zwar auf Grund der schärferen Unterscheidung zwischen einer sich im Wechsel behauptenden Grundform und den sich wandelnden Sonderformen. Saulus war ein Eiferer und behielt diesen Wesenszug auch nach seiner Verwandlung in einen Paulus. Rassenmäßige Grundformen verschwinden nicht notwendig mit der bloßen Annahme des Christennamens. Es ist eine der schwierigsten charakterologischen Fragen, wie weit etwa durch den Empfang des Sakramentes der Taufe die rassenmäßige Grundform eine Änderung erfahren hat, wie weit wirklich ein bis auf den Grund des Wesens „neuer" Mensch, ein wirklicher Träger der Grundform des Christusgeistes entstanden ist. Wer irgendein parteiliches Gewand wechselt, hat nicht notwendig einen Gesinnungswechsel vollzogen. Er kann im Kern seines Wesens, im Bereiche bestimmter Grundformen, ganz unverändert geblieben sein. Etwa im Hinblick auf die Grundform der Gewalttätigkeit. Badedirektor und Badearzt eines weltbekannten Kurortes verständigten sich bei ihrer ersten gesellschaftlichen Begegnung sehr rasch, wiewohl sie entgegengesetzten politischen Lagern angehörten. Sie fanden es ganz selbstverständlich, daß im Falle des Rechtsputsches der eine, im Falle des Linksputsches der andere erschossen würde. Sie erkannten ihre Verwandtschaft in der Grundform gewaltsamer Durchsetzung ihrer Ziele.

Vor allem bewährt sich die charakterologische Unterscheidung von Grundform und Sonderformen im Hinblick auf eine neue Auslegung des alten tiefen indischen Satzes: „Das bist du" (Tat twam asi). Ursprünglich bezieht sich dieser Satz auf die Gleichheit des Wesens im Wechsel der Erscheinungen. Aber man kann diesen Satz zu der Formel variieren: Das tust du. Noch deutlicher: Das tust du auch. Nämlich alles das, was scheinbar eine ganz andere Tat ist, in Wirklichkeit aber, besehen auf die Grundformen des Tuns, vor allem der Gesinnung, dieselbe Grundform aufweist wie die vielleicht mit stärkster überheblicher Gebärde zurückgewiesene Sonderform des anderen Täters. Auf solche gesteigerte Selbstbesinnung weist auch die nur selten charakterologisch in ihrer Tiefe ausgewertete Begegnung Jesu mit den ihre eigene Minderwertigkeit nicht erkennenden Tugendwächtern, die ein Weib zur Verurteilung herbeischleppten. Aber der Meister weist solche ebenso lieblose wie charakterologisch verfehlte Gebärde in ihre Grenzen durch das hoheitsvolle Wort: „Wer unter euch ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein auf sie". Vielleicht

Digitized by Google

stellten die Zeichnungen im Sande, von denen in den Evangelien berichtet wird. gerade die Worte für die gleichen oder ähnlichen Verfehlungen der Ankläger dar. Jedenfalls endet die Szene damit, daß sie — vermutlich mit verschärfter Selbsterkenntnis — davonschleichen. Im Lichte solcher Selbstbesinnung werden viele Sonderformen des (leiblichen wie seelischen) Mordens und Stehlens und aller anderen Verfehlungen sichtbar. Zu schweigen davon, daß in mehr als einem Falle mehr der Mangel an äußerer Gelegenheit oder das Fehlen wirtschaftlicher Ungunst der Lage es verhütet, daß sich die Grundform verborgener Schlechtigkeit (latenter Kriminalität) des einen in der gleichen Sonderform des anderen auswirkt.

Die Vermeidung der Fehlerquelle einer Verwechslung von Grund- und Sonderform gewinnt noch eine besondere Bedeutung mit Rücksicht auf die Verschiedenheit von Gesinnung und Temperament. Abgesehen von der ungleichen Ungunst der Umwelt und der dadurch bedingten Verschiedenheit des Verhaltens kann es bereits der Unterschied des Temperaments sein, der die verbrecherische Grundform nicht zur Auswirkung gelangen läßt. Größere Heißblütigkeit, beschwingterer Rhythmus im Ablauf der leiblichen wie seelischen Vorgänge kann Taten begünstigen, hinter denen ein vielleicht ungleich geringerer Grad von schlechter, verbrecherischer Gesinnung steht als dort, wo eine größere Ruhe und eine dadurch leichtere kalte Berechnung die entsprechende Tat verhüten. Schon die vorwissenschaftliche Menschenkenntnis des Alltags weiß um den Fall eines guten, edlen Kernes in rauher Schale.

Mögen nun Verfehlungen aus der Gesinnung stammen oder in erster Linie durch die Ungunst der Umwelt hervorgerufen sein, in jedem Falle gilt es die Vermeidung der weiteren Fehlerquellen einer Verwechslung vorübergehender oder dauernder Fehler. Die Erkenntnis, was aus einem Menschen im guten oder schlechten Sinne werden kann, ist überaus schwierig. Überraschungen sind in dieser Hinsicht keine Seltenheiten. Es bedarf dabei besonders liebevoller Versenkung in ein Einzelwesen, um zu erkennen, ob und in welchem Umfange irgendwelche Gleichgewichtsstörungen im Gesamtgefüge des Charakters auf dauernden oder nur vorübergehenden Bedingungen beruhen. Unzulängliche Menschenkenntnis wird zumal den Bildner der Jugend leicht vorübergehende, etwa in leiblichen Zuständen begründete Fehler wie Zerstreutheit, Reizbarkeit oder Aufsässigkeit verkennen lassen. Eine vorschnell gescholtene Lügenhaftigkeit kann in krankhafter Neigung zur Phantastik begründet liegen, ein sogenanntes phantastisches Lügen (pseudologia phantastica) sein, das mit schlechter Gesinnung und bösem Willen nichts oder weniger zu tun hat als es dem ungeübten Oberflächenblick erscheinen mag. Fehler und Unvollkommenheiten irgendwelcher Art können vorübergehend an bestimmte Stufen

Digitized by Google

des Wachstums geknüpft sein, die mit dem eigentlichen Wesenskern nicht verwechselt sein wollen. Nur eine schulmeisterliche Verwechslung des Wesentlichen mit dem Unwesentlichen, ein pedantischer Sinn, neigt zur Überbetonung vermeintlicher oder wirklicher Unvollkommenheiten, die sich von späterer rückschauender Betrachtung aus als Durchgangsstufe zur Vollendung, ja vielleicht sogar zu Heiligkeit und besonderer Berufung im Ganzen der Menschheitsgeschichte herausstellen können. Denkwürdig bleibt in dieser Hinsicht der Fall des „Verräters" Petrus, der trotz Verleugnung seines Meisters würdig befunden wurde, Eckstein der jungen Gemeinde zu werden und ein bevorzugtes Hirtenamt zu übernehmen.

Ganz allgemein ist die Verwechslung der Entwicklungsstufe auch in charakterologischer Hinsicht eine verhängnisvolle Fehlerquelle. Auf der Stufe des Unreifen oder Werdenden kann ein Tun oder Lassen milder zu beurteilen sein, das bei einem Reiferen strenger zu bewerten ist, weil es etwa in dessen Gesamtgefüge größere Gleichgewichtsstörungen hervorruft. Gegen das Prinzip der Stufen verstoßen auch unweise, überstrenge Forderungen, deren Verständnis und Durchführung eine höhere Stufe der Entwicklung voraussetzen. Nicht so sehr pädagogisch-didaktisch wie in den zuletzt berührten Fällen, sondern unmittelbar charakterologisch kann sich die Verletzung des Stufenprinzips in einer voreiligen Unterstellung oder falschen Hineinlegung (Introjektion) des Wesensgehaltes der eigenen Stufe in den Menschen einer anderen Stufe äußern. Wer von der eigenen Stimmungslage aus etwa an einen Krüppel herantritt, kann große Überraschungen erleben und ihn weit heiterer gestimmt finden, als es der Erwartung entsprach. Schon aus solchen Erwägungen verbietet sich voreiliges, zumal übertriebenes Mitleid.

Überhaupt ist jede Form von unsachlicher Interessiertheit an dem zu beurteilenden Menschen eine bis zum Verhängnis steigerungsfähige Fehlerquelle. In diesem Punkte wird verständlich, warum gelegentlich besonders gute Menschenkenner irren, wenn es sich um die Beurteilung der ihm irgendwie nahestehenden oder gefühlsmäßig mit ihm verbundenen Menschen handelt. Hier wird die persönliche Interessiertheit eine Gefährdung der Gegenständlichkeit und bewirkt eine Verwechslung der eigenen Wunschbilder vom Wesen des anderen mit dessen eigentlicher Realität. Zur Idealisierung neigende Menschenbeurteiler verfallen in dieser Hinsicht besonders leicht einer Fehlerquelle.

Schließlich kommt für alle Fälle der Deutung menschlichen Wesens ein auch seinerseits Fehlleistungen begünstigendes Prinzip in Frage, das die Verwechslung des Charakterologischen mit dem Metacharakterologischen betrifft. Mit dieser Unterscheidung soll ausge-

Digitized by Google

sprochen sein, daß jede Menschenbeurteilung mit einer Anzahl von Begriffen arbeitet, die selbst nicht aus der Einzelbeobachtung stammen, sondern ihr vorangehen. Solche der charakterologischen Diagnose zugrunde liegenden (apriorischen) Begriffe betreffen etwa zusammenfassende Formeln wie Idealität, Geistigkeit, Intelligenz, Musikalität oder Künstlertum überhaupt, kurz verschiedene Typen von Seins- und Verhaltungsweisen. Nun aber zeigt eine einfache Überlegung, daß man solche Typenbegriffe, etwa die Musikalität, nicht aus den wie immer gewonnenen Feststellungen musikalischer Einzelzüge erhält. Die Frage, ob beispielsweise das absolute Gehör für musikalische Begabung, besonders schöpferische Hochleistungen wesentlich ist, gehört einer anderen Ebene an als die mit irgendwelchen Mitteln erzielte Feststellung, ob ein Mensch das sogenannte absolute Gehör besitzt. Ebenso muß man irgendwelchen (metacharakterologischen) Begriff von Güte haben, um im Einzelfalle aus bestimmten Ausdrucksformen die Behauptung zu rechtfertigen, daß dieser Einzelmensch ein „guter" Mensch sei. Die Verwechslung solcher Ebenen der charakterologischen Begriffe bedeutet also eine allen Einzelgebieten der Menschenkenntnis gemeinsame Fehlerquelle.

Überblickt man alle möglichen Fälle der Verwechslungen und die mit ihnen verknüpften Fehlerquellen, so hat man auf dem Gipfel der methodischen Selbstbesinnung Anlaß zu der Frage, ob nicht die verhängnisvollsten Fehlerquellen der Charakterologie in der Überschätzung ihrer möglichen Leistungen liegt. Der hiermit gemeinte Gedanke bezieht sich nicht auf die im einzelnen fragwürdige Sicherheit, mit der aus den besonderen Quellen der Menschenkenntnis geschöpft wird, sondern auf die Erwägung, ob, die Leistungsfähigkeit und Richtigkeit aller dieser Quellen vorausgesetzt, das Einzelwesen Mensch restlos durch verstandesmäßige Formeln ausdrückbar ist.

In dieser Hinsicht ist die Erinnerung angezeigt an das römische Sprichwort: „Individuum est ineffabile", das Einzelwesen ist unaussprechbar. Es ist der Gedanke der Einmaligkeit, der, schon durch das Wort Individuum nahegelegt, auf Unteilbarkeit und Unvergleichbarkeit hinweist. Sicherlich gibt es bei aller Anerkennung weitgehendster Zergliederung (Analyse) des Einzelmenschen Grenzen, deren Nichterkenntnis oder kritiklose Überschreitung einen schweren Verstoß gegen ernste Methodik darstellt. Als lebendiges Ganzes ist auch das Einzelwesen keine bloße Summe von Teilen. Auch die sorgsamste charakterologische Teilerkenntnis bedeutet darum nicht schon Ganzheitserfassung. Gerade in der Ganzheit aber liegt nun ein letztes schwieriges Problem, das den mehr oder weniger rätselhaften, geheimnisvollen Aufbau des Menschen berührt. Es gibt eine letzte Wesensschicht, in die vielleicht der begnadete schauende, um nicht zu sagen, hellsehende Blick rascher und

Digitized by Google

tiefer eindringt als das schärfste Auge der verstandesmäßig geschulten Charakterologen. Es handelt sich hier um das Gegenstück zu dem, was man in der Medizin den ärztlichen Blick zu nennen pflegt, der durch wissenschaftliche Schulung zwar wertvolle Förderung empfängt, aber durch sie niemals restlos zu ergänzen ist. Solcher Blick bedeutet eine schauende Erfassung des eigenartigen individuellen Zusammenhanges der Teile, kurz der Ganzheit. Wie die Heilkunde in der Heilkunst ihre Ergänzung findet, so die Menschenkunde in der Menschenkunst, die sowohl eine Kunst der Erkenntnis als eine Kunst der Behandlung darstellt. Ihre Verwechslung ist das Schlußglied in der großen Kette von Fehlerquellen auf dem Gebiete der Charakterologie.

Gesicht oder Uniform

Von Walthari Dietz, Frankfurt a. M.

Viele Bücher sind heut nichts anderes als ein begrifflicher Trödelladen. Alles und jedes ist da aufgestellt, hingehängt; manches ganz, manches defekt, manches gebraucht, manches „wie neu", manches überpoliert (von wegen dem guten Eindruck, wie man so sagt), manches geflickt: wie so ein Trödelladen eben aussieht. Aber der ganze Kram hat die Prätension Rarität zu sein und als solche gewertet zu werden. Es ist tatsächlich manchmal schauderhaft. Begriffe haben die Macht von Göttern bekommen, aber die Menschen sind gottlos genug mit ihren Göttern zu handeln und sie wohlfeil zu verhandeln.

Kommt da ein Mensch und pflanzt einen solchen Gott vor uns auf: „Das Gesicht unserer Zeit"[1]. Gesicht? Hat unsere Zeit überhaupt ein Gesicht, da sie doch eine Uniform besitzt? Aber wir wollen nicht bequem sein, vielmehr diesem „Gesicht unserer Zeit" etwas unbequem. Es ist gewidmet väterlichem Pathos und einem hochpathetischen Begriff: „Meinen Kindern und der Zukunft". Vom Autor für wichtig gehaltene Absatzanfänge sind unterstrichen, nicht aber etwa durch Fettdruck, sondern mit einem veritablen gedruckten fetten schwarzen Strich. Begriffe auf dem Strich. Kaum glaublich. Es beginnt folgendermaßen: „Gegenwart ist nicht ein mathemathischer Punkt, sondern hat Breite." Dieser Satz wird logisch ausgesponnen und am Schluß zu Diagrammen verdichtet. Jede Gegenwart hat die Breite von vier Stilen, wie auch jeder Mensch in sich hat Elemente dieser vier Stile: des vorgestrigen (V), des gestrigen (G), des heutigen (H), des morgigen (M) — die Abkürzungen stammen vom Erfinder dieses Schemas. „Durch Stildefinitionen ist die Möglichkeit gegeben, Menschen

[1] „Das Gesicht unserer Zeit" von Broder Christiansen, Felsen-Verlag, Buchenbach (Baden) 1929.

Digitized by Google

und Gebilde auf eine zwar komplexe, aber doch leicht faßbare Stilformel zu bringen und sie in Diagrammen sichtbar zu machen." Und wie eine Erleuchtung der Satz: „und jedes Werk gibt andere Diagramme." Wir wollen ruhig das Kreuz auf uns nehmen — wir werden dem schwerlich entgehen können — und auch uns auf das diagrammzweckbeladene Koordinatenkreuz des Herrn Christiansen nageln lassen und sprechen danach: es ist vollbracht. Wir möchten ihn auch zugleich auf die neuen Möglichkeiten einer „Diagramm Typologie" hingewiesen haben, die er ja nicht versäumen möge.

Seien wir ernsthaft — wir wollen nicht bewitzeln, was ernst gemeint ist; lassen wir Dr. Christiansen selber sprechen: „Ein Wort über unsere Darstellungsform, denn sie ist ungewohnt: wir bauen in konzentrischen, immer größer werdenden Kreisen. Zu Anfang die kurze Namensnennung der vier Stile und das erste Betasten ihrer Ausdruckszeichen: wie die Mittelpunktsstelle, wo der Steinwurf ins Wasser trifft. Darauf, soeben, der noch enge Ring, der die Generalnenner umzirkt. Nun soll hier der weitere Kreis des zum Verstehen der Stilstrukturen Notwendigen folgen. Und danach noch die Peripherie ihrer Besonderungen. Nur so wird es möglich sein, die Stile in ihrem historischen Gleiten zu zeigen und sie dabei noch ins Statische zu bannen: sie dem Leser präsent zu halten als die Gestalt einer in sich gebundenen Folge und als die Gegenwartsbreite im Gesicht der Zeit" (S. 24). Dieser Stil der konzentrischen Kreise hat leider die Unannehmlichkeit, daß man dasselbe zu wiederholten Malen mit anhören muß und einem dennoch der allbekannte Sachverhalt der sog. vier Stile: Impressionismus, Expressionismus, Neue Sachlichkeit und Neue Dynamik nicht als das einleuchtet als was Christiansen ihn ansieht: als echte Stilfolge. Als dies kann sie nur angesehen werden, wenn man sehr viel Unwesentliches mit in Betracht zieht, wenn man einzelne im Gesamtverlauf ziemlich belanglose Schwankungen schon als neue Einstellungen bucht und ihnen besonderen, symptomatischen Wert beimißt. Andrerseits hat die moderne Kunstgeschichte sich längst daran gewöhnt Stilbegriffe viel mehr zur Bezeichnung von Besonderheiten, von Nuancen zu verwenden, denn zur Bestimmung ganzer Epochen und dies aus der richtigen Erkenntnis, daß man antiken oder auch modernen Kunstwerken ebensogut Beiwörter wie gotisch oder barock usw. geben kann wie der ehemals einzig so benannten Epoche. Damit beginnt in der Kunstgeschichte eine Einstellung die sich loszumachen strebt vom bis dahin gültigen Glauben an eine fortschrittliche Entwicklung in der Kunst. Es gibt nichts Neues in der Kunst; es hat nie etwas Neues gegeben. Nur zwei seit allem Anfang miteinander abwechselnde Schwingungsbereiche können namhaft gemacht werden: Das Starre (das Monumentale, das Hoheitsvolle, das Imperialistische) und das Aufgelockerte (das Intime, mehr Private, das Kosmopolitische).

Digitized by Google

Also z. B. archaische Antike und Hellenismus, Romanik und Gotik. Überdies gehen seit etwa dem 15. Jahrhundert diese beiden Ausdrucksformen mehr oder weniger schon ineinander über, da seitdem die Entwicklung dessen einsetzt was man als Persönlichkeit bezeichnet. Der Ton wird viel mehr auf den Einzelnen als auf das Allgemeine gelegt. Mehr und mehr nehmen die sog. Stile den Charakter einer Mode an. Wir können darauf im einzelnen hier nicht eingehen, diese Andeutung möge genügen. Andrerseits wird man dem lebendigen Sachverhalt einer Stilfolge nicht gerecht, wenn man ihn als eine logische Aufeinanderfolge ansieht, auf Grund deren sich ein kommender Stil prophezeien ließe. Wenn solches dennoch geschieht, kann man sicher sein, daß hinter jedem Stil, hinter jeder einzelnen lebendigen Erscheinung ein geheimer Zweck gewittert wird. Christiansen enttäuscht uns nicht: „M wird nicht den statisch logischen, sondern den dynamisch teleologischen Aufbau des Welterkennens suchen: der einzige Weg, die Struktur nichts als bloße Tatsache, sondern als notwendig zu begreifen" (S. 109).

„Dieses Werk, das zum erstenmal das Strömungsgeflecht unserer Zeit entwirrt und vollkommen deutet, gibt die Fülle seiner Neugedanken in ungewohnt gedrängter Formung. Das Tempo des Buches ist Allegretto! gezügelte Lebhaftigkeit, wobei betont die Zügelung ..." Der Stil dieses Zitates (dem Anpreisungszettel entnommen) ist auch der Stil des ganzen Buches; er bedarf einer Entschuldigung: „Der Hastige würde stolpern über die eigenwilligen Rhythmen der Sprache; und schlimmer: er würde Konzentriertes zu leicht nehmen" (ebenda). Wir können mit bestem Gewissen versichern: dies Buch kann nicht schwer genug genommen werden als Ausdruck einer kaum mehr zu überbietenden Flachheit der Konversation. Es ist aber auch außer den Diagrammen nicht ein einziger Tatbestand darin aufzufinden den man nicht dutzendfach schon gehört, dazu in weniger telegrammhaftem Deutsch. Es ist darin auch nicht eine Deutung zu finden die in die Tiefe ginge und halbwegs befriedigen möchte. Es sind natürlich eine ganze Menge richtiger Feststellungen gemacht, aber nicht eine einzige die nicht jeder intelligente Mensch hätte machen können. Es ist nichts anderes eigentlich geschehen als was wir oben mit dem Witz von der Uniform andeuteten: Christiansen sieht das Gesicht dieser Zeit gar nicht, er sieht nur die Uniform und beschreibt sie mit großem Aufwand an Schlagworten und Begriffen. Man lese ein Modejournal, eine Automobilzeitschrift, ein Gewerkschaftsblatt, eine Kunstzeitschrift, einen van de Velde, ein Buch von Laban usw. usw., dort ist alles schon gesagt, dort findet man die gleichen Worte, die gleichen Uniformen, die gleichen glänzenden Knöpfe. Allerweltsjargon, im Kaffeeklatsch von Posemuckel schon en vogue — natürlich auch in den Seminaren der Universitäten — anderes gibt es nicht. Doch, einen Gipfel, den wir beim besten Willen zu erklimmen

Digitized by Google

nicht imstande sind: die Bemerkungen über die Philosophie des H-Stils; wir überantworten sie ohne Kommentar dem willigen Leser: „Wohl die stärkste Potenz der modernen Philosophie ist Rudolf Carnap. Sein eben erschienenes Werk „Der logische Aufbau der Welt" zeigt eine ungewohnte Vitalität und Wucht des Denkens; dabei die Sauberkeit einer phrasenlosen Sprache. H-Stil ist schon sein Problem: in welcher Form läßt sich Welterkenntnis mit vollkommener Exaktheit intersubjektiv übertragen? Er erfindet ein einheitliches Zurückführungssystem, das außer logistischen Zeichen nur ein Minimum von Wurzelbegriffen benötigt: jeder Erfahrungsgegenstand läßt sich exakt definieren und also von Subjekt zu Subjekt übertragen durch eine logistische Kombination solcher Wurzelbegriffe. Dieser sein „Aufbau der Welt" erinnert an Hochbauten des H-Stils: er geschieht in horizontaler Richtung. Auf der Grundlinie der formlosen Elementarerlebnisse liegt die Schicht der eigenpsychischen Gegenstände, darauf die Schicht der physischen Gegenstände, darauf die Schicht der fremdpsychischen Gegenstände, darauf die Schicht der geistigen Gegenstände. Die Gegenstände einer Schicht sind in wissenschaftlicher Strenge zu definieren nur durch die Gegenstände der unterliegenden Schicht. Z. B. eine Aussage über Fremdpsychisches, etwa über den Zornanfall einer Frau, bedeutet streng wissenschaftlich nichts anderes als eine Aussage über physische Gegenstände, etwa über mimische Bewegungen ihres Gesichts; eine Aussage über diese mimische Bewegung bedeutet streng wissenschaftlich eine Aussage über eigenpsychische Gegenstände, etwa über meine optischen Wahrnehmungen; und eine Aussage über diese bedeutet streng wissenschaftlich eine Aussage über formlose Elementarerlebnisse. So hat jede Schicht eine genau parallele horizontale Unterschicht, auf die sie sich herab bezieht, durch die sie definiert wird; und zuletzt ist also jede Schicht herabbezogen auf die Horizontale der Basiserlebnisse und durch diese exakt zu definieren. Nicht spürbar werden in diesem System die Kräfte des Auftriebs... (S. 107/8." Soweit die Inhaltsangabe von Christiansens „stärkster Potenz".

Es liegt eine tiefe Ironie darin, daß ein Buch das sich „das Gesicht unserer Zeit" zur Aufgabe stellt das eigentliche Gesicht selber vergißt, daß es vor lauter Begriffen, Masken, Gerüsten gar nicht bis zum Gesicht vordringt, damit schon genügend aussagend über sein eigenes Ungesicht. Wenn man über ein Gesicht sprechen will, muß man doch wenigstens eine Ahnung von Physiognomik haben, oder doch zumindest ein Gefühl für die Möglichkeiten eines Gesichts. Davon spüren wir bei Christiansen aber nichts. Er sieht die Schminke, sieht den Frauenhut als verschließende Arkade, sieht die manikürten Hände, das Odollächeln, die Maschinenexaktheit der Tillergirls, hört den Takt eines Jazz, ist rührend unkompliziert indem er alles dies schon für das Wesen hält, ist bestechend unproblematisch indem

Digitized by Google

er aus solchen Tatsachen einen sachlichen Optimismus für die kommende Zeit des M-Stils speist, der solche Eigenschaften verbinden soll mit etwas mehr Tiefe, der neben der Extraversion noch ein Quäntchen Innerlichkeit haben soll und der schließlich noch das Odollächeln verwandeln wird in das unsagbare und nie wiederholbare Lächeln jenes archaischen Apoll von Tenea... Zu solchem Optimismus gelangt heute in der Tat so leicht keiner. Es sei denn, er glaube unerschütterlich an die Logik und Mathematik des Lebens und an die Möglichkeit aus Summanden ein Ganzes zu fabriziren. Daß diesem Gesicht aber auch die geistige Physiognomie eines Klages, die Prophetengestalt eines Nietzsche und der Brückenbogen Freud angehören, das weiß er natürlich nicht; sie wären ihm auch nicht dienlich, zwängen ihn zu Konsequenzen die er nicht zu ziehen beliebt, forderten von ihm eine Haltung die er nicht einnehmen kann, da er sein wahres Gesicht dann vor aller Augen zeigen müßte, das Gesicht das hinter seiner Pseudosachlichkeit steckt, hinter seiner gestellten Unproblematik. Daß diese Gestalten aber dem Gesicht der Zeit polar zugehören, aus ihm gar nicht weggedacht werden können, das steht doch außer Zweifel. Wer das übersieht ist entweder unwissend oder böswillig. Und bestätigt damit eine heute vielfach geübte Methode, die Erfolg verspricht und hat, und die ebenfalls zum Gesicht dieser Zeit gehört. Wir wollen den Sachverhalt nicht tendenziös entstellen, die drei Gestalten werden natürlich genannt, aber in etwas sonderbarer Weise: Nietzsche als Vorverkünder des Expressionismus durch seinen Zarathustra, Klages als Gewährsmann für die Doppeldeutigkeit von Ausdrucksmerkmalen, Freud als der Mann, der „verspätet und bei Nachzüglern zu heilen begann", die Komplexe der V-Stilgeneration.

Ich glaube, wir verstehen uns jetzt! Es geht uns nicht um die Lust des Angriffs auf uns konträre Methoden und Meinungen, es geht einzig und allein um Warnung vor solchen Methoden und Entstellungen. Man kann Nietzsche, Freud und Klages ablehnen, wenn man sich für gescheiter und besser und bedeutender hält, aber man kann sie nicht aus dem Gesicht dieser Zeit ausstreichen oder darin sie retouchiren; dafür sind sie diesem Gesicht viel zu tief eingegraben als die einzigen Züge von menschlich tieferer Bedeutung, als die einzigen die überhaupt zukunftsfähig sind! Anders gesehen sind sie allerdings die Züge, welche nachdenken machen und die dem Gesicht dieser Zeit einen pessimistischen, tragischen, problematischen Ausdruck verleihen, die nicht nur das Gesicht, sondern den ganzen Menschen als fragwürdig erscheinen lassen. Immerhin bekennen wir uns lieber zur Tiefe der Fragwürdigkeit als zur Flachheit eines sog. sachlichen Optimismus, der uns eine herrliche Zukunft verheißt und sie mit längst erstarrten Begriffen uns aufzubauen trachtet.

Es hat seinen tiefen Grund, daß die Pseudosachlichkeit von den pensions-

Digitized by Google

berechtigten Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft gehütet und vertreten wird: nur dann bedeutet der Begriff einer Zukunft soviel wie eine Tatsache. Uns aber gilt das Leben und dieses ist vergänglich. — Das geht nicht gegen Broder Christiansen, auch nicht gegen die offizielle Wissenschaft. Es ist nichts als eine kleine Feststellung zur Psychologie zweier Begriffe.

Die Reifezeit im Brauch der Völker

Von H. Vorwahl, Harburg-E

Die Aufteilung des Lebens durch die Siebenzahl entspricht einem ewigen Bedürfnis der Menschheit. Bei Solon und dem Hippokratischen Aphoristen steht hinter den Altersstufen der Gedanke der kritischen Jahre, der auf die kritischen Siebenertage der Volksmedizin und damit auf die Beobachtung der Mondphasen zurückgeht (Ziegler). So ist auch die christliche Konfirmation im 14. Jahr nicht eine willkürliche Setzung der Kirche, sondern entspricht den Pubertätsriten, die wir bei allen primitiven Völkern finden. Sie bedeuten die Mannbarkeitserklärung, die Aufnahme in die Gemeinschaft, unter Umständen den Übergang zur Ehe. Bei dem Negerstamm der Kanaken wird der Eintritt der Pubertät festlich begangen (v. Winkel). Bei den Ucayali, Tikuna und Monao in Südamerika erfolgt dann die Inzision und Exzision. Zuwendung der Zeugungskraft oder Versöhnung der Gottheit bezweckt ferner die jüdische Zirkumzision, die zwar in historischer Zeit schon an den Kindern vorgenommen wird, aber zweifellos, wie die Kindertaufe, eine Vordatierung erfahren hat, um den magischen Schutz dem besonders gefährdeten Kleinkind zuteil werden zu lassen. Sollte bei den Masai ein Mädchen, ehe es beschnitten worden, ein Kind gebären, so sind beide dem Tode verfallen. Die Araber beschneiden Knaben und Mädchen am 7., 14., 21. Tage. Die Somali erst mit 10 Jahren; die Gala und Abessinier haben die Infibulation (Zschr. f. Ethnologie X, 397).

Die Tatsache, daß ein Siebentel der gesamten Menschheit diesem Brauche noch huldigt, daß sie bei den Ägyptern auch auf die Frauen ausgedehnt wurde und für ihren Vollzug ein Steinmesser Vorschrift ist, spricht für eine magische Auffassung des Brauches, die nichts mit hygienischen Motiven zu tun hat, denn alle medizinischen Maßnahmen dieser Epoche wurzeln in der Dreckapotheke. Clemen sieht mit Ploß ihren Zweck noch immer in der Beseitigung der Phimose. Roheim spricht psychoanalytisch von der Möglichkeit angstfreier Einstellung, welche die Dauer-„invagination" verhindere und sieht in deren Aufgabe den Sinn der Beschneidung (Imago 1926, S. 288). Springer betrachtet sie als Mittel der Rassentrennung. Bryen glaubt, daß Angst vor Impotenz den Gedanken der Beschneidung

Digitized by Google

nahe legte. (Arch. f. Frauenkunde 1929, S. 196.) Aber in Afrika ist heute noch die Beschneidung der Mädchen üblich, die als Vorbereitung auf die Mutterschaft gilt. Das abgeschnittene Stück wird in Leder gefaßt und am Arm getragen (Frobenius[1]), bei den polnischen Juden in der Synagoge in eine mit Sand gefüllte Truhe gelegt (Lidzbarski.). Wir haben es aber vielmehr mit einem Erstlingsopfer zu tun, wie der fromme Jude auch die Erstlingsfrüchte den Fruchtbarkeitsdämonen zum Opfer bringt. Der sprachliche Zusammenhang des arabischen Ausdrucks mit dem hebräischen Wort für „Bräutigam" beweist die obige Deutung. Ihr entspricht die spartanische Geißelung, die nicht als Mutprobe verstanden werden will, sondern als Kraftübertragung mittels der Lykosrute, ähnlich unserem Brauch des Fuens. Die Geißelung von Jünglingen und Mädchen findet sich auch bei den Uaupe (Zschr. f. Ethnologie 45, 1074), wo die Speisetabus den magischen Charakter bestätigen.

Bei den Wadschagga werden die Knaben und Mädchen, in einem Quell stehend, von dem Wisser und der Wisserin mit Zweigen eines Baumes besprengt: ein Fruchtbarkeitszauber (Zschr. f. Ethnologie 45, 493). Nach dem Missionar Schürmann wird in der Nähe von Fort Lincoln den Eingeborenen eine Vene am Unterarm geöffnet. Von dem Blut muß man trinken und schmiert man Hände und Knie ein, dann macht man die Schmucknarben am Körper (Skarifikation), die in Gegenwart von Frauen nicht erwähnt werden dürfen. Zwei Männer wiederholen heilige Formeln und legen dem Geweihten eine Schnur um den Hals, die er vier Monate trägt. In dieser Zeit muß der Jüngling außerhalb wohnen und darf sich nur flüsternd verständigen. Darwin erklärte diese Vertreibung der Pubertivenden aus der Angst der Alten, ihre Weiber an sie zu verlieren. Aber wenn in Australien der Heranwachsende die Schwirrhölzer erst nach der Weihe bekommt, welche die Frauen nie zu Gesicht bekommen, zeigt sich, daß es sich um einen Geheimkult handelt (Wanninger, das Heilige). Bei den Manda-Indianern wird der Einzuweihende an einem Lederstrick am Dach der Medizinhütte aufgehängt und so lange um seine Achse gedreht, bis er das Bewußtsein verliert, dann wird ihm der kleine Finger abgehackt, ein Pubertätsopfer, das bei den Chinesen und Hottentotten auch die Witwe bringen muß, wenn sie wieder heiraten will. Frobenius weist richtig auf den Glauben der Bakairi hin, nach dem durch Verschlucken des Fingerknochens Gravidität eintritt, eine Parallele zu den infantilen Sexualtheorien (Zeitalter des Sonnengottes, I, 236). Die Samoaner nehmen nach Eintritt der Reife die Tätowierung vor, ähnlich wie im Attiskult bei der Aufnahme Siegel eingebrannt wurden (Hepding 163). Das

[1] Als Grund für die Mädchenbeschneidung wird angegeben, daß die Kinder bei der Geburt die Klitoris nicht berühren dürften, weil dies häßliche Folgen haben würde. (Atlantische Götterlehre 31.)

Digitized by Google

Wort Tätowierung kommt aus dem polynesischen Worte „Tata" für den hölzernen Spatel zum Umrühren der schwaren Farbe. Ein Mann, der nicht tätowiert ist, gilt als minorenn. Die Mädchen sehen wie türkische Tapeten aus. Chamisso bedauert, auf seinen Reisen die Tätowierung nicht erlangt zu haben (236). Die Kalifornier, Eskimos und Nachbarn Israels übten sie. So wird sich das Kainszeichen erklären, das neben den Figuren von Fischen, Vögeln und Rauten als Amulett gelten muß (cf. Kunike, Der Erdball III, S. 188).

In Australien feilt man die Eckzähne aus; Ploß berichtet vom Aufschneiden des Zahnfleisches. Es handelt sich hier um Zahnopfer, wenn man auch den Grund angegeben hört, daß man so schön durch die Zahnlücke spukken könne. Auf den Nikobaren werden die Zähne schwarz gefärbt, weil Hund und Schweine weiße Zähne trügen. Die Absicht ist hier eine Veränderung des Aussehens: Man will sich unkenntlich machen, weil bei der Hochzeit von seiten der Dämonen Gefahr droht. Die Durchsteckung des Ohres ist ein Pubertätsritus der Peruaner. Die Botokuden verlängern die Ohrläppen durch Pflockeinlagen bis zu den Schultern. Die Indianer durchstechen bei Mädchen die Zunge, um an die Schweigsamkeitspflicht zu erinnern. Die Lippenpflöcke sind meist ein Vorrecht der Männer, Metalleinlagen verraten einen höheren Rang. Der Name Botokuden bedeutet übrigens die Gepflöckten. Die Bosutos nehmen ein systematisches Quälen vor. Mädchen werden tagelang ins Wasser gesetzt, Jünglinge in Hängematten angebunden, unter denen Feuer angezündet wird. Die Chiriguanos sondern das Mädchen einen Monat ab. Alte Frauen schlagen dann auf alles, was ihnen in den Weg kommt und sagen: sie jagten die Schlange, die das Mädchen verwundet habe (Frazer 873). Die Karaiben brannten den Mädchen die Haare ab. Auch hier handelt es sich nicht so sehr um eine Mutprobe als vielmehr um Übergangsbräuche (Rites de passage), zur Abwehr dämonischer Gefahren. Die Neger der Loangoküste halten die Mädchen monatelang eingeschlossen; man droht ihnen mit einem Ungeheuer, daß sie verschlingen würde. Der Grund ist der Tabucharakter der Menses, den wir aus dem A. T. kennen. A. Winterstein hat ein ganzes Heft solcher Pubertätsriten gesammelt und ihre Spuren im Märchen verfolgt, die den Übergang zum geschlechtsreifen Menschen umranken. Geradezu im Sinne eines sexualpädagogischen Lehrgangs mit Einführung in die Praxis berichtet solche Riten K. Weule, Erg.-Heft I der Mitteilungen aus den Deutschen Schutzgebieten (118). Die Rückkehr ins Leben ahmt eine Neugeburt nach; man darf nur lallen und verhält sich kindisch. Höhere Kulturstufen begnügen sich mit symbolischen Verleihungen ohne magischen Charakter. In China erhält das Mädchen Hut und Haarnadel, bei den Brahmanen eine Schnur um den Leib, bei den Persern die Gebetsriemen; bei den Germanen erfolgt die Schwertgürtung; bei den Römern die Verleihung

Digitized by Google

der Toga virilis. Protestantisch erfolgt die Weihe durch die Handauflegung des Geistlichen. Uralte Nachklänge primitiver Formen sind es, wenn der Backenstreich bei der Firmung von seiten des Bischofs gegeben wird, „um zum Ritter im geistlichen Kampf zu schlagen" (Kahle, Katechismus 132) oder das Gedächtnis zu stärken. Der wahre Grund liegt in der exorzistischen Bedeutung des Schlages: es sind böse Geister zu vertreiben.
Mag sich das alles äußerlich noch so sehr unterscheiden, religionsgeschichtlich gehört es in den gleichen Zusammenhang: Abschlußhandlungen für die Reifmachung und Reiferklärung, die zur Aufnahme in die Gemeinde als gleichberechtigte Mitglieder und zur Heirat befähigen. Diese Übereinstimmung altweltlicher mit neuweltlicher Symbolik bezeugt, wie der breite Strom der Volksreligiosität zu allen Zeiten und in allen Zonen kosmographischer Bereiche von der gleichen Bewußtseinsschicht beherrscht universell gültige Kategorien menschlichen Empfindens geschaffen hat.

Über einen Zusammenhang zwischen Scheitellage und Charakter

Von Bernhard Schultze-Naumburg

Ob ein Mensch den Scheitel rechts oder links trägt, ist sicher nicht so zufällig, wie man zunächst glauben möchte. Die Lage des Scheitels wird nämlich vorwiegend durch den Haarwirbel bestimmt, und zwar derart, daß sich die Haare besser links scheiteln lassen, wenn der Wirbel rechts (im Uhrzeigersinn) dreht, und der Scheitel besser rechts liegt, wenn der Wirbel links (entgegen dem Uhrzeiger) dreht. Die Drehrichtung des Wirbels ist bei den meisten Menschen deutlich erkennbar; bei meinen Beobachtungen habe ich den Wirbel zur Grundlage genommen und den Scheitel nur soweit berücksichtigt, als er mit dem Wirbel im Einklang stand (was bei Männern meistens der Fall ist).
Nun ist die Tatsache merkwürdig, daß etwa $^4/_5$ aller Männer den Scheitel links, ein fast ebensogroßes Bruchteil aller Frauen ihn rechts tragen. Es bleiben also auf jeder Seite etwa 20% Ausnahmen. Es ist viel darüber diskutiert worden, was diese Ausnahmen wohl zu bedeuten haben und in welchem Zusammenhang mit dem Charakter sie stehen könnten. Denn auffallend ist die Tatsache, daß die männlichen Ausnahmen oft weiblichen Einschlag, künstlerische Begabung und vielfältige Interessen zeigen, die weiblichen Ausnahmen dagegen gewisse männliche Eigenschaften aufweisen. Nur fehlt es an einer genaueren Definition. Ich glaube, mit Hilfe der Handschrift eine Lösung dieses Problems gefunden zu haben. Im Zusammenhang mit einer von mir ausgearbeiteten Ergänzungstheorie, welche die Zerlegung der Handschrift in ihre männlichen und weiblichen

Digitized by Google

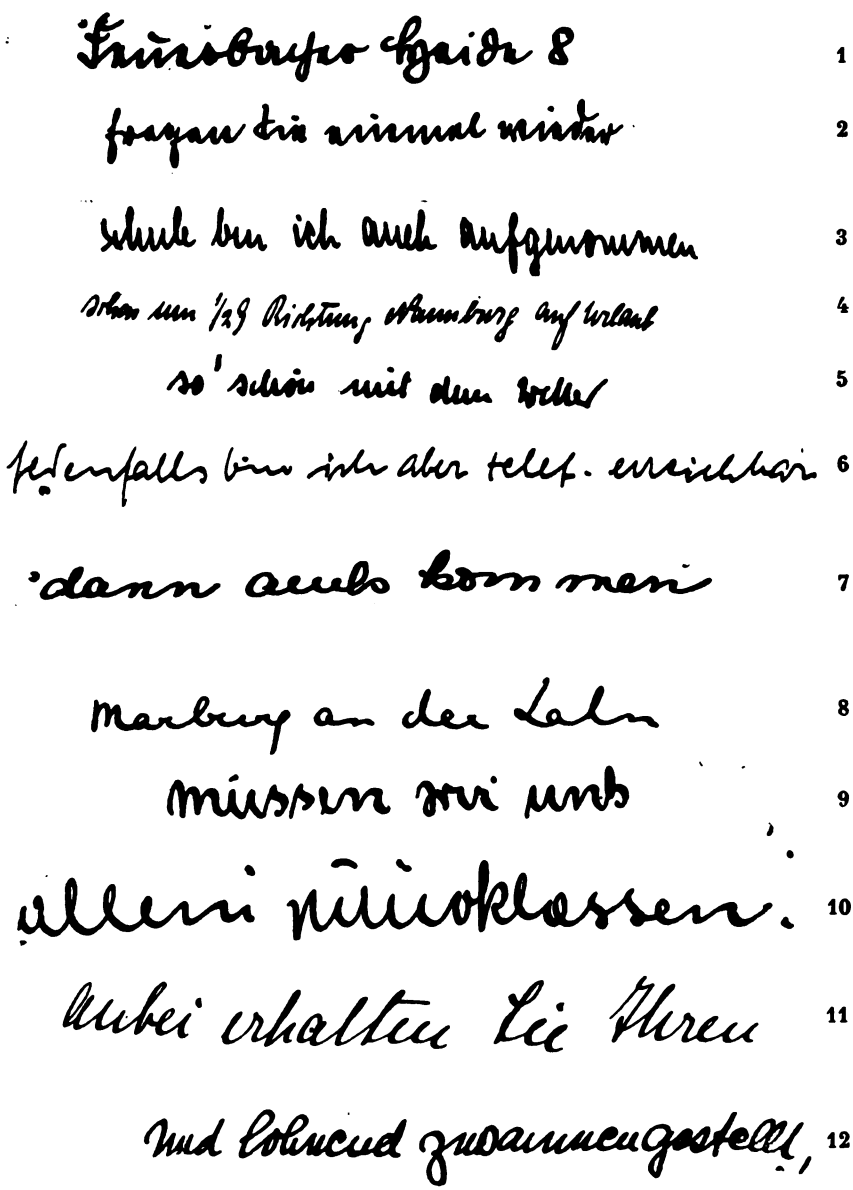
Bestandteile versucht, fand ich außerordentlich häufig, daß Handschriften mit Winkelbindung von linksgescheitelten (Wirbel im Uhrzeigersinn) Menschen herrühren, Handschriften mit Bogenbindung dagegen von rechtsgescheitelten (Wirbel entgegen dem Uhrzeiger). Der Winkelbindung entspricht der bestimmte, entschiedene, stabile Charakter, der Bogenbindung dagegen der unbestimmte, beeinflußbare, labile Charakter. Bestimmtheit ist ein wichtiger Bestandteil des männlichen, Labilität dagegen ein wichtiger Bestandteil des weiblichen Charakters. Auf labiler Veranlagung beruht oft Vielseitigkeit der Interessen und künstlerische Neigungen, so daß die eingangs erwähnten Beobachtungen über rechtsgescheitelte Männer verständlich werden. Auch Anpassungsgabe und diplomatische Fähigkeiten beruhen häufig auf Labilität. Der bestimmte Charakter tritt den Dingen mit festem Entschluß entgegen, der labile versucht sie zu umgehen und ist leichter zu Kompromissen bereit, wird aber auch die größere Gewandtheit und Anpassungsfähigkeit zeigen.

In bezug zum Eheproblem ergeben sich eigenartige Zusammenhänge: bestimmter und labiler Charakter zeigen nämlich die deutliche Neigung, sich zu ergänzen; in den meisten Ehen ist entweder der Mann bestimmt und die Frau labil, oder der Mann labil und die Frau bestimmt. Man muß also annehmen, daß diese Gegensätze eine starke Anziehung aufeinander ausüben. Es gibt allerdings noch viele andere, gegensätzliche Eigenschaften, die eine solche Neigung zur „Ergänzung" zeigen (vgl. meinen Aufsatz „Das Geheimnis der harmonischen Ehe" in den „Deutschen Monatsheften" V, 4), wobei das Merkwürdige ist, daß es sich immer um männliche und weibliche Eigenschaften handelt. — Bei Ehepaaren trägt also meist der eine den Scheitel links, der andere rechts. Häufig tragen ihn auch beide links, wenn es sich aber um ausgesprochen bestimmte Naturen handelt, pflegen solche Ehen nicht besonders harmonisch zu sein. Sehr auffällig ist es aber, daß zwei labile Naturen in der Ehe offenbar nie zusammenkommen; es ist mir trotz umfangreichen Materials bisher nicht gelungen, einen solchen Fall ausfindig zu machen.

Ich hatte gesagt, daß dem Gegensatz von rechts- und linksdrehendem Wirbel der Gegensatz von Winkel und Doppelbogen in der Handschrift entspräche. Nun ist aber gerade die Mannigfaltigkeit der Bindungsformen in der Handschrift ungeheuer groß und die Frage „Winkel oder Doppelbogen" oft sehr schwer zu entscheiden. Ich möchte daher etwas näher auf die graphologische Seite des Problems eingehen.

Jede Handschrift enthält entweder Winkel oder Doppelbogen als Fundament; hierzu können aber noch Arkade, Girlande oder gar Fadenbindung hinzukommen und die Bindungsform außerordentlich „verschleiern". Da die drei letztgenannten Faktoren aber erst in einer mehr ausgeschriebenen

Digitized by Google



Handschrift platzgreifen, kann es mitunter nützlich sein, die Kinderschrift zu Rate zu ziehen; als Beispiel Nr. 10, deren Bindungsform schwer zu definieren ist; die zugehörige Kinderschrift Nr. 9 zeigt deutlich den

Digitized by Google

Doppelbogen! — Ursprünglich bogige Handschriften machen häufig den Versuch, Winkelformen einzuführen (Nr. 12). Dann wieder sieht man weibliche Handschriften, welche das Bestreben zeigen, die ursprünglichen Winkelformen abzurunden (Nr. 5). — Wenn in Handschriften n und u vorlagemäßig unterschieden werden, so ist das ein ziemlich sicheres Zeichen für Bogenbindung (Nr. 7—9). — Dem Fadenduktus liegt dagegen viel häufiger Winkelbindung zugrunde, als man zunächst annehmen möchte (Fig. 6, schrieb einige Jahre vorher extrem winklig!)

Ich möchte mit diesen Beispielen andeuten, daß die Entscheidung „Winkel oder Bogen" nicht immer leicht ist. Manchmal ist die Entscheidung geradezu unmöglich; solche Fälle wird man nicht gerade heranziehen, um die Beziehung zum Haarwirbel zu konstatieren.

Meine Beobachtungen können nicht umfassend sein; vielleicht handelt es sich aber doch um eine Gesetzmäßigkeit, der nachzugehen sich verlohnt. Seit Kretschmer hat die Lehre, den Charakter aus dem Körperbau zu deuten, sehr an Boden gewonnen, und diese Zeilen sollen ein kleiner Beitrag dazu sein.

Fritz Künkel: Einführung in die Charakterkunde, auf individualpsychologischer Grundlage[1]

Von Lutz Wagner

Mit dem Erscheinen von Künkels System manifestiert sich nunmehr auch für die breiteste Öffentlichkeit jene neue Phase der modernen Seelenforschung, die deren erste Phase, die Psychoanalyse, abzulösen berufen ist. Denn Analyse, als Mittel zur Klärung und Heilung seelischer Verwirrungen ist auch sie in erster Linie. Gleichzeigit bedeutet sie aber ein Novum und stellt so vielfach das ausgesprochene Gegenteil der Freudschen Lehren dar.

Den Lesern der Zeitschrift für Individualpsychologie ist Künkel kein Unbekannter. Man weiß, daß er der von Alfred Adler begründeten „Individualpsychologie" zugehört und wesentliche, gerade gegen Freud gerichtete Punkte mit ihm gemeinsam hat. Dennoch: eine zugleich praktisch und systematisch orientierte Darstellung der Gesamtlehre des Künkelschen Standpunktes lag bisher nicht vor; sie wird erst mit dem genannten Werke geliefert.

Dieses Buch spricht auf jeder Seite aus der Praxis heraus und ins lebendige Leben hinein. Zugleich damit verbindet es aber den Vorzug einer vollkommen durchgearbeiteten Systematik. Es ist in gleicher Weise praktisch verständlich, wie von wissenschaftlichem Niveau. Ja — es ist von wirklich philosophischem Geiste erfüllt. Es fordert damit also schon von sich aus eine Kritik, die bis an die Wurzeln geht, und dies um so mehr, als hier Grundlagen und konkreteste Einzelheiten die lebendigste Einheit bilden, einander restlos durchdringen.

[1] Inzwischen in zweiter Auflage erschienen bei S. Hirzel, Leipzig 1929. (1. Aufl. 1928.)

Digitized by Google

Wird also die Kritik sich hauptsächlich mit den Hauptprinzipien auseinanderzusetzen haben, so muß das Referat doch auch die Einzelheiten berühren, schon um eine Vorstellung von der Reichhaltigkeit des Inhalts zu übermitteln.

I. Referat

1

Künkel beginnt mit dem Grundlegendsten, dem Geist der Charakterkunde selber. Diese wird nicht im bisher üblichen Sinne verstanden, denn sie will und kann nicht ohne weiteres Wissenschaft genannt werden — sofern nämlich Wissenschaft ihren Gegenstand in Teile zerlegt, nach Ursache und Wirkung fragt und alles Leben letztlich als Mechanik in irgendeinem Sinne versteht. Das Prinzip der Charakterkunde ist demgegenüber die Finalität, deren Krönung das Unendliche, die gegenüber allen Einzelzwecken unendliche Zweckhaftigkeit des Lebens selber ist.

Es ist also überall nicht zu fragen: warum, d. h. aus welcher Ursache, sondern wozu, d. h. zu welchem Zweck geschieht etwas am Lebendigen? Und zu antworten ist beispielsweise nicht: „Das Kind ißt seine Suppe, weil der Hunger es treibt", sondern es ißt sie, „um satt zu werden". Und nun bildet das Zentrum alles lebendigen Verstehens die Einsicht, daß es auch unbewußte Zwecke gibt. Die Mittel können ebenfalls entweder bewußt oder unbewußt gehandhabt werden. Daher gibt es 1. bewußte Mittel im Dienste unbewußter Zwecke — über sie handelt im Grunde genommen das ganze Buch; 2. unbewußte Mittel im Dienste bewußter Zwecke — das Verfahren des guten Schauspielers; und 3. unbewußte Mittel im Dienste unbewußter Zwecke: die Art des Funktionierens der meisten körperlichen Organe.

Die Mittel-Zweck-Verbindung ist keine eindeutige und zwingende. Dasselbe Mittel kann zu verschiedenen Zwecken verwandt, derselbe Zweck durch verschiedene Mittel erreicht werden. Finalität bedeutet also keinen nach erreichbaren Gesetzen festgelegten Zusammenhang, wie Kausalität, sondern ist letztlich das Prinzip ewig neuer Schöpferkraft des Lebens selber.

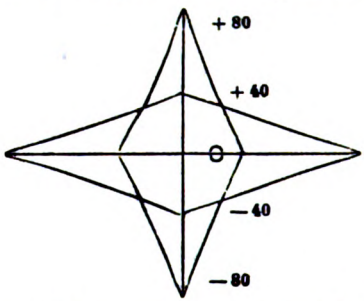
Damit erweist sie sich als ein Moment jener Autonomie und Schöpferkraft selbst, welche Subjekt heißt. Dieses steht allem Berechenbaren, Gesetzen Unterworfenen als absolutes Gegenteil gegenüber. — Meist erlebt man sich selbst nicht als Subjekt; man beurteilt, berechnet, behandelt sich und macht sich so selbst zum Objekt, und dies letztlich aus der Scheu vor dem Freisein, denn „frei sein, verantwortlich sein und Subjekt sein ist das gleiche".

2

Nach diesen allgemeinen Grundlagen erfolgt die Darlegung der spezielleren, die K. unter „Form des Charakters" zusammenfaßt. Im Zentrum steht hier der Begriff der Ichhaftigkeit. Sie ist in gewissem Sinne das Gegenteil, nämlich sozusagen der Mißbrauch der vorhergenannten Subjektivität, und ihr Gegenpol ist die Haltung der Sachlichkeit. „Zweck jeder sachlichen Funktion ist der Dienst an der Welt (am Objekt) — Zweck jeder ichhaften Funktion ist der Dienst am Ich (am Subjekt)." Sachlichkeit ist die Einstellung, die der jeweiligen Sachlage gerecht wird, die schlechthin richtige Einstellung.

Digitized by Google

Ichhaftigkeit ist die Haltung, die in allem nur um die Sicherung und Erhöhung des eigenen Ich besorgt ist.
Zentral ist hier der Begriff der Selbsteinschätzung, er bildet den Kernpunkt der Lehren der Individualpsychologie. Unbewußt regelt die Selbsteinschätzung das gesamte Verhalten des Menschen. Was der „Icherhöhung" dient, wird aufgesucht, was ihr Abbruch tut, wird gemieden. Dabei herrscht ein von Adler entdecktes fundamentales Gesetz der Bipolarität: „Je ichhafter wir sind, um so deutlicher sind stets zwei einander entgegengesetzte Punkte auf der Stufenleiter der Selbsteinschätzung in uns wirksam. Je tiefer wir uns im Elend fühlen, um so höher liegt der Glückspunkt, auf den wir gleichzeitig Anspruch erheben. — Und je näher wir uns unserem Ideal fühlen, um so tiefer liegt der Punkt, vor dem wir uns fürchten."
Stellt man sich also die Ausschläge der Ichhaftigkeit als fixiert auf einer senkrechten Linie vor [1], deren Mittelpunkt der Nullpunkt ist, so gerät der ichhaft



Eingestellte aus gehobener Stimmung (etwa = + 80) durch einen Mißerfolg nicht etwa bloß bis zum Punkte + 75, sondern schlägt gleich in die ihm eigentümliche Verzweiflung des Punktes — 80 um. Je sachlicher aber sich jemand verhält, um so mehr breitet er sich auf der die senkrechte im Nullpunkt schneidenden wagrechten Linie aus, die also den geometrischen Ort der Sachlichkeit darstellt. So wird der Charakter eines jeden durch ein jeweils spezifisches Dreieck dargestellt, dessen Grundlinie den Sachlichkeitsgrad, dessen Höhe den Ichhaftigkeitsgrad angibt. Und es besteht das Gesetz, daß Zunahme an Sachlichkeit nur durch Abbau von Ichhaftigkeit, Zunahme an Ichhaftigkeit nur durch Verminderung der Sachlichkeit möglich ist. Die Extreme bilden der Typus des Wahnsinnigen und der Tyups der Heiligen. Der erstere bewegt sich nur noch auf der senkrechten Linie, d. h. um sein eignes Ich. Der Kontakt mit der Welt, mit Sachhaltigkeiten ist gleich Null geworden. Der andere fällt mit der wagrechten Linie zusammen, er stellt sozusagen die verkörperte Objektivität selber dar, sein Leben ist identisch bzw. im Einklang mit der unendlichen Zweckhaftigkeit des Gesamtlebens.
Diese Grundstrukturen werden durch zahlreiche Einzelzüge konkretisiert und verlebendigt. Sie können hier leider nicht vorgeführt werden. Nur der wichtigste, der Begriff des Dressats darf nicht übergangen werden. Der Ichhafte, der sich ständig entmutigen läßt, faßt die Wirklichkeit von vornherein in verzerrten Formen auf, sieht alles durch seine „ichhafte Brille". Zur eignen

Digitized by Google

Sicherung bildet er sich aus solchen „tendenziösen Apperzeptionen" (Adler) „Prinzipien", „Lebensregeln", „Vorurteile", die wie durch eine Art Dressur das ganze weitere Verhalten des Menschen, unbewußt sogar bis in seine körperlichen Zustände hinein, regeln und beeinflussen. Sie entziehen ihn so der Schöpferkraft des Augenblicks, machen ihn starr und unfruchtbar, sichern ihn aber, scheinbar, vor neuen „Angriffen" des Lebens. Sie sind das hervorragendste Mittel zur Flucht vor der eignen Freiheit und Lebendigkeit.

3

An Hand der entwickelten Prinzipien wird nun das „Werden des Charakters" verfolgt. Die Ichhaftigkeit beginnt sehr früh, schon in den ersten Jahren der Kindheit. Sie wird durch die Ichhaftigkeit der Erwachsenen in jedem Einzelnen neu hervorgerufen.

Ganz im Ursprunge ist das Kind schlicht sachhingegeben. Es baut etwa seinen Turm rein aus der Freude an der Sache selber. Durch falsches Loben und Tadeln aber stellt es sich um und auf die Erwachsenen ein. Es baut dann, um dafür gelobt zu werden, oder verzagt bei Mißerfolgen und läßt sich den Turm von andern, von der Mutter bauen. Es findet dann das Dressat: „Kinder können nichts, Erwachsene alles."

Diese Umstellung auf das eigne Wohlergehen nennt K. „Umfinalisierung". „In der Entwicklung jedes Kindes gibt es eine Zeit, in der die Finalisierung sämtlicher Lebensvorgänge, also des ganzen Charakters, ständig hin und her schwankt. Das Kind spielt eben noch harmlos und ist ganz noch Subjekt seiner Objekte, nämlich der Spielsachen. Im nächsten Augenblick aber fühlt es sich beobachtet, macht sich selbst zum Objekt der Erwachsenen und benimmt sich bis in die Fingerspitzen hinein ichhaft." Diese Haltung verfestigt sich dann allmählich und es entsteht die sog. „zweite Natur" des Kindes, die man fälschlich als die ursprüngliche und nicht mehr zu ändernde hinnimmt.

Sogar Sachen der „Begabung" gehören hierher. Der sog. Unmusikalische konnte früher auch einmal singen; aber er wurde gleich in den Anfängen entmutigt (etwa ausgelacht) und bildete daher das Dressat „ich kann nicht singen", ohne später zu wissen, woher es stammte. — K. weist hierbei auf die Darlegungen von Heinrich Jakoby in „Jenseits von musikalisch und unmusikalisch", die das Gesagte vollauf bestätigen.

Im ichhaft gewordenen Kinde (und ein jeder muß durch Ichhaftigkeit hindurch!) entstehen mannigfache „Kinderfehler": Die Neigung zum Lügen, Stehlen, überhaupt zum Verstoß gegen Verbotenes, und schließlich die geschlechtliche Selbstbefriedigung. Alle derartigen Dinge sind nicht aus bloßen „Trieben" zu erklären, sondern stehen durchweg im Dienste einer höheren Instanz, der Ichhaftigkeit. Auch hier ist die leitende Frage die nach dem Wozu, und die Antwort lautet allemal: „Zum Zweck der eignen Icherhöhung". — Wichtig ist hier, wie überall, den Kindern das Wartenkönnen anzuerziehen. Denn es ist die Voraussetzung zum Ertragen von Spannungen und zum Sieg im zukünftigen Kampf des Lebens.

Nun sind die Kinder von Natur freilich sehr verschieden ausgestattet, jedoch

Digitized by Google

niemals im Sinne unentrinnbar gegebner Anlagen festgelegt. In jedem Falle liegt es letzlich am Erzieher, was aus dem Kinde wird. Drei Typen werden unterschieden:
Das aktive Kind setzt sich mit seiner Umgebung mutig auseinander. Bei guter Erziehung wird aus ihm ein Bahnbrecher oder Erfinder. Schlechte Erziehung aber treibt es in den Trotz, die Verneinung hinein; es wird asozial, im Extrem Nihilist. Das passive Kind hat das Dressat „ich kann mich nicht freuen"; es ist nur auf Lob und Tadel eingestellt, wird zum Musterkind und liefert später den Typus der Kanzlisten und Bibliothekare. Der schwierigste Typus ist der des apathischen Kindes mit seinem Dressat: „Bei mir erreichst du nichts, auch wenn du mich totschlägst." — „Nur die völlige Ausschaltung des Erziehers, und die reine Auseinandersetzung mit dem Stoff, mit der rauhen Wirklichkeit, die von sich aus fordert und straft und lohnt, ohne jede pädagogische Pfuscherarbeit, kann in solchen Fällen nachhelfen."

4

„Charakter im Alltag" ist der folgende Abschnitt betitelt. Er behandelt vier Hauptprobleme des alltäglichen Lebens. Die Art von „Arbeit und Ruhe" kennzeichnet eines jeden Einstellung zur Sache. Es gibt sachlichen Fleiß, und ichhaftes Strebertum, sachlich gefordertes Ausruhen und ichhafte Faulheit. — Ein verfehlter Beruf wird meist als zu hoch oder als zu niedrig empfunden. In jedem Fall ist das Geltungsgefühl daran beteiligt.
„Umgang und Einsamkeit" richten sich in ihrer Form ebenfalls nach dem Charakter des Einzelnen. Denn jeder sucht sich die Art Partner, durch die er die größte Dauerrente an Icherhöhung bezieht.
Auch in wirtschaftlichen Dingen, bei „Ausgaben und Einnahmen" zeigt sich jeder auf seine Weise. Bei Gelegenheit des wirtschaftlich Kleinmütigen beschreibt Künkel ein allgemeineres Gesetz, den sog. „Teufelskreis"; eine Art Schraube, durch die sich der Einzelne nur immer mehr ins Unglück hineinschraubt: Er wagt etwa nicht richtig aufzutreten, wird infolgedessen benachteiligt und zurückgestoßen, dies entmutigt ihn noch mehr, er tritt noch zaghafter auf usw. Derartige Teufelskreise spielen auf allen Lebensgebieten eine große Rolle.
Auch „Befehlen und Gehorchen" können in zweierlei Sinn vollzogen werden. Es gibt leere Opposition unter dem Deckmantel sachlicher Kritik, sowie dulderisches Gehorchen, das nur noch der eignen Bequemlichkeit entstammt, oder der Tendenz, sich eine Märtyrerkrone zu erringen.

5

Im Umkreis von „Liebe und Ehe" sind die größten Möglichkeiten zu wahrhafter Entwicklung des Menschen, zum Abbau seiner Ichhaftigkeit gegeben. Denn wahre Liebe vermag die starren Sicherungen des Ich noch am ehesten zu sprengen.
Hier werden unter den Titeln „Vorbereitung", „Geschlechtstrieb", „Liebeswahl" und „Formen der Ehe" die mannigfachsten Typen und ihre Verhal-

Digitized by Google

tungsweisen vorgeführt, und überall ist es die Ichhaftigkeit, die aus den verschiedensten Verkleidungen herausgeschält wird.
Daß der Geschlechtstrieb nichts Selbständiges sei, sondern von der jeweiligen Ichhaftigkeit selbst erst gelenkt, unterdrückt, modifiziert oder gar erst gezüchtet wird, wurde schon erwähnt. — In der Liebeswahl gibt es sehr verschiedene Verhaltungsweisen, vom Typus dessen, der unbewußten Selbstboykott übt und sich ständig in die Rolle des „ausgeschlossenen Dritten" bringt (aus unbewußter Feigheit, sich an wirklich Erreichbares heranzuwagen) — bis zum Don Juan, dessen Ichhaftigkeit nach immer neuen Opfern verlangt. — Unter den verschiedenen Formen der Ehe sind die von Anfang an glücklichen Ehen meist nicht von Dauer. Denn die Krisis bleibt niemals aus. Und sie soll auch nicht vermieden werden, denn nur durch sie hindurch kann etwas Dauerhaftes zustande kommen.
Hier wird auch das Prinzip der Beziehungsperson geschildert. Oft verheiraten zwei sich nur im Hinblick auf einen Dritten, dem gegenüber sie damit einen Triumph erringen. Oft sind sie sich gegenseitig Beziehungsperson und haben einander nötig, entweder um sich zu „tyrannisieren" oder aneinander zu „glauben" u. dgl. So hat jeder schließlich den Partner, den er verdient.

6

„Der Weg des Leidens" führt bereits zur Krise hinüber, er ist eigentlich der Weg des Lebens selber. Er beginnt schon beim Kinde. Schon die Loslösung vom Mutterleibe ist eine ungeheure, schmerzhafte Revolution. Solch Loslösen und Hineinwachsen in weitere Kreise vollzieht sich aber immer wieder, das ganze Leben hindurch; und jeder Kreis bringt neue Probleme mit sich, für die die alten Sicherungen nicht mehr taugen. Kinderstube, Schule, Geschlechtsreife, Beruf, Ehe, Elternschaft und schließlich das Altern und der Tod. „Das Leben ist ein Stirb und Werde ohne Ende."
Dem sucht sich der Mensch in seiner Schwäche zu entziehen. Aber die Not packt ihn dennoch irgendwann einmal, den mehr Aktiven „die egoistische Not", den mehr Passiven „die scheinheilige Not". Sie geben sich durch Millionenstiftungen, ärztliche Kuren (Fernhaltenwollen des Todes!) u. dgl. einerseits, in Weinkrämpfen, Flucht in die Krankheit andererseits kund. „Das Sanatorium ist die Walhalla für die abgekämpften Helden der Ichhaftigkeit. Dort bezieht jeder von allen anderen (und vielleicht sogar vom Arzte) eine Rente an Bewunderung und Mitgefühl, und dadurch wird die Valuta seines Ich wieder zum Steigen gebracht. Es ist, als ob er von anderen, freilich ebenfalls recht valutaschwachen Mächten unbegrenzte Kredite bekäme."
So unternimmt ein jeder die ihn bezeichnenden „Fluchtversuche" vor der eignen schmerzhaften Klärung, vor der Krisis, die schließlich dennoch einmal hereinbrechen muß.

7

„Der Klärungsprozeß" ist das Letzte, das die Charakterkunde zu beschreiben hat. Eine letzte Verwicklung, die unabwendlich zu ihm hintreibt, ist „die Schicksalsmasche"; sie ist sozusagen der Teufelskreis zu zweien.

Digitized by Google

So treiben sich, etwa Erzieher und Zögling, gegenseitig immer tiefer in ihre Ichhaftigkeit hinein. Ebenso ist es in der Ehe, und überall, wo zwei Menschen oder Parteien aufeinander angewiesen sind.

„Die Stufen der Klärung", die nun beginnt, sind sehr fein beschrieben. Sie heißen, stichwortartig, Einsicht, Eingeständnis und Bejahung. Einsicht — daß man Subjekt, also frei und selbstverantwortlich ist für alles Unglück, das nur scheinbar von oben herab hereingebrochen ist. So sieht man sich selbst als den Ursprung des Negativen und das könnte zur Verzweiflung treiben, wenn nicht das Eingeständnis folgte, „daß die Verneinung auch in unserm eignen Leben nicht das Letzte und Tiefste bedeutet, ... daß hinter allem Nein ein Ja, und hinter aller Menschenverachtung die kindliche Sehnsucht nach Liebe und Gemeinschaft verborgen liegt". Für ihn wie für alle gilt der Satz: „Wer nicht liebt, irrt." Aber der jetzt eintretende Schmerz um die verlorenen Jahre macht eine neue Stufe notwendig: es hat die Bejahung der Wirklichkeit, wie sie ist, und das ausschließliche Gerichtetsein auf die Zukunft zu folgen, d. h. auf das, was noch in unsrer Macht steht.

Ist dieser Punkt erreicht, so werden auch alle selbstverschuldeten körperlichen Beschwerden von selber wegfallen. Freilich nicht mit naturgesetzlicher Notwendigkeit. Die bestimmte Erwartung muß erst zum Verzicht übergehen und das Leiden auf sich nehmen. Es darf aber auch wieder kein bloßer Verzicht sein, sondern es muß die stets lebendige Hoffnung dahinter stehen. So vollzieht sich die letzte Stufe in einem abermaligen Dreischritt, demjenigen von Erwartung, Verzicht und Hoffnung. —

Welches ist nun „der Sinn des Charakters"? Denn diese Schrift nennt sich doch „Einführung in die Charakterkunde". Aber gleichzeitig bekennt sie sich zur „nonischen" Methode, die das eigentlich Seiende nicht aussprechen kann, und von dem, was sie beschreiben kann, sagen muß, daß es eigentlich nicht seiend, Verirrung und Verfälschung sei. Und das gilt auch in Hinsicht auf den Charakter. Was er ist, zeigt ein Überblick über die vier Lebensstufen, in denen der Einzelne mit einem Staat verglichen wird.

Das Kind lebt in einer „primären Solidarität" mit den andern Menschen, in einer Urgemeinschaft, die aber durch Verrat gefährdet ist. Jetzt beginnt es sich zu sichern, Dressate zu errichten, sich zu isolieren. Die Isolierung soll Souveränität den andern gegenüber herbeiführen (Jugendalter). Der Kriegszustand mit den andern wird zur Dauereinrichtung: der Staat schafft sich ein stehendes Heer an. — Indem er aber ständig auf die andern blickt, sein Verhalten nach ihnen richtet, verwandelt sich seine vermeintliche Souveränität in Subalternität (Mannesalter), die Isolierung wird als immer größere Not empfunden und führt schließlich zur Krise. — Jetzt, im Greisenalter, ist der Mensch endlich reif zu einer neuen, der „autonomen Solidarität", der Staat wird bündnisfähig mit andern — es entsteht eine zweite Offenheit aller für alle. —

Und der „Charakter"? Er hat seine Stätte in den beiden mittleren Stadien des Lebens. Denn er ist nichts als der Inbegriff aller Selbstsicherungen und Erstarrungen des Ich. „Der Charakter stellt die Summe aller Bedingungen für die Verhaltungsweise des Subjektes dar, soweit diese Bedingungen im Subjekt festgelegt sind. Ein Subjekt aber kann nicht festgelegt sein. Denn sobald es

Digitized by Google

einer Bestimmung unterliegt, ist es nicht mehr Subjekt, sondern Objekt. Darum steht alles, was wir Charakter nennen, im Widerspruch zur Wirklichkeit. Der Charakter ist eine Täuschung, aber eine notwendige, ohne die wir uns nicht entwickeln könnten; und gleichwohl eine Täuschung, die zum Untergang führt, wenn sie nicht überwunden wird. Die Überwindung dieser Täuschung und damit die neuerliche Annäherung an die Wirklichkeit, der Übergang vom zwangsläufigen Charakter zur freien Persönlichkeit vollzieht sich im Zusammenbruch des Ich. Es ist die größtmögliche Annäherung an die Wirklichkeit, die innerhalb des Erdenlebens erreicht werden kann; es ist der Klärungsprozeß."

8

Als Anhang folgen vier Beispiele, die der Praxis des psychologischen Beraters entnommen sind. Sie zeigen in ihrer Ausführlichkeit noch einmal auf besondere Weise die praktische Fruchtbarkeit der von K. vertretenen Einstellung und Methode. Und wenn es sich dabei naturgemäß auch um extremere Fälle handelt, so vermag doch grade diese Vergrößerung aller Verhältnisse den Einzelnen auch über seine eigenen, evtl. unscheinbareren, zu belehren. Sie können hier nicht mehr wiedergegeben werden.

II. Kritik

1. Subjektivität

Die Kritik, sagten wir, hat an den Grundlagen des Systems anzusetzen; und deren Kernbegriff ist bei Künkel derjenige des Subjekts. Mit ihm ist, der bisherigen Seelen- und Charakterforschung gegenüber, ein wichtiger Fortschritt erzielt. Philosophisch zwar stellt er nichts Neues dar; er stammt in seiner heutigen Bedeutung in der Tat letzlich von Kant her[1]. Aber sogar die Geisteswissenschaften, geschweige die Psychologie arbeiteten immer noch weitgehend mit jenem naturalistischen Grundbegriff, der das Subjekt als Bewußtsein (mit oder ohne Unbewußtes als Hintergrund) und dieses als einen Bewußtseinsstrom faßte. Und auch die Lebensphilosophie stellte sich ja das Leben als einen Strom, also unter dem Schema eines naturhaften Geschehens, vor. Das wesentliche aber, daß dieser Strom kein offener, durch Ursache und Wirkung festgelegter, sondern — wenn man das Bild einmal festhalten will — „eingefangen" ist in eine Gestalt, bloßes Moment ist eines Subjekts, eines autonomen Zentrums, das aus sich heraus tätig ist, das übersah man bei diesem Vorstellungsschema des Stromes stets. —

Es sind also — mit Hegel — viel eher die übrigen Lebewesen im Sinne der Subjektivität, als Vorstufen des Subjektseins zu fassen, wie umgekehrt die Persönlichkeit vom naturalistischen Begriff des Strömens her zu bestimmen.

Ebenso aber, wie solch ein unpersönliches Strömen der Bewußtseinsinhalte oder Erlebnisse, und — was im Prinzip dasselbe ist — deren Auftauchen bzw. Niedersinken ins Unterbewußte, beruht auch das Auf und Ab der Triebe, wie

[1] Kant und das Christentum nennt Künkel als die beiden geistigen Mächte, die den Hintergrund seines Werkes bilden.

Digitized by Google

es gemeinhin verstanden wird, auf naturalistisch-mechanischer Vorstellungsweise. Und dies gilt fast von der gesamten Psychologie der vergangenen Jahrzehnte, speziell auch der Psychoanalyse Freuds. Künkel hat vollkommen recht, im Positiven wie im Negativen, wenn er sagt:

„Die geistreichste Darstellung des menschlichen Seelenlebens auf dieser mechanistischen Grundlage ist die von Sigmund Freud geschaffene Psychoanalyse. Aber grade diese Lehre zeigt deutlich die Bruchstelle, die allen derartigen Systemen notwendigerweise innewohnt: sie kennt nicht den Begriff der Verantwortung. Der Einzelmensch ist nicht mehr der Täter seiner Taten, sondern er ist das Schlachtfeld, auf dem die in ihm wohnenden Triebe miteinander um die Vorherrschaft ringen. Getan wird nicht, was der Mensch will, sondern was dem jeweils stärksten Triebe entspricht . . . Es ist aber durchaus nicht einzusehen, wieso der Verbrecher oder der Kranke weniger gut daran ist, als der sogenannte Gesunde. Denn für Triebschicksale ist niemand verantwortlich."

Es ist daher nicht mehr und nicht weniger als der Grundansatz vom Wesen des Menschseins, der hier endlich einmal wieder richtig vollzogen wird, und das ist ein für die Psychologie und die psychologische Praxis schon lange notwendig gewesener Schritt nach vorwärts zu nennen. Denn es ist schon nicht so ganz gleichgültig, unter welchen Kategorien und Vorstellungsbildern der Mensch sich selbst erblickt und was für Meinungen er von sich hat. Sein Handeln wird wesentlich durch Einsicht bestimmt.

Es folgt aus obigem Ansatz aber auch die Umorientierung im weiteren Bereich der Begriffe. Vor allem der Schritt von der kausalen zur finalen Betrachtungsweise (die jene als untergeordnetes Moment in sich enthält) ist hier wichtig. Nicht das Woher, sondern das Wozu ist also die leitende Frage. Eine der wichtigsten Fragestellungen Nietzsches — die Frage: wozu hat jemand diese oder jene Denkweise nötig, — gelangt hier zu systematischem Ausbau.

Ein finales Moment war freilich auch schon bei Freud vorhanden gewesen, der Begriff der Zensur nämlich. Die Zensur ist die Instanz, die das Auftauchen und Nichtauftauchen von Vorstellungen nach bestimmten Zielen oder Zwecken regelt. Aber der finale Charakter dieses Moments steht bei Freud dem kausalen Charakter unvermittelt gegenüber. Er reißt so das Subjekt in zwei Seinsbereiche auseinander, die nichts als den Kampf miteinander gemeinsam haben. Daß auch der Trieb letzlich nur Bestandteil, besser Moment eines Subjekts, und an sich selbst also nichts ist, kommt nirgends zum Ausdruck. Die Triebe wirken wie atomare Energien aufeinander und es siegt jeweils die mathematisch-mechanistische Resultante dieses Kräftespiels.

Der Mensch aber ist kein bloßes Schlachtfeld seiner Triebe, sondern eine Ganzheit, die vor ihnen da ist; und so sind auch seine Handlungen in erster Linie nicht von einem Woher, sondern vom Wozu bestimmt. Dieser Primat der Ganzheit ist das, was man von jeher Freiheit genannt hat, und was auch Künkel unter diesem Namen in den Vordergrund seines Systems stellt. Mit der Fahne der Freiheit entrollt er aber auch all jene Forderungen, durch die das Buch seinen ausgesprochen ethischen Charakter enthält, und die im Abbau der Ichhaftigkeit gipfeln. Vom Begriff dieser letzteren her wird der Sinn des Charakters ausschließlich bestimmt; und es ist daher zu fragen, ob K. auch

Digitized by Google

hier noch objektiv bleibt, oder ob seine Theorie vielleicht nur noch von einem bestimmten Gesichtspunkt her als genügend betrachtet werden kann.

2. Ichhaftigkeit

Wir greifen ins Zentrum des Systems, zum Prinzip der Ichhaftigkeit, und beginnen mit einer Betrachtung des graphischen Schemas, unter dem sie uns verdeutlicht wird (vgl. S. 288). „Das Hauptgesetz, das K. an Hand der Figur aufstellt, lautet: Zunahme an Sachlichkeit ist nur möglich durch Abbau von Ichhaftigkeit; und umgekehrt, wachsende Ichhaftigkeit zieht Verarmung an Sachlichkeit nach sich. Das heißt: es besteht die Voraussetzung, daß, bildlich gesprochen, der Flächeninhalt des Dreiecks, das den Einzelnen darstellt, sich ungefähr immer gleich bleibt, und nur das Verhältnis von Grundlinie und Höhe, von Sachlichkeit und Ichhaftigkeit sich wandelt. Und zweitens ist damit gesagt, daß die einzelnen Menschen sich nur nach diesem Verhältnis voneinander unterscheiden. Das sind aber Voraussetzungen von weittragender Bedeutung.

Fangen wir mit dem letzten Punkte an, so vermissen wir da — im Bilde gesprochen — den Ansatz eines einfachen Größenunterschiedes der Dreiecke bzw. der Personen. Man kann sich nämlich Charaktere denken, die dank ihres „Formats", ihrer Größe, ihres persönlichen Gewichts, weit mehr Sachliches leisten und auch sachlich eingestellt sind, als kleinere Naturen, und dies, obwohl jene zugleich einen viel höheren Grad von Ichhaftigkeit aufweisen. Wenn K. an einer Stelle (S. 37) Bismarck als ein Beispiel besonders großer Sachlichkeit erwähnt, so ist dies natürlich nicht falsch; aber man könnte ihn ebensogut auch als Beispiel für besonders stark ausgeprägte Ichhaftigkeit heranziehen, denn man weiß ja, wie leidenschaftsdurchtränkt all seine Handlungen waren, und wie hinter all dem sachlich Richtigen (und in seiner [politischen] Sachlichkeit von niemand sonst Erreichten), zugleich, und unbeschadet alles Anderen, höchst persönliche Wünsche, Leidenschaften, „Instinkte" wirksam waren. Und wenn K. speziell das Wartenkönnen als eine Tugend des sachlich Eingestellten rühmt und sie besonders bei Bismarck verwirklicht findet, „der den Hohn seiner Feinde und das Kopfschütteln seiner Freunde jahrelang ertragen konnte, bis die Weltgeschichte ihm rechtgab" — so weiß man andererseits, wie seine in dieser Richtung bis an die Grenze des Möglichen angespannte Natur in anderer Richtung dafür um so ichhafter sich gab, nämlich in Entladungen gegen Untergebene und Angehörige sich Luft machte.[1]

Umgekehrt gibt es Menschen, an deren Verhalten und innerster Einstellung kaum etwas als falsch bezeichnet werden kann. Es sitzt alles bei ihnen „am rechten Fleck", sie tun stets das Richtige, und zwar durchaus im Sinne Künkelscher Sachlichkeit, aber — sie interessieren nicht! sie haben keine eigne Physiognomie, kein persönliches Gewicht, sie hinterlassen kein individuelles Bild von sich in der Geschichte!

Sind diese Unterschiede nun so gänzlich bedeutungslos? Eine „Charakter-

[1] Spätere Untersuchungen werden zeigen, wie solche „Ichhaftigkeit" auch in der Handschrift nachweisbar ist.

Digitized by Google

kunde", die sich damit beschäftigt, die Grundmomente der Charakterbildung darzulegen, dürfte an so wichtigen Unterschieden doch nicht vorbeigehen!
Das gleiche gilt, wenn wir die Entwicklungsmöglichkeiten des Menschen untersuchen, also die Arten der Dreiecke, die innerhalb der Entwicklung eines Einzelnen auftreten. Ist es wirklich so, daß nur entweder Grundlinie oder Höhe des Dreiecks sich ändert? Kann nicht auch das Gesamtformat des Dreiecks sich wandeln? Wir wissen, wie manch einer, der in aller Bescheidenheit dahinlebte, durch den Gang der Ereignisse an verantwortungsvolle Stelle gebracht wurde — und er ist von Stund an ein anderer! Hier gilt des Wort: „Es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken." Das Verhältnis von Ichhaftigkeit und Sachlichkeit bleibt dabei vielleicht dasselbe, aber es entwickelt sich nun etwas in ihm, das vorher noch nicht da war, und das man auch nicht ohne weiteres nur als Begabung, Anlage u. dgl. ansprechen darf; sondern es wächst die gesamte Persönlichkeit. — Umgekehrt weiß man, wie so mancher bedeutende Mensch, weil er nicht an die richtige Stelle kam, oder aus ihr verdrängt wurde, mißmutig, kleinlich wurde, wie er sich direkt zu etwas entwickelte, das weniger ist, als er vorher war, und dies im innersten Sinne, dem der Persönlichkeit verstanden. So manches Romantikerschicksal gehört hierher.
Auch dies dürfte „die Charakterkunde" nicht übersehen! Wie aber kommt es, daß K. derartige Dinge so gänzlich beiseite läßt? Die Antwort hierauf läßt sich finden, denn K.s System besitzt den Vorzug großer innerer Konsequenz; und sein Angelpunkt, scheint es, ist der folgende.

3. Ethik

Das ganze Werk beschreibt die Tatbestände des Charakters nicht im Hinblick auf das, was ist, sondern auf das, was sein soll, und daß es sein soll. Genauer: nicht in Hinsicht auf im einzelnen unabänderlich Gegebenes, sondern auf alles das, was dem freien Willen des Menschen unterworfen ist, was er ändern, worauf er sich aus eigner Kraft und Verantwortung richten kann. Es ist also keine Darstellung des Charakters als eines seienden, sondern als eines sollenden, d. h. zum Streben nach dem Guten verpflichteten. Das System wäre also keine Charakterkunde, auch keine Einführung in sie — dazu bleiben, wie gezeigt, zu viele Grundmomente des Charakters unberücksichtigt, sondern eine wissenschaftlich fundierte Ethik, und zwar in jenem engern Sinne des Worts, nämlich dem einer Sollens- (Pflicht-) Ethik, wie bei Kant, nicht dem einer materialen Wortethik im heutigen Sinne.
Demgemäß sind dann aber auch seine Grundprinzipien, Ichhaftigkeit und Sachlichkeit womöglich anders zu verstehen, als wir sie vorhin verstanden? Vielleicht bedeuten sie bei K. überhaupt nichts Inhaltliches? In der Tat scheint es auf Grund vieler Stellen, daß sie nur formal gemeint seien. Sachlichkeit wäre dann einfach die erstrebenswerte, Ichhaftigkeit die zu vermeidende und zu bekämpfende Haltung; jene wäre das ethisch Gute, diese das Böse, das nach K. auch nur ein verirrtes Gut ist. Und so scheint es von K. wirklich gemeint zu sein, denn bei der ersten Einführung dieser Prinzipien sagt er: sachlich sein, heißt so sein, „wie die Sachlage es verlangt", und z. B. „dem Geliebten gegen-

Digitized by Google

über sachlich sein, heißt lieben." — Hier ist also nichts Inhaltliches mehr ausgesagt, denn wenn alle Grundtriebe des Menschen, sofern ihre Funktion jeweils nur der Sachlage entspricht, „sachlich" genannt zu werden vermögen, und umgekehrt hinter aller Sachhingegebenheit ichhafte Motive (etwa Flucht vor sich selbst, vor dem „Freisein" usw.) verborgen sein können — so bleibt in der Tat nur noch der ganz formale (nämlich ethisch formale) Sinn des jeweils Richtigen und Unrichtigen, des ethisch Guten und Bösen für sie übrig. Und damit wäre der ethische, genauer: ethologische Grundcharakter dieses Systems erwiesen.

Denn eine wahre Sollensethik kann nicht angeben, was nun eigentlich das Gute (oder Böse) sei, es sei denn auf formale Weise. Und hier ist K. in der Tat von Grund aus kantisch[1]. Man würde ihm daher, wie man es Kant gegenüber getan hat, den formalen Charakter seiner Ethik zu Unrecht vorwerfen. Denn keine Ethik kann dem Menschen die Verantwortung abnehmen, in jedem einzelnen Falle selbst zu entscheiden, was in ihm das Gute, und was das Unrichtige (oder, als bewußt gewollt: das Böse) wäre. Trotzdem tut sich hier eine Grundantinomie auf.

Es ist nämlich zu fragen, ob „Sachlichkeit" (also das Gute) als allseitig erreichter Zustand überhaupt erstrebenswert wäre. Wir alle streben zwar nach immer größerer Vollkommenheit, unser selbst sowohl, wie der Welt; und dennoch können wir diese Vollkommenheit — als eine erreichte — nicht eigentlich wünschen, denn — sie wäre der Tod! Leben ist Kampf und ist ohne Verschiedenheiten und Unvollkommenheiten (grade diese beiden Begriffe werden bei K. identisch gesetzt!) nicht denkbar. Mit Recht löscht K. im Antlitz des „Heiligen" alle individuellen Züge des Charakters aus. Der Heilige hat keinen Charakter mehr, er hat keine Dressate, keine Unvollkommenheiten, überhaupt keine Verschiedenheiten mehr an sich. Er steht damit jenseits nicht nur der „Tatsache Mensch", sondern alles Lebens (in K.scher Sprache: „im Unendlichen"). — Insofern aber ist der Buddhismus die einzig konsequente Vorstellungsweise vom Sein jenseits des Lebens. Denn jenseits des Lebens ist nichts; nur daß dieses von ihm wieder zum „das Nichts", zum Nirwana gemacht, ihm also metaphysisch dennoch wieder ein Sein hypostatiert, es demnach formal als „Leben" gedacht wird. — Ebenso wird der vollkommene Mensch (der Heilige), der keine individuellen Charakterzüge mehr an sich, keine Entwicklung mehr vor sich hat und also eigentlich nicht mehr lebt, von K. dennoch unter dem Bilde eines lebendigen Menschen gesehen, genau wie bei christlichen Jenseitsvorstellungen Vollkommenheit und Leben (sogar inhaltlich bestimmtes) paradoxerweise in eins gesehen werden.

Dem allen liegt also die Antinomie zugrunde, daß einerseits das Gute erstrebt werden soll, andererseits aber grade darum das Streben selbst als das Gute genommen werden muß; daher denn auch bei Kant nur das, was man sich unter Kämpfen abringt, „gut" heißt. Das Gute (das Ziel) darf also nicht erreicht werden, damit das Gute (das Streben) bestehen bleibe — dies wäre, kurz formuliert, die Antinomie, auf die wir stoßen. — Sie ist aber keine bloße Begriffsspielerei, sondern von eminent praktischer Bedeutung. Denn so mancher

[1] Vgl. S. 274 Anmerkung.

Digitized by Google

könnte sich durch ein Ideal, wie es der Heilige ist, von aller Ethik abgestoßen fühlen und demgegenüber etwa den Typus des „Renaissancemenschen" zu seinem Ideal proklamieren. Hier ist aber einzusehen, daß, was an diesem groß erscheint, Sache des Naturkapitals ist, und nicht eigentlich (willensmäßig) erstrebt werden kann, wenngleich es gewünscht werden muß. Man hätte also sinnvollerweise zu streben stets in Richtung auf den „Heiligen" (das Gute), zugleich aber zu wünschen, daß dieses Ideal nie erreicht, das Naturkapital an Ichhaftigkeit nie völlig „abgebaut" und in „Heiligkeit" umgewandelt werde.

In dieser grundsätzlichen Fassung ist die Antinomie also keine durch K.s Theorie verschuldete, sondern liegt aller Ethik zugrunde. Anzugreifen ist nur, daß K. sie nicht selber aufdeckt, sondern alles viel glatter und einfacher darstellt, als es in Wirklichkeit ist. — Oder ist die Grundtendenz seines Buches vielleicht doch keine ethologische und wäre sie also anderswo zu suchen? Zu diesem Verdacht führt uns auch noch eine andere Überlegung; sie betrifft das ethische Grundproblem der Freiheit.

Es scheint nämlich so, als verabsolutiere K. dieses den Menschen konstituierende Moment, als nehme er die Freiheit des Menschen für eine absolute, während sie doch nur eine „endliche Freiheit" genannt werden kann. Am deutlichsten kommt dies bei der Besprechung der Vererbungstheorie zum Ausdruck. Im Negativen freilich hat K. recht mit deren Kritik: es gibt keine „unentrinnbaren Gegebenheiten in der Erbmasse", alles ist nur Anlage und kann sich, je nach den Umständen, so und auch anders entwickeln, oder überhaupt nicht zur Entfaltung kommen. Aber die richtig verstandene Vererbungslehre hat von jeher nur Dispositionen als das Vererbbare im Auge gehabt, und diese bekommt der Einzelne in den verschiedensten Bereichen unzweifelhaft mit. Vererbt wird also nicht nur „der Grad der Empfindlichkeit", „die Züchtungsstufe", „die etwa einen Bauer von einem Prinzen unterscheidet", sondern noch viele anderen qualitativen Unterschiede. Und auch in Hinsicht auf die Begabungen kann doch das Prinzip des „Jenseits" (vgl. S. 270, unten) nicht als letztes und absolutes gelten. Man kann zwar behaupten, daß bei entsprechendem Willenseinsatz sehr hohe Grade der Vollkommenheit auf einem Gebiet von sehr Vielen erreicht werden könnten, der hier bestehende Unterschied der „Genialität" wird dennoch stets sich bemerkbar machen.

Nun kann man zwar annehmen, daß K. im großen und ganzen diese Einwände nicht als solche empfinden und das Vermißte zugeben würde. Gelegentliche Bemerkungen machen dies wahrscheinlich. So sagt er an einer Stelle, die die Nichtvererbbarkeit der Ichhaftigkeit betont: „Aber ein Kind, das mit unzulänglichen Mitteln zur Welt kommt, sei es, daß es schwächlich ist, oder an einem organischen Fehler leidet, oder sei es, daß es in ungünstigen sozialen Verhältnissen geboren wird, ist der Gefahr, in eine ichhafte Einstellung zu geraten, weit mehr ausgesetzt als ein gesundes Kind in günstiger Umgebung." Und andererseits gibt er ja mit seinen Typen des aktiven, passiven und apathischen Kindes Ansätze zu einer Lehre von den durch Naturgegebenheiten bedingten Charakterunterschieden. Was wir hier hervorheben, würde also nach

Digitized by Google

K.s eigner Meinung in den Rahmen seines Systems wahrscheinlich vollkommen hineinpassen. Zu tadeln ist nur, daß er diese Dinge so gänzlich im Hintergrund läßt, das Wesen der menschlichen Freiheit, als einer „endlichen", nicht vollständig darlegt, Schwierigkeiten der Einsicht, wie die in jene ethische Grundantinomie, ganz übergeht.

Nun kann man Allseitigkeit und Konsequenz dem K.schen System eigentlich nicht absprechen. Es ist daher nochmals zu fragen, ob die Grundtendenz seines Buches wirklich nur eine ethologische ist, oder vielleicht in einer anderen Schicht gelagert ist. Die Antwort wird uns viele Widersprüche und Einseitigkeiten verstehen, freilich dann auch sehen lehren, durch welche Spezifität und Bedingtheit das K.sche System konstituiert ist.

4. Pädagogik

Die leitende Tendenz des K.schen Buches ist nicht so sehr eine ethologische, als vielmehr eine pädagogische. Hiermit soll nicht gesagt sein, daß es eine Theorie der Pädagogik darbiete (obwohl es immanent eine solche mit anhält), sondern daß es selber pädagogisch wirkt (und nach dem Willen des Verfassers wirken soll), daß es selbst Pädagogik ist und also einen Bestandteil der pädagogischen (bzw. heilpädagogischen) Praxis des Verfassers darstellt. Beweis hierfür sind schon viele der berührten Punkte, und z. B. auch das, was er dem oben zitierten Eingeständnis über minderwertige Veranlagung von Kindern folgen läßt. Es heißt nämlich im nächsten Satze: „Aber die Verantwortung trifft auch in diesen Fällen die Erzieher." Die Grundgedanken des Buches also richten sich nicht bloß an Erzieher, sondern wenden sich erzieherisch an Erzieher sowohl als an Kinder. Und hierfür könnten noch viele Einzelheiten herangezogen werden. Statt dessen fragen wir aber grundsätzlich, ob wir nicht unsere bisherigen Deutungen des K.schen Grundprinzips einer nochmaligen Revision zu unterziehen haben.

Denn Ichhaftigkeit und Sachlichkeit sind letzten Endes vielleicht doch nicht so formal gemeint, wie wir es herausgestellt hatten. Es läge dann in ihnen nicht nur Inhaltlichkeit überhaupt, sondern spezifisch pädagogische Inhaltlichkeit verborgen. Und in der Tat — man kann sie, um es kurz zu sagen, einfach Mut und Mutlosigkeit, die mutig wagende und die ängstlich ums eigene Ich besorgte Haltung nennen. Und was der Verfasser im Grunde mit jeder Zeile tut, ist demgemäß: Ermutigung! Hier endlich spüren wir K. selbst, d. h. Künkel den Erzieher! Nicht was er zur allgemeinen Anthropologie zu sagen hat (denn das Prinzip des Subjekts ist nichts Neues) —, noch was er für Charakterkunde ausgibt (denn sein System ist keine!) —, noch was man als Ethologie deuten könnte (hier bleibt er einseitig und tendenziös) —, nicht all dies ist wichtig, neu oder akzeptierbar, sondern einzig und allein das, was er als Pädagoge zu sagen hat, und was er, selbst in der Einkleidung einer „Einführung in die Charakterkunde" und eines theoretischen Systems überhaupt, auf Schritt und Tritt tatsächlich predigt.

Denn dessen Inhalt ist für unsere Zeit zu sagen höchst notwendig gewesen. Deren Nöte sind nicht so sehr „Triebnöte" als solche der Stellungnahme zu sich selbst. Die Ganzheit des Menschen ist problematisch geworden. Und es

Digitized by Google

dürften daher jene Ausführungen über die irregeleitete Ganzheitsinstanz, wie sie mit den Prinzipien vom Geltungsbedürfnis (unter zugrundeliegender Entmutigung), vom Gesetz der Bipolarität gegeben werden, gerade den wirksamsten, heilendsten und aufklärendsten Teil des Buches darstellen. Wie ein Schleier wird es all denen, die zum erstenmal damit bekannt werden, von den Augen fallen, und solche Einsicht wird erleichternd wirken und die Vorbedingungen schaffen helfen, das eigne Schicksal mehr als bisher selbst in die Hand zu nehmen. Das gleiche gilt von Begriffen, wie dem des Dressats, des Teufelskreises, der Schicksalsmasche, der Klärung, der Krisis, der Beziehungsperson, Dinge, die absolut mit Recht von früherer vereinzelter Behandlung zu Grundprinzipien des menschlichen Daseins hier aufgestiegen sind. —

Solche „Aufklärung" wird nun aber auch auf spezifisch pädagogische Weise vollzogen; denn es wird hier dem Menschen in erster Linie Mut zugesprochen. Freilich unter Darbietung einer Theorie, die auch höchstens pädagogische Berechtigung hat. Denn das „Wag es nur!" wird begründet mit dem Satze: „Denn du bist frei und kannst im Grunde alles!" Und wir sahen bereits, inwiefern hier eine Verabsolutierung vorliegt. Aber sie ist aus pädagogischen Gründen vielleicht nötig, für viele — nicht für alle. Denn nicht jeder braucht einen solchen frommen Selbstbetrug, um sich selbst zu verantwortungsvollem Handeln bewegen zu lassen. Nur die geistig Unselbständigen und die willensmäßig Überspannten folgen unbewußt dem Gesetz, daß nur unter der Geißel unendlicher Forderungen Endliches geleistet wird. Beide aber handeln heteronom, die einen aus Heteronomie der Einsicht, die andern aus Heteronomie des Willens; in beiden Fällen eine Spaltung der maßgebenden Instanz in eine Zweiheit, der die Einheit des Subjektseins letztlich abgeht.

Wer dagegen wirklich erlebt hat, wie das Subjekt an und für sich in jedem Augenblick „in der ganzen Fülle seiner Freiheit und seiner schöpferischen Möglichkeiten unverbraucht und unverdorben aus seinen Irrtümern hervor" zu gehen vermag, der hat dann auch die Gelassenheit, die Grenzen seiner individuellen Möglichkeiten zu ertragen und sie zu sehen, wie sie sind; also die Endlichkeit seiner Freiheit ins Auge zu fassen. Denn es könnte sonst geschehen, daß jemand mit überspannten Forderungen an sich selbst, nur weil sie zu hoch gespannt sind, und er ständig erlebt, daß er sie nicht erfüllen kann, mutlos darüber würde; und der Sinn und Zweck der ganzen Theorie Künkels verkehrte sich dann in sein Gegenteil und sie reichte dann auch als Pädagogik nicht mehr aus. Hier hätte daher das Wort Nietzsches zu gelten, welches das letzte ist, was über Freiheit gesagt werden kann: „Was ist das Siegel der erreichten Freiheit? — Sich nicht mehr vor sich selber schämen." (Fröhliche Wiss. 275.)

5. Zusammenschau

Mit der pädagogischen Tendenz war der Nerv des K.schen Buches gefunden und die Begriffe Ichhaftigkeit und Sachlichkeit in ihrem inhaltlichen Kern verstanden worden. Die früher gefundenen Bedeutungen dieses Doppelprinzips dürfen deshalb aber nicht fallen gelassen werden. Denn es spielen in der Tat alle drei Bedeutungen im System ihre Rolle, oder: es wird das Grundprinzip,

Digitized by Google

als ein echtes Systemprinzip, nach drei Seiten hin abgewandelt. Der erste Begriff verstand die Bedeutungen jener Grundtermini nach ihrer substantiellen Seite hin und nahm sie als Betonung der Ich- bzw. der Sachkomponente in allen Verhaltungsweisen. Er näherte sich damit am meisten dem, was in den Worten selbst lag und hatte die meiste terminologische Berechtigung. Der zweite nahm die Prinzipien nur nach ihrer Funktion, nämlich: nur das formale Kriterium des Ethisch-Guten darzustellen. Er bildete das systematisch am meisten berechtigte Moment an ihnen. Der letzte nahm sie wieder inhaltlich und kernhaft, jedoch nicht als die Inhaltlichkeit, die in den Worten selbst ausgesprochen liegt, sondern als eine spezifische. Jenes mit den Worten selbst gegebene Inhaltspaar ist an sich nämlich völlig wertneutral; denn Ichpol und Sachpol konstituieren jedes Verhalten des Menschen. Und zur Zeit Fichtes etwa hatten diese Worte gar einen solchen Klang, daß das „Ichhafte" als das Positive schlechthin gegolten hätte, während alles andere als bloßes „Nicht-Ich" gezählt wurde. In unserer Zeit, einer Vorherrschaft des Kollektivismus, haben diese Worte einen anderen Klang. Und mit pädagogischem Geschick hat K. diesen Klang und diesen Zug der Zeit in sein System mit hineinzuverarbeiten gewußt. Grade darum aber gilt es, sich dessen bewußt zu bleiben, daß er damit „nur" zu unserer Zeit so eindringlich zu sprechen vermag, daß nur zu unserer Zeit Worte, wie „Ich" und „Sache", einen so symbolischen Klang anzunehmen vermögen; symbolisch nämlich, indem sie eigentlich auf anderes verweisen, als was in ihnen selber liegt, indem sie als Bilder (Vorstellungsschemata) für etwas viel Spezifischeres fungieren: für die Begriffe Mut und Ängstlichkeit; und als solche besitzen sie die meiste gehaltliche Berechtigung.

Bei dieser Zusammenschau aller Momente ist aber auch der Begriff des Subjekts selber einer nochmaligen Prüfung zu unterziehen. Im Abschnitt 1 wurde er nur positiv gewürdigt; erst hier, wo das Pädagogische sich als die leitende Tendenz herausgestellt, kann auch seine Problematik verstanden werden, und zwar als eine solche, in der alles Folgende schon keimhaft angelegt ist.

Das Subjekt ist für K. das Ding an sich und zugleich das Unerkennbare, durch Wissenschaft nicht Faßbare; dies aber nur, sofern es „rein", d. h. als ein „bloßer Punkt" gedacht wird. Alle Konkretionen desselben sind für ihn wissenschaftlich erkennbar, denn sie sind Verfälschungen der wahren Subjektivität, sie werden dadurch „Objekte", „Gegenstände" der Wissenschaft. — Aber abgesehen von der auch hier wirksamen Vieldeutigkeit des Begriffs „Gegenstand" (die eine eigne Abhandlung erforderte) ist dazu folgendes Grundsätzliche zu bemerken.

Das bloße, punktartig gedachte Subjekt ist überhaupt nichts! Es kann von seinen Konkretionen nicht getrennt, nicht als ein Jenseits ihrer (als Verfälschungen) gedacht werden. Andererseits: sofern ein bloßes, wenngleich konstitutives, Moment überhaupt erkennbar ist, kann auch das Subjekt erkannt, besser: verstanden (oder „erlebt") werden: nämlich in seinen Konkretionen und durch sie hindurch. — Aber hier reichen sich eben alle Denkfehler K.s die Hand: das Subjekt ist ein bloßer Punkt, es ist dennoch das wahrhaft Seiende, trotzdem

Digitized by Google

unerkennbar. — Der einzelne Mensch ist zwar konkretes Subjekt, daher erkennbar, als konkret aber notwendig eine Verfälschung und Verirrung der wahren Subjektivität (man vgl. „Das Antlitz des Heiligen"!). — Läse man diese Thesen mit umgekehrtem Akzent und entsprechender Begriffsstruktur, so spränge plötzlich ein anderer, geschlossener Sinn heraus: das Subjekt ist bloßer Punkt, d. h. bloßes Moment alles konkreten Seienden. Es kann daher gar nicht „an sich" erkannt, sondern nur durch seine Konkretionen hindurch erschaut, nur als Einzelfall erlebt werden. Es selbst, an und für sich genommen, ist daher auch gar nicht das wahrhaft Seiende, sondern nur, wenngleich konstitutives, Moment alles wahrhaft Seienden: des Konkreten. — Die abstrakte Subjektivität ist nichts! erst im Hindurchgang durchs Konkrete wird sie wirklich; dann aber nimmt sie auch notwendig individuelle Züge („Charakterzüge") an, und diese bilden also nicht ihre Verfälschung oder Verminderung, sondern ihre Erhöhung zu wirklichem — und freilich zugleich differenziertem Sein.

Also Aristoteles statt Plato, Hegel statt Kant! — Unbewußt befolgt K. diese Parole auch vielfach, denn sein Kantianismus besteht zeitweise nur in der Theorie; ihre Durchführung, die Denkpraxis K.s ist viel eher hegelisch zu nennen.

Dies zeigt schon die vielfache Ansetzung von Stufengängen und von Gesetzlichkeiten der Entwicklung überhaupt — nicht zuletzt das Prinzip des notwendigen Durchgangs durch eine Stufe der Negativität und des Zurückbiegens zum Anfang auf höherer Ebene. — Überhaupt aber datiert ja alle Geisteswissenschaft von Hegel her, denn erst er hat ihre „Erkenntnistheorie" begründet: der Gegenstand der Geisteswissenschaften ist nicht ein in seinem Kern uns unzugänglicher physikalischer Naturgegenstand (derartiges schwebte Kant vor) — sondern der Gegenstand der Geisteswissenschaften sind wir selbst, in allen Differenzierungen kulturellen und vorkulturellen Seins. Und so wahr nun — grade nach Künkel! — die Möglichkeit einer Klärung und Einsicht in uns selbst besteht, so wahr besteht die Möglichkeit einer Geisteswissenschaft, deren Organ selbstverständlich nicht der mathematische Verstand ist, die aber grade darum zu einer Wissenschaftlichkeit eigner Art aufzusteigen vermag, deren Zentralbegriff derjenige des Verstehens und der Interpretation ist.

Der „Erkenntnistheorie" K.s widerspricht also seine Denkpraxis vollkommen, und dies liegt einerseits an den Zeitumständen: denn noch ist Hegel als Denkmethode für die Wissenschaft kaum fruchtbar, geschweige einsichtig geworden; es herrscht in der Theorie, d. h. in der Meinung der Denker von sich selbst, immer noch Kantisches Denken, obwohl die Praxis an allen Ecken und Enden darüber hinausdrängt. — Andererseits aber entspricht die Zerreißung des Stoffes der Charakterkunde in einen wissenschaftlichen und einen überwissenschaftlichen Teil gerade den pädagogischen Absichten K.s, und damit sind wir wieder am Gipfelpunkt unserer Ausführungen, von dem her alles verständlich wird.

Denn man weiß, wofür Kantische und Platonische Denkmethode von jeher als besonders geeignet sich erwiesen haben: für alles ethisch-pädagogisch ge-

Digitized by Google

richtete Denken! Als theoretischer Hintergrund aller Tendenzen praktischer Wirksamkeit; und dies zufolge des sie beherrschenden Dualismus. Grade ein solcher nämlich bildet für ethische Forderungen scheinbar die einzig mögliche Form, denn er allein liefert, scheint es, das formale Gerüst für ethische Rigorosität, für strenges Entweder — Oder. Indessen das wirkliche Entweder — Oder des Augenblicks wird durch solch ein allgemeines Entweder — Oder nicht erfaßt, geschweige ersetzt; und es wurde schon vorher dargetan, wie nur die entweder geistig Unselbständigen und willensmäßig Überspannten — oder andererseits: die pädagogisch nach Macht Strebenden — solcher Denkformen bedürfen. Souveränen oder andersgerichteten Geistern aber haben diese nie genügt. Denn es fragt sich, ob man sich mit ihnen nicht „monumentaler" Vereinfachungen des wahren Tatbestandes schuldig macht. Es ist daher kein Zufall, wenn öfters, vielleicht sogar jedesmal, in der Geschichte auf einen Plato ein Aristoteles folgte, über einen Kant Geister wie Goethe, die Romantiker, Hegel hinausgingen. Auf jeden Fall liegt jener anderen Denkweise stets eine ausgesprochen ethisch-pädagogische Tendenz zugrunde, und erst recht dann, wenn sie, wie hier, zu Zwecken der Wirksamkeit mehr proklamiert als wirklich durchgeführt wird.

Als Wirksamkeit jedoch soll dies keineswegs verurteilt werden. Denn das segensvolle Wirken der Heilpraxis Künkels ist genugsam bekannt und entspricht einem ganz dringenden Bedürfnis der Zeit. Nur die Theorie, das System, ist an vielen Stellen angreifbar; „gut" ist sie nur als ein Stück der Praxis selbst, und über diese hat die Zeit bzw. jeder Einzelne für sich selbst zu entscheiden.[1] —

Über die Verwendbarkeit graphologischer Untersuchungen in der Psychopathologie des Kindesalters

Von Ilse Stengel-Buchheim
Aus der Universitäts-Kinderklinik Berlin

Im folgenden soll an einigen willkürlich aus dem Material einer Psychopathensprechstunde gewählten Beispielen versucht werden, die Brauchbarkeit der Graphologie für die Psychopathologie des Kindesalters zu prüfen.

[1] Dieser Aufsatz wurde im Juni 1929 geschrieben. Inzwischen sind zwei neue Bücher von Künkel erschienen: „Die Arbeit am Charakter" (Verlag Friedrich Bahn, Schwerin i. Meckl. 1929) und „Vitale Dialektik. — Theoretische Grundlagen der individualpsychologischen Charakterkunde" (Verlag S. Hirzel, Leipzig 1929), von denen besonders das letzte wertvolle Aufschlüsse über den Gesamthorizont des Künkelschen Denkens gibt. Die Aufschlüsse bestätigen die meiner Kritik zugrunde gelegene Deutung, daß K. aus pädagogischer Haltung heraus in der „Einführung" einseitig die Freiheit des Menschen betont, und seine Bedingtheiten fast übergeht, — daß diese sich aber andererseits dem zu Ende gedachten Künkelschen System sehr wohl einfügen ließen: in dem neuen Werk sind sie, fast wie eine Antwort auf das Vermißte, zu Worte gekommen. Hier spricht K. zu Gleichgestellten! — In den Prinzipien kommt dies darin zum Ausdruck, daß der Mensch nicht nur Subjekt, sondern nunmehr immer zugleich Subjekt und Objekt sei und zu sein habe.

Digitized by Google

Dabei werden die Ergebnisse der wissenschaftlichen Graphologie von Klages und deren Erweiterungen auf die Kinderschrift und deren krankhafte Störungen durch Minna Becker der Beurteilung zugrunde gelegt und mit dem klinischen Befunde verglichen.

Die Anregung zu dieser Arbeit verdanke ich Herrn Dr. Karger, Privatdozent an der Universitäts-Kinderklinik zu Berlin, der mir in liebenswürdiger Weise jegliche Unterstützung zuteil werden ließ.

Das Material konnte ich an der Fürsorge- und Beratungsstelle für Nerven- und Gemütskranke sowie Rauschgiftsüchtige im Bezirk Kreuzberg der Stadt Berlin sammeln dank des freundlichen Entgegenkommens von Herrn Stadtarzt Dr. Bejach und der überaus hilfsbereiten Anteilnahme des Nervenfacharztes, Herrn Dr. Fränkel.

Klinisches

Beispiel 1:

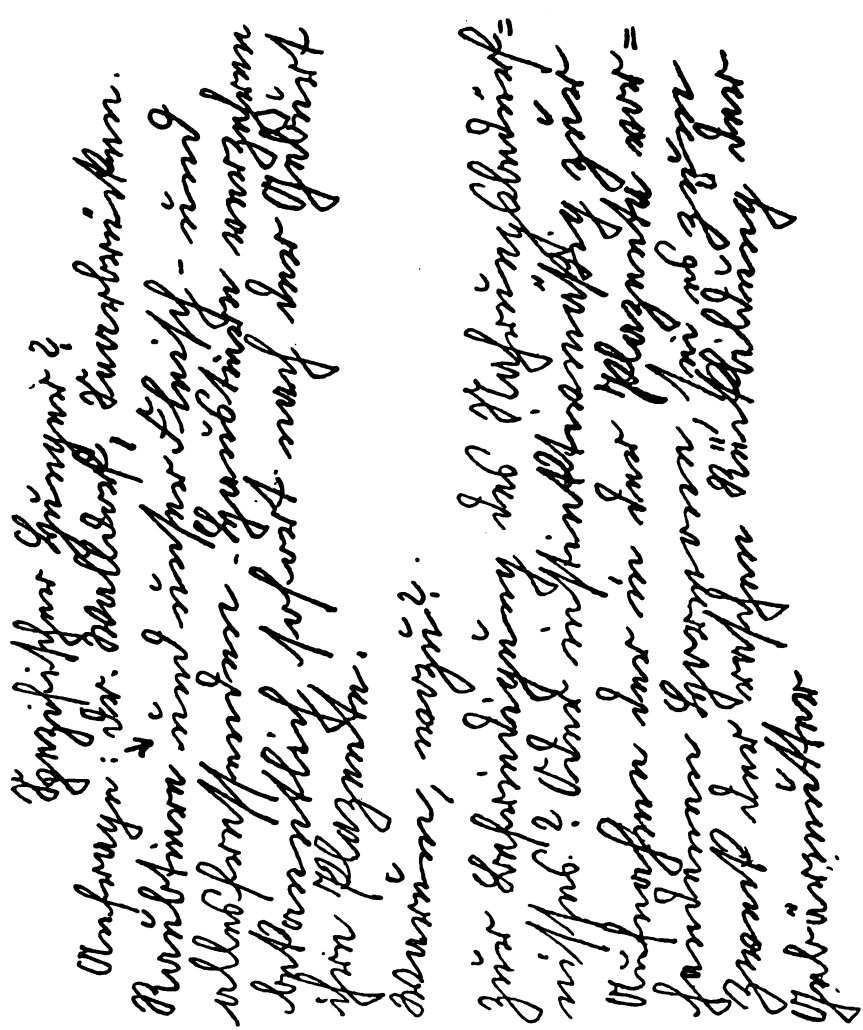
Rudi K., 12 Jahre, zeigte bis vor zwei Jahren nichts Auffälliges. Seit dieser Zeit ist er nachmittags als Laufbursche tätig. Bald darauf ereigneten sich mehrfach Diebstähle; er nahm Lebensmittel, Geld, ein Fahrrad. Zweimal Fluchtversuch aus dem Haus der Eltern, offenbar, um sich vor Strafe zu schützen. Bei Verschickung aufs Land bewährt er sich in der Arbeit, der Bauer mag ihn gern. Da aber auch dort Diebstähle vorkommen, wird er wieder zurückgeschickt. Sämtliche Diebstähle werden zusammen mit Kameraden verübt, die offenbar die Anstifter sind. Bei der Untersuchung macht er einen normal intelligenten Eindruck, gibt offen und vertrauensvoll Auskunft; auf Fragen nach den Diebstählen bleibt er die Antwort schuldig, bricht in Tränen aus.

Schriftbefund

Das Auffälligste an der Schrift des Rudi K. ist die weiche bis unsichere Linienführung, auch Duktus genannt; zeitweise findet sich ein Ansatz zu strafferer Strichbildung, so in der Zeile 3 „und unser", jedoch nach wenigen Worten Rückfall in schlaffe Federführung. Ebenso auffällig ist das fast völlige Fehlen von festen Winkelbindungen. Unter Bindungsform versteht man die Art des Übergangs von Aufstrich zu Abstrich oder Abstrich zu Aufstrich. Spitze oder winklige Bindung entsteht bei Bildung von Winkeln an diesen Stellen; die Arkade ist die Bezeichnung für einen nach oben geschlossenen Bogen zwischen Auf- und Abstrich, die Girlande für einen nach oben offenen Bogen zwischen Ab- und Aufstrich. Fadenbindung entsteht durch Kombination von Arkade und Girlande. Es finden sich in dieser Schrift fast ausschließlich weiche bis runde Winkel oder weiche Arkaden. Außerdem mäßig geringer Druck. In Worten mit straffer Strichführung auch stärkerer Druck und ausgesprochenere Bindungsform; dann jedoch Arkaden. Reichliche Schriftunregelmäßigkeit.

Digitized by Google

Schriftprobe[1])



Schriftdeutung

Aus unsicheren, weichen Zügen folgt graphologisch ein Mangel innerer Spannung, aus weichen Winkeln, geringem Druck ein Fehlen von Widerstandskraft; reichliche Unregelmäßigkeit spricht für ein Überwiegen des

[1] Der Text entstammt einer medizinischen Zeitschrift und geriet zufällig in die Hände des Knaben.

Digitized by Google

Gefühls- und Trieblebens über das des Verstandes; die Versuche zu energischerer Schreibweise von gutem aber schnell versagendem Willen; d. h. es findet sich eine ganze Reihe von Merkmalen, die graphologisch alle dasselbe besagen: Beeinflußbarkeit und Willensschwäche; aus ihrer Häufung schließen wir auf ein bereits pathologisches Maß von Willensschwäche. Die Arkadenbindung ist das graphologische Zeichen des Wunsches, sich gegen die Umwelt zu verschließen, Vorgänge des Innern zu verbergen. Der Knabe sucht seine Vergehen zu verbergen, woraus wir auf ein noch waches Gewissen schließen. Damit sind wir durch Betrachtung der Schrift zu einem Urteil gekommen, das weitgehend die Meinung des Psychiaters bestätigt, der entschied: gutartiger aber willensschwacher Psychopath.

Klinisches

Beispiel 2:

Grete V., 10 Jahre, wird vom Schularzt geschickt, weil sie schlecht schläft, viel weint, keine Spielgefährten hat, sehr unruhig ist, und schon immer sehr ängstlich war. Deshalb kam sie in den ersten Schuljahren in der Schule nicht mit, wurde aber jetzt in „weltlicher" Schule versetzt. Auf dem ganzen Wege zum Arzt hat sie herzbrechend geweint, erklärte jedoch der Mutter, beim Arzt wolle sie sich zusammennehmen, sonst müsse sie ja noch zu einer dritten Untersuchung. Bei Befragung durch den Psychiater bekommt sie vor Erregung ein ganz weißes Näschen, zupft am Kleid herum, so daß es entzwei geht, ruckt mit den Schultern, dem Kopf, antwortet gar nicht oder gepreßt und einsilbig.
Es findet sich eine hochgradige Tachycardie, kein Intelligenzdefekt.

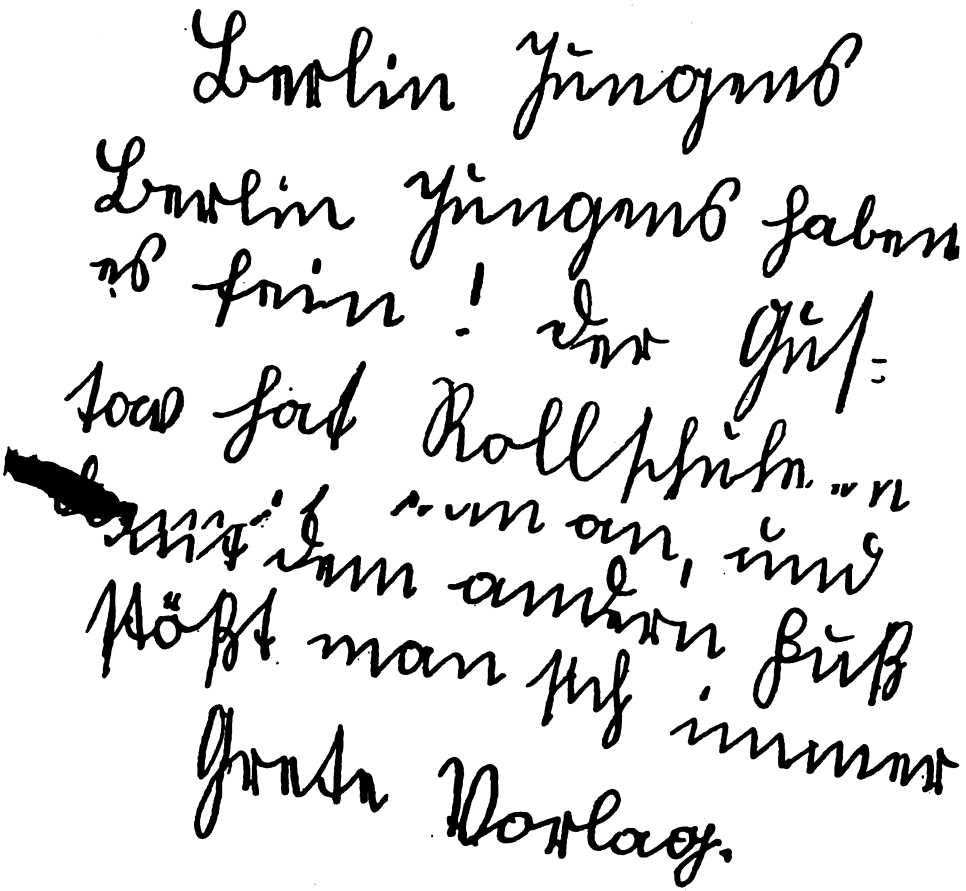
Schrift

An der Schrift ist auffällig die durchgeführte Arkadenbildung, die ganz geschlossenen a-, o- und g-Formen, die stark abfallende Zeilenrichtung. Ferner findet sich ein recht hoher Grad von Unregelmäßigkeit der Weite, Größe und Richtung. Unzügiger Ductus, ungelenke Buchstabenformen. Volle Schrift, zarte Haarstriche, deutlich in den ersten 4 Zeilen. Überwiegend steile Schriftlage, starker Druck, keulenförmig nach unten verdickte Grundstriche, übermäßig druckstarke Oberzeichen. Langsame Schrift, zahlreiche Strichunterbrechungen.

Schriftprobe

(siehe S. 307)

Digitized by Google



Schriftdeutung

Die schwankende Schriftgröße, -weite und -lage sind Zeichen seelischer Beunruhigung; in Verbindung mit dem unsicheren Ductus, der Langsamkeit und schwerfälligen Ungelenkheit der Buchstaben sind sie ein Ausdruck innerer Unsicherheit. Arkaden und geschlossene a-, o- und g-Formen entstehen durch lebhafte Neigung, sich vor der Umwelt zu verschließen. Die für ein Kind auffällig steile Schriftlage, der teils übertrieben starke Druck zeugen von der großen Mühe, die es das Kind kostet, trotz seiner Äußerungsabgeneigtheit zu schreiben. Die starke Anstrengung führt zu zahlreichen Strichunterbrechungen mit Strichflickung, den Merkmalen der Ermüdung z. B. in „G" und lang-„s" 3. Zeile. Die immer wieder abfallenden Zeilen geben ein anschauliches Bild der aus Unsicherheit, Nei-

Digitized by Google

gung sich zu verschließen und Äußerungszwang resultierenden traurigen Verstimmung. Es entsteht das Bild des ängstlichen, verschlossenen und unlustbetonten Psychopathen (Homburger).

Klinisches

Beispiel 3:

Erich H., 10 Jahre, Gymnasiast, ist ein sehr guter Schüler, konnte bereits mit 4 Jahren schreiben und lesen; liest sehr viel für sich, wird durch Lektüre bis zu Weinkrämpfen gerührt; hat noch nie Freunde gehabt, bleibt in der Pause im Klassenzimmer, um nicht mit Kameraden spielen zu müssen. In seinen Bewegungen war er schon immer sehr langsam, vor einem halben Jahr trat zum erstenmal nach Turnen Atemnot und Schwäche in den Beinen auf bis zur Gehunfähigkeit; 2 letzte Arbeiten im Anschluß an je eine Turnstunde wurden 4 geschrieben. Jetzt häufiger Atemnot und schlürfender Gang; die Eltern haben manchmal den Eindruck, als ob er sich verstellt.

Schrift

An der Schrift ist auffällig die Enge und Spitzwinkligkeit der Winkel, die Unausgiebigkeit und Eckigkeit der Schleifen, z. B. die Unterschleife des g in „Krieg", 3. Zeile; die Umbildung von Bogenzügen zu Winkeln z. B. in „z" 5. Zeile; ferner reichliche Schriftenge, breite, schwerfällig haftende Grundstriche, an Wortenden häufig Punkte oder kurze Striche. Im Gegensatz zu druckbetonten Grundstrichen sehr zarte Haarstriche, mäßige Schriftunregelmäßigkeit, mäßig häufige Strichunterbrechungen und Anflickungen. Alle diese Merkmale sind weniger oder gar nicht ausgeprägt in den ersten 3 Worten.

Schriftprobe

(siehe S. 309)

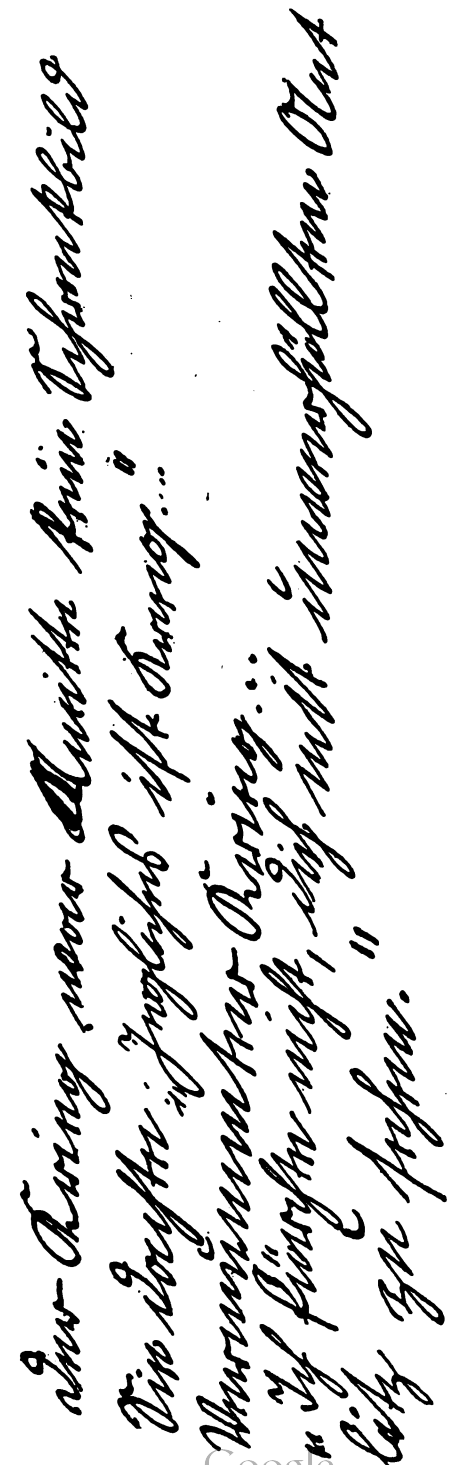
Schriftdeutung

Die ganz besondere Enge und Spitzwinkligkeit der Winkel entsteht durch abnorm vermehrte Widerstände gegen die Schreibbewegung; ebenso zeugen die unausgiebigen und eckigen Bögen und Schleifen von starken Hemmungen. Man empfindet geradezu ein Unvermögen des Schreibers, gelöste, gerundete Bewegungen auszuführen. Die Enge zeugt von der infolge der erschwerten Leistung vermehrten Konzentration, die Druckschwere von dem angestrengten Sich-Bemühen; die Endhäkchen kommen zustande durch ein Kleben der Feder am Papier, es besteht Unfähigkeit, die Schreibbewegung rechtzeitig zu unterbrechen. Die Strichunterbrechungen und -flickungen sind Ermüdungsmerkmale und Folge der Anstren-

Digitized by Google

gung. Wir schließen aus der Ausgeprägtheit und Häufung der Hemmungsmerkmale auf eine körperliche Gehemmtheit, einen Muskelpasmus. Die besondere Zartheit der Haarstriche bekundet uns seelische Empfindsamkeit, die Schriftunregelmäßigkeit eine durch die Erkrankung hervorgerufene Beunruhigung. Das sonderbare Verhalten des Sich-Abschließens von den Kameraden erklärt sich als Reaktion eines empfindlichen Jungen auf die Erfahrung seiner körperlichen Unterlegenheit.

Die körperliche Untersuchung ergab positives Fazialisphänomen und idiopathische Muskelüberregbarkeit, und das Urteil des Psychiaters lautete. seelisch überempfindliche Spastiker; wodurch die Schriftanalyse sich zur Bestätigung der Diagnose wieder als brauchbar erwiesen hatte.



Klinisches

Beispiel 4:

Kurt V., 10 Jahre, war schon immer sehr schüchtern und ängstlich, wurde bis zu 5 Jahren vom eigenen Vater, der jetzt nicht mehr lebt, grob und jähzornig behandelt. War immer zart, ißt nur ganz wenig. Hat spät laufen gelernt, früh sprechen.

Fürchtet sich vor gleichaltrigen Kindern, besonders Knaben; hat sich früher liebevoll mit viel jüngerem Schwesterchen beschäf-

Digitized by Google

tigt, das aber gestorben ist. Spielt jetzt nur allein, sitzt aber auch stundenlang stumpf da, ohne sich zu beschäftigen. Hängt sehr an der Mutter; in letzter Zeit mehrmaliges Fortbleiben von zu Haus, nachdem er zum Einholen geschickt war, wurde jedesmal von Polizisten aufgegriffen, da er sich offenbar nicht zurückfand, war jedoch nicht zu bewegen, seinen Namen oder seine Adresse anzugeben. Mutter nimmt an, daß er die Absicht gehabt habe, sich Geschäfte anzusehen, um ihr etwas zu Weihnachten zu besorgen.

Es handelt sich um einen kleinen, zarten Jungen, der aber gesund und gepflegt aussieht. Als Fragen an ihn gestellt werden, sieht er den Arzt mit gespannter Aufmerksamkeit an, bewegt angestrengt die Lippen, als wenn er spräche, spricht aber nicht. Nur auf die eine Frage, ob er von seiner Mutter Prügel bekomme, antwortet er stockend, nein, er habe noch nie Prügel bekommen.

Schrift

Die Schriftprobe, die sehr langsam zustande kam, und bei der der kleine Schreiber die Feder nur ganz zart auf das Papier setzte, zeigt auffällige Zartheit der Züge. Übermäßige Langsamkeit, die zur Bildung von Wellenlinien führt; daneben häufig echte Zitterformen, völlige Drucklosigkeit, Unausgiebigkeit der Schleifen und Bögen — nur erster Großbuchstabe der 2. Zeile ist gerundeter geschrieben —, Spitzigkeit der Winkel, aufrechte Schriftlage, Enge der einzelnen Buchstaben, relativ dazu weite Buchstabenabstände, große Schriftregelmäßigkeit, hoher Verbundenheitsgrad, d. h., es fehlen Absätze innerhalb der Worte. Häufige Girlanden, besonders an Wortenden.

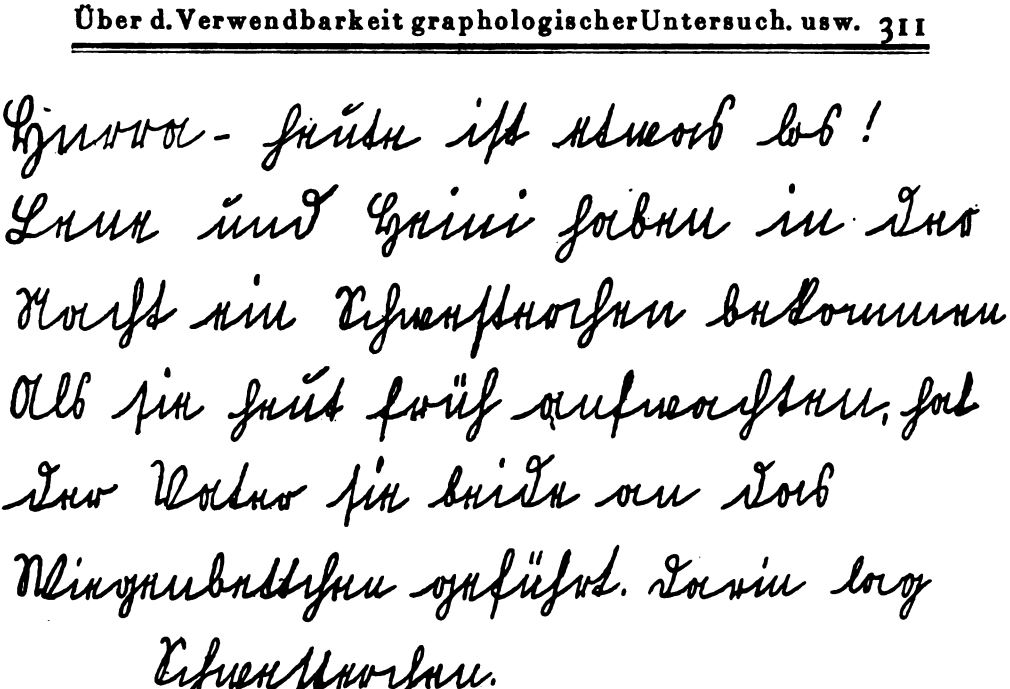
Schriftprobe

(siehe S. 311)

Schriftdeutung

Die Unausgiebigkeit der Schleifen und Bögen, die Spitzigkeit der Winkel, die Enge der einzelnen Buchstaben, die aufrechte Schriftlage sind sämtlich Hemmungsmerkmale. Die Drucklosigkeit zeugt in diesem Fall von einem Mangel an Triebstärke, die Schriftlangsamkeit für stark verzögerte Reaktionsfähigkeit, die weiten Buchstabenabstände für verlangsamten Gedankenfluß, die Schriftregelmäßigkeit für verminderte gemütliche Ansprechbarkeit, die hohe Schriftverbundenheit für das Fehlen von neuen Einfällen und Impulsen; d. h., die Gehemmtheit des Knaben hat einen solch krankhaften Grad erreicht, daß es zu einer Drosselung aller Lebensäußerungen gekommen ist. Die Appetitlosigkeit und Zustände stundenlanger Apathie sind die direkte Folge hiervon. Die Gehemmtheit und große Empfindsamkeit — zu schließen aus auffälliger Strichzartheit — erklären die Abnei-

Digitized by Google



gung gegen Knaben. Das Fortbleiben von zu Haus wäre bei einem Kind der geschilderten Art ohne einen ganz besonderen Anlaß völlig unverständlich. Daß die Triebfeder eine Zärtlichkeitshandlung war, ist nach den Girlandenbindungen der Schrift verständlich, die in diesem Fall für Warmherzigkeit und Liebebedürfnis sprechen. Die Weigerung, auf der Polizei den Namen zu nennen, ist wieder als Folge der großen Ängstlichkeit zu erklären.

Das psychiatrische Urteil lautete: gehemmter Psychopath.

Auch dieses Beispiel zeigt, wie die Schriftprüfung geeignet ist, den häufig nur allgemeinen Eindruck einer kurzen Untersuchung zu spezifizieren und zu vertiefen.

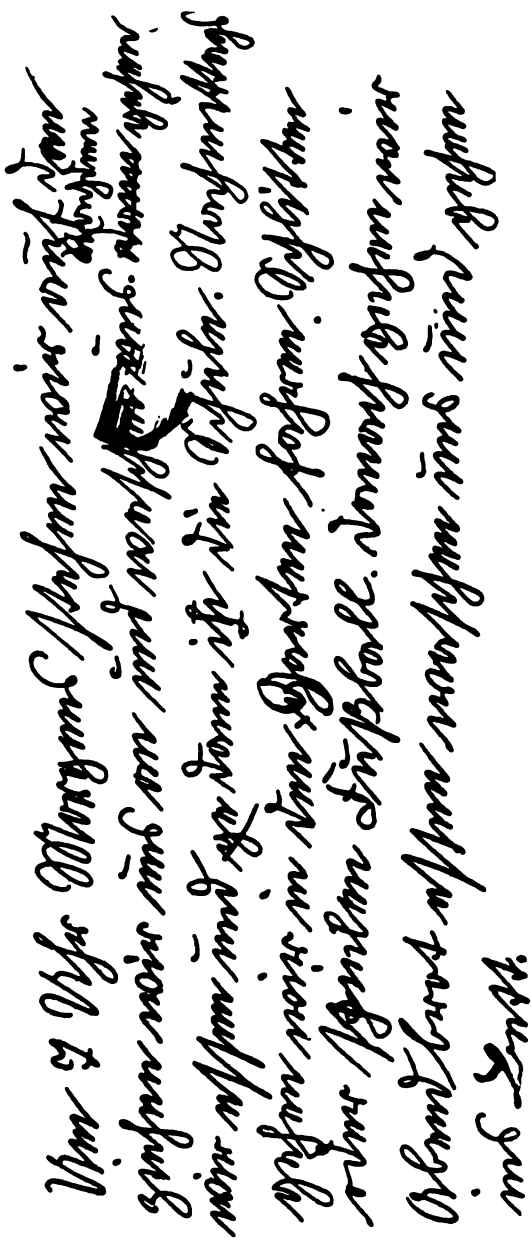
Klinisches

Beispiel 5:

Harry L., 14 Jahre, vernachlässigt seine Arbeit, bleibt bei Botengängen stundenlang aus, erklärt dann, er habe einen Straßenbahnzusammenstoß gehabt u. ä.; wurde kürzlich von der Fürsorge noch vormittags im Bett getroffen, als er längst hätte zur Arbeit gegangen sein müssen; Grund, er sei zu müde zum Aufstehen gewesen; onaniert übermäßig. Vater ist nicht bekannt, gegen seine Mutter verhält er sich sehr respektlos, bespritzt sie mit Wasser, als sie energisch werden will, und verbarrikadiert sich in der

Digitized by Google

Schriftprobe



Küche. Mutter hat früher getrunken, ist sehr wankelmütig, in den Erziehungsmaßnahmen ganz inkonsequent, den Kindern nicht gewachsen, macht einen erregten, manisch verstimmten Eindruck. Eine Schwester ist sehr willensschwach, war bereits in Fürsorgeerziehung.

Schrift

Die Schriftprobe ergibt: ein klares Schriftbild, gut entwickelte Schrifteigenart, sehr bewegter Gesamteindruck, häufiges Engerwerden an Wortenden, kräftiger Druck, im allgemeinen straffer Ductus, häufig verlängerte An- und Endstriche. Auffallend der plötzlich schräg und teigig geschriebene Wortanfang von „Bett". Der Begriff der Teigigkeit einer Schrift bezieht sich auf deren Strichbildung. Der teigige Strich kommt zustande durch lange Federhaltung, so daß der Winkel zwischen Schreibfläche und Feder klein ist; dann entsteht ein breiter, plumper Federstrich mit Zusammenfließen der Tinte an Winkeln und in Schleifen. Wir finden ferner mäßig weiche Winkelbildung, wechselnd mit überwiegend unausgesprochenen Arkaden.

Digitized by Google

Schriftdeutung

Aus klarem Schriftbild und mäßig gut entwickelter Eigenart folgt dem Alter entsprechende, normale Intelligenz; aus der Bewegtheit der Schrift lebhaftes Temperament. Der kräftige Druck, das Engerwerden der Wortenden zeugt von aufgewendeter Mühe und Konzentration, die nicht unsorgfältige Ausführung der Buchstaben in Verbindung mit den verlängerten An- und Endstrichen von einem gewissen Fleiß und Eifer. Die Ungefestigtheit des Charakters, die aus der wechselnden und unausgesprochenen Bindungsform zu schließen ist, entspricht der Jugendlichkeit. So ergäbe die Schriftdeutung das Bild eines ganz normalen Jungen, wäre nicht der plötzlich verändert geschriebene Wortanfang von „Bett" vorhanden. Aus dessen Teigigkeit und rechtsschräger, fast liegender Richtung spricht eine mindestens zeitweise vorhandene große Nachgiebigkeit gegen sinnliche Reize. In diesem Zusammenhang ist auch das Schwanken der Bindungsform, die Weichheit der vorhandenen Winkel und Unausgesprochenheit der Arkaden ernster zu bewerten. Ein den sinnlichen Verlockungen geneigter Junge bedürfte zur Kompensation besonderer Festigkeit und Willenskraft. Da aber im Gegenteil aus der charakterisierten Bindungsart noch auf ein starkes Schwanken der Lebenshaltung zu schließen ist, sogar auf ausgesprochenen Mangel an Zielbewußtheit, die Weichheit der Winkel auch von einer gewissen Willensschwäche zeugt, sind die begangenen Vergehen damit geklärt, und die Gefahr neuer Entgleisungen ist offenkundig. Da die Mutter das zur Willens- und Charakterstärke nötige gute Beispiel, die Strenge und Konsequenz nicht aufbringen kann, ist nach Prüfung der Schrift Verbringung in ein besseres Milieu dringend zu raten. Damit ergab die Schriftkontrolle vollständige Übereinstimmung mit dem Urteil des Psychiaters, der entschied: normaler Junge, von dem in strenger Zucht Besserung zu erwarten ist.

Klinisches

Beispiel 6:

Fritz M., 12 Jahre. Seit Unfall vor einem halben Jahre, Fall aus dem Fenster mit Gehirnerschütterung, Krankenhausentlassung nach 3 Wochen, verändertes Wesen: still und ernst, leicht zu Tränen geneigt, häufig Klagen über Kopfschmerzen. In der Schule nach wie vor gutes Mitkommen.

Bei der Untersuchung depressives Verhalten, unbewegliche Mimik, Knabe bricht in bitterliches Weinen aus bei der Frage, ob er jetzt nicht mehr so vergnügt sei. Kein Intelligenzdefekt; außer gesteigerter Gefäßerregbarkeit kein krankhafter körperlicher Befund.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Neuere graphologische Literatur

Von Dr. A. Ackermann
Psychotechnisches Institut Zürich

Es dürfte für einen Psychotechniker naheliegen, auch an das Problem der Handschrift und damit also an die Graphologie mit Experimenten heranzutreten. Kennt man die Geschichte der Graphologie und überblickt die Literatur, die sich mit der Frage Handschrift und Charakter beschäftigt, so erkennt man, daß noch wenig Tatsachen der Graphologie durch Experimente erhärtet wurden und daß noch wenig versucht wurde, die mancherlei offenen Fragen experimentell zu entscheiden. Insbesondere das große Gebiet der mechanischen Ursachen und Bedingungen, von denen das Zustandekommen der individuellen Handschrift abhängig ist, würde allein schon eine Experimentalgraphologie rechtfertigen, ja verlangen. Darüber hinaus könnte sie aber auch viel zur Deutungstechnik beitragen, indem sie Mitursachen persönlicher Schreibmerkmale aufdecken würde, deren Kenntnis geeignet wäre, ihre Bedeutung zu klären oder einzuschränken oder zu festigen.

Dabei muß man sich nur klar sein über das Wesen des Experimentes überhaupt und im besonderen über seine Bedeutung und seine Leistungsfähigkeit in der Psychologie. Das Experiment ist beliebig oft wiederholbar und muß unabhängig vom Experimentierenden überall und immer dasselbe Ergebnis zeigen. Hat man es nun mit Experimenten in der Psychologie zu tun, so können die Bedingungen naturgemäß niemals exakt genau dieselben sein. Stellt man ohne Rücksicht darauf psychologische Experimente an, tut man es also in gleicher Art wie in den Naturwissenschaften, so ergeben sich Fehlschlüsse, die um so zahlreicher und gröber werden, je komplexer das ist, was man durch das Experiment feststellen will. Das weiß man grade als Psychotechniker besonders gut und findet es täglich von neuem bestätigt. Das nackte Resultat eines psychologischen Experimentes gibt weder beim heutigen Stande der Wissenschaft noch je in Zukunft eine 100%ige Sicherheit, es sei denn, das Experiment sei höchst allgemeiner Natur; grade dann aber wäre uns damit wenig oder gar nicht gedient.

Das wiederholte Sprechen von 100%iger Sicherheit ist in Saudeks unlängst erschienener „Experimentellen Graphologie" grade das, was einen Experimentalpsychologen von langjähriger Erfahrung aufs äußerste befremden muß. S. gibt zur Bestimmung des Schnelligkeitsgrades einer Handschrift 8 bzw. 16 primäre Merkmale an, die „in 100% der Fälle beweiskräftig sind". Darunter befinden sich „primäre Weite", „markierter Unterschied zwischen Haar- und Schattenstrichen" und „breiter werdender linker Rand" als Merkmale für Schnelligkeit. Das an erster und dritter Stelle erwähnte dürfte dem praktischen Graphologen zweifelhaft erscheinen, mit dem an zweiter Stelle erwähnten behauptet S. eine Neuigkeit entdeckt zu haben. Nun zeigt ja markanter Druckunterschied so und so oft tatsächlich Eile an; durchaus aber nicht in 100% der Fälle! Wenigstens bin ich abgesehen von allen theoretischen Erwägungen in der Lage, ausgesprochen langsam geschriebene Schriften von außergewöhnlich schön markiertem Druckunterschied vorzuweisen. Ähnlich

Digitized by Google

soll drucklose oder teigige Schrift mit 100%iger Sicherheit Langsamkeit beweisen. Jeder praktische Graphologe kann das aus seiner Handschriftensammlung widerlegen. Ferner aber zeigt sich, daß das Schnelligkeitsexperiment, das S. jedem Leser seines Buches selbst anzustellen empfiehlt, keineswegs immer das von S. behauptete Resultat ergibt und somit jedenfalls nicht für 100%ige Sicherheit seiner Schnelligkeitsmerkmale spricht. Und was soll man sich darunter vorstellen, wenn gesagt wird, „primär enge Schrift (besonders bei Schrägschrift)" sei ein Zeichen für Langsamkeit? Wenn das „besonders bei Schrägschrift" der Fall ist, so heißt das doch wohl, daß bei nicht schrägen Schriften die primäre Enge nicht unbedingt von Langsamkeit zeuge. Was bleibt dann noch übrig von den 100%? Man sprach früher in der Graphologie von Haupt- und Nebenmerkmalen der Eile. Die Neueinteilung von S. in primäre, sekundäre und tertiäre Merkmale der Geschwindigkeit erweckt den Anschein größerer Präzision. Wenn sie aber so zweifelhaft und z. T. sicher unstichhaltig ist, so ist das ein trügender Anschein, der den Leser irreführt.

S. hat sich besonders mit dem Schnelligkeitsgrad des Schreibaktes befaßt, weil die Schnelligkeit, wie er sagt, die „Urvoraussetzung für das psychologische Begreifen eines Handschriftgebildes ist und weil die Wertung eines jeden Schriftmerkmales mit dem Schnelligkeitsgrad variiert, mit dem er erzeugt wurde". Warum aber der persönliche Schnelligkeitsgrad die wichtigste Eigenschaft der Handschrift sei, wird uns weder bewiesen noch auch nur irgendwie sonst erklärt, wie man es doch erwarten sollte von einem Autor, der so energisch behauptet und laut verkündet, er wolle dem Leser nur das unterbreiten, was strikte beweisbar sei. Es ist nicht im mindesten einzusehen, warum nicht mit ebensoviel Berechtigung etwa der Druck oder die Weite oder die Bindungsform als „die Urvoraussetzung für das psychologische Begreifen" einer Handschrift hingestellt werden könne; denn „die Wertung eines jeden Schriftmerkmales variiert" z. B. auch mit dem Druck, mit dem es erzeugt wurde, oder mit der Größe, die es im Verhältnis zu den andern Merkmalen aufweist. Wenn irgendwo, wie S. sagt, die Überlegenheit seiner Experimente über die „bloßen Behauptungen" der andern Graphologen sich erweisen sollte, dann wäre es doch wohl hier: er hätte uns experimentell die führende Bedeutung der Schreibgeschwindigkeit zu beweisen. Aber davon ist keine Rede!

Ebenso vermißt man die verheißenen Beweise für die vom Verfasser vertretene Bedeutung der Oberzeichen. Oberzeichen anzusetzen, ist nach S. eine Frage der Treffsicherheit, und da diese mit wachsender Eile geringer wird, so müßten ungenau gesetzte Oberzeichen Eile, genau gesetzte Langsamkeit bedeuten. Da es nun aber auch eilige Schriften mit genauen Oberzeichen gibt und umgekehrt, so erklärt der Verfasser diesen Tatbestand damit, daß er „Minusmerkmale in primär schnellen Schriften, Plusmerkmale in primär langsamen Schriften und doppeldeutige Merkmale des Schnelligkeitsgrades" ansetzt — eine offenbare Verlegenheitsausflucht! Denn der Leser bekommt weder Gründe dafür zu hören noch experimentelle Beweise. Er muß das einfach glauben und soll angesichts dieser durchsichtigen Hilfskonstruktionen auch noch an 100%ige Zuverlässigkeit glauben.

Digitized by Google

Entsprechend der Einschätzung wird der Schnelligkeitsgrad von S. als ein Merkmal zur Bestimmung des Niveaus einer Handschrift verwertet. Nun dürften jedem praktischen Graphologen in genügender Anzahl Handschriften bekannt sein, die trotz äußerster Geschwindigkeit, trotz guter Spatiierung auf sehr tiefer Niveaustufe stehen, Schnellschriften, deren Urheber tatsächlich alles andere als hochstehende Persönlichkeiten sind. Überhaupt aber macht der Abschnitt von der „Niveauklasse" einen bemühenden Eindruck: ungefähr so, als sollte unbedingt etwas von Klages' Formniveau Abweichendes und anscheinend Selbständiges gegeben werden, während tatsächlich durch die Hineinmischung von Geschwindigkeit und Spatiierung der Formniveaubegriff lediglich getrübt wird. Und was das dritte Merkmal zur Bestimmung der Niveauklasse anbetrifft, die Frage nämlich, ob die Abweichungen von der Schulvorlage positiver oder negativer Art sind, so erstaunt man, hier von „schöner Abweichung" zu hören. Soll nämlich dieses „schön" so viel wie gefällig oder angenehm heißen, so beweist es gewiß nichts für die Selbständigkeit eines Charakters; soll es aber mehr, soll es Tieferes (ursprünglich, lebensvoll usw.) bedeuten, so sind wir wieder beim Klagesschen Formniveau, man mag wollen oder nicht.

Gegenüber Klages und seiner, wie S. sagt, „metaphysischen Graphologie" nimmt der Verfasser eine Stellung ein, die nicht grade geeignet ist, der experimentellen Graphologie den Ruf großer Sachlichkeit einzubringen; denn es wird mit einer Heftigkeit dagegen polemisiert, die zum mindesten unnötig anmutet, wenn nicht sogar für den aufmerksameren Leser etwas Verdächtiges an sich hat! Die Graphologen der deutschen Schule, meint S., hätten Angst vor der experimentellen Graphologie, weil die ihre „metaphysischen Erklärungen" widerlegen werde. Wir wollen uns eine solche „Widerlegung" etwas genauer ansehen. Es gibt in Saudeks Buch ein Kapitel über „die Irrlehre von den Lösungs- und Gebundenheitsmerkmalen". S. zeigt darin, daß Beugungen leichter auszuführen sind als Streckungen und glaubt damit die Einteilung von Klages nach Bindung und Lösung widerlegt zu haben. Das hätte er nun nicht schreiben sollen, denn jeder verständnisvolle Leser, ob „Metaphysiker" oder nicht, von Klages' „Handschrift und Charakter" weiß, daß mit besagter „Lösung und Bindung" eine psychische Bindung und Lösung gemeint ist, genauer: mit Bindung eine Bewegungsweise, die irgendwie Ausdruck seelischer Selbstbehauptung, und mit Lösung eine solche, die Ausdruck seelischer Selbsthingebung ist. Das wird übrigens eingehend ausgeführt in den „Grundlagen der Charakterkunde" von Klages und dient dort einer Klassifizierung sämtlicher Triebfedern. Entweder bedeutet nun dieses Kapitel von „der Irrlehre" eine bewußte Irreführung der Leser, welche die Bücher von Klages nicht kennen — und das möchten wir doch nicht annehmen —, oder dieses psychologische Begriffspaar der Bindung und Lösung ist für S. bereits zu viel „Metaphysik". Tatsächlich sind diese zwei Begriffe, wie jeder praktische Psychologe feststellen kann, ungemein fruchtbar und klärend; weniger tief und grundsätzlich gefaßt, spielen sie in C. G. Jungs Psychologie eine große Rolle, sie sind der haltbare Kern von Adlers Individualpsychologie und werden allmählich auch in der Psychiatrie und Psychotherapie, wo man sich die Mühe nimmt, mit Er-

Digitized by Google

folg angewendet. Daß aber Saudek eine solche Sache nicht erfaßt hat und daran vorbeipolemisiert, erweist der experimentellen Graphologie einen schlechten Dienst, denn nun kann der Eindruck und das Urteil entstehen, daß es einerseits eine Graphologie gebe, die von Psychologen und für Psychologen bestehe, und anderseits eine Graphologie für andere Leute, und daß diese andere Graphologie eben die experimentelle Graphologie sei...

Herr S. schreibt ausdrücklich, er verzichte darauf, „die metaphysischen Theorien und Grundlagen" der deutschen graphologischen Schule zu widerlegen. Und das ist allerdings recht schade. Denn der eben erwähnten „Widerlegung" nach zu urteilen, gäbe es einiges zu lachen!

Ähnliche für das Ansehen einer experimentellen Graphologie nicht eben günstige Behauptungen spielen aber auch sonst in diesem Buch eine große Rolle. Wachsender Schreibdrang von links nach rechts wird von S. für ein Symptom der Gelöstheit gehalten. Eile als solche spricht unter sonst gleichen Umständen zwar für Gelöstheit, aber wachsende Eile von links nach rechts spricht für wachsende Zielstrebigkeit, ist demgemäß ein Symptom von Betriebsamkeit. — Daß es auch an anderen schweren Selbstwidersprüchen nicht fehlen kann, wird uns nicht verwundern. An verschiedenen Stellen des Buches wird mit aller Deutlichkeit behauptet, Beugungsbewegungen seien natürlicher als Streckungsbewegungen. Auf Seite 82 aber heißt es, daß der Unterarm immer näher an den Körper rücke infolge irgendwelcher Hemmungen. Was gilt nun? — Es wird gesagt, eilige Schriften fielen stets auch druckreicher aus; auf Seite 223 heißt es aber, daß willkürliche Steigerung des Druckes sofortige Erschwerung der Schreibtätigkeit nach sich ziehe. Was gilt jetzt? — Auf Seite 93 ist von der „Anstrengung des Absetzens und der neuen Adjustierung der Feder" die Rede, während vorher zu lesen steht, daß eine Schrift, die wie das englische Script nach jedem Buchstaben absetzt, rascher und leichter hervorgebracht wird. Was gilt, Herr Saudek? Es wird allerdings an einer Stelle einmal erklärt, die „metaphysische Graphologie" lasse sich unrichtigerweise von der Logik leiten. Ist dieser Satz vielleicht die nötige Ergänzung und Erklärung zu den nicht dünn gesäten Selbstwidersprüchen in S.s „experimenteller Graphologie"? —

Aber eine experimentelle Graphologie kann trotz alledem sicher wertvolle Aufklärungen geben und graphologische Dienste leisten, wenn man mit den Voraussetzungen an sie herantritt, die nun einmal unbedingt erforderlich sind bei psychologischen Experimenten. Und dabei ist es völlig unnötig, einen künstlichen Gegensatz zur deutschen graphologischen Schule aufzurichten, denn vieles, auch an S.s Buch und grade das Wertvolle daran, bedeutet einen exakten Beweis oder eine Ergänzung für das, was seine angegriffene „metaphysische Graphologie" bis heute sich auf ihre Weise erklärt hat und dabei sich nicht oder nur sehr ungenügend auf Experimente stützen konnte. Ob zum wirklichen Verständnis einer Handschrift, d. h. eines überwiegend psychischen Gebildes, das Experiment oder jene Erklärungen und Begründungen der deutschen graphologischen Schule mehr beizutragen vermag, möge noch dahingestellt bleiben. Zweifellos ist, daß für eine experimentelle Graphologie auch weiterhin noch ein weites und dankbares Feld zu bearbeiten bleibt.

Digitized by Google

In gewisser Weise den völligen Gegensatz zu Saudeks Publikation bedeutet das kleine Büchlein „Der Mensch in der Handschrift" von Anja und Georg Mendelssohn (Seemann, Leipzig). Fanden wir dort das Streben nach einer Zahlenmäßigkeit, die auf psychologischem Gebiete nicht durchführbar ist und zu Scheinexaktheit verleitet, so herrscht hier die sog. Intuition. Wer das Büchlein gelesen hat, dürfte es mit dem Gefühl ablegen, manche Anregungen erhalten, auch neue Fragestellungen gehört, nicht aber Entscheidendes zur Lösung der neuen Probleme vernommen zu haben; denn dafür ist die Arbeit zu undicht und namentlich im Psychologischen zu unpräzis.
Zum erstenmal meines Wissens werden hier im Gedankengut der Psychoanalyse Anleihen aufgenommen. Klare Herausarbeitung der Stellung des graphologischen zum psychoanalytischen Forschen wäre eine verdienstliche Tat gewesen, die einem Bedürfnis der jüngeren Graphologengeneration entsprochen hätte. Leider jedoch ist das den Verfassern nicht gelungen. — Die ersten Kapitel handeln von der Raumsymbolik und von der Entwicklung der Buchstabenschrift aus der Bilderschrift. Am Rindenschnitt einer Jukagirin, eines Mädchens aus einem primitiven ostsibirischen Stamme, wird die Bedeutung der Raumrichtungen dargelegt. Entnommen ist dieser Jukagirenbrief mitsamt der Inhaltsdeutung dem Werk von Weule: „Vom Kerbstock zum Alphabet", was die Verfasser immerhin hätten erwähnen dürfen. Das Hauptstück des Buches bilden indes vier Analysen von Handschriften der vier Bindungsformen. Man sieht hier in die Werkstätte einer erfahrenen Graphologin und feinsinnigen Beobachterin. Der Einblick in die Deutungstechnik wird durch die klare Zusammenstellung der Merkmale sehr erleichtert. Mehr in der Bewertung als in der Auffassung der Fadenbindung wird von Klages abgerückt, indem diese als die typische Schrift des modernen Menschen gelten soll. Die Entscheidung darüber dürfte schließlich davon abhängen, ob man den Durchgang durch die Neurose, der vielen modernen Menschen nun einmal nicht erspart bleibt, und die damit verbundene Zerlösung des Lebensgefühls als Dekadenzerscheinung (mit Klages) oder als vielversprechenden Werdegang eines neuen Menschentypus (mit Jung) verstehen will. Da die Bindungsform in allen Fällen graphologisch sehr aufschlußreich ist, wird sie hier in den Mittelpunkt aller Analysen gestellt, nicht als schematische Regel, sondern offenbar nur, um die Bedeutung der Mittelzeile an zahlreichen Beispielen herauszuarbeiten. — Auf einer besonderen Tafel wird eine Auswahl verschiedenartig gestalteter Unterlängen geboten mit lakonischen Bemerkungen über deren sexuelle Bedeutung. Hierin kommt man wohl dem heißen Wunsch eines sensationslüsternen Publikums entgegen und wird damit eine Erhöhung der Auflageziffer erreichen. Ob man aber solche vagen Vermutungen, möchte selbst da und dort ein Quäntchen Wahrheit darinstecken, in einer Schrift, die ernstgenommen sein will, aussprechen sollte, muß mindestens angezweifelt werden. Was nützt denn da eine Warnung vor unberufener Anwendung, wenn sich das Buch selbst nicht intensiver um die Sache bemüht!
Eine Neuheit bieten die Verfasser durch Einführung der raumsymbolischen Betrachtung der dritten Dimension. Das Vorstoßen der Feder hinter die Schreibfläche äußert sich im Druck, das Zurückziehen über das Papier in

Digitized by Google

der Unverbundenheit. In Anlehnung an die Deutungsregel, daß Druckstärke auf Spannkraft und Energie, Unverbundenheit auf Intuition oder geistige Einbrüche schließen lassen, wird die hintere Region als Ausdrucksfeld „der Libido, Vitalität, Leidenschaft, Intensität und Spannung", die vordere Zone als Antipode der hinteren aufgefaßt. Es kommt den Verfassern also wesentlich auf eine Gegenüberstellung von Druck und Verbundenheitsgrad an, und es ist nicht zu leugnen, daß der hier vorgelegte Versuch zur Diskussion des bisher ungelösten Problems der Unverbundenheit neue Anregungen bringt.

Im Verlag Kampmann ist endlich ein kleines Schriftchen von etwa 90 Seiten Umfang erschienen, das wenigstens indirekt sich mit Graphologie befaßt: Otto Bobertag, Ist die Graphologie zuverlässig? Eine Untersuchung über den Wert der Handschriftendeutung auf experimentell-statistischer Grundlage. — Um das Endurteil gleich vorwegzunehmen: eine recht kluge Arbeit, die auf Schritt und Tritt den kritischen Prüfer und Vertreter einer streng sachlichen Methode erkennen läßt.

Um die Bewährung von Intelligenz- und Charakterbeschreibungen überhaupt ist es eine eigene Sache. Es scheint zunächst so einfach: Man braucht ja nur eine Anzahl Gutachten von solchen beurteilen zu lassen, die den Begutachteten kennen. Allein, da tauchen schon zahlreiche Bedenken auf. Zunächst: wer kennt ihn? Man mag sagen: der Begutachtete sich selbst. Aber dann müßten wir uns auf psychologisch weitgehend geschulte Personen beschränken, weil in bezug auf so außerordentliche Feinheiten, wie sie das graphologische Gutachten zu enthalten pflegt, nur von ihnen eine wirklich objektive Selbsteinschätzung erwartet werden könnte. Soll aber ein Bekannter des Begutachteten zuständig sein, so fragt sich wieder, wer! Starke Gefühlsbindungen, wie sie bei Freundschaften stattfinden, haben stets eine wertende Beurteilung zur Folge und sind demgemäß meist sehr subjektiv; denn „der Haß ist parteiisch; aber die Liebe ist es noch mehr" (Goethe). Und ähnlich verhält es sich mit der Beurteilung durch Familienangehörige. — Läßt man den Geschäftskollegen als zuständig gelten, so weiß jedermann, wie oft es vorkommt, daß Menschen jahrelang nebeneinander arbeiten, ohne vom persönlichen Fühlen des andern irgend etwas zu wissen. — Ferner geht es nicht an, mit dem Gutachten nur eines einzigen Graphologen über die Zuverlässigkeit der Graphologie entscheiden zu wollen.

Es ist also keineswegs einfach, objektive Maßstäbe für die Richtigkeit graphologischer Gutachten in die Hand zu bekommen. Wir sind in der Psychotechnik darin schon besser gestellt, weil man weitgehend die Arbeitsleistung als Bewährungskontrolle heranziehen kann, die sich nach Quantität und Qualität meist hinreichend genau bestimmen läßt. Und selbst hier darf man die Aussagen der Lehrmeister nicht nur zählen, sondern muß sie auch wägen. — Alle diese Schwierigkeiten und Fehlerquellen waren dem Verfasser des Büchleins durchaus bewußt, als er seinen Nachprüfungsversuch unternahm. Und so hat er getan, was zu tun übrig blieb: er hat verschiedene Wege kombiniert, um dadurch die Fehlerquellen zu verringern. Fünf Schrifturheber hatten die Aufgabe, aus dreißig graphologischen Gutachten herauszufinden, welche von diesen ihre eigene Person betrafen und welche Kollegen mit den übrigen Gut-

Digitized by Google

achten gemeint waren. Jede Schriftprobe war also von sechs verschiedenen Graphologen begutachtet worden. Die Gutachten selbst sind ebenfalls veröffentlicht mit je einer kurzen Schriftprobe.

Es folgen dann interessante Angaben über die Schwierigkeiten, die die Versuchspersonen bei dieser Zuordnung hatten, Schwierigkeiten, die teilweise in der Anordnung des Versuches begründet sind, teilweise und vor allem im Grundsätzlichen der Aufgabe überhaupt. Vom Schlußergebnis möchte ich schweigen, weil man genau nachlesen muß, wie die Zahlen entstanden sind. Auch möchte ich damit zugleich erreichen, daß jeder, der sich dafür interessiert, das Buch selbst in die Hand nimmt; es lohnt sich! — Ich weiß nicht, inwieweit der Verfasser selbst Graphologe ist, aber so viel geht aus dem Ganzen hervor, daß er das Wesen und die Grenzen jeglicher Charakterbeschreibung besser verstanden hat als mancher von jenen, die sich heute scharenweis Graphologen nennen; und so möchte ich das Büchlein insbesondere auch allen graphologischen Praktikern zur Lektüre empfohlen haben!

Charakterologische Bibliographie

Von Will Rink

Es folgt eine Zusammenstellung von Aufsätzen der Berliner Physiognomikerin H. Evers-Milner:

Helge Evers-Milner: „Der Wert der Physiognomik." Unterhaltungsbeilage der „Münchner Neuesten Nachrichten" vom 4. Februar 1925. München. 613 Zeilen.

Grundsätzliche Feststellungen über die Entwicklung der Physiognomik von Aristoteles über Lavater bis auf unsere Zeit, über ihre Bedeutung für den bildenden Künstler und Schauspieler, ihre Gültigkeit für alle Rassen, ihre entscheidende Hilfe bei Erziehung, Berufswahl, ärztlicher Beratung, Besetzung öffentlicher Ämter. Kurzer physiognomischer Umriß der staatsmännischen Erscheinung Mussolinis.

Dasselbe als Zweitdruck im „Mannheimer Tageblatt" vom 16. u. 17. Mai 1925, Mannheim.

— „Arzt und Physiognom." „Deutsche Allgemeine Zeitung" vom 1. November 1925, Berlin.

Über das Zusammenarbeiten von Arzt und Physiognomiker und dessen Wert für Diagnose und Therapie, besonders Psychotherapie.

— „Steht die Krankheit im Gesicht?" Medizin und Physiognomik. „Neue Leipziger Zeitung" vom 29. März 1928, Leipzig.

Zweitdruck von „Arzt und Physiognom".

— „Physiognomen." „Berliner Morgenpost" vom 27. März 1926, Berlin.

Hinweis auf die theoretische und praktische Tätigkeit des Physiognomikers und auf das Verantwortliche seiner Lebensarbeit.

Digitized by Google

Helge Evers-Milner: „Gang, Gebärde und Lachen." Aus der physiognomischen Praxis. „Tägliche Rundschau" vom 10. April 1927, Berlin.

Über die Bedeutung des Ausdrucks in Bewegung und Mimik.

— „Das Bild des Herrenmenschen." „Die Gartenlaube", Wochenschrift, vom 3. September 1925, Berlin und Leipzig.

Physiognomische Merkmale des Herrentypus. Mit 13 Bildern. (Friedrich der Große, Napoleon, Moltke, York, Mussolini, Washington, Bismarck, Lord Milner, Lamartine, Goethe, Leibniz, Tizian, Alfred Krupp.)

— „Menschen, die sich miteinander unterhalten." Physiognomische Plauderei. „Die Gartenlaube" vom 3. Dezember 1925, Berlin und Leipzig.

Physiognomische Gegenüberstellung von Menschen, die sich verstehen und nicht verstehen können. Aufbauende und zerstörende Naturen. Glückliche Ehen. Mit 18 Bildern.

„Deutschland", Zeitschrift für Aufbau. 3. Jahrg., Heft 12. Dezember 1926. Derselbe Aufsatz mit anderem Bildermaterial.

— „Praktische Menschenkunde." Künstler, Kaufmann, Techniker. „Die Gartenlaube" vom 15. Juli 1926, Berlin und Leipzig.

Physiognomische Unterscheidung dreier Grundveranlagungen. Mit 3 instruktiven schematischen Bildern und 11 Photographien.

— „Kinder in ihren Veranlagungen." Aus der physiognomischen Praxis. „Daheim", Wochenschrift, vom 25. Juni 1927, Leipzig.

Physiognomische Kennzeichnung leicht und schwer zu erziehender Kinder. Das erste Erwachen der verschiedenen Begabungen. Mit 11 photographischen Beispielen.

— „Das Gesicht der Frau." Physiognomische Studien. „Leipziger Illustrierte Zeitung", Wochenschrift, vom 11. August 1927, Leipzig.

9 Berufstypen der Frau physiognomisch umrissen mit gutem Bildermaterial. (Mütterliche und soziale Frau, geschäftlich begabte Frau, Schriftstellerin und Dichterin, Malerin und Kunstgewerblerin, Tänzerin, Schauspielerin und Sportsdame.)

— „Der Blick." „Die Gartenlaube" vom 15. September 1927, Berlin und Leipzig.

Physiognomische Erkennungsmöglichkeiten durch den Ausdruck des Auges. Blick des Technikers, des Arztes, des Malers, Dichters und Feldherrn. Sinnlicher, seemännischer, visionärer Blick. Blick der Unzuverlässigkeit, des Grams, der melancholischen Belastung und unheilbarer Erkrankung. Mit 12 trefflichen Bildnisproben.

— „Leben, Tod und Maske." „Die Gartenlaube" vom 26. Januar 1928, Berlin und Leipzig.

Physiognomische Veränderungen des Gesichtes im Augenblick des Todes und die Möglichkeit ihrer schauspielerischen Wiedergabe. Mit 4 Bildern Friedrichs des Großen und Otto Gebührs.

Digitized by Google

Helge Evers-Milner: „Vergeistigung im Alter." „Die Gartenlaube" vom 21. März 1929, Berlin und Leipzig.
Physiognomische Gegenüberstellung von Jugend- und Altersbildern ein- und derselben Persönlichkeiten. Mit 12 photographischen Bildnissen.

BÜCHERBESPRECHUNGEN

Elie Faure: Napoleon

Aus dem Französischen übertragen von Otto und Erna Grautoff
Paul Aretz Verlag Dresden (15 RM.)

Napoleon als Künstler, als Dichter der Tat, „gemeinsam mit Christus der einzig bekannte Nachfahre des Prometheus auf Erden. Ein Ungeheuer mit Doppelantlitz. Wie wir alle vielleicht. Auf jeden Fall wie Gott", — kann man sich eine deutschere Auffassung des Helden vorstellen? Wo anders als in Deutschland findet sich heute noch trotz aller Massentendenzen, trotz aller Amerikanisierung das unbedingte Jasagen zu dem großen Menschen, zu der heldischen Erscheinung, zum Übermenschen als dem Sinn der Erde? Wo anders als in Deutschland konnte man Napoleon so als Heros sehen wie Goethe und Hölderlin, als die Weltseele wie Hegel, als den höheren Menschen, die Synthesis aus Unmensch und Übermensch wie Nietzsche? Als den Übermenschen, „den die Guten und Gerechten Teufel nennen würden"? „Vom Standpunkte der Moral ist er nicht zu verteidigen. Ja nicht zu verstehen ... Vom Standpunkte der Moral ist er allerdings der Antichrist . . . Vom Standpunkt der Kunst aus erhellt sich alles. Er ist ein Dichter der Tat." So beginnt Faures Werk. Es ist ohne Deutschland, ohne Nietzsche vor allem, undenkbar.

Wenn man aber darum dem Verlag und den Übersetzern Dank weiß, daß sie das Buch — in vorzüglicher Übertragung und Ausstattung übrigens — den Deutschen „zurück"gegeben haben, so sei doch nicht übersehen, wie durchaus französisch wiederum dies Werk trotz allem bleibt, wie fremd uns sein artistischer Esprit, wie fremd, ja unangemessen uns — in einem Buch, das von Napoleon spricht — das charmante und brillante Feuerwerk in allen Farben schillernder Gedanken und Einfälle erscheint. Wir bleiben mißtrauisch gegen den — freilich glänzenden — Feuilletonstil und zweifeln, ob Napoleon den Verfasser wirklich zutiefst etwas angeht, ob Faure im Grunde seines Wesens mit dem unbedingten Ernst zu Napoleon steht, den gerade seine Sicht voraussetzt und fordert. Wir zweifeln, ob ihm nicht — unter der Hand — bei seinem Bemühen, uns die Sache „schmackhaft" zu machen, die Angelegenheit selbst zu einer schmackhaften Sache geworden ist, zu einem „interessanten" Stoff, den man interessant darstellen und mit dem man sich interessant machen kann. Gewiß — solche Zweifel gehen zu weit, jede Zeile des Buches verrät die Liebe zu Napoleon; doch auch hier muß ein Aber stehen:

Digitized by Google

ist es nicht mehr „un amour", als das, was wir unter Liebe verstehen, was der Grieche Eros nannte? Aufflammendes Temperament mehr als heiße Glut der Leidenschaft? Man vergleiche das Buch Elie Faures mit dem etwa gleichzeitig (mit der Urausgabe) erschienenen deutschen Werk von Berthold Vallentin, Napoleon (G. Bondi, Berlin) oder seinem hervorragenden Buch „Napoleon und die Deutschen" (ebenda), um den Unterschied zu verstehen. Faure sieht Napoleon durchaus romantisch, er sieht den Poeten der Tat, nicht den Dichter, er sieht ihn mit der Bewunderung des Artisten, des Literaten; nicht in seinem Blut, nur in Gedanken und Phantasie wirkt Napoleon nach.

Bedarf es noch der Betonung, daß wir gleichwohl oder eben darum ein höchst anregendes, ein sehr geistreiches und interessantes Buch vor uns haben, das mit einiger Kritik gelesen uns reiche Ausbeute an fruchtbaren Gedanken und Erkenntnissen bietet, ein Buch, das uns hochwillkommen ist als ein neuer Beitrag zur Kenntnis Napoleons und — nicht minder — zur Kenntnis des französischen Geistes in seiner Eigenart und in seinen Beziehungen zum deutschen. Dr. E. V.

Paracelsus, Sämtliche Werke

Nach der 10bändigen Huserschen Gesamtausgabe. Herausgegeben von Bernhard Aschner. 1. und 2. Band. — Jena, 1926 und 1928. — Verlag Gust. Fischer

Nachdem seit dem 16. und 17. Jahrhundert keine deutsche Gesamtausgabe der Werke des Theophrastus Paracelsus erschienen war, muß es auffallen, wie sich die Gesamt- und Teilausgaben in den letzten Jahren häufen; ich weise hin auf die Neuausgaben von Sudhoff und Matthießen, die Auswahlbände von Strunz, Kayser und Achelis. Die mir vorliegende Aschnersche Übersetzung, die sich nach der alten Huserschen Ausgabe (1589—1591) richtet, hat für den, der nicht gerade an philologischen Einzelheiten und Streitfragen interessiert ist, den außerordentlich großen Vorteil, aus dem mittelalterlichen, oft nur sehr schwer verständlichen Dialektdeutsch in neuzeitliches Deutsch übertragen worden zu sein. Damit sind die bisher nur dem Medizinhistoriker zugänglichen Werke für die Allgemeinheit erschlossen, ein Fortschritt, für den wir Herausgeber und Verlag zu größtem Dank verpflichtet sind! — Das sich mehrende Interesse für Paracelsus, das sich in den verschiedenen Neuerscheinungen dokumentiert, ist in der Entwicklung der modernen Philosophie und der neueren Medizin gerechtfertigt. Es ist hier nicht der Platz, um des näheren auf die Bedeutung des Paracelsus für unsere Zeit eingehen zu können; ich erinnere nur kurz daran, daß gerade der Charakterologe in seinen Schriften eine Unmenge fruchtbarer Anregungen finden kann. Das synthetische Weltbild dieses bedeutenden Arztes und Philosophen erleichtert uns das Verständnis der kosmischen Zusammenhänge und Entsprechungen, deren Kenntnis das Studium z. B. der Astrologie, Chirologie oder auch Phy-

Digitized by Google

siognomik voraussetzt; gerade aus den genannten drei Gebieten enthalten die Schriften des Paracelsus ein reiches Material. Der Mensch steht heute wie zur Zeit des Paracelsus in der Mitte der Welt und der Forschung; die Wissenschaft von der Person blüht neu auf. Da ist es unumgänglich, die alten Quellenschriften zu studieren und ihre zum Teil verschütteten oder entstellten Wahrheiten zu neuem Leben zu befreien. Die Aschnersche Paracelsus-Ausgabe erleichtert die Lesbarkeit und damit die Verwertbarkeit der Urtexte ganz erheblich. Die bisher erschienenen beiden Bände sind mit Biographie, erschöpfenden Literaturangaben und sehr ausführlichen Einleitungen sowie erklärenden Anmerkungen versehen; sie enthalten die hauptsächlichsten medizinischen Schriften des Paracelsus, z. B. das Volumen u. Opus Paramirum, das Paragranum, die Beschreibungen der tartarischen Krankheiten und der Geisteskrankheiten, das Buch über die Kontrakturen der Glieder, die Bücher über den Ursprung verschiedener Krankheiten, über die podagrischen Krankheiten, über die Bergsucht sowie andere kleinere Abhandlungen und Fragmente. Die Stellung des Paracelsus zur Astrologie, Alchemie, Magie usw. ist vom Herausgeber zusammenfassend erläutert. Da es sich um die erstmalige Übersetzung der Gesamtausgabe in modernes Deutsch handelt, ist das Werk geeignet, weitere Kreise zu erfassen, als das bisher möglich war. Jeder Leser wird sich ein recht baldiges Erscheinen der weiteren Bände wünschen! Dr. W. Rink.

Th. H. van de Velde, Die Abneigung in der Ehe

Leipzig-Stuttgart. 1928. — Verlag B, Konegen

Dieser zweite Band der bereits populär gewordenen Trilogie über die Ehe, deren ersten Band wir in Heft 5 Jahrgang II dieser Zeitschrift ausführlich gewürdigt haben, ist, lange erwartet, nun endlich erschienen. Er darf unser Interesse in gleich hohem Maße in Anspruch nehmen wie die „Vollkommene Ehe". Der erste Band behandelte die Physiologie der Ehe, die uns vorliegende Fortsetzung enthält eine Psychologie der Ehe. Insbesondere wird die Entstehung der ehelichen Abneigung erörtert, ein für den Charakterologen fast unerschöpfliches Thema, das hier in klarer, knapper Form umrissen wird. Die Mann und Weib unterscheidenden Eigenschaften werden in ihrer gegensätzlichen Dynamik im einzelnen dargestellt; damit sind die Grundlagen der primären und sekundären geschlechtlichen Abneigung gegeben sowie die Erklärung des spezifischen Widerwillens der Geschlechter gegeneinander. — Der zweite Abschnitt des Buches zeigt, wie diese im Wesen der Ehe liegenden abstoßenden Kräfte mit den im ersten Band besprochenen anziehenden Kräften der Ehe in Einklang gebracht werden können. Am wichtigsten ist die Verhütung der ehelichen Abneigung durch eine zweckmäßige Gattenwahl. Liebe und Vernunft müssen in richtigem Verhältnis stehen, die Einflüsse von Milieu und gesundheitlichen Faktoren berücksichtigt werden; die ausschlaggebende Rolle

Digitized by Google

spielt jedoch das charakterologische Moment, dessen Besprechung vom Verfasser denn auch ein langer Abschnitt gewidmet ist! Die Bedeutung von Körperbauformen und Konstitutionstypen sowie die methodologische Bedeutung der Ausdruckswissenschaften, der Physiognomik und vor allem der Graphologie ist eingehend gewürdigt worden. Sehr interessant ist die diesem Abschnitt beigegebene Sammlung von Bildmaterial und nicht minder die graphologische Analyse der Handschriften zweier Ehekandidaten, die aus dem „Graphologischen Institut Cornelius" in München stammt! Zum Schluß werden die ehephysiologischen und psychotherapeutischen Behandlungsmethoden der Abneigung in der Ehe besprochen. — Das Buch, das leicht lesbar und allgemeinverständlich geschrieben ist, hat vom Verlag eine vorzügliche Ausstattung mit auf den Weg bekommen; man darf ihm eine gleich große Verbreitung und Volkstümlichkeit wünschen, wie sie der erste Band inzwischen bereits gefunden hat, und sich der angenehmen Hoffnung hingeben, daß das Erscheinen des letzten, dritten Bandes, dessen Thema die Fruchtbarkeit der Ehe sein soll, nicht mehr allzulange auf sich warten lassen wird! W. Rink.

Ludwig Ferdinand Clauß, Von Seele und Antlitz der Rassen und Völker

J. F. Lehmann, München 1929

Fremde Schönheit

N. Kampmann, Heidelberg 1929

Drei Dinge zeichnen diese beiden Publikationen des durch sein Buch „Rasse und Seele" bekannten Autors aus: das Fehlen jeder politischen Tendenz — mit denen fast alle Rassenbücher sonst erschrecklich überladen sind — der freimütig und gescheite Gegensatz zur naturwissenschaftlich verengten Anthropologie und die neue, eigentlich selbstverständliche, fruchtbare und außerdem instruktive und reizvolle Methode der mimischen Reihen, die durch ihr ausgezeichnetes Bildmaterial den eigentlichen, tieferen, aber auch schwieriger zu lesenden Text der Bücher ausmachen. „Fremde Schönheit" erschien zuerst, sozusagen als Vorgeschmack, als Hors d'oeuvre. Es bemüht sich um die Abgrenzung des Begriffes „schön" im Sinne von Inbegriff der rassischen Artung. Zur Lektüre des umfänglicheren Buches „Von Seele und Antlitz der Rassen und Völker" ist es unerläßlich, da auf die in „Fremde Schönheit" enthaltenen Bilder häufig hingewiesen wird.

Clauß sucht Stilbegriffe für die körperliche Artung aufzustellen und aus ihnen heraus Stilgesetze zu entwickeln. Man könnte das unwissenschaftlich nennen, da es nicht aufbaut auf dem mathematisch Meßbaren und Wägbaren, da sehr viel dem sog. „Gefühl", der Intuition, dem „Blick"

Digitized by Google

überlassen wird, da die ganze Methode eigentlich dynamisch ist und jegliche Statik im Sinne einer Deutung fester und starrer Formen von sich weist. Warum sollte aber eine dynamische Methode weniger Methodik sein als eine statische, zumal man sie auch auf dem Gebiet der Kunstgeschichte mit Vorteil verwandte, und warum sollte sie unwissenschaftlicher sein? Wir sind der Meinung, daß gerade darin ein nicht unwesentlicher Vorzug liegt, der eine größere „Wahrheit" gewährleistet. Vielleicht dürfte mancherlei im Begrifflichen — für den Anfänger jedenfalls — etwas präziser formuliert werden. Für den, der sich allerdings schon, wenn auch nur wenig, über das ganze in Frage stehende Gebiet anderweitig orientiert hat, genügen zur Klärung der von Clauß gebrachten Begriffe die Bilderbeigaben, die technisch nebenbei ausgezeichnet sind, vollauf. Auch halten wir die Methode von Stil zu sprechen darum für sehr wertvoll und fruchtbar, als damit dem einzelnen „Stil" ein viel größeres Recht widerfährt, als es je durch den Begriff der Rasse — der ja an sich mehr als unklar ist — möglich ist. Es wird damit die Eigenlebendigkeit des einzelnen Stils ins rechte Licht gerückt und zwar von seiner eigenen Gesetzlichkeit her und nicht von einem imaginären „Wahrheits"standpunkt oder einer politischen Warte.

Mit Befriedigung stellt man weiterhin fest, daß sich der Begriffsinhalt der klagesschen Leib-Seele-Einheit — wenn auch bei Clauß leider anonym — durchsetzt und daß man auch auf dem Gebiet der stilmäßigen Rasseforschung auf der Basis einer Ausdruckslehre aufbaut. Bei diesen Grundlagen liegt der weitere Wert des Buches darin, daß das beigebrachte Bildmaterial mit Ausnahme von einigen Architekturaufnahmen und drei oder vier andern Abbildungen, d. h. also überall da wo es wesentlich darauf ankommt, sich ausschließlich aus eigenen, sehr gut ausgewählten und sehr einprägsamen, dazu außerordentlich aufs Typische gesehenen Aufnahmen des Verfassers zusammensetzt, was den Publikationen die notwendige Einheit verleiht und dem Text den gehörigen, unterstützenden Ausdruck.

Wir empfehlen die beiden Bücher als erste Grundlage einer „..." vernünftigen Rassenforschung allen, denen es wirklich ernst damit ist und den alten Fanatikern als Möglichkeit einer Revision ihrer vielleicht etwas angestaubten Weisheiten.

Dr. Walthari Dietz, Frankf. a. M.

Ludwig Klages, Mensch und Erde

3. erweiterte Auflage. 181 Seiten. E. Diederichs, Jena 1929

Die Neuauflage von „Mensch und Erde", welche Aufsatzsammlung den leichtest zugänglichen Einblick in Klages' Lebenslehre bietet, ist durch Aufnahme von zwei Abhandlungen erweitert worden: „Über Conrad Ferdinand Meyers Gedichte", worin Klages seine einzigartige Bewertung und Interpretation der Dichtungen von neuem bewährt. In denselben Umkreis gehören auch die beiden andern bekannten Stücke über „Wilhem Jordan" und die „Bemerkungen über die Schranken des Goetheschen Menschen", wenngleich letztere zum philosophischen Kerne der Klagesschen Lehre bereits näher heranführen. Diesem Kerne soll denn hier unsere Be-

Digitized by Google

achtung vorzüglich gelten; und im Hinblick darauf muß das andere neue Stück, der „Brief über Ethik" als eine durchaus entscheidende, wesentliche und zum Dank verpflichtende Ergänzung der drei andern Aufsätze „Mensch und Erde", „Bewußtsein und Leben", „Über den Begriff der Persönlichkeit" betrachtet werden. Klages rechtfertigt die Aufnahme eben jenes Briefes mit dem Hinweise, „daß, wie es scheint, nicht allzu viele seiner Leser die Tiefe der Kluft zwischen dem Weltbild des Verfassers und den Zielen jeder Art von ‚Humanismus' völlig zu bemerken vermochten". Jetzt wenigstens kann darüber unmöglich mehr ein Zweifel bestehen, denn die radikale Eindeutigkeit in der Abrechnung mit aller Ethik läßt an Entschiedenheit nichts zu wünschen übrig: „Der kategorische Imperativ ist mithin die kategorische Verneinung der Vitalität" (123). Zu fragen wäre hier am Ende vielleicht, ob Klages alle möglichen „Ethiken" trifft — wir lassen es dahingestellt. Er selbst ersetzt sie durch die „Fürsorge für das Leben", zu welcher — sozusagen als „Hauptnährmittel der Seele" — dem esoterischen Seelenführer „das Wunder, die Liebe und das Vorbild" (129) zu Gebote stehen.

Wenn der Referent sich die Freiheit einer sog. „kritischen Stellungnahme" erlaubt, so aus der Erwägung heraus: daß das laute Loben eine schlechte und überdies verlogene Art des Dankes sei, der einem Denker gebührt. Wir haben aber alle Gründe, Klages dankbar zu sein — eben deshalb zwingt uns die Treue, dort den eigenen Weg zu gehen, wo es die Einsicht verlangt, auf die Gefahr hin, daß das Nicht-mehr-mitgehen-können lediglich in einer individuell, nicht sachlich bedingten Grenze wurzelt. Von der schlechthinnigen Richtigkeit des unversöhnlichen Gegensatzes von Leben und Bewußtsein, Seele und Geist als zur Erklärung der geschichtlichen Menschheit anzunehmender Mächte haben wir uns vor allem durch Klages und durch eigene Arbeit überzeugen lassen; es ist nebensächlich, ob z. B. Aristoteles u. a. bereits der gleichen Meinung waren — in der gegenwärtigen Psychologie jedenfalls bricht sie sich erst seit kurzem langsam Bahn und ausschließlich dank Klages'. „Dieses," — d. h. die prinzipielle Scheidung von Seele und Geist — „wie gesagt, läßt sich beweisen und wurde bewiesen. Dagegen läßt sich allerdings nicht beweisen, daß und warum man für die eine oder die andre der beiden Mächte Partei ergreifen müsse, und es bleibt daher der persönlichen Artung anheimgestellt, welche ihrer beiden man für die aufbauende, welche für die abbauende halten will" (118/119). Zugegeben selbst, daß allein die Seele schöpferisch, aufbauend ist — auch dies halten wir für unbedingt richtig. Die Entscheidung nun für das Leben kann aus seelischem Reichtum geschehen wie bei Klages oder aus Sehnsucht danach, oder aus Ärmlichkeit und Kleinheit an Leben und Geist wie bei einigen der sog. „Anhänger", die sich in nachgeahmten, unechten Worträuschen sowohl über die Magerkeit ihrer Seele wie über die Leere ihres Geistes hinwegtäuschen. Dieselben Motive und ideologischen Selbstauslegungen können auch die übliche „christliche" Entscheidung für den Geist begründen. Aber ist nicht das eine wie das andere eine Treulosigkeit, ein Selbstverrat des Menschen? Flieht er nicht sowohl im Ver-

Digitized by Google

sinken in der Vergangenheit, im Anheimfallen an das Schauen der Bilder wie in der Verherrlichung des vermeintlichen geistigen Fortschrittes vor dem eigenen unausweichlichen Schicksal in feigem Wegsehen? Wir glauben a. a. O. zeigen zu können, daß der Ursprung des Bewußtseins — den Begriff im allein angemessenen Sinn von Klages und Palágyi verstanden — und somit des Geistes in einem „Innewerden" des reinen bewußtlosen Lebens seines eigenen Todes, in einem „vorlaufenden Einbrechen" des letzteren in jenes als dessen bevorstehende, unausweichliche Möglichkeit des Nichtigwerdens interpretiert werden muß. Der Geist ist faktisch der „Künder" des Todes. Aber das Sterben, der Tod gehört selbst wesenhaft zum Leben: und dieses übersieht Klages so gut wie alle Unsterblichkeitslehren. Deshalb z. B. seine Statuierung eines kosmischen All-Lebens. Was Nietzsche — der eigentliche Wendepunkt — „das neue Grundgefühl: unsere endgültige Vergänglichkeit" (Morgenröthe, Aph. 49) heißt, ist bislang nicht annähernd in seiner Tiefe geahnt, geschweige denn ausdrücklich verstanden worden. Freilich hat sich der Geist seit Jahrtausenden seinen übrigens nicht weiter zu erhellenden Ursprung aus dem Tode verborgen und sich teilweise die Eigenschaften des Lebens zugelegt — Gott, das Himmelreich u. a. sind Zeugen dafür. Er hat überdies das Leben als „Schuld", „Sünde" usw. verdammt und damit die Sicherung vor dem Sich-selbst-durchschauen ins Grenzenlose gesteigert: er nämlich, genauer der Tod ist in Wahrheit das „Urböse", die „Schuld" — wenn man schon ein ontologisches Faktum moralisch interpretieren will. Das „Paradies", das „unsterbliche Leben" usw. sind samt und sonders Bilder der Sehnsucht und der Angst davor, den Tod als das zu sehen, was er faktisch ist: das endgültige Ende.

Aus diesen naturgemäß nur kärglichen dogmatischen Andeutungen wird man verstehen, warum uns sowohl die Klagessche Parteinahme für das Leben und gegen den Geist wie die allgemein verbreitete umgekehrte wie schließlich eine angestrebte „Harmonisierung" beider Mächte als Flucht erscheint: in allem verbirgt sich der Mensch seine Existenz als unausweichliches „Sein zum Tode" (Heidegger). Es will uns jedoch vorkommen, daß es eine einzige Forderung gibt, die an den Menschen zu stellen ist und die er auszuhalten hat: sich selbst treu zu bleiben, dieses gebrochene, unausweichlich tragisch zerrissene, durch und durch fragwürdige Wesen faktisch, täuschungslos zu sein und daraus zu leben, so gut es geht. Schwerlich dürfte es ihm noch anheimgegeben sein, wahrhaftig und ohne Flucht sich ins bewußtlose, reine Leben zu verlieren, auch wenn ihn das Heimweh danach noch so heftig überfällt. Dies der Grund, warum wir zwar nicht die Erkennung der Gegensätzlichkeit von Seele und Geist durch Klages, wohl jedoch dessen Wertentscheidung für eine fliehende, angstgeborene Täuschung vor dem Faktum des Todes halten. Aber es ist möglich, daß wir selbst einer Täuschung verfallen sind.

Kunz (Binningen-Basel).

Digitized by Google

Walter F. Otto, Die Götter Griechenlands

Das Bild des Göttlichen im Spiegel des griechischen Geistes.
Friedrich Cohen, Verlag, Bonn. 371 Seiten. Geheftet 12.— M., gebunden 15.— M.

Die antike Reinheit des frommen und ehrfürchtigen Geistes, der uns die Götter Griechenlands wieder in ihrer Ganzheit und Fülle darzustellen weiß, ermißt man am besten an der Art, wie er die homerische Welt, die „objektive" Weltanschauung gegen die „magische" dem Element verhaftete des alten Daseins abhebt, ohne das alte Recht der Erdgötter zu schmälern und ohne sie auch da zu verleugnen, wo ihre ewige Geltung von neuen Normen überdeckt wird. Ein gradliniger, nicht durch Problematik zerrissener Geist war nötig, hier statt zersprengender Analyse die Zusammenschau zu bieten, die allein der grandiosen Plastik des griechischen Denkens gerecht wird.

Von den Wunder- und Zaubermythen, denen das Erstaunlichste und Gewaltigste allein befriedigend blieb, von Religion und Mythos der Vorzeit (II) führt das erwachende Selbstbewußtsein und die Selbsterkenntnis des Geistes zu den olympischen Göttergestalten (III), deren jede als eine geschlossene Welt für sich nicht mehr ein wunderbares Geschehen und Können, sondern ein natürliches, doch eben darum heiliges Sein, eine Gestalt in geistig-sinnlicher Einheit darstellt. Das Wesen der neuen Götter als Geist und Gestalt wird in Verbindung und Gegenspiel mit den alten Mächten im IV. Teil erfaßt, in dem über den Totenkult und seinen Wandel in homerischer Zeit wohl das Tiefste und Klarste zu lesen ist, was über diese schwierige Frage gesagt werden kann. Die Heiligung von Sein und Geschehen im Lichte der Götteroffenbarung (V) wird als Ehrfurcht vor dem Wunder des natürlichen Seins, vor der Erscheinung als Wirklichkeit erkannt und von der Heiligung magischer (orientalischer) Religionen durchaus unterschieden, die eine von außen wirkende Gottheit voraussetzen und allein im Durchbrechen des strengen Maßes, der Gesetzlichkeit der Natur, ein Wunder zu erleben wissen, während dem Griechen das Wunder der rechten Entscheidung — oder auch das Rätsel des Fehlens gegen besseres Wissen — das Eingreifen eines Gottes in das menschliche Leben enthüllt. Gleichwohl bleiben die beiden Reiche, bleiben Gott und Mensch (VI) ihrem Wesen nach getrennt und was uns als die lauterste Erscheinung des Menschenwesens und seine höchste Verklärung aus dem Götterbild groß und bedeutend anblickt (S. 297) ist nicht das Ziel des unvollkommenen Sterblichen, sondern das unverrückbare Maß seines Lebens. Unerbittlich aber steht über Menschen und Göttern das Schicksal (VII) als das dunkle Nein, dem jedes Ende unterliegt, gegen dessen Macht auch die Götter des Lebens, die Ja-sagenden, helfenden und fördernden, sich nicht erheben, um nicht die unverbrüchliche Ordnung zu verletzen. So verlassen sie den dem Tode verfallenen Menschen, ja scheinen selbst sich in den Dienst des Schicksals zu stellen, doch nur um die letzten Lebensaugenblicke ihrer Freunde noch einmal in um so helleren Glanz zu tauchen. Denn dem Tode und den Toten bleiben sie fern, nur innerhalb des Lebens gilt ihre Macht.

Digitized by Google

So schließt der Kreislauf des Buches mit den dunklen Urmächten, mit denen er begann: die ewigen Gegebenheiten des vegetativen, des „natürlichen", dem Element verhafteten Daseins, Anfang und Ende, Geburt und Tod — das ist der Herrschaftsbereich des Schicksals, das, nachtgeboren und in weiblicher Form (häufig auch in der Mehrzahl vorgestellt), seine Herkunft aus der alten Erdreligion deutlich erweist. Innerhalb des Lebens aber, des selbstbewußten und zum Geist erwachten, des tätigen und schaffenden Lebens, herrschen die Lichtgestalten, denen der Mensch begegnet, wenn er „auf dem Wege" ist, die ihm helfen im Kampf gegen den Tod, solange sein Tag der Bestimmung noch nicht da ist. Nur in Andeutungen kann hier versucht werden, eine Vorstellung zu vermitteln von dem Gehalt dieses Buches, dessen lebendige Fülle in ebendem Maße positiv ist, als die vor Jahren erschienene, vorarbeitende und wegbereitende Studie: Der Geist der Antike und die christliche Welt (Cohen, Bonn 1923) der negativen Abgrenzung gegen das Christentum galt (dem O. freilich nicht ebenso gerecht geworden ist, wenn er es, auf Nietzsches Spuren, einseitig unter paulinischem und protestantischem Aspekt sah, ohne es in seiner Ganzheit, als im Werden sich wandelnde geschichtliche Erscheinung, als „Welt" zu umgreifen). Um so klarer, reiner und geschlossener erscheint nun die Schilderung der griechischen Welt, deren grandiose Einheit uns der Verfasser zur lebendigen Anschauung bringt, ohne die Mannigfaltigkeit innerhalb dieses Bildes zu vergewaltigen.

Dr. V.

Nicolaus von Arseniew, Die russische Literatur der Neuzeit und Gegenwart in ihren geistigen Zusammenhängen

In Einzeldarstellungen. (Die Literaturen der Gegenwart.) Dioskuren-Verlag, Mainz. Leinen 12.— M., broschiert 9.— M.

Zur Erkenntnis und Beurteilung der Probleme des Ostens, insonderheit der russischen Psyche hat Arseniew in dankenswerter Weise ein neues Hilfsmittel geschaffen durch seine fesselnde Darstellung der neueren und neuesten russischen Literatur. Indem er die großen Persönlichkeiten schildert und zugleich die geistigen Zusammenhänge aufzuzeigen bemüht ist, erkennt er drei mehr oder weniger scharf zu trennende Hauptströmungen des geistigen Lebens seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts: die religiös-nationale, die rein künstlerische und die politisch-soziale, deren verschiedenen Äußerungsformen er von Dostojevski bis zu den jüngsten Sowjet-Dichtern nachgeht. Der Psychologe findet sich durch manche interessante und neue Einblicke bereichert. Dr. V.

Digitized by Google

Anthologie jüngster Lyrik

Herausgegeben von Willi Fehse und Klaus Mann. Geleitwort von Rudolf G. Binding. Neue Folge. Gebrüder Enoch Verlag, Hamburg. 162 Seiten.

Aus etwa 7000 Gedichten haben die Herausgeber 100 als die besten ausgewählt, wobei es ihnen darauf ankam, die verschiedensten Elemente, sobald nur ein neuer und eigener Ton spürbar schien, aufzuführen. So finden sich Verse von in jeder Hinsicht ungleichem Niveau zusammen, verbunden allein durch die Not der gemeinsamen Ratlosigkeit und das — meist ernstliche — Bestreben, ihrer Herr zu werden. Die glücklichsten Funde zeigen sich, wo die Sucht nach Originalität am geringsten ist. Da gelingen selbst schöne und reine Töne, die ein tiefes Erlebnis in künstlerischer Bändigung erkennen lassen. Dr. V.

Guy de Pourtalès, König Hamlet. Ludwig II. von Bayern

Deutsch von Hermann Fauler. Urban-Verlag, Freiburg. Leinen 8.50 M., broschiert 6.— M., Leder 12.— M.

Zwei gefährliche Klippen, an denen die meisten bisherigen Darstellungen Ludwigs II. scheiterten, hat der Verf. aufs glücklichste umgangen: er verfällt weder der so beliebten Auskunft, den König als geisteskrank einfach abzutun, und er verzichtet auf die nicht minder billige Erklärung seiner Eigenart aus sexuellen Fehlbildungen. Nur so ließ sich eine würdige Darstellung dieses letzten, im Drang nach Schönheit und Größe, Glanz und Ruhm unfruchtbar sich verzehrenden Königs schaffen. — Gegenüber einer solchen schönen und bedeutenden Leistung mag man kleine Schwächen gern übersehen, übersehen selbst, daß der Verf. nicht immer genügend in die Tiefe geht, und daß er der dritten Gefahr nicht gleich glücklich begegnet: dem bloß geschmäcklerischen Interesse an der sonderbaren Erscheinung. So hätte der Charakter der Zeit mehr unterstrichen werden dürfen, gegen die sich Ludwig weniger als schönes Bild, denn als tragisches Opfer abhebt. Dr. V.

Samuel A. Tannenbaum M. D., Problems in Shakespeares Penmanship

Including a study of the poet's will. New York 1917. XVI. 241 Seiten

Für alle, die in der Schrift einen Ausdruck des Lebens sehen, ist es ein bleibender Schmerz, daß die Handschrift des größten Dramatikers nur durch sieben Unterschriften vertreten ist, von denen eine angezweifelt wird und drei unvollständig, verwischt oder fast gänzlich zerstört sind. Der Verf., der offenbar über eine gründliche Kenntnis des zeitgenössischen Schriftcharakters verfügt, setzt sich in dem schön ausgestatteten, mit vergrößerten Faksimiles der Unterschriften, einem Halfton-Faksimile des Testaments und

Digitized by Google

gut reproduziertem Vergleichsmaterial versehenen Buch mit den früheren Begutachtern von Sh.s Handschrift, so vornehmlich Greenwood, Thompson, Halliwell-Philipps, Lee, Leftwich, auseinander, tritt für die Echtheit der sog. „Montaigne"-Unterschrift ein und glaubt nachweisen zu können, daß die zwei in „The Booke of Sir Thomas Moore" (worüber eine Sonderpublikation vom gl. Verf. N. Y. 1927) Sh. zugeschriebenen Blätter nicht von ihm geschrieben sein können. Auf die Graphologie, die er eine „im großen und ganzen völlig wertlose Pseudowissenschaft" nennt, ist der Verf. schlecht zu sprechen, kennt aber anscheinend nicht viel mehr von ihr als die wenig glückliche Shakespeare-Bacon-Nummer des längst entschlafenen „Menschenkenner". Er selbst nennt seine Wissenschaft Graphiologie oder Bibliotik. Jedem, der sich mit Handschriften aus der Zeit Elisabeths beschäftigt, bietet das Buch mit seinen äußerst sorgfältig ausgeführten Untersuchungen, sowie den zahlreichen Literatur- und Quellennachweisen ein überaus wertvolles Hilfsmittel. St.

Paul Ranschburg, Die Lese- und Schreibstörungen des Kindesalters

Halle a. d. Saale, 1928. — Verlag C. Marhold. — 314 Seiten

Die Psychologie, Physiologie, Pathologie und Therapie der kindlichen Schreib- und Lesestörungen hat hier eine umfassende Darstellung gefunden, die hauptsächlich heilpädagogischen Zwecken dienen soll. Die Gesichtspunkte sind jedoch so weit gewählt, daß das Werk auch für die Grenzgebiete, vor allem die Sprachwissenschaften und die Charakterologie, in gleicher Weise wichtig und bedeutsam erscheint. Das Buch sei daher besonders den praktischen Graphologen zu fruchtbarster Weiterbildung empfohlen! Dr. W. Rink.

F. Baumgarten, Die Berufseignungsprüfungen

München und Berlin, 1928. — Verlag R. Oldenburg. — 742 Seiten

Dieses sehr sorgfältig durchgearbeitete, das bisher vorliegende wesentliche Material ziemlich vollständig erfassende, mit vielen Bildern versehene Werk wird noch lange zu den Standardwerken der Berufsberatung zählen. Der allgemeine Teil bringt eine ausgezeichnete Methodologie der Eignungsprüfung; der spezielle Teil enthält Anweisungen für die praktische Prüfung der Eignung für die einzelnen Berufe. Ein großer Vorzug vor vielen anderen psychotechnischen Spezialwerken ist es, daß das Persönlichkeitsganze stets in den Vordergrund gestellt und als determinierend beachtet wird, daß mithin eine stark betonte charakterologische Einstellung vorhanden ist! Theorie und Praxis sind in seltener Harmonie und Vollständigkeit vereint. Besonders hingewiesen sei auf das wertvolle, sehr reichhaltige Literaturverzeichnis, das die Weiterarbeit auf diesem Gebiete ungemein

Digitized by Google

erleichtert. Auch die ausländischen Prüfmethoden gelangen zur Darstellung, so daß eine nicht häufig anzutreffende Vollständigkeit resultiert. Man wird im einzelnen Fall der Praxis sicherlich immer wieder mit großem Nutzen in dem vom Verlag recht handlich ausgestatteten Werke nachschlagen, das unbedingt in die Bibliothek jedes Fachmannes gehört!

Dr. W. Rink.

Begriff und Gestalt

In der Internationalen Gesellschaft für empirische Philosophie, Ortsgruppe Berlin, sprach Prof. Josef Petzoldt von der Berliner Technischen Hochschule über seine „Theorie der Begriffe", deren Entstehung durch die Schule von Avenarius, insbesondere durch dessen „Kritik der reinen Erfahrung", stark beeinflußt ist. Petzoldt unterscheidet neben der Psychologie der Wahrnehmungen und Vorstellungen eine Psychologie des reinen Denkens, welch letzteres von ihm als eine Elementarfunktion aufgefaßt wird. Die Begriffe sind nach ihm besondere psychologische Qualitäten und zwar kommen ihnen reale, unanschauliche, nicht ableitbare, unzerlegbare Attribute zu. Kennzeichnend für die Begriffe sind ferner ihre Transponierbarkeit oder Allgemeinheit, ihre Ausdehnungstendenz sowie ihre Schichtung (Über- bzw. Unterordnung). Diese Eigenschaften der Begriffe machen eine scharfe Trennung = Definition unumgänglich. Petzoldt will auch die Gestaltqualitäten lediglich als Begriffe betrachten! Auf dieser Grundlage (gegen die sich manche Einwände machen ließen! Ref.) gab er eine Kritik der Gestalttheorie. — An den Beispielen der optischen Inversionen wurde die Labilität unserer Empfindungen demonstriert. Die Außenwelt wäre danach also nichts absolut Gegebenes; Wahrnehmungen sind eine Kombination von Außenwelteinflüssen und endogenen Reaktionen. Die biologische Fähigkeit der Organismen, Begriffe zu bilden, ist der Fähigkeit gleichzusetzen, auf eine Gruppe verschiedener Reize mit derselben Antwort zu reagieren, sie ist also zur Erhaltung des Lebens sehr wichtig. Die Begriffsbildung ist gewissermaßen eine Überkompensation der Reize analog der überschießenden Antitoxinbildung. — Weitere Eigenschaften der Begriffe ergeben sich daraus, daß jeder Begriff einen Gegenbegriff hat (Begriffspaare), sowie aus der Reihenbildung und Korrelativität der Begriffe. Der Vortragende betonte, daß auch die Theorie der Begriffe ein Beispiel dafür sei, daß das biologische Denken weiter führe als das rationalistische Denken. Dr. W. Rink.

Über die Zusammenarbeit der Physiognomik mit der Psychotechnik

sprach Dr. R. W. Schulte von der Psychotechnischen Hauptprüfungsstelle für Sport und Berufskunde der Preußischen Hochschule für Leibes-

Digitized by Google

übungen im Rahmen der Berliner Physiognomischen Studien-Gesellschaft. Der Vortragende betonte den Wert einer Beobachtung der Arbeitsvorgänge für die Physiognomik, besonders für die Mimik. Die differentielle praktische Psychologie kann nach seiner Ansicht für die Physiognomik sehr fruchtbar gemacht werden. An einer langen Reihe von Lichtbildern wurden die psychotechnischen Methoden zur Menschenkenntnis im Beruf und Sport eingehend erläutert. Einige kleine praktische Versuche zeigten, wie man die Reaktionen eines Menschen auf irgendwelche Außenreize bzw. Aufgabenstellungen zu einer charakterologischen Deutung verwerten kann. Sehr interessant waren die vom Vortragenden zum Schluß demonstrierten, kurvenmäßig dargestellten psychologischen Profile, die das Resultat der Kombination einer ganzen Anzahl psychotechnischer Methoden darstellten. — In der Diskussion forderte Dr. Rink eine scharfe begriffstheoretische Trennung von Physiognomik und Psychotechnik im Interesse einer geregelten Zusammenarbeit, besonders hinsichtlich der Berufsberatung; Leistungs- und Gestaltpsychologie seien prinzipiell verschiedene Methoden; notwendig sei vor allem auch die Schaffung einer elementaren Terminologie im Sinne Hoffmanns. Die Untersuchung des Zusammenhanges zwischen Physiognomie und Beruf sei heute praktisch sehr erschwert, da der Realisierung der Berufswünsche vielfach wirtschaftliche Hemmungen entgegenstünden. — Über die Frage eines Berufsgesichtes sprachen sodann noch Prof. Friedenthal und Dr. Cohn-Guben. Dr. W. Rink.

Vererbungslehre und theoretische Biologie

Prof. Richard Goldschmidt vom Dahlemer Institut sprach in einer Sitzung der Internationalen Gesellschaft für empirische Philosophie, Ortsgruppe Berlin, über das obige Thema. — Die Basis der Vererbung ist das Gen, das wahrscheinlich in den Chromosomen des Zellkerns lokalisiert ist, dessen Natur wir aber noch nicht genau kennen; vielleicht handelt es sich beim Gen um einen Autokatalysator. Der Mendelismus ist eine statische Genetik; die Goldschmidtschen Forschungen versuchen, auch die dynamische Genetik zu klären. Die Dynamik der Vererbung hat die Auswirkung der vererbten Gene zu erklären; bei dieser Auswirkung sind die Gene nicht allein richtunggebend, wie sie ja auch nur ein Teil des Zellganzen sind. — Das Geschlecht eines Menschen wird im Moment der Befruchtung bestimmt und zwar durch folgende Faktoren: 1. Durch das Quantitätsverhältnis der männlichen und weiblichen Gene, 2. die Geschwindigkeit der von ihnen bedingten Reaktionen und 3. den Zeitpunkt des Endes der Differenzierung. Der Schnittpunkt dieser 3 Faktoren ist gewissermaßen der Determinationspunkt der Entwicklung; vor ihm handelt es sich um ein offenes System, d. h. bei Störungen kommt es zu einer ortsgemäßen Entwicklung der Zellen, nach dem Determinationspunkt handelt es sich um ein geschlossenes System, d. h. auch bei einer Störung erfolgt eine herkunftsgemäße Entwicklung der Zellen. Die

Digitized by Google

definitive Determination besteht in einer Ordnung der vorher ungeordneten Masse, z. B. nach der Polarität oben — unten, rechts — links usw. usw. Die erwähnten drei Faktoren sind nicht nur für das Geschlecht, sondern für die Entwicklung des Phänotypus überhaupt gültig. Entwicklung besteht in der Bildung einer Reihe von stofflichen Untersystemen oder m. a. W. in der Herstellung von spezifischen Mustern, was der Vortragende an den Beispielen bestimmter Schmetterlingsarten demonstrierte. Der Anlage von Musterfeldern, also der Differenzierung liegt ein bestimmter Schichtungsvorgang zugrunde, welcher der Bildung der sogenannten Liesegangschen Ringe in kolloiden Systemen analog ist. Nicht die Zelle ist die Einheit bei der Entwicklung, sondern die Ganzheit jeder Entwicklungsstufe. Das Gen kann aufgefaßt werden als Katalysator dieses quantitativ, zeitlich und auch örtlich bestimmten Reaktionssystems. — Der Vortragende betonte am Schluß die mechanistische, auf chemischen Prinzipien fundierte Natur seiner Theorie; hypothetische Entelechien usw. sind nach seiner Ansicht entbehrlich! Dr. W. Rink.

Das Gesicht — ein Gleichnis

Unter diesem Titel versuchte Dr. Rolf Reißmann in der Berliner Lavatergesellschaft die Physiognomik philosophisch zu unterbauen. Das Wort „Gesicht" hat eine doppelte Bedeutung: als physiologischer Komplex und als Offenbarung, Vision (z. B.: er hatte ein „Gesicht".). Das Gesicht, in dem sich das Urbild eines Menschen offenbart, verhält sich zu seinem Träger wie dessen Gleichnis. Das Setzen physiologischer Kausalitäten genügt zu Erklärungen nicht; das Lebendige hat ein Besonderes durch das „Immerwiederanderssein". Formen sind räumliche Rhythmen; daher werden auch kleinste Variationen bei ihnen empfunden, wie man z. B. Originalzeichnung und Kopie trotz meßbarer Gleichheit stets genau zu unterscheiden vermag und wie ferner die interessanten Versuche Crépieux-Jamins über das Schreiben und Wiedererkennen von Ziffern zeigen. Den Formen entsprechen die Zahlen, die in der Antike als Rhythmus und Symbol, heute aber nur als Meßeinheiten aufgefaßt werden. Zahl und Form sind in uns organisch vorgebildet, und mit diesen lebendigen Vorformen beschäftigt sich die Physiognomik (Grenze gegenüber der Physiologie). Auch den in der Medizin gebräuchlichen Korrelations- oder Korrespondenzbegriff, der auf die Erfassung von Ganzheitszusammenhängen abgestellt ist, will Reißmann auf die Existenz solcher Vorformen zurückführen. Das Gesicht ist physiognomisch am leichtesten lesbar, da sich dort die meisten Sinnesorgane befinden.

In der Diskussion sprach Dr. Tritsch über die Wandlungen des Kausalitätsbegriffes. Dr. Rink machte darauf aufmerksam, daß kausale und physiognomische Betrachtungsweisen, die auf der Polarität von Funktion und Ausdruck beruhen, nur verschiedene Betrachtungsweisen am gleichen Objekt sind. Dr. W. Rink.

Digitized by Google

Physiognomik und Psychotechnik

In dem Berliner Institut von Sophus Jessen sprach Dr. Rolf Reißmann über „Ausdruck und Ausdrucksmessung". Die Physiognomik, die Urform der Menschenkenntnis, geht aus von den lebendigen Formen, u. zw. intuitiv schauend ohne nähere Analyse, rein beschreibend. Die Psychotechnik dagegen geht ohne Intuition, lediglich messend vor und versucht, von exogen gesetzten Leistungsnormen aus Rückschlüsse auf die Individuen zu machen, ohne deren Einmaligkeit zu berücksichtigen. Die Leistungsfähigkeit ist vom philosophischen Standpunkt aus unbedeutender, sekundärer als das Sein. Soweit sich die Psychotechnik auf die Prüfung einzelner Eigenschaften und Eignungen beschränkt, ist sie durchaus berechtigt; bei der Erfassung von Ganzheiten muß sie nach Ansicht Reißmanns dagegen versagen, denn sie setzt aus Einzelheiten nur ein „panoramatisches Bild" zusammen, ohne zu dem Totalbild zu gelangen, wie es die Physiognomik hat. Die psychotechnisch geprüften Eigenschaften sind starken situationsbedingten Einflüssen unterworfen (analog der Examenspsychose); auch die Art des Experimentators spielt eine große Rolle. Über die Abgrenzbarkeit der einzelnen Eigenschaften sind in der Psychotechnik vielfach falsche Vorstellungen anzutreffen, die Ähnlichkeit mit den verfehlten Lokalisationsversuchen Galls haben. In den psychotechnischen Kurven fehlt der Bezugspunkt der Persönlichkeit. Die starren Regeln der Psychotechnik werden in der Physiognomik gewissermaßen durch elastischere Indikationen ersetzt, die den grundlegenden rhythmischen Momenten Rechnung tragen. Eine Zusammenarbeit zwischen Physiognomik und Psychotechnik wurde vom Vortragenden als unfruchtbar und aussichtslos abgelehnt!

Der Abend war als Antwort auf einen Vortrag von R. W. Schulte über das gleiche Thema gedacht, der kürzlich hier ebenfalls referiert wurde. Leider unterliefen dem Redner durchaus unnötige sachliche und persönliche Schärfen, die in der Diskussion von Dr. Rink als unberechtigt zurückgewiesen wurden, der ferner darauf hinwies, daß es sich zwar um Methoden handle, die nicht nur modal, sondern auch qualitativ verschieden seien, indem die Physiognomik die sinnvolle Reizverwertung betrachte, während die Psychotechnik sich auf die Tatsachen und Abläufe der Reizwahrnehmung beschränke, daß aber eine Zusammenarbeit durchaus anzustreben sei!

Dr. W. Rink.

Schicksalsidee, Schicksalsbefragung und Charakterkunde

Mit dem Begriff des Schicksals beschäftigten sich zwei interessante Vorträge im Rahmen des Charakterologischen Institutes Sophus Jessen in Berlin. — Dr. Walther Tritsch sprach über die philosophischen Grundlagen der Schicksalsidee. Im Lauf der Entwicklung haben sich Schicksalsbegriff und dessen Träger mehrfach gewandelt. Vom heutigen

Digitized by Google

naturwissenschaftlichen Standpunkt aus kann man die frühere Welt der Wunder nicht mehr beurteilen. Mit dem allmählichen Herauslösen des Menschen aus der Gemeinschaft sind die Inhalte der Schicksalsidee verlorengegangen. Der Wunderbegriff ist zu einer Denkunmöglichkeit geworden. Die mythische Welt war stabil, die heutige ist labil, wie jeder Kapitalismus seinem Wesen nach nicht stabil sein kann. Es erhebt sich daher die Frage, ob Schicksalsbefragung überhaupt noch möglich ist und in welcher Form! Denn trotz des Mangels eines stabilen Lebens fragt man heute wieder nach physiognomisch oder astrologisch determiniertem Schicksal. Die physiognomische Methode bezeichnet Tritsch als endogene Schicksalsbefragung, weil sie aus einem Teil das Ganze zu erkennen versucht, die astrologische Methode als exogene Schicksalsbefragung, weil sie vom Ganzen auf einen Teil schließt. Der Mensch, als das deutende Tier, konstatiert überall Zusammenhänge, sei es als Sinn, Ursache, Funktion oder statistische Wahrscheinlichkeit. Als rationale Denkoperation ist Schicksalsbefragung unvollziehbar weil antinomisch. Freilich gibt es verschiedene Ebenen des Denkens, die prinzipiell getrennt bleiben müssen. Für den Menschen, der imstande ist, den antinomischen Boden zu verlassen, würde Schicksalsbefragung vielleicht wieder möglich werden!

In einem zweiten Vortrage versuchte Sophus Jessen, aus der Naturphilosophie von M. Palagyi heraus den Schicksalsgedanken zu entwickeln und an dem konkreten Beispiel der Chirologie zu demonstrieren.

Beiden Vorträgen folgten angeregte Diskussionen, die ein lebendiges Beispiel für das brennende Interesse des heutigen Menschen an dem Schicksalsbegriff waren. Dr. W. Rink.

Das jüdische Gesicht

In der Berliner Physiognomischen Studiengesellschaft behandelten drei Redner die Frage, ob ein jüdischer Typus im Gesicht erkennbar sei oder nicht. Zunächst referierte Dr. Arthur Czellitzer über seine methodologisch interessanten Untersuchungen an Paßbildern von Ostjuden (Männer von 20—40 Jahren ohne weitere Auswahl) sowie an Abbildungen prominenter Westjuden aus illustrierten Blättern; die Beurteiler der Bilder bezeichneten nur 28% der Ost- und 30% der Westjuden als ausgesprochen jüdisch aussehend. Der Vortragende hält die Feststellung der Variationsgrenzen der jüdischen Gesichter für wichtiger als eine fiktive Durchschnittsbildung; nach seiner Ansicht hat eine Konstanz durch die Zeit und durch den Raum nicht statt, das jüdische Gesicht paßt sich vielmehr in auffallender Weise seiner Umgebung an (womit aber noch nicht bewiesen ist, daß es kein jüdisches Gesicht gibt! — Ref.), Mischehen, Klima, Moden usw. spielen eine große Rolle. Die europäischen Juden zerfallen in etwa 10% Sephardin (besonders in der Türkei, Saloniki) und 90% Aschkenasin, auf welch letztere sich die Untersuchungen des Vortragenden beziehen. Die als typisch angesprochene jüdische Nase findet sich nur in 10% aller Fälle, charakteristischer seien Lippenbildung und Augenstellung.

Digitized by Google

Der zweite Redner des Abends, Prof. Friedenthal, ging auf die Veränderung des Judentypus in Amerika ein. Konstitution, Charakter und Typus sind ein Produkt aus Erbanlage und Umwelt. Der jüdische Typus ist durch eine stark individualisierende Tendenz ausgezeichnet. Die „rassigen" Typen entstehen meistens infolge Inzucht. Auch in nichtjüdischen Rassen sehen die Incesttypen „jüdischer" aus als die anderen. Der Jude ist eine Synthese von Hirten- und Jägertypus (Empfindungs- und Bewegungsmensch), der Bauerntyp (Tatsachenmensch) fehlt in ihm (? Ref.).

Dr. P. Cohn als letzter Redner bezeichnete die Juden als ein anthropologisches Bilderbuch; eine reine jüdische Rasse habe es nie gegeben, der Einschuß von fremdem Blut ins Judentum sei sehr stark. Das jüdische Gesicht sei orientalisch gebaut und trage den Ausdruck gewollter Gescheitheit und frühreifer Klugheit, habe aber keine besonderen spezifischen Merkmale.

Alle drei Vorträge wurden von reichem Lichtbildermaterial umrahmt. Eine Diskussion wurde von der geschickten Regie leider nicht für nötig befunden! Unangenehm fiel (nicht nur dem Referenten!) die offensichtliche Tendenz auf, die Existenz eines jüdischen Gesichtes aus der Welt zu schaffen, von dessen Vorhandensein man sich jedoch innerhalb der Versammlung und an den Lichtbildern zur Genüge überzeugen konnte! Darunter mußte leider die wissenschaftliche Objektivität leiden! Nur eins: Hätte man wenigstens die notwendige Trennung zwischen Judentum als Religionsform und Semitentum als Rasse vorgenommen, so hätte sich der eine Redner die in ihrer banalen Emphase blamable Exklamation sparen können: „Woher soll denn auch ein zum Judentum übergetretener Chinese ein jüdisches Gesicht bekommen!" Im Ganzen also: eine in ihrer Primitivität betrübliche Schiefheit und Verschleierung der exaktwissenschaftlichen Fragestellung, die dem jüdischen Gesicht keinen Vorteil bringt, seine Freunde aber mit Trauer erfüllt.

Karl Jarmer, Das Seelenleben der Fische

Verlag von R. Oldenbourg, München und Berlin 1928

Ein in seiner Problemstellung seltenes, höchst erwünschtes und erfreuliches Buch: es bringt eine Spezialanwendung der Philosophie und Psychologie Theodor Lessings auf den besonderen Fall der Fischseele. Der Verfasser verzichtet auf die Methoden der sogenannten „exakten" Tierpsychologie und stellt sich die Aufgabe: „Das Artgesetz der Fischseele, ihr sinnenfälliges Erscheinungsbild aus den körperlichen und Umwelt-Erscheinungen herauszukomponieren"; das heißt also mit anderen Worten: er treibt Ausdruckskunde und Physiognomik im wahrsten Sinne des Wortes. Die uralte Symbolik der Fische ist klar herausgearbeitet. Die Synthese zwischen wissenschaftlichem Denken und mythischer Schau ist in mustergültiger Weise durchgeführt. Das Buch sei jedem Charakterologen wärmstens empfohlen, denn es zeigt sehr deutlich, wie brauchbar und sogar notwendig die Physiognomik als Methode ist, wenn sie wissenschaftlich fundiert wird! Dr. W. Rink.

Digitized by Google

Müller de la Fuente, Das Rätsel Weib

Verlag Jul. Püttmann, Stuttgart 1928

Ein Beitrag zur Psychologie der Frau in allgemeinverständlicher und allgemeininteressierender Form. Vom Standpunkt des Kritikers aus wäre zu sagen, daß manche Probleme gar zu feuilletonistisch behandelt wurden. Den männlichen Leser wird auch die im großen und ganzen sehr feminine Betrachtungsweise des Verfassers stören, unter der stellenweise beinah die Objektivität zu leiden scheint! Im übrigen aber läßt sich das Büchlein sehr angenehm lesen. Interessant ist die Darstellung verschiedener weiblicher Typen, so der unverstandenen Frau, des dämonischen Weibes, der geistigen Frau und des mütterlichen Frauentyps. Dr. W. Rink.

Alfred Adler, Menschenkenntnis

2. verbesserte Auflage. — Verlag S. Hirzel, Leipzig 1928

Die schnelle und große Verbreitung, die die 1. Auflage dieses Adlerschen Buches gefunden hat, dürfte seine praktische Brauchbarkeit bewiesen haben. Die 2. Auflage arbeitet die individualpsychologischen Probleme der Menschenkenntnis noch schärfer heraus. Der allgemeine Teil deckt die Polarität der treibenden und bildenden Kräfte Minderwertigkeitsgefühl und Geltungsstreben auf; die Bedeutung sozialpsychologischer Einflüsse auf die Charakterbildung ist mit besonderer Ausführlichkeit behandelt, ebenso auch die Wichtigkeit einer richtigen Erziehung. Die 2. Hälfte des Buches beschäftigt sich mit der Lehre vom Charakter, insbesondere mit den verschiedenen Ausdrucksformen des Charakters, mit den Charakterzügen aggressiver und nicht aggressiver Natur, mit den trennenden und verbindenden Affekten usw. — Wenn das Werk auch naturgemäß alle Einseitigkeiten einer psychologischen „Schule" aufweist, so bringt es doch außerordentlich viele praktisch wertvolle Gesichtspunkte und sei daher nicht nur dem Charakterologen, sondern vor allem auch dem Arzte und dem Pädagogen empfohlen. Dr. W. Rink.

Diesem Heft liegen Prospekte nachstehender Firmen bei:
Julius Springer, Berlin
Felix Meiner, Leipzig
Junker & Dünnhaupt, Berlin-Steglitz
A. W. Zickfeldt, Osterwieck

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. med. et jur. Hans von Hattingberg, München, Ainmillerstr. 32, und Niels Kampmann, Heidelberg, Schloß-Wolfsbrunnenweg 62.
Gedruckt in der Offizin Haag-Drugulin A.-G. in Leipzig.

Digitized by Google

WALTER MUSCHG

DER DICHTERISCHE CHARAKTER

EINE STUDIE ÜBER ALBRECHT SCHAEFFERS „HELIANTH"

66 Seiten, broschiert RM. 3.50

Albrecht Schaeffers „Helianth" gehört nach Stoff und Stil unter die maßgebenden Leistungen der modernen deutschen Literatur. Er ist einer der jüngsten und mächtigsten Anläufe, die Welt des deutschen Menschen umfassend zu gestalten. Er schildert dieses Leben, „wie es ist", und begibt sich dabei in Extreme der Darstellung, die den Vergleich mit den kühnsten Konzeptionen der zeitgenössischen Dichtung herausfordern. Aber dieses Werk ruht zugleich in der Tradition, sein Chaos erscheint gebändigt zur Form eines hochromantischen Romans, die auf die Gestaltungsträume der Brentano, Schlegel und Novalis zurückweist. Dieses Doppelgesicht wird hier aufgedeckt und als das schicksalhafte Antlitz unserer zeitgenössischen Dichtung nachgewiesen

*

FERDINAND WEINHANDL

ÜBER DAS AUFSCHLIESSENDE SYMBOL

128 Seiten, broschiert RM. 6.

Die vorliegende Schrift ist der Versuch, die Frage nach der Möglichkeit von „Aussichten ins Reich des Übersinnlichen" (Kant) auf neue Grundlagen zu stellen. Sie hält sich dabei an die Struktur des Symbols und fragt zunächst, was das metaphysische Symbol trotz des Ganzandersseins des Transzendenten von diesem zu sagen vermag. Die Analyse eines besonderen Typus von Symbolen, für die der Verfasser den Begriff des aufschließenden Symbols einführt, zeigt, in welcher Weise das Transzendente vom Symbol her aufschließt, während zugleich durch die Kritik am Aristotelismus der offenliegenden Identität das Dogma vom Gegensatz des Trenszendenten und des Gegenstandes der Erfahrung außer Kraft tritt, ohne damit den Rückfall in eine vorkantische Ontologie zu verbinden. Die Interpretationen, die im Verlauf der Untersuchung erforderlich sind, lassen es begreiflich werden, wieso die systematische Überlegenheit der Philosophie Goethes, in der sich die Fundamente der vorgelegten Theorie finden, nicht früher schon erkannt und gewürdigt werden konnte.

Verlangen Sie unser ausführliches Verlagsverzeichnis. Wir senden unsere Prospekte über Neuerscheinungen auf Wunsch regelmässig zu. Ansichtssendung unserer Bücher durch jede gute Buchhandlung bereitwilligst.

JUNKER UND DÜNNHAUPT VERLAG IN BERLIN

Digitized by Google

VITALE DIALEKTIK

THEORETISCHE GRUNDLAGEN DER INDIVIDUALPSYCHOLOGISCHEN CHARAKTERKUNDE

VON

DR. FRITZ KUNKEL

VIII und 134 Seiten. 5 Figuren. 8°. Oktober 1929
Broschiert RM 6.—, Ganzleinen RM 8.—

INHALT

I KRITISCHER TEIL

A. Wahl des Standpunktes: 1. kulturelle Lage. 2. Die wissenschaftliche Lage. 3. Der Standpunkt der vitalen Dialektik. 4. Das Prinzip der Grenzforschung. - B. Wahl der Grundbegriffe: 5. Energie, Kraft, Subjekt. 6. Trieb, Bedürfnis, Aufgabe. 7. Anlage, Züchtungshöhe, Eignung. 8. Die Prinzipien der Charakterkunde.

II THEORETISCHER TEIL

A. Theorie der Finalität: 9. Finalität der Kausalität. 10. Finalität und Geschichte. 11. Finalität und Totalität. 12. Finalität und Grenzforschung. - B. Theorie der vitalen Dialektik: 13. Formen der Dialektik. 14. Transitive Dialektik. 15. Intransitive Dialektik. 16. Vitale Dialektik.

III PRAKTISCHER TEIL

A. Individuelle Charaktergrenzen: 17. Biologische Schranken. 18. Pädagogische Schranken. 19. Asoziale Schranken. 20. Krisis des einzelnen. - B. Kollektive Charaktergrenzen: 21. Die Charaktergemeinschaft. 22. Volkscharakter. 23. Klassencharakter. 24. Kollektive Krisis.

Dieses Buch wurzelt in psychotherapeutischen Erfahrungen. Die Psychotherapie liefert uns heute für die Charakterforschung das gleiche, was das Experiment der Physik und Chemie liefert, nämlich das nachprüfbare Versuchsmaterial, aus dem die theoretischen Schlußfolgerungen abgeleitet werden müssen, nachdem die gedanklichen Überlegungen mit den praktischen Ergebnissen in Einklang gebracht sind. Dabei zeigt sich die Notwendigkeit, die Ergebnisse der psychoanalytischen Forschung in das individual-psychologische Begriffssystem aufzunehmen, weil eine Vereinheitlichung der Begriffsbildung ebenfalls zu den Aufgaben der werdenden Charakterologie gehört. Dem Verfasser ist die Dialektik nun die Methode zum Aufbau nicht nur einer wissenschaftlich einwandfreien, sondern auch praktisch brauchbaren Charakterkunde auf dem Grunde des Prinzips der Polarität von Subjekt und Objekt. Zahlreiche seelische Tatbestände erscheinen auf diese Weise in einem neuen und ungewohnten Licht. Manches bisher Unerklärliche verliert seine Rätselhaftigkeit. Der aktiven Beeinflussung des menschlichen Charakters eröffnen sich neue, wichtige Gebiete.

VERLAG S. HIRZEL · LEIPZIG

Digitized by Google

Medizinische Anthropologie

Von Dr. Oswald Schwarz

Privatdozent an der Universität Wien

XX und etwa 364 Seiten. 8°. Broschiert etwa RM. 14.—, Ganzleinen etwa RM. 16.—

Inhalt: I. Abschnitt. Die Stellung der Medizin im System der menschlichen Grundhaltungen. Einführung des Begriffes einer medizinischen Anthropologie. — II. Abschnitt. Disposition zu einem System der medizinischen Anthropologie. 1. Kapitel: Der Mensch als Teil der Natur (Unbelebtes, Belebtes, Seelisches, Geistiges). 2. Kapitel: Der Mensch als Schöpfer der Kultur. 1. Analyse der Handlung. 2. Stufen der Objektivation. 3. Die Produktion / Allgemeines Schema der Produktion / Allgemeine Analyse der Produktion: Erlebnis und Werk / Das Verstehen / Das Leben als Tat (Die psychologischen Systeme: Freud, Adler, Spranger) / Pathologie der Produktion. 3. Kapitel: Der Mensch als Glied einer Gemeinschaft. — III. Abschnitt. Stellung der Anthropologie im System der Wissenschaften. — IV. Abschnitt. Die Grundbegriffe der Medizinischen Anthropologie / Typus, Norm, Krank. — V. Abschnitt. Die Grundbegriffe der Medizin. 1. Die Stellung der Medizin innerhalb der Formen der menschlichen Handlungen. 2. Krankheit / Begriff und Wesen, Symptom, Diagnose. 3. Therapie. — VI. Abschnitt. Die geistigen Strömungen in der Medizin der Gegenwart.

Dieses Buch ist für jeden weltanschaulich Interessierten von größtem Interesse. In interessanter Weise zeigt der Verfasser, wie tief die medizinische Problematik in einer Philosophie des Geistes wurzelt und wie andererseits das erlebte Erfahrungsgut der Medizin zu den tiefsten Problemen der menschlichen Existenz ganz Wesentliches beizusteuern hat.

VERLAG S. HIRZEL / LEIPZIG C 1

JAHRBUCH FÜR KOSMOBIOLOGISCHE FORSCHUNG

II. BAND

GEBUNDEN M 5.80, BROSCHIERT M 4.80

Dr. August Vetter:
Notwendigkeit und Freiheit

Dr. Heinz Artur Strauß:
Geburtsaugenblick und Fatum

Sigrid Strauß-Kloebe:
Kosmos und psychologische Typen

Dr. Hans Schlieper:
Die Segmentierung des lebendigen Stoffes

Prof. Dr. Edgar Dacqué:
Zur Einheit von Anorganisch und Organisch

M. Erich Winkel:
Kosmobiologie und Astrologie (mit einem Anhang über das Problem der Zwillingsgeburten)

Ministerialdirektor Dr. Erich Wulffen:
Periodizität und Kriminalpsychologie

Hans Wolfgang Behm:
Leben in kosmischer Verbundenheit

Karl Ernst Krafft:
Kosmobiologische Bibliographie

Buchbesprechungen. Verlangen Sie Prospekt

DOM-VERLAG · AUGSBURG

Digitized by Google

DIE GROSSEN DENKER

VON

WILL DURANT

MIT EINER EINLEITUNG VON PROF. DR. HANS DRIESCH

LEIPZIG

Deutsche Ausgabe übersetzt und bearbeitet von Dr. Andreas Hecht, Leipzig, 532 Seiten Text mit ausführlichem Sachregister, 100 Kunstdruckbildern und zahlreichen Schriftproben. Geh. Mk. 14.—; Ganzleinen Mk. 17.—; Halbleder Mk. 25.—.

Hier liegt eine Darstellung der philosophischen Richtung und ihrer Vertreter vor, die jedermann lesen, mit Genuß lesen und verstehen kann. Auch ihm wird das „Philosophieren ein Genuß", wie Durant voraussagt. „Ein wirklich zauberhaftes Volksbuch" (Ed. Korrodi).

„. . . der Leser glaubt Novellen zu lesen und merkt dann, daß er, in Novellenform, etwas ganz anderes gelesen hat; etwas, das ihn außerordentlich bereichert, das ihm ein ganz neues Land erschlossen hat. . .

„. . . Es ist historische Wirklichkeit in Typenform. Und so lernt denn der Leser, welcher sich diesem Werke ernstlich hingibt, ohne zu merken, daß er lernt" (Prof. Dr. Hans Driesch).

*

DIE WELT DES KINDES

Von Kind und Kindheit, Kinderaussprüche, Kinderarbeiten, Kindererinnerungen

BUCH 4 DER ZEITSCHRIFT

INDIVIDUALITÄT

200 Seiten und 50 zum Teil farbige Bilder

Herausgegeben von Willy Storrer und Hans Reinhart

Beiträge und Aussprüche von C. L. Schleich, Friedrich Huch, Leo Tolstoi, Maxim Gorki, Duhamel, Rudyard Kipling, Hans Carossa, Jakob Schaffner, Albert Steffen, Hans Reinhart, Wilhelm Speyer, Lisbeth Dill, Helene Boehlau u. s. w.

Geheftet Mk. 3.80, Ganzleinen Mk. 5.50

Früher erschienen:

Band 1/2: „DIE SCHWEIZ IM XX. JAHRHUNDERT"

Band 3: „ZUR SIGNATUR DER GEGENWART"

ORELL FUESSLI-VERLAG · ZÜRICH

Digitized by Google

MENSCH UND MENSCH

RALF KORNMANN

Preis gebunden RM. 6.80, broschiert RM. 5.50

AUS DEM INHALT:

Die Kultur in Gefahr · Schicksal in der Geschichte · Vom Sinn im organischen Leben · Die Eigengesetzlichkeit des Lebendigen · Mythen und Märchen · Die Seele der ostasiatischen Kunst · Die Kunst im öffentlichen Leben · Staat Gerechtigkeit · Recht in der Politik · Wille zur Macht

---

ABTRÜNNIGE BILDUNG

INTERREGNUM UND FORDERUNG

GUSTAV STEINBÖMER

Preis gebunden RM. 4.80, broschiert RM. 3.50

AUS DEM INHALT:

Interregnum und Forderung · Persönlichkeit · Oberschicht und Adel · Von der Idee des Preußentums · Der deutsche Offizier · Neithardt von Gneisenau · Troilus und Cressida Ein Briefwechsel · Die kulturhistorischen Deutungen Moeller van den Brucks · Albrecht Dürer im deutschen Schicksal · Wilhelm Trübner, ein deutscher Maler · Adam Heinrich Müller

---

NIELS KAMPMANN VERLAG

HEIDELBERG

Offizin Haag-Drugulin AG., Leipzig

Digitized by Google

BF636 .A1 Z47 v.5 no.6 914 ST/

JAHRGANG V HEFT 6

ZEITSCHRIFT FÜR MENSCHENKUNDE

BLÄTTER FÜR CHARAKTEROLOGIE UND ANGEWANDTE PSYCHOLOGIE

*

HERAUSGEBER:
Dr. med. et jur. HANS VON HATTINGBERG, MÜNCHEN
und NIELS KAMPMANN, HEIDELBERG

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
MAR 13 1986

NIELS KAMPMANN VERLAG

Digitized by Google

In Kürze erscheinen

EINBANDDECKEN

FÜR DIE

ZEITSCHRIFT FÜR

MENSCHENKUNDE

JAHRGANG V

Decken für Jahrgang I, II, III, IV noch vorrätig

PREIS PRO DECKE RM 1.65

NIELS KAMPMANN · VERLAG · HEIDELBERG

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT FÜR MENSCHENKUNDE

BLÄTTER FÜR CHARAKTEROLOGIE UND ANGEWANDTE PSYCHOLOGIE

5. JAHRGANG MÄRZ 1930 HEFT 6

INHALT: *E. Brunner:* Kaspar Hauser? Graphologische, mikroskopische und mikrophotographische Handschriften-Untersuchung und Gutachten

Kaspar Hauser?

Graphologische, mikroskopische und mikrophotographische Handschriften-Untersuchung und Gutachten

Von E. Brunner

Pro memoria

Mit schmerzlichen Gefühlen übergebe ich diesen Bericht der Öffentlichkeit, weil der, dem ich die Anregung dazu verdanke, inzwischen aus dem Leben abberufen wurde und eine Arbeit, der viele Jahre seines Lebens galten, unvollendet zurücklassen mußte.

Als ich mich im Jahre 1927 zu gemeinsamer Ergründung des Hauser-Problems mit dem bekannten Strafrechtsverteidiger und Kriminalisten Rechtsanwalt A. Bartning in Hamburg zusammenschloß, da gewann ich alsbald die Überzeugung, daß er wie keiner berufen sei, dem großen Geheimnis den Schleier zu entreißen. Die glückliche Verbindung umfassenden Wissens mit rascher und sicherer Kombination, kriminalistischem Scharfblick auch für das Kleinste, einer Fülle treffender Einfälle, unantastbarer Wahrheitsliebe und unbeirrbarer Ausdauer und Zähigkeit in der Verarbeitung auch der verwickeltsten Probleme machte ihn zum Forscher in des Wortes ganzer Bedeutung und hätte ihn, wäre ihm längeres Leben beschieden gewesen, wahrscheinlich zur Lösung der Hauser-Frage geführt. Ja, ich hatte den Eindruck, daß er den Schlüssel dazu schon in Händen hielt. Seiner Initiative ist auch die sehr ausgedehnte Urkundenuntersuchung zu danken. Um so niederschmetternder wirkte auf mich die am 27. März 1929 empfangene Nachricht von seinem plötzlichen Tode. Der Beherrscher alles Lebenden hat — und nicht zum erstenmal in der Hauser-Geschichte — auch ihm den Faden vorzeitig abgeschnitten. Der edle und vornehme Mann ist von uns gegangen, ehe er uns Kunde geben konnte von der Wahrheit, auf die denkende Menschen schon seit einem vollen Jahrhundert umsonst gewartet haben. Der Verlust für die Hauser-

Digitized by Google

Forschung ist ein unersetzlicher. Ob in der heutigen Zeit je noch ein Denker die Selbstaufopferung aufzubringen vermag, den überaus komplizierten Stoff von neuem durchzuarbeiten?

Vorwort

Kaspar Hauser — ein Berg von Büchern[1], Broschüren und Zeitungsartikeln berichtet von ihm. Und noch sind seine Herkunft und der wahre Grund seiner Ermordung in Dunkel gehüllt. Rätselhaftes und Geheimnisvolles hat von jeher anziehend und fesselnd auf mich gewirkt, und so hat die Geschichte vom Leben des unglücklichen Nürnberger Findlings mich wieder und wieder beschäftigt. Vermessen und hoffnungslos erschien es mir aber, nach der Herkunft Hausers suchen zu wollen. Auf der Suche nach Neuland in dem kreuz und quer befahrenen Hausergebiet stieß ich indessen auf die zahlreichen Hauser-Dokumente, die bisher, wenn auch bisweilen beachtet und erörtert, doch niemals einer Untersuchung unterworfen wurden, die der forensischen Technik von heute entspricht. Hier beginnt mein Weg; von hier aus wage ich den Versuch einer teilweisen Klärung der mysteriösen Kaspar Hauser-Frage. Damit ist meine Aufgabe bereits umschrieben. Ich bekenne mich weder zu den Hauser-Freunden noch auch zu seinen Gegnern. Aus diesem Grunde schon können mich die mehr oder weniger glaubwürdigen und meist parteigefärbten Berichte über Hausers Leben einstweilen nicht interessieren. Meine ganze Aufmerksamkeit gilt lediglich den von Hauser geschriebenen Schriftstücken und denen, die angeblich von seiner Hand herrühren sollen.

I

Orientierung zur Handschriften-Untersuchung in der Kaspar Hauser-Frage

In der rätselhaften Hauser-Geschichte spielen einige Dokumente eine sehr bedeutsame Rolle. Es sind dies vor allem

A. Problematische Dokumente:

1. a) Der von Hauser am 26. Mai 1828 mitgebrachte und an den Rittmeister von Wessenig gerichtete Empfehlungsbrief von 44 Zeilen Umfang samt 6-zeiliger Adresse.
   b) Der dem Empfehlungsbrief beigefügte und in lateinischer Schrift geschriebene 18-zeilige Zettel.
2. Der nach der tödlichen Verletzung Hausers im Hofgarten in Ansbach aufgefundene Spiegelschriftzettel von 11 Zeilen Umfang, der in einem lilaseidenen Beutel aufbewahrt war.
3. Der Umschlag von Hausers Schulheft „Diarium" mit den angeblich von ihm herrührenden Spiegelschriftversuchen.

Digitized by Google

Diesen gegenüber stehen folgende

B. Vergleichsschriften:

ad 1a. Zwecks Prüfung der Frage, ob das eine oder andere oder evtl. beide von Hauser mitgebrachten Schreiben von ihm selbst verfaßt seien, dienen in erster Linie die von Hauser im Jahre 1828 und teilweise noch im Jahre 1829 geschriebenen Schriftstücke.

ad 1b. Als Unterlage zur Identifizierung des beigefügten Begleitzettels dient vor allem das erste 50-zeilige Schreiben.

ad 2. Die Schriftzüge des fraglichen Spiegelschriftzettels sodann sind mit der Handschrift Hausers aus der letzten Zeit seines Lebens zu vergleichen.

ad 3. Die angeblich von Hauser stammenden Spiegelschriftversuche sind, wie sich aus dem folgenden Fragenkomplex ohne weiteres ergibt, von ganz anderen Gesichtspunkten aus zu untersuchen, so daß es hierzu keiner besonderen Vergleichsunterlagen bedarf.

Daraus ergibt sich folgender

C. Fragenkomplex:

1. Stammen das erste Empfehlungsschreiben und der beigefügte Zettel von derselben Person oder von verschiedenen Personen?
2. Sind beide Schreiben oder eines von ihnen von Kaspar Hauser geschrieben?
3. Ist der Spiegelschriftzettel von Kaspar Hauser geschrieben oder von einer unbekannten Person?
4. Wie verhält es sich mit den angeblich von Kaspar Hauser herrührenden Spiegelschriftversuchen auf dem Umschlag des „Diarium"? Sind es insbesondere wirkliche Spiegelschriftversuche? Kann aus diesen der Schluß abgeleitet werden, sie seien das Vorspiel zum fraglichen Spiegelschriftzettel und dieser sei mithin von Kaspar Hauser selbst geschrieben?

II

Materialkritik

Der an den Rittmeister von Wessenig adressierte Empfehlungsbrief ist im Original leider nicht mehr vorhanden. Dieses Schriftstück wurde kurze Zeit nach dem Erscheinen Hausers in Nürnberg faksimiliert; das Original ging aber später auf unbekannte Weise verloren und mit ihm auch die von Hauser am Tage seines Erscheinens auf ein Papierblatt eigenhändig geschriebene Unterschrift nebst einigen anderen im Turm zu Nürnberg entstandenen handschriftlichen Übungen. Die Handschrift des im Jahre 1828 von Hauser begonnen Tagebuches ist ebenfalls nicht mehr im Original verfügbar. So bin ich einzig auf die Faksimiles angewiesen.

Was die Qualität der faksimilierten Schriften anbetrifft, so können diese auf absolute Gleichheit mit den Originalen wohl kaum Anspruch erheben. Gewisse Duktusfeinheiten, wie Strichanfänge, -endungen und -unterbre-

Digitized by Google

chungen dürften nicht mehr völlig der Urschrift entsprechen. Dagegen sind die Formen als solche wie auch der allgemeine Schriftcharakter erhalten geblieben. Wenigstens erweckt das im Hauser-Museum in Ansbach liegende Faksimile des Empfehlungsschreibens, das nach der erstmaligen Reproduktion hergestellt sein soll, den Eindruck getreuer Wiedergabe. Und, soweit ich von Fachleuten unterrichtet bin, wurden dergleichen Reproduktionen trotz der im Vergleich zur Gegenwart noch unfertigen Reproduktionstechnik damals doch ziemlich genau hergestellt. Immerhin erscheint einige Vorsicht in den Diagnosen angezeigt.

Aus der Zeit von 1829—1833 verfüge ich über zahlreiche Originalschriften von der Hand des Kaspar Hauser. Für die Untersuchung von außerordentlichem Werte sind die im Hauser-Museum in Ansbach liegenden Aufsatzhefte von mehreren hundert Seiten Umfang. Darunter befindet sich auch ein von Hauser chronologisch geführtes Kassabuch über seine Einnahmen und Ausgaben. Der Heftumschlag des „Diarium" mit den sonderbaren Spiegelschriftversuchen ist ebenfalls im Original vorhanden. Der Umschlag ist an einigen Stellen freilich defekt, während die Schriftzeichen und vor allem die vermuteten bzw. behaupteten Spiegelschriftzüge durchaus unversehrt sind. Auch die übrigen Dokumente sind tadellos erhalten und in keiner Weise zu bemängeln.

Im Mittelfränkischen Museum befindet sich, unter Glas gelegt und eingefaßt, der sagenumsponnene Spiegelschriftzettel im Original, der meiner Untersuchung ebenfalls zugänglich war. Das Papier dieses Dokumentes hat im Laufe der Zeit mehrmals Schaden erlitten, ist stellenweise zerrissen und zeigt im übrigen auch sehr zahlreiche Spuren häufigen Berührens. Die Schriftzüge selbst sind verhältnismäßig gut erhalten und deutlich erkennbar. Von den Einzelheiten wird später die Rede sein.

Im gleichen Museum zeigt sich dem Beschauer ein interessanter, von Hauser eigenhändig geschriebener und an eine Frau von Dobeneck adressierter Brief vom 5. Januar 1829, der insbesondere für die Beurteilung der Schriftentwicklung Hausers von großer Bedeutung ist. Weiterhin existiert eine Handschrift Hausers aus dem Jahre 1829 auf der Rückseite einer von ihm selbst angefertigten Zeichnung, die im Laufe der langen Zeit keinen Schaden erlitten hat.

Aus Privatbesitz erhielt ich einen von Hauser verfaßten und an Herrn Heinrich Lichtenberger in Speyer gerichteten Brief von 3 Seiten Umfang samt Umschlag und Siegel. Ein nicht genannt sein wollender Sammler in Mailand stellte mir noch ein ebenfalls von Hauser geschriebenes Dokument (eine poetische Widmung) zur Verfügung.

Der Umstand, daß hinsichtlich der erstgenannten Urkunden aus dem Jahre 1828 weder urschriftliches noch auch umfangreiches Material verfügbar ist, bedeutet für die Untersuchung eine empfindliche Lücke. Eine günstigere Materialbeschaffenheit würde zweifellos noch manchen wertvollen Befund ergeben. Im Hinblick aber auf die unabänderlichen Tatsachen ergibt sich für den Gutachter die Notwendigkeit einer entsprechenden Einschränkung in bezug auf einige spezielle Punkte.

Sehr günstig dagegen liegen die Untersuchungsbedingungen bei den späteren

Digitized by Google

Schriftstücken sowohl in quantitativer als auch in qualitativer Beziehung. Allerdings wird ein mit Bleistift geschriebenes Dokument von Hausers Hand sehr vermißt. Sämtliche aufgesuchten und vorgefundenen von Hauser stammenden Handschriften sind mit Tinte geschrieben. Alle Bemühungen um die Auffindung eines authentischen Bleistiftskriptums waren erfolglos. Man scheint in der damaligen Zeit Bleistiftschrift verpönt zu haben. Sogar die zahlreichen Korrekturen in den Schulheften sind mit Ausnahme einiger belangloser Zeichen mit Tinte gemacht. Oder sollte jemand ein Interesse daran gehabt haben, Kaspars Bleistiftblätter verschwinden zu lassen?

Nachträglich noch möchte mir eine dringende Bitte gestattet sein. Sollte zufälligerweise ein Leser im Besitze irgendeines Bleistiftzettels von der Hand Hausers sein oder von einem solchen Kenntnis haben, so bitte ich um zeitweilige Überlassung. Jedes derartige Schriftstück kann für die Hauptfrage nach der Urheberschaft von wesentlicher Bedeutung sein.

III

Untersuchungsverfahren

Zur Beantwortung der beiden ersten Fragen wird vor allem der Duktus des fraglichen Empfehlungsbriefes und des beigefügten Zettels einer vergleichenden Untersuchung unterzogen. Hierfür ist die Basis freilich relativ begrenzt. Für die Untersuchung greifbar sind lediglich die Schriftformen, während sich über die Schreibtechnik und das -material so gut wie nichts sagen läßt. Alle dazu erforderlichen Schriftmerkmale wurden durch die Faksimilierung der Schriftstücke verwischt.

Außer den handschriftlichen Tatbeständen interessiert auch der unbekannte und rätselhafte Urheber des Empfehlungsbriefes selbst. Deshalb gestatte ich mir im vorliegenden Falle insofern ausnahmsweise eine Abweichung von der engeren Aufgabe der reinen Schriftvergleichung, als ich den merkwürdigen Unbekannten auch von der charakterologischen Seite zu zeichnen versuche. Da über ihn nicht das mindeste bekannt ist, so fiele ein etwaiger Vorwurf der Befangenheit von vornherein als unbegründet dahin. So wird denn im Verlaufe der Untersuchung auch ein Charakterbild des mysteriösen Unbekannten entworfen, soweit dies auf Grund der graphischen Merkmale möglich ist. Da der Charakter Hausers nach seiner Handschrift bereits von anderer berufener Seite analysiert worden ist, so wird die Vergleichung der Charakterbilder zu der wichtigen Frage, ob der Unbekannte und Kaspar Hauser identisch seien, immerhin einen Beitrag liefern.

Der Spiegelschriftzettel war von verschiedenen Gesichtspunkten aus zu untersuchen. Zunächst bedurfte es der Feststellung, auf welche Weise die Spiegelschrift entstanden ist unter Zugrundelegung folgender Nebenfragen:

a) Ist die Spiegelschrift links- oder rechtshändig geschrieben?
b) Ist sie von links nach rechts oder umgekehrt geschrieben?
c) Ist sie aus freier Hand oder nach einer Vorlage entstanden?
d) Ist sie mit Hilfe eines Linienblattes geschrieben worden?

Digitized by Google

Da die Graphologie auf solche Fragen keine Antwort erteilen kann, fällt das entscheidende Wort der Technik zu. So wurde die Spiegelschrift mikroskopisch, stereo-mikroskopisch und unter ganz verschiedenen Lichtverhältnissen untersucht. Sodann wurden die für das Beweisverfahren wichtigsten Befunde photo- und mikrophotographisch festgehalten. Ebenso wurde der Spiegelschriftzettel nach verschiedenen photographischen Verfahren reproduziert. Im Anschluß daran folgte die vergleichende Untersuchung der Spiegelschrift mit der Handschrift Hausers zwecks Beantwortung der dritten Frage.

Einer ebenso eingehenden und fast ausschließlich mikrotechnischen Untersuchung bedurfte der Umschlag des „Diarium" mit den angeblichen Spiegelschriftversuchen. Daran anschließend erfolgte die mikrophotographische Behandlung der Befunde, soweit dies mit Hilfe meiner damals in Ansbach improvisierten Untersuchungswerkstatt möglich war. Dabei wurde der Umschlag des „Diarium" unter Ausschaltung jeglichen Nebenlichtes in starkem Lichte unter verschiedenen Einfallswinkeln genau abgesucht, um etwaige weitere Schriftspuren aufzufinden.

Der beschränkten Raumverhältnisse wegen ist mir eine Detaillierung der Angaben über die photo- und mikrophotographischen Verfahren versagt. Aus demselben Grunde und zumal auch mit Rücksicht auf die hohen Klischeekosten müssen auch die Illustrationen erheblich eingeschränkt werden. Ein genauer Untersuchungsbericht mit zahlreichen Bildern wurde seinerzeit den Ansbacher Behörden verabreicht. An dieser Stelle sei auch auf die umfangreiche Ausstellung über die Urkundenuntersuchung im Hauser-Museum in Ansbach hingewiesen, die für den denkenden Beschauer von hohem Interesse ist.

IV

Das Gutachten

Nach dieser allgemein orientierenden Einleitung gliedert sich der gesamte Stoff in fünf Kapitel. Die darin genannten Tafeln befinden sich am Schlusse des Buches. Die nötigen Anmerkungen und Hinweise sind in einem besonderen Anhang enthalten.

Erstes Kapitel

Der Empfehlungsbrief

Der Empfehlungsbrief ist auf einem doppelten Großfoliobogen geschrieben, dessen Inhalt sich aus Taf. I und II ergibt. Die Vorderseite enthält 24 Zeilen: zunächst einmal „Von der Baierischen Gränz" (Zl. 1), „Daß Orte ist unbenannt" (Zl. 2) und die Jahreszahl „1828" (Zl. 3) ohne nähere Datumsangabe; dann in der vierten Zeile die Anrede „Hochwohlgebohner Hl: Rittmeister!"; endlich 20 Zeilen mit kurzen Angaben über Hauser. Die zweite Seite ist voll beschrieben und weist 20 Zeilen auf mit einer Empfehlung an den Herrn Rittmeister.

Digitized by Google

Die Oberseite des Briefes trägt auf der oberen Hälfte die 6-zeilige Adresse (vgl. Taf. III):

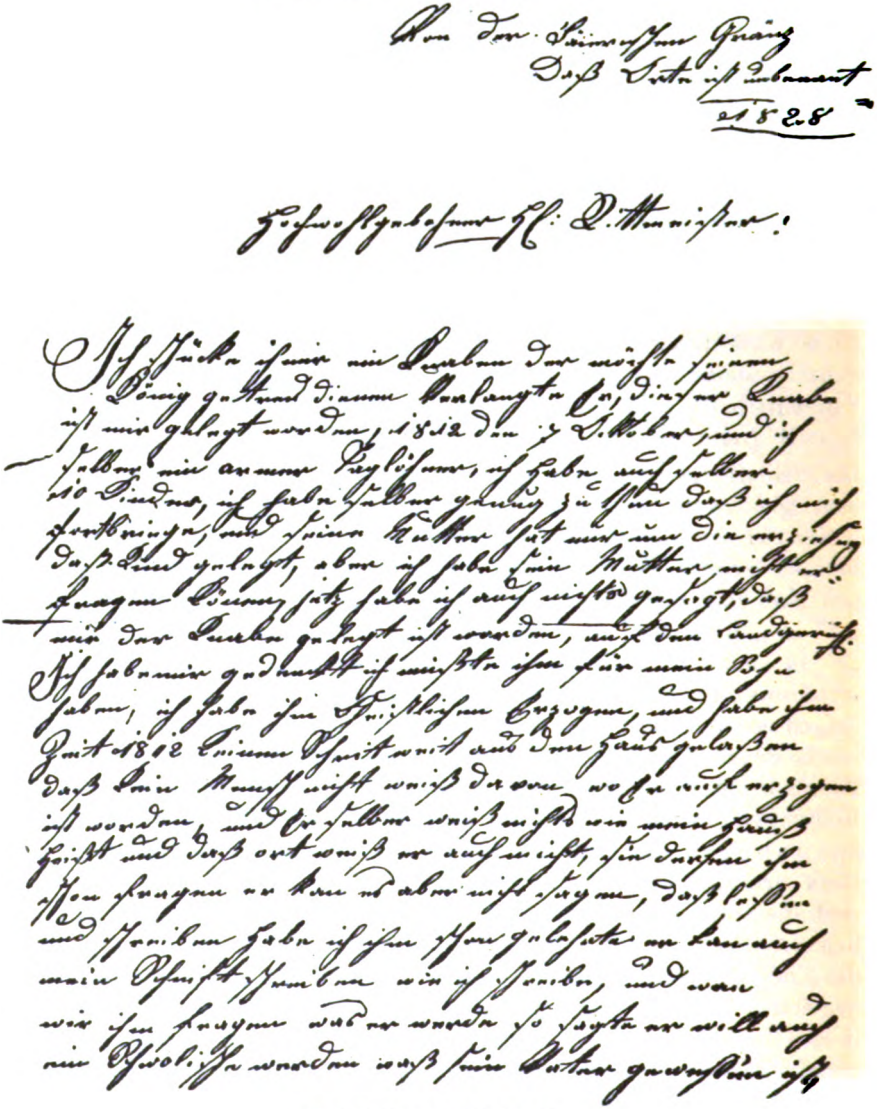
„An
„Tit. Hl: Wohlgebohner Rittmeister bey der
„4ten Esgataron bey 6ten Schwolische
„Regiment
in
Nierberg."

Diesem Empfehlungsbrief beigefügt war ein lateinisch geschriebener 18zeiliger Zettel (vgl. Taf. IV). Es wird damit der Eindruck erweckt, als ob dieses Dokument von der Mutter Hausers verfaßt sei. Auf den ersten Blick wird dieser Eindruck noch verstärkt durch den Unterschied der Schriftsysteme von Hauptbrief und Beizettel. Während der erstere in Kurrentschrift gehalten ist, zeigt der zweite vorherrschend lateinische Schrift, freilich mit einigen deutschen Lettern.

Die Schrift des Empfehlungsbriefes ist keineswegs kalligraphisch, verrät aber gleichwohl eine bemerkenswerte Schreibfertigkeit. Abgesehen von einigen krassen orthographischen Fehlern werden irgendwelche Verschreibungen vermißt. Die Groß- sowohl als auch die Klein- und Kurzbuchstaben sind mit auffallendem Schwung gebildet (vgl. z. B. aufgedonnerte „N" in „Niernberg" Zl. 6 der Adresse wie auch das ebenso aufgeblasene „J" in „Jch" Zl. 4. Dabei ist die Schrift ziemlich regelmäßig. Im Mißverhältnis zu den mittelgroßen Kurzbuchstaben sind die Halb- und Ganzlängen enorm betont. Das Tempo der Schreibbewegungen ist nicht gerade rasch, dennoch sind die Bewegungen nicht etwa gehemmt, und zwar im Hinblick schon auf die zum Teil mit Elan gebildeten Einzelformen. Der Reibungsdruck ist sehr resolut und deutet auf erhebliche Bewegungsspannungen hin (vgl. die dünnen Haarstriche im Gegensatz zu den stark druckbetonten Grundrichtungen). Die Schrift tendiert zur Weite (vgl. die etwas verbreiterten „m" und „n"). Der Neigungswinkel ist ziemlich rechtsschräg mit sichtlichem Zunehmen der Rechtsneigung gegen das Ende zu. Während sich der Neigungswinkel der Grundrichtungen auf der ersten Seite durchschnittlich zwischen 40 und 50° bewegt, sind z. B. in den Langlängen des Wortes „gestraft" Zl. 39 nur noch 30—35° zu verzeichnen. Diese Tatsache steht durchaus im Einklang mit der Schriftgliederung und der Zeilenführung. Die Schrift der ersten Seite ist ziemlich eng gegliedert. Die zweite Seite dagegen erscheint schon merklich lockerer, indem die Abstände zwischen den einzelnen Wörtern weiter werden. Schon auf der ersten Seite ist ein gelegentliches Steigen der Zeile erkennbar (vgl. Zl. 16). Auf der zweiten Seite steigen die Zeilen allgemein

Digitized by Google

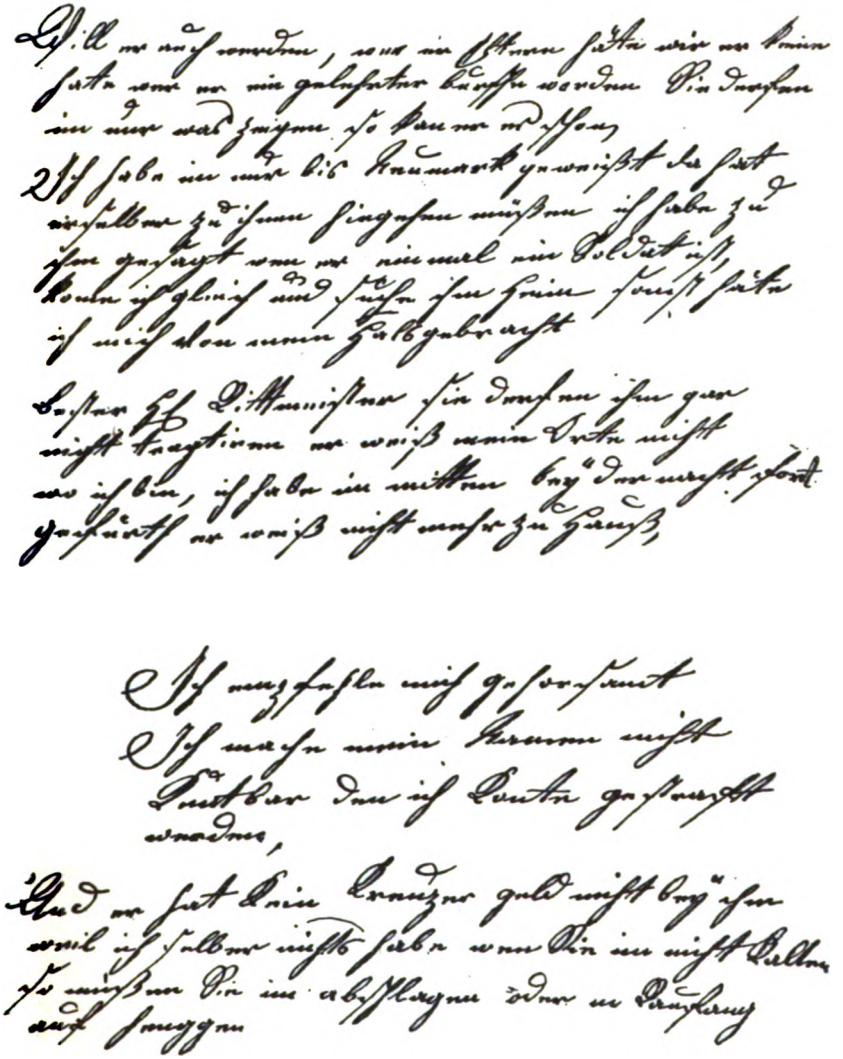
Empfehlungsbrief 1. Seite



Taf. I. ½ natürl. Größe

Digitized by Google

Empfehlungsbrief 2. Seite



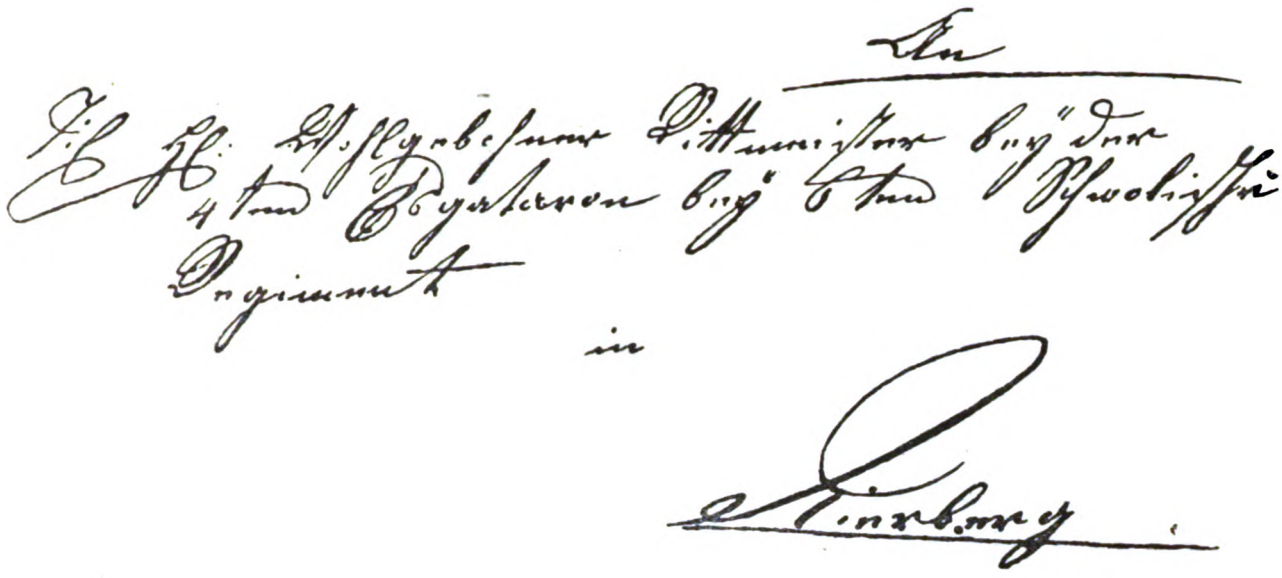
Taf. II. ½ natürl. Größe

Digitized by Google

(vgl. namentlich Zl. 25—36). Daraus geht hervor, daß der Schreiber immer mehr aus sich heraus ging und in Schwung geriet, so daß die Bewegungsweise zunehmend gelöster und freier wurde. Die Schrift ist nicht sehr verbunden, denn innerhalb einzelner Wörter finden sich häufige Trennungen bei freilich auch völlig verbundenen kürzeren Wörtern. Auf je 10 Silben entfallen durchschnittlich 15 Unterbrechungen; die Unverbundenheit herrscht also vor. Die Überzeichen: i-Punkte, u-Bogen, ä-, ö- und ü-Striche sind im allgemeinen genau gesetzt. Gelegentlich wurden derartige Schriftzeichen auch weggelassen (im „i" in „in" Zl. 43 fehlt der i-Punkt, im „t" in „thun" Zl. 9 der t-Querstrich, desgleichen im „t" in „nichts" Zl. 18 und „möchte" Zl. 5). Der Schreiber schien sich um „Nebensächlichkeiten" nicht sehr bekümmert zu haben (zunehmende Sorglosigkeit!). Die Bindungen der „m" und „n" zeigen vorherrschend Winkelformen mit einigen Anklängen zur Girlandenform. Namentlich auf der zweiten Seite wird die Neigung zur Girlande deutlicher (vgl. das „m" in „im" Zl. 43, das „n" in „abschlagen" und in „in" ebenda). Die Unterlängen sind stärker betont und durchaus nicht ästhetisch geformt, häufig spitz und „stechend" (vgl. z. B. das „g" in „Verlangte" Zl. 6, „Taglöhner" Zl. 8, das „h" in „ich" und „ihm" Zl. 21, das „h" in „schon" und das „g" in „gelehrte" in derselben Zeile). Die Ober- und Unterschleifen sind häufig verklext infolge von Engführung des Auf- und Abstriches (vgl. das „H" in „HE" Zl. 4, das „f" in „fortbringe" Zl. 10, das „h" in „nichts" Zl. 12, das „h" in „haben" Zl. 15, das „g" in „fragen" Zl. 20 usw. usw.). Eine gewisse Eckigkeit und Unbeholfenheit der Bewegungen liegt also offen zutage, was nicht ausschließt, daß sich da und dort kultiviertere Formen zeigen. Das Schriftbild erweckt infolge der häufigen Verklexungen und der starken Druckbetonungen einen teigigen Eindruck. Auf der ersten Seite wird der linke Rand nach unten zu merklich schmäler. Die Textmassen sind wohl geordnet in den verfügbaren Raum verteilt. Im Vergleich zu den einfachen Kurzbuchstaben sind die Initialen stark betont. Die Vorliebe für Schriftverzierung äußert sich in schwungvoll umgeschlagenen Schlußzügen z. B. im „J", zum Teil aber auch in den geschweiften Anfangszügen (vgl. das „S" in „Sie" Zl. 42 und 43, das „W" in „Will" Zl. 25, das „R" in „Rittmeister" Zl. 2 der Adresse, das „R" in „Regiment" Zl. 4 ebenda, das „N" in „Nierberg" Zl. 6 derselben Adresse mit dem charakteristischen Fangschlingenzug unten links). Interpunktionen sind zuweilen angebracht, jedoch unkorrekt. So z. B. wird der Satz in Zl. 36 mit einem Komma statt mit einem Punkt beendet. Weiterhin verweise ich auf das gelegentliche Vorkommen von lateinischen Buchstaben inmitten deutscher Schrift (vgl. das „a" in „armer" Zl. 8, das „g" in „gesorgt" Zl. 12), ein Beweis dafür, daß dem Schrifturheber die lateinische Schrift nicht völlig unbekannt ist.

Digitized by Google

Taf. III. Natürl. Größe



Adresse des Empfehlungsbriefes

Digitized by Google

Auch inhaltlich und sprachlich ist das Dokument sehr merkwürdig. Der sprachliche Ausdruck ist sehr mit Dialekt vermischt. Da man aber darüber streiten könnte, ob die Sprache echt oder nur zum Zweck der Entstellung und Verschleierung so gehalten sei, so muß in dieser Beziehung die Entscheidung dem Sprachkenner überlassen werden. Den Inhalt psychologisch zu erforschen, kann ebenfalls nicht meine Sache sein. Was die mannigfachen orthographischen Mängel anbelangt, so wird man sich auch hierüber vorsichtigerweise eines bestimmten Urteils enthalten. Es ist wohl möglich, daß diese die Folge eines Mangels an Schulbildung sind. Anderseits ist ein Widerspruch zwischen Handschrift und Inhalt kaum zu verkennen. Sowohl die Handschrift als auch die durchaus korrekte Aufmachung des Empfehlungsschreibens lassen immerhin einen gewissen Bildungsgrad erkennen. Aus diesem Grunde schon ist der Verdacht, daß der provinzial-dialektische Schriftstil wie auch die mitunter allzu krassen Verstöße gegen die orthographischen Regeln gesucht und gekünstelt seien, nicht von der Hand weisen.

Im Vergleich mit dem Empfehlungsschreiben erscheint die Schrift des beigefügten Zettels (vgl. Taf. IV) weniger diszipliniert und zusammengefaßt. Aus diesen Schriftzügen spricht ganz deutlich ein erheblicher Grad von Befangenheit und Gezwungenheit. Daher ist auch der weitere Verdacht einer ungenügenden Übung und Beherrschung der Lateinschrift durchaus nicht unbegründet. Ich gehe jetzt zur genaueren Vergleichung der Handschrift des Empfehlungsbriefes mit derjenigen des Beizettels über.

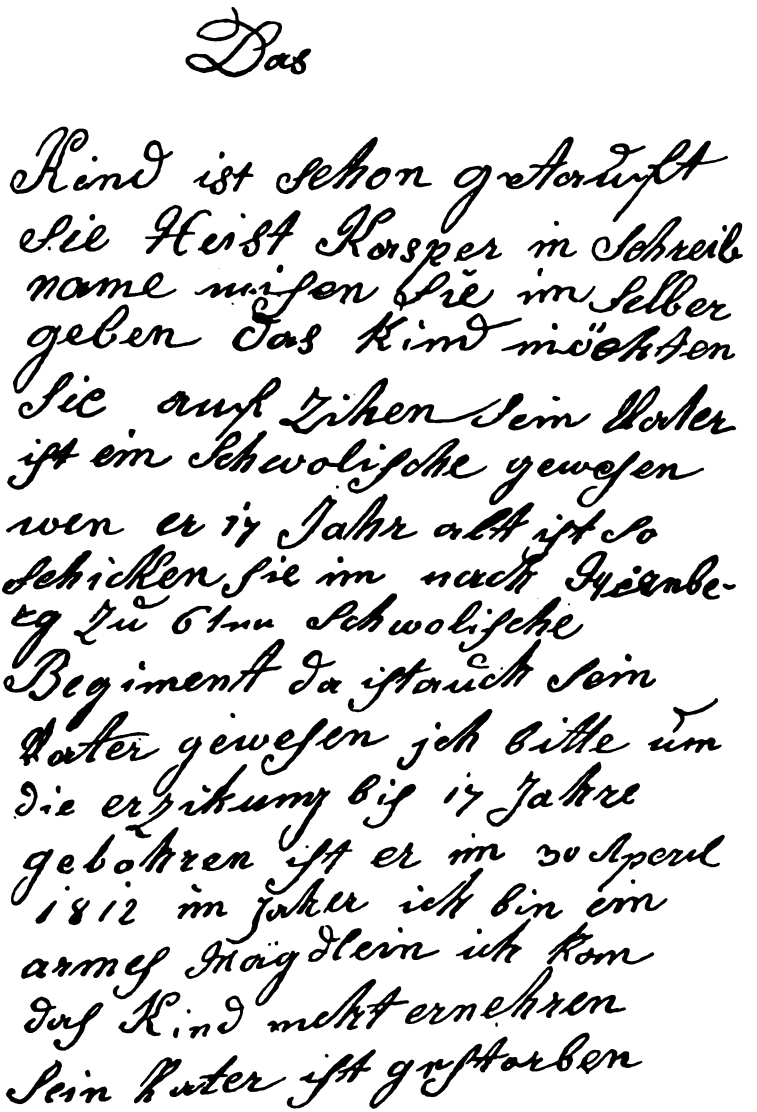
A. Die Verschiedenheiten

a) Die allgemeinen Merkmale der Schrift

Schrift des beigefügten Zettels (Vgl. Taf. IV)	Schrift des Empfehlungsbriefes (Vgl. Taf. I—II)
— 1 —	
Sichtlich ungewandter Duktus; Formenbehandlung stellenweise unsicher (vgl. das unbeholfene „K" in „Kind" Zl. 5 u. 17, das steife „B" [statt „R"] in „Begiment" Zl. 11).	Völlig ausgeschriebene und ziemlich gewandte Schrift mit guter Formenbehandlung und sicherer Bewegungsführung.
— 2 —	
Öftere Verbesserungen, so im „e" in „Sie" Zl. 4, im „c" in „möchte" Zl. 9, wo das „e" mit einem Punkt versehen wurde. Auch sonstige Unsicherheiten sind erkennbar.	Keine Buchstabenkorrekturen; korrekte Behandlung der Einzelformen.

Digitized by Google

Der beigefügte Zettel



Taf. IV. Natürl. Größe

Digitized by Google

Schrift des beigefügten Zettels	Schrift des Empfehlungsbriefes
— 3 —	
Vermischung deutscher mit lateinischer Schrift (vgl. z. B. die „d" und „t" und das deutsche „g" in Zl. 7, 13 und 16 neben der lateinischen g-Form in „gestorben" Zl. 18).	Konsequent durchgeführte Schrift mit Ausnahme der lateinischen a-Form in „armer" Zl. 8 und einiger „w".
— 4 —	
Weniger dynamische Schrift bei geringer Schreibenergie; der Reibungsdruck wechselnd (vgl. z. B. das schwächliche „n" in „ernehren" Zl. 17 neben dem entschieden kräftigeren „u" [ohne Boden] in „auf" Zl. 6, die Silbe „in" in „Kind" im Gegensatz zu der kräftiger betonten Silbe „men" in „Begiment" Zl. 11 u. a.).	Stark dynamische Schrift, beträchtliche Schreibenergie; Reibungsdruck in den Grundrichtungen ziemlich gleichmäßig.
— 5 —	
Verhältnismäßig geringere Längenunterschiede.	Starke Längenunterschiedlichkeit.
— 6 —	
Mehr enge Schrift.	Tendenz zur Weite.
— 7 —	
Bindungsformen mit Ausnahme des „u" arkadenförmig.	Die Bindungsformen der „m", „n" und „u" vorherrschend winkelförmig neben einigen Anklängen zur Girlande.
— 8 —	
Keine Interpunktionen.	Interpunktionen, wenn auch unkorrekt, so doch angewandt.

b) Die Einzelformen

Vorzugsweise lateinische Schrift, vermischt mit einigen deutschen Lettern.	Deutsche Schrift mit einigen lateinischen Buchstaben vermischt.

B. Die Ähnlichkeiten

a) Die allgemeinen Merkmale der Schrift

Schrift des beigefügten Zettels	Schrift des Empfehlungsbriefes
— 1 —	
Starker Reibungsdruck.	Ebenso.
— 2 —	
Schriftbild teigig (häufige Verklecksungen).	Ebenso.

Digitized by Google

Schrift des beigefügten Zettels	Schrift des Empfehlungsbriefes
— 3 —	
Vorherrschend unverbunden.	Ebenso.
— 4 —	
Vorherrschen der Unterlängen.	Ebenso.
— 5 —	
Endungen inkonsequent (kurze Endungen neben schwungvoll verlängerten).	Ähnliche Behandlung der Endungen.
— 6 —	
Steigende Zeilenführung.	Desgleichen im ersten Schreiben.
— 7 —	
Trotz mancher sonstiger Mängel sind die i-Punkte ziemlich genau.	Ebenso in der deutschen Schrift.
— 8 —	
Der Sprachausdruck ist mit Dialekt vermischt.	Ähnlicher Sprachausdruck.
— 9 —	
Mangelhafte Grammatik.	Desgleichen.
— 10 —	
Orthographie fehlerhaft.	Ebenso.

b) Die Einzelformen
(Vgl. Taf. V)

(Die arabischen Ziffern beziehen sich auf die jeweilige Kolonne, die neben den einzelnen Buchstaben stehenden auf die Zeilenzahl und die römischen auf das jeweilige Beispiel [Pos.].)

Schrift des beigefügten Zettels	Schrift des Empfehlungsbriefes
— 1 —	
Der o-förmige Teil des „a" oben geschlossen; Verknotung in der Mitte oben überragend; Übergang vom letzten Grundstrich zum folgenden Buchstaben spitzwinklig. (Vgl. Pos. I.)	Ähnliche a-Formen (vgl. Pos. ′).
Das „a" oben in der Mitte offen; Anfangszug in das Oval eingeschlagen; Grundstrich plötzlich abgebrochen (vgl. Pos. II).	Sehr ähnlich das „a" in Pos. II′.
Die lateinische a-Form seitlich links geschlossen; Grundstrich im Vergleich zum Oval kürzer. (Vgl. Pos. III.)	Hierzu vgl. das ähnliche „a" in Pos. III′.

Digitized by Google

Schrift des beigefügten Zettels	Schrift des Empfehlungsbriefes
— 2 —	
Das „b" mit dem Buchstaben zuvor nicht verbunden; kurzer Aufstrich zum „b", dessen Anfang durch den Abstrich zugedeckt ist (vgl. Pos. I).	Ebenso das „b" in Pos. I'.
Obwohl die Endrichtung des „b" eine direkte Verbindung mit dem folgenden Buchstaben zuließe, ist der b-Schlußzug abrupt abgebrochen und unverbunden. (Vgl. Pos. II.)	Desgleichen das „b" in Pos. II'.
— 3 —	
Das „d" an der Basis ausgerundet; d-Kopf relativ stark nach links ausgeweitet; Schlußzug in der Richtung nach oben rechts oder seitlich rechts ausklingend (vgl. die „d" in Pos. I-IV).	Ähnliche d-Formen in Pos. I'-IV'.
Das „d" an der Basis leicht winkelförmig (Pos. II).	Ebenso das „d" in Pos. II'.
Anfangszug zum „d" aus der Richtung von oben rechts; Basisteil o-förmig; der d-Schlußzug im Kopf vorzeitig abgebrochen und nicht durchgezogen (vgl. das „d" in Pos. IV).	Desgleichen das „d" in Pos. IV'.
— 4 —	
Nach Vollendung des f-Grundstriches Abziehen der Feder nach unten rechts (vgl. das „f" in Pos. I).	Ähnliche Erscheinung im „f" Pos. I'.
— 5 —	
Das sackförmige Oval des „g" oben in der Mitte geschlossen; linksläufige Verknotung oben in der Mitte (vgl. Pos. I).	Sehr ähnlich ist auch das „g" in Pos. I' geformt.
Das „g" ohne Aufstrich; oben in der Mitte sperrangelweit offen; Schlußzug im Grundstrich abgebrochen und nach rechts nicht verbunden (vgl. das „g" in Pos. II).	Sehr ähnlich das „g" in Pos. II'.
— 6 —	
Grundstrich des „i" schräg von oben rechts nach unten links; i-Punkt kommaförmig senkrecht von oben nach unten gezogen (vgl. das „i" Pos. I).	Desgleichen der i-Punkt in Pos. I'.

Digitized by Google

Der nach der Verletzung aufgefundene Spiegelschriftzettel

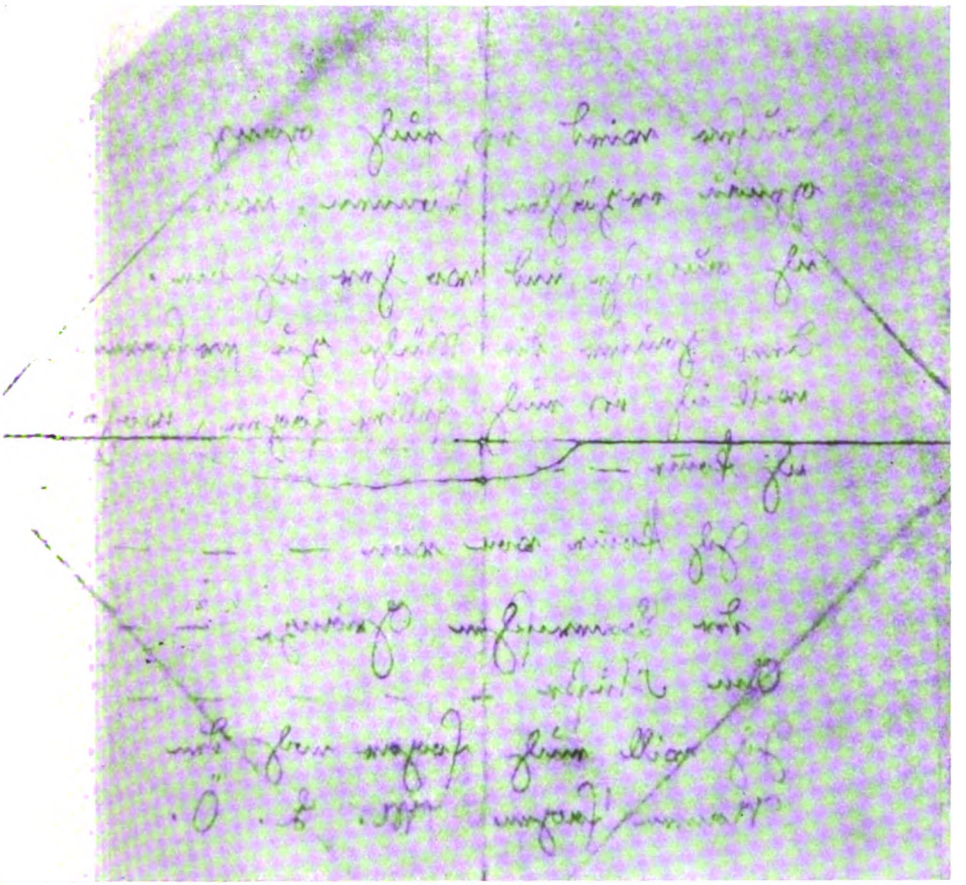


Fig. 1

Tafel I

Digitized by Google

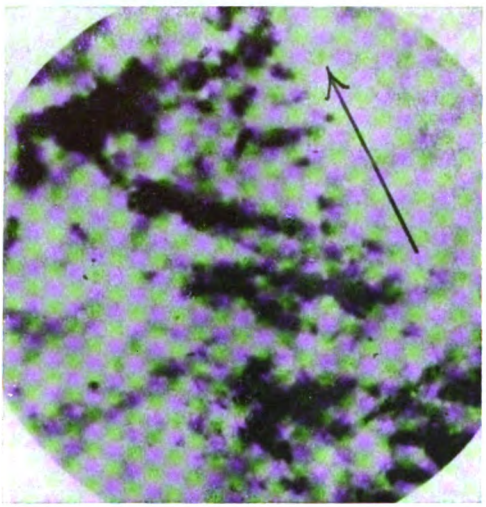


Fig. 2

Fig. 3

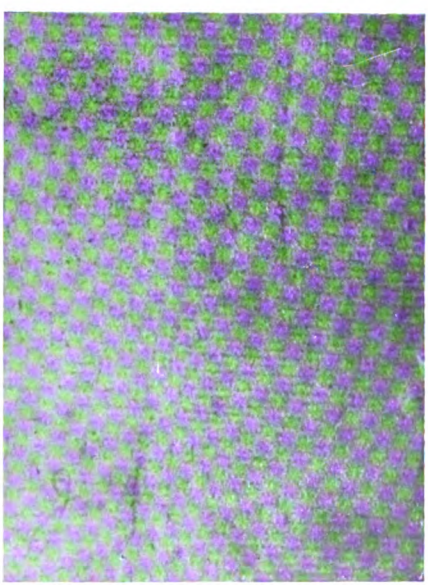


Fig. 4a

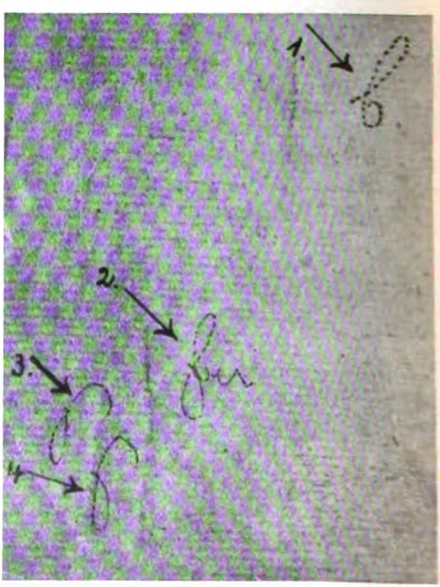


Fig. 4b

Tafel II

Digitized by Google

Schrift des beigefügten Zettels	Schrift des Empfehlungsbriefes
i-Punkt fast quer über den i-Grundstrich gezogen, mehr kommaförmig von links nach rechts (Pos. II).	Ebenso der i-Punkt in Pos. II'.
Nach Vollendung des i-Grundstriches sofort der i-Punkt gesetzt (Pos. III).	Genau so das „i" in Pos. III'.
„i" ohne Aufstrich; i-Punkt sofort nach Vollendung des i-Grundstriches gesetzt (Pos. IV).	Ausgesprochen ähnliche i-Punktsbehandlung zeigt auch das „i" in Pos. IV'.
Anfangszug zum „J" aus der Richtung von unten links; Abgleiten oben nach rechts unten; Basisbogen relativ unausgiebig (vgl. das „J" in Pos. V).	Anfangsbehandlung sehr ähnlich; Basisbogen und Schlußzug ausführlicher (Pos. V').
— 7 —	
Auf- und Abstrich des „k" spitzwinkelförmig; sackförmige Schleife seitlich rechts; Schlußzug kurz nach unten und abrupt abgebrochen (vgl. das „k" in Pos. II; das „k" Pos. I rechts etwas verkümmert, jedoch prinzipiell ähnlich.	Sehr ähnliche k-Formen finden sich zuweilen auch im Empfehlungsbrief (vgl. Pos. I' und II').
— 8 —	
Das „l" mit dem Buchstaben zuvor nicht verbunden; Schlußzug kurz und nach oben rechts ausklingend und unverbunden (Pos. I).	Ebenfalls des „l" in Pos. I'.
l-Schlußzug kurz abgebrochen (Pos. II).	Ebenso in Pos. II'.
Übergang vom „l" zum folgenden Buchstaben unten spitzwinklig (Pos. III).	Genau so das „l" in Pos. III'.
— 9 —	
Schlußzug des „m" etwas nach rechts abgebogen und plötzlich abgebrochen ohne Verbindung mit dem folgenden Buchstaben (Pos. I).	Dieselbe eigentümliche Schlußbehandlung des „m" auch in Pos. I'.
— 10 —	
Desgleichen das „n" in Pos. VIII'.	Ebenso.
— 11 —	
Die beiden „o" sackförmig und oben rechts verknotet (Pos. I-II).	Ähnliche o-Formen auch in Pos. I' und II'.

Digitized by Google

Schrift des beigefügten Zettels	Schrift des Empfehlungsbriefes
— 12 —	
Geradezu erstaunlich ist die Variabilität der t-Querstriche: wellenförmig (I), oben konkav (II), oben konvex (III), gerade nach seitlich rechts verlaufend (IV), schwungvoll nach seitlich rechts verlängert und wellenförmig (VI). Ferner sind die t-Querstriche verhältnismäßig tief angebracht.	Hierzu vgl. die sehr ähnlichen t-Querstriche in allen ihren Abarten in Pos. I'-VI'.
Der Schlußzug des zweiten „t" im Doppel-t plötzlich abgebrochen und nach rechts unverbunden (VII).	Ebenso in Pos. VII'.
t-Grundstrich rechts konvex (VIII).	Desgleichen das „t" in Pos. VIII'.
„t" ohne Querstrich (IX).	Ebenso in Pos. IX'.
Vereinzelt finden sich auch lateinische t-Formen: oben zugespitzt und nach unten zu druckreicher mit kurzem und spitz nach rechts ausklingenden Schlußzug (X).	Genau so das „t" in Pos. X'.
— 13 —	
u-Bogen fangschlingenähnlich (Pos. I).	Sehr ähnlich in Pos. I'.
Anfangszug von unten; u-Bogen geschlossen; Endung nach oben rechts ausgezogen (Pos. II).	Hierzu vgl. den ähnlichen u-Bogen in Pos. II'.
Anfangszug ebenfalls von unten; u-Bogen nach seitlich rechts offen; Endung ziemlich kurz (III).	Desgleichen in Pos. III'.
— 14 —	
Die rechtsseitige Schleife zum „V" oben nach rechts umgeschlagen; Abstrich unten etwas nach links angezogen (nach links eingebuchtet); der druckbetonte Schlußzug nach rechts gebogen und nach unten ausklingend.	Sehr verwandter Duktus im „V" rechts.
— 15 —	
Das „w" zeigt steigende Form; Schlußzug oben rechts sehr kurz und plötzlich abgebrochen ohne Verbindung nach rechts.	Inmitten deutscher Schrift finden sich analoge w-Formen.
— 16 —	
Wortendung spitz nach oben rechts ausklingend (I);	Ebenso in Pos. I'.

Digitized by Google

Schrift des beigefügten Zettels	Schrift des Empfehlungsbriefes
nach oben rechts verlängert (II);	Ebenso in Pos. II'.
Endung nach Vollendung des Grundstriches plötzlich abgebrochen mit Abbiegen nach rechts ohne Ausziehen nach oben rechts (III);	Ebenso in Pos. III'.
Endung kurz und spitz nach oben rechts ausklingend (IV);	Ebenso in Pos. IV'.
Schlußzug in der Unterschleife links des Grundstriches und unterhalb der Zeile vorzeitig abgebrochen (V);	Ebenso in Pos. V'.
Unterschleife unvollendet und nach oben geöffnet (VI).	Ebenso in Pos. VI'.
— 17 —	
Die Ziffer „1" der Jahreszahl „1812" ohne Aufstrich; Grundstrich oben spitz und unten druckbetonter; über dem Grundstrich ein Punkt gesetzt.	Genau so die „1" des ersten Schreibens. Der geschweifte Aufstrich links ist gesondert, ein Beweis dafür, daß Schreiber die „1" auch ohne Aufstrich zu schreiben gewohnt ist.
Die Ziffer „8" oben rechts geöffnet.	Ebenso.
Die zweite Ziffer „1" wie oben.	Die „1" wurde zweimal geschrieben und beide male ohne Aufstrich. Die Verdoppelung kann möglicherweise auch die Folge einer starken Federspreizung sein, wobei jedes Federbein für sich einen Abstrich beschrieb. Ein sicherer Schluß läßt sich aus dieser faksimilierten Schrift nicht ziehen.
— 18 —	
Nach Vollendung des Grundstriches zur Ziffer „2" ist der Querzug leicht schräg nach unten rechts geführt mit nachfolgender Abbiegung nach oben und Ausklingen der Endung nach oben rechts.	Sehr ähnliche „2" auch im ersten Schreiben.

C. Abwägung der Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten

Die unter B/a erwähnten Duktusähnlichkeiten vermögen die Urheberidentität allein noch nicht zu beweisen. Dahingegen würde durch die Vereinigung aller 10 Punkte die Identität doch mindestens wahrscheinlich gemacht, sofern nicht noch die im Abschnitt A/a-b aufgeführten Duktusverschiedenheiten im Wege stünden. Sieht man sich im vorliegen-

Digitized by Google

den Falle nun die Verschiedenheiten etwas näher an, so zeigt es sich alsbald, daß sie ohne Ausnahme aus der Absicht der Verstellung verstanden werden können. Wer nämlich seiner Handschrift ein anderes Gesicht geben will, ohne eine bestimmte Vorlage nachzuahmen, und auch nicht über ausgesprochenes Schriftverstellungstalent verfügt, der wird zunächst einmal langsamer und bedächtiger schreiben, dadurch allein schon viel vom charakteristischen Gepräge seiner Handschrift einbüßen, sich in der Behandlung der Einzelformen auf diese oder jene Verstellungsart besinnen und im übrigen dergleichen Momente des Schriftbildes abzuändern versuchen, die auch jedem Laien sofort in die Augen springen. Unter diesen nun gibt es keine Duktuseigenschaft von so auffallendem Charakter wie gerade das Schriftsystem. Es gehört daher zu den in der Praxis häufig vorkommenden Erscheinungen, daß jemand, der normalerweise deutsch schreibt, nunmehr zur lateinischen Schrift übergeht oder auch umgekehrt. Die eine Schriftart ist jedesmal die gewohntere, während die andere nur zwangsweise angenommen und ungeläufiger ist und daher an Sicherheit und Gewandtheit in der Linienführung naturgemäß Einbuße erleidet. Wir haben damit nur die Möglichkeit der Herkunft aller Duktusverschiedenheiten aus der Verstellungsabsicht dargetan. Was aber veranlaßt, sie wirklich aus ihr herzuleiten, das sind folgende Tatsachen. Es läßt sich mit Bestimmtheit beweisen, daß der Gebrauch der Lateinschrift auf dem Zettel dem Schreiber durchaus nicht geläufig ist, weshalb er wiederholt in die offenbar gewohntere Kurrentschrift zurückfällt. So ist das „a" im ersten Wort „Das" schon der deutschen Schrift entlehnt. Auffallend ist aber auch der häufige Wechsel zwischen deutschen und lateinischen a-Formen. Auch die „d" widersprechen häufig der lateinischen Schriftvorlage. Während der Zettelschreiber im Wort „getauft" Zl. 2 die ersten beiden Buchstaben „ge" noch einigermaßen systemgerecht zu bilden vermochte, ist er in den folgenden Buchstaben „au" vollends in die deutsche Schrift zurückgefallen. Daß er in der Behandlung der lateinischen Formen durchaus nicht sicher war, ergibt sich ferner aus folgenden Widersprüchen. Im Wort „Kaspar" Zl. 3 wurde ein deutsches „a" gewählt, in „name" Zl. 4 und in „Jahr" Zl. 8 ein lateinisches und daneben im folgenden Wort „alt" abermals ein deutsches. Der u-Bogen entsprach schon damals nicht der lateinischen Schrift, aber er wurde gleichwohl auf zahlreichen „u" angebracht, während er im Wort „auf" Zl. 6 und in „erzikung" Zl. 13 weggelassen ist. Ebenso inkonsequent sind die „k" geformt (vgl. das „k" in „schicken" Zl. 9 mit dem völlig anders gearteten in „erzikung" Zl. 13 und „kan" Zl. 16). Eine Unsicherheit spricht weiterhin aus dem „e". Das „e" in „Sie" Zl. 4 und „Schwolische" Zl. 7 ist durch Überschreibung korrigiert. Offenbar mußte ein ursprünglich deutsches „e" in ein lateinisches verwandelt werden. Eine

Digitized by Google

ausgesprochen deutsche e-Form erscheint in der untersten Zeile in „gestorben". Ebenso häufig wechselnd in der Form sind die „g" (vgl. z. B. das der lateinischen Vorlage entnommene „g" in „getauft" Zl. 2 und „gestorben" Zl. 18 neben dem ausgesprochen deutschen „g" im Wort „Mägdlein" Zl. 16, dessen „ä" und „d" ebenfalls der deutschen Schrift entlehnt sind). Damit nicht genug, finden wir auch sonstige Formunsicherheiten. Im Wort „Nirnbe" Zl. 9 ist sowohl das „i" als auch das „r" verbessert worden. Das „k" in „kan" Zl. 16 und in „erzikung" Zl. 13 erscheint ebenfalls nicht völlig unbefangen. Wiederum vollends der deutschen Schrift entspricht das „V" in „Vater" Zl. 6 und 12. Alle diese Momente beweisen deutlich einen Widerstreit zwischen der zweifellos völlig eingeschriebenen und gewohnten deutschen Handschrift und der sichtlich ungeübteren und unvertrauteren lateinischen. Daher erscheinen die deutschen Lettern zügiger und sicherer im Gegensatz zu den mehr ungehobelten und zögernden lateinischen (vgl. z. B. das „m" und „n" in „name" Zl. 4, das sehr schulmäßige und gezwungene „n" in „geben" Zl. 5). Die Zettelschrift weist auch sonstige Widersprüche auf. Im Vergleich mit den ersten Zeilen sind die letzten freier und natürlicher. In der ersten Hälfte ist ein gelegentliches Sinken der Zeile zu konstatieren (vgl. z. B. Zl. 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9 und 10); die unteren Zeilen dagegen steigen merklich. Aus allgemeiner Bewegungsunsicherheit heraus erklären sich auch die schwankenden Druckverhältnisse (krampfhafte Druckbetonungen neben Druckschwächen). Was ferner die geringere Längenunterschiedlichkeit des zweiten Schreibens im Gegensatz zum ersten anbelangt, so findet auch diese durch eine einfache Überlegung ihre Erklärung. Einmal weist die lateinische Schriftvorlage im Verhältnis zur deutschen ohnehin geringere Längenunterschiede auf; mitbeteiligt daran ist aber auch die Bewegungsgehemmtheit aus Ungeübtheit im Lateinischschreiben; sie hat automatisch eine Verringerung der Bewegungsausmaße zur Folge. Als Nebenwirkung erfährt auch die Rechtskomponente eine gewisse Einschränkung, weshalb denn die Schriftzüge merklich enger werden. Auch die Unschlankheit der Linienführung und das verminderte Schreibtempo erklären sich so und sprechen daher nicht gegen Urheberschaftsidentität. Auch die Verschiedenheiten in den Bindungsformen bedürfen keiner weiteren Erörterung in Rücksicht auf das Schriftsystem. Sie würden auch ohnehin nicht viel besagen, da sich beim Anonymus die Neigung zu Winkelformen nachweisen läßt. Daß im Gegensatz zum ersten Schreiben im zweiten die Interpunktionen nicht berücksichtigt wurden, ist in diesem Falle wohl einer Umstellung der Aufmerksamkeit zuzuschreiben, denn der Schreiber hatte mehr auf den Duktus (= Bewegungsgang) als auf den Inhalt und die Satzkorrektheit zu achten. Ferner mag die Handschrift bis zu einem gewissen Grade auch beeinflußt worden sein durch ein autosuggestives Sich-

Digitized by Google

hineinversetzen in eine weibliche Rolle, da ja die Mutter Hausers als Verfasserin vorgetäuscht werden sollte.

Während also die Verschiedenheiten ausnahmslos aus dem Verstellungsbestreben erklärt werden müssen, ergibt sich andrerseits die Tatsache zahlreicher Duktusähnlichkeiten, und diese erstrecken sich noch dazu vorzugsweise auf die Klein-, namentlich aber auf die Kurzbuchstaben und feineren Nebenzüge. Auch wenn diese Ähnlichkeiten sich auf nur je einen Zug in der Buchstabenbehandlung beschränken würden, so fiele doch deren Gesamtheit für die Urheberschaftsidentität ganz außerordentlich ins Gewicht. Nun befinden sich darunter auch noch einige Formenübereinstimmungen von ganz besonderer Gewichtigkeit, und es sei im Vorbeigehen nur kurz an die „d", „k", i-Punktsbehandlungen und die typischen Fangschlingenzüge der u-Bogen erinnert. Eine äußerst schwerwiegende Komplexionsähnlichkeit zeigt sich aber in der Behandlung der „t" und t-Querstriche, denn hierbei sind nicht allein die t-Querstrichformen zu beachten, sondern auch die Übereinstimmung im Grade der Variabilität. Der Urheber des ersten Schreibens bekundet eine seltene Vielseitigkeit in der Gestaltung der „t" und t-Querstriche, und eben diese spricht in auffallender Weise auch aus dem zweiten Schreiben. Ausgesprochen duktusverwandt sind weiterhin die beiden Jahreszahlen „1812", sogar auch in bezug auf die Ausdehnungsverhältnisse (die Ziffer „18" im Verhältnis zur Ziffer „12" etwas größer, ebenso die beiden Ziffern „8" und und „2" im Verhältnis zur „1"). Lassen wir uns nicht täuschen von den Divergenzen mancher Großbuchstaben, denn auch diese weisen manche verwandten Züge auf! Obwohl z. B. die beiden „M" in Kol. 8 Taf. V auf den ersten Blick unähnlich erscheinen mögen, besteht doch eine ganz vortreffliche Übereinstimmung hinsichtlich der Bewegungsverteilungen: links oben starkes Überragen; tiefer Absatz nach der Mitte zu; Spitze rechts oben im Vergleich zur Mitte höher und tiefer im Vergleich zu oben links; sodann zeigt das „M" unten aufsteigende Form. Das „J" in Kol. 6 (Pos. V) ist im Schlußzug mächtig aufgedonnert, dasjenige in Pos. V dagegen erscheint kümmerlicher. Aber beide J-Formen sind wenigstens im Anfangszug verwandt. Und nachdem über die Verstelltheit der Zettelschrift auch nicht der geringste Zweifel mehr bestehen kann, fallen dergleichen Abweichungen als belanglos dahin. Entscheidend aber für die Identitätsfrage ist die Tatsache der Übereinstimmung beider Schreiben hinsichtlich zahlreicher Kleinbuchstaben und unbeachtbarer Nebenzüge. Es ist gewiß kein Zufall mehr, daß der Zettelschreiber abweichend von seinen Bewegungsgewohnheiten plötzlich ein linksläufig geschlossenes „a" erzeugt (Pos. III Kol. 1) und dergestalt durch eine gravierende Bewegungsinkonsequenz seine Urheberschaft verrät. Zum Überfluß mag noch auf die winkelförmige Verbindung des „l" mit dem folgenden „b"

Digitized by Google

(Kol. 7/III) hingewiesen werden, ferner auf das „V" mit dem rechts umgeworfenen und unten rechts verdickten Schlußteil (Kol. 13), das „w" mit dem plötzlichen Abbruch im Schlußzug (Kol. 14) und auf die Übereinstimmung in der Behandlung der Wortendungen (Kol. 16).
Der wirkliche Sachverhalt findet nun seine Abklärung durch einen Hinweis auf die Bedeutung der repräsentativen und unrepräsentativen Schriftmerkmale. Der Verfasser des Zettels war in der lateinischen Schrift nicht hinreichend formgewandt. Seine größte Aufmerksamkeit war mehr auf die augenfälligen Einzelformen (Großbuchstaben) gerichtet, wobei sich die Klein- und weit mehr noch die Kurzbuchstaben und nebensächlichen Einzelheiten der Beachtung und Willkür entzogen. Außerdem ist der Anonymus Träger einer ohnehin nicht sehr verstellungsfähigen Handschrift. Aus dem fortwährenden Widerstreit zwischen den natürlichen, geläufigen und den vorübergehend zwangsmäßig angenommenen Schreibbewegungen (lateinische statt deutsche Schrift) resultieren folgerichtig auch die häufigen Rückfälle in die gewohnten Bewegungsformen. Und eben aus diesem Sachverhalt heraus erklären sich denn auch die im Abschnitt A/a erwähnten Erscheinungen: mangelhafte Strichsicherheit, Bewegungsstockungen und -reduktionen und die krampfhaften Spannungen in der Entfaltung der Schreibenergie.

Schlußfolgerung

Gestützt auf die Gesamtheit der handschriftlichen Befunde schließe ich das erste Kapitel mit folgendem Ergebnis:
Die Handschrift des Hauptbriefes und des beigefügten Zettels sind von ein und derselben Hand geschrieben.

Zweites Kapitel

Werfen wir den ersten Blick auf das Gesamtbild (Schriftcharakter) des fraglichen Empfehlungsbriefes, so springt ein Moment sofort in die Augen: die ausgesprochen persönliche und männliche Note. Diese Schrift ist absolut ausgeschrieben und verrät „Rasse" und Charakter. Es bedarf keines langen Fragens, wessen Geistes Kind der Schreiber sei. Der Schrifthabitus zeigt durchaus keine infantilen Züge. Die Schrift ist ausgereift und fertig, und ebenso ausgewachsen und fertig ist der Schrifturheber. Im Schreiber dieser äußerst markanten Handschrift läßt sich kaum ein 16jähriger Bursche vermuten. Vom graphologischen Gesichtspunkt aus betrachtet, sprechen alle Momente für einen Mann gereiften Alters. Noch unwahrscheinlicher wäre die Annahme einer Frauenhand, zumal wenn man bedenkt, daß die Handschriften der beiden Ge-

Digitized by Google

schlechter vor einem Jahrhundert sich stärker voneinander unterschieden als heute. Bei richtiger Einschätzung der Zeit und des Kulturstandes des Jahres 1828 drängt sich die Unwahrscheinlichkeit, daß der vorliegende Empfehlungsbrief von einem Jüngling wie Kaspar Hauser geschrieben wurde, immer deutlicher auf.

Nach dem Schrifthabitus beurteilt, war der Schreiber sehr wahrscheinlich ein dem untern Volksstande entstammender Mann. Angehöriger eines gebildeten Standes war er kaum, denn die Handschrift zeugt nicht von höherer geistiger oder seelischer Kultur.

Um noch deutlicher im Bilde zu sein, erinnern wir an Kaspar Hauser selbst. Unwidersprochen bleibt zweifellos ein wichtiges Moment: im Verhältnis zur damaligen Zeit fiel Kaspar Hauser in körperlicher und mehr noch in geistiger Beziehung völlig aus dem Rahmen seiner Zeitgenossen. Ihm, dem unbeholfenen, schwerfälligen, begriffsstutzigen und indolenten Burschen mit dem überaus dürftigen Sprachschatz das 50-zeilige, gewandt und sicher geschriebene Skriptum (abgesehen selbst von dem sicher nicht unlogischen und zum Teil höchst berechneten, ja ironischen und zynischen Inhalt) zuzumuten, würde an Unsinn grenzen. Man darf der Tatsache, daß Hauser nach seinem Erscheinen „mit sicherer Hand" seinen Namen auf ein Blatt Papier zu schreiben vermochte (das „H" in „Hauser" freilich klein), keine allzugroße Bedeutung beimessen, um so mehr, als er sich nur eines Bleistiftes bediente. Daß er imstande gewesen wäre, ein so umfangreiches Schriftstück mit Tinte und Feder ohne jeglichen Klecker oder Fehler (Verschreibung) mit einer solchen Bewegungssicherheit und Federgewandtheit zu vollenden, muß im höchsten Grade bezweifelt werden. Von der Fähigkeit zu einfacher Namensschreibung bis zu einer derartigen Schreibfertigkeit, wie sie aus dem Begleitbrief spricht, ist noch ein sehr weiter Weg. Gibt es doch heute noch Menschen, die unter Aufbietung vieler Mühe notdürftig ihren Namenszug zu vollziehen vermögen, in der Abfassung aber auch nur einer kurzen Zeile völlig versagen.

Für Hauser charakteristisch ist eine Äußerung Daumers, zitiert in Pies: „Kaspar Hauser", pag. 182 1. Bd.:

> „Wenn man ihm einen Buchstaben vorschrieb, den er noch nicht geschrieben hatte, so zog er die Feder oder den Bleistift über den vorgeschriebenen Buchstaben hin und machte ihn dann aus freier Hand mit großer Richtigkeit."

Daraus geht indirekt hervor, daß ihm bei weitem nicht alle Buchstaben des Alphabetes geläufig waren.

In wirklich unverfälschter, kindlicher und naiver Weise erzählt Hauser in seiner Selbstbiographie (vgl. Pies 2. Bd. S. 190):

Digitized by Google

„Das tat er (Hausers Kerkermeister, der ihm den ersten Schreibunterricht gab) recht oft, bis ichs nachmachen konnte. Dieses zeigte er mir sieben bis achtmal; es gefiel mir sehr wohl, weil es schwarz auf weiß aussah; ..."

Solche zweifellos echten Äußerungen passen schwerlich zu dem raffinierten Schwindlertum, das man dem Hauser hat andichten wollen, indem man meinte, er selbst sei der Schreiber des von ihm überbrachten Briefes. Noch lange nach seinem Erscheinen war Hausers Ausdrucks- und Bewegungsvermögen starken Hemmungen unterworfen, von denen in jenem Brief nichts zu bemerken ist. Schon nach alledem dürfen wir überzeugt sein, daß er den abgegebenen Brief nicht geschrieben haben kann.

Charakterbild des unbekannten Schrifturhebers
(Vgl. Taf. I und II.)

Schreiber des Empfehlungsbriefes ist eine Persönlichkeit von klarem und festgestelltem Charakter. Weder gebildet noch höhergeistigen Idealen anhängend, verfügt er doch über eine gute Dosis von gesundem Hausverstand. Zwar ist er zu schwerfällig und zu „dickhäutig", als daß man ihm rasches Erfassen, Denken und Sichumstellen in neue Verhältnisse zutrauen könnte. Aber er ist auch keineswegs etwa denkfaul oder apathisch, denn er grübelt über manches nach und schmiedet Pläne, wobei er von einiger Phantasie unterstützt wird. Weit überwiegend jedoch ist sein Denken und Sinnen berechnend und auf die Praxis eingestellt, wo er gut beobachtet, sich stets auf das eben Notwendige beschränkend. Indes lassen seine Überlegungen an Schärfe, Klarheit, Sachlichkeit und vor allem an Detailliertheit zu wünschen übrig, so daß er in seinen Leistungen auf verhältnismäßig enge Grenzen beschränkt bleibt. Auch seine Entschlußfähigkeit entbehrt der Schnelligkeit und es bedarf schon geraumer Zeit, bis er sich für eine Sache erwärmt. Ist er aber für etwas eingenommen, so bekundet er in der Verfolgung seines Zieles nicht selten eine bemerkenswerte Leidenschaftlichkeit und Zähigkeit. Die Erfolgsmöglichkeit wird jedoch herabgemindert durch die Gefahr, die Kritik für das Wesentliche zu verlieren. Im Verkehr mit Menschen ist er keineswegs aufgeschlossen und leicht zugänglich; seine Gefühle entfalten sich nur langsam, sind aber nachhaltig und führen mitunter sogar zu Unbelehrbarkeit und Starrsinn. Strebsamkeit ist dem Schreiber trotz seiner Schwerblütigkeit nicht abzusprechen. Ebenso sind Vorsicht und Mißtrauen zu verzeichnen, und daraus besonders erklärt sich sein zugeknöpftes Wesen. Wohl sucht er sich aus Berechnung anzupassen, kennt aber sonst in der Wahl der Mittel wenig moralische Bedenken. Gerät er in Wallung, so zeigt er sich leicht schroff, befehlshaberisch, kratzbürstig und brutal. Untergebenen gegenüber ist er wenig wohlwollend, kann aber, wenn es seine Interessen erfordern, nach oben hin auch Unterwürfigkeit bekunden. Mit einem Wort: er

Digitized by Google

richtet sein Verhalten nach den jeweiligen Umständen ein. Fühlt er sich der Situation gewachsen, so erscheint ihm jedes Mittel recht; wird er jedoch in eine unangenehme Lage versetzt, so fühlt er sich leicht unsicher und zieht es vor, den Bescheidenen und Frommen zu spielen und sich in möglichst vorteilhaftem Lichte zu zeigen.

Unter der derben Oberfläche des Schreibers finden wir freilich auch einige von kräftig entwickelter Sinnlichkeit durchflochtene Gemütsbedürfnisse. Sein Genußverlangen ist primitiv, ohne Verfeinerung und Veredelung. Sein starker und triebhafter Sexus wird, wenn einmal entfacht, weder von vernünftigen Überlegungen noch auch von Takt und Feingefühl in Schranken gehalten.

Die manchen Schwankungen ausgesetzte Strebsamkeit entspringt vornehmlich starkem persönlichen Ehrgeiz. Er gibt sich mit dem erreichten Ziele nicht zufrieden, blickt nach neuen Möglichkeiten aus und greift zu, wo er Vorteile zu gewinnen hofft. An seinem ruhelosen Betätigungsdrange ist übrigens auch noch eine tiefer liegende Unzufriedenheit beteiligt, deren Ursache er freilich in den äußeren Verhältnissen sucht. Daraus erklärt sich eine ständige seelische Spannung und der Umstand, daß sein Tatendrang mit inneren Hemmungen zu kämpfen hat. Dadurch wird ein friedliches Auskommen mit ihm erschwert, und es bedarf schon eines gewissen Maßes von Geduld und Balance zur Vermeidung stärkerer Reibungen mit diesem nicht leicht lenkbaren Menschen. Er ist ziemlich unberechenbar, zeitweilig zugänglich und ansprechbar, nicht selten aber auch vulkanisch-temperamentvoll und aggressiv. Nicht besonders braucht gesagt zu werden, daß er Angriffen gegenüber nicht schonend verfährt. Er ist auch nachtragend und vergißt nicht leicht ein ihm angetanes Leid. Einigermaßen mildernd wirkt jedoch eine gewisse Großzügigkeit. Über Kleinigkeiten setzt er sich hinweg. Angesichts des entschiedenen Vorwaltens persönlicher und egoistischer Interessen vermag er in keiner Tätigkeit völlig aufzugehen; er ist ein durch unruhigen Ehrgeiz Getriebener und fühlt weder Befreiung noch inneres Glück. Muße, Beschaulichkeit, Ruhe und Harmonie kennt er nicht, und die Umwelt betrachtet er gewissermaßen als ein Kampfgebiet. — Dies die Licht- und Schattenseiten des rätselhaften Unbekannten.

Hier folgt nun ein von Dr. Klages verfaßtes ausführliches Charakterbild über die Handschrift des Kaspar Hauser.

Dieses Gutachten wurde ursprünglich für Herrn Rechtsanwalt A. Bartning in Hamburg angefertigt und von diesem in seinem Vortrag „Neues über Kaspar Hauser" am 22. April 1927 in der Forensisch-Psychologischen Gesellschaft in Hamburg wiedergegeben. Ein Privatdruck des Vortrages mitsamt dem Gutachten erschien 1927 bei Brügel & Sohn in Ansbach.

Das erste Gutachten konnte nur mit Vorbehalt gegeben werden. Erstens lag

Digitized by Google

lediglich ein Photogramm vor, zweitens Photogramm eines einzigen Schreibens, das nach Angabe des Auftraggebers mit besonderer Sorgfalt angefertigt wurde. Dr. Klages hat nun aber inzwischen Stichproben aus Photogrammen andrer Schriftstücke kennengelernt, die bei verschiedenen Gelegenheiten entstanden sind. Es ergab sich, daß dadurch die Gesamtauffassung des Charakters keine Veränderung erfuhr; nur in Nebensachen und Einzelheiten waren einige Retuschen erforderlich. Der hier vorgelegte Text ist nach der endgültigen Fassung wiedergegeben.

Charakterbild auf Grund der Handschrift Kaspar Hauser

„Zwei Grundzüge treten zunächst hervor: ehrgeiziges Emporstreben und außerordentliche Gehemmtheit. Wir fassen an erster Stelle den Ehrgeiz ins Auge. Schreiber möchte etwas „vorstellen", eine Rolle spielen, sich hervortun. Verschwistert sich solcher Drang mit irgendwelchen Sachinteressen, so kann er als Ansporn zu mehr als gewöhnlichen Leistungen dienen. Dem Schreiber dagegen fehlt es an Sachinteressen. Ihre Stelle vertritt ein, wenn nicht unklarer, so doch unbegründeter Glaube des Schreibers an irgendeine höhere Bedeutung und Würdigkeit seiner Person. Für diesen Glauben hat er eine Art von Begeisterung einzusetzen, eine fast religiös gefärbte Begeisterung. Wie er sich selbst im Lichte von etwas Besonderem und Außergewöhnlichem zu sehen geneigt ist, so fühlt er sich zwangsläufig veranlaßt, die Bedeutung, die er sich ausmalt, darzustellen. Er sucht also sein Betragen stets so einzurichten, daß es Anerkennung, Beifall und, soweit möglich, Bewunderung oder Staunen errege. Blicken wir nun auf seine vital bedingten Hemmungen hin, so ergibt sich daraus folgendes: Erstens, um den gewünschten Eindruck hervorzubringen, trachtet er danach sich zu beherrschen und in bester Haltung zu präsentieren; zweitens zeigt er sich dienstbeflissen, bescheiden, ja unterwürfig, um so mehr, als er überdies furchtsam, vorsichtig und mißtrauisch ist; drittens aber, da er heimlich ja ein überhebliches Selbstgefühl nährt, zielt er mit alledem — gleichsam lauernd — auf seine „Erhöhung" hin, den Augenblick erwartend, wo ihm das vermeintlich gebührende Ansehen zuteil werde. Er duckt sich also, um sich das nächste Mal gewandt dem Zwang zu entziehen. Wird damit schon angedeutet, daß er unaufrichtig ist, so kommen noch zwei Züge hinzu, um seine Fähigkeit zu zweckdienlichen Erdichtungen zu steigern. Einmal seine Gemütskälte. Schreiber ermangelt des lebendigen Kontaktes mit seiner menschlichen Umwelt. Gemütlich wenig ansprechbar, ohne Teilnahmefähigkeit und sozusagen abgeschnürt, lebt er in sich selbst und beschäftigt sich zumal mit dem Gedanken an seine „Bestimmung", eigenbezüglich und argwöhnisch abwägend, was dieser zu dienen oder zu schaden vermöge. Während er in den Äußerungen seiner eigensten Regungen gehemmt ist, fallen anderseits die Hemmungen fort, die das Wahrhaftigkeitsgewissen aufrichten könnten. Sodann ist trotz mangelhafter Bildungsgrundlage seine Intelligenz durchaus nicht schlecht entwickelt. Er hat ziemlich rasche und leichte Auffassung, dazu einen kritischen Spürsinn, dem auch manche Schwächen der Nebenmenschen nicht unbemerkt bleiben dürften. Stände nicht eine große Ängstlichkeit entgegen, so könnte man ihn sehr wohl gewisser Handlungen des Neides und der Bosheit für fähig erachten.

Digitized by Google

Endlich ist Schreiber in Einzelheiten und Äußerlichkeiten von großer Akkuratesse und verfügt außerdem über eine gewisse ästhetische Feinfühligkeit, die ihn z. B. zu künstlerischer Betätigung, wenn auch mehr spielerischen Gepräges, befähigen könnte. Eine gleichmäßige Arbeitsausübung ist dagegen kaum zu erwarten. Der nicht unbedeutende Wille steht vorzugsweise im Dienste ehrgeiziger Selbstdisziplin, und an Beweggründen, die darüber hinaus der Widerstandskraft zu Hilfe kämen, fehlt es.

Alles vorstehend Mitgeteilte könnte, ja müßte man sagen, auch wenn man keineswegs wüßte, daß es sich um die Handschrift des berühmten Kaspar Hauser handle. Weiß man aber das, so wird man sich unter anderem die Frage vorlegen, wie weit das ganze Schriftbild aus dem Gesichtspunkt der Pathologie zu betrachten sei. Darauf wäre zu sagen, daß für Hysterie keine hinreichenden Anhaltspunkte vorliegen. Dagegen spricht das große Mißtrauen, die Künstlichkeit der Haltung, die Pedanterie in Kleinigkeiten, das Versteckte, Verklemmte und mit Selbstsicherungen gleichsam Gepanzerte des ganzen Charakters bei heimlichen Größenvorstellungen für das, was man heute einen „schizoiden Charakter" zu nennen pflegt. Doch ist es auf Grund der Handschrift allein in diesem Falle nicht möglich, von den daraus etwa folgenden Störungen den Stärkegrad zu ermitteln."

Anfang September 1828, also etwa drei Monate nach seinem Erscheinen begann Hauser mit der Führung eines Tagebuches, aus dem eine 8-zeilige faksimilierte Probe vorliegt. Zu gleicher Zeit schrieb Hauser auch einen dreiseitigen Brief an Frau von Dobeneck, der im Original heute noch sich im Besitz eines Urenkels des Anselm Ritter von Feuerbach, Herr Anselm Feuerbach in Lindau am Bodensee, befindet und mir in liebenswürdiger Weise zu Untersuchungszwecken zur Verfügung gestellt wurde[2]. Schon das äußere Gepräge dieser beiden Schriftproben ist im Vergleich mit dem Empfehlungsbrief so grundverschieden, daß man dessen Urheberschaft Hauser schwerlich zutrauen könnte. Auf den ersten Blick vermissen wir den aus dem anonymen Schreiben her bekannten Schwung und die Verve. Die einzelnen Buchstaben sind sichtlich mit kalligraphischem Bemühen geschrieben; die Bewegungen sind langsam und gespannt (starker Reibungsdruck!). Trotzdem die Faksimile-Probe nur wenige Zeilen aufweist, zeigen einige beträchtliches Sinken zum Schlusse hin. Schon die zweite Zeile sinkt und noch stärker die dritte und siebente. Sogar die nur aus drei Silben bestehende sechste Zeile fällt. Im Gegensatz zu dem mit zunehmender Schreibdauer mehr und mehr in Schwung und Lösung geratenden Anonymus ist bei Hauser ein deutliches Nachlassen der Schreibenergie zu konstatieren (Mangel an Übung). Die beim Anonymus suksessive stärker betonte Rechtskomponente wird in der Hauserschen Probe gegen das Ende hin abgeschwächt. Mit dem Sinken der Zeilen ist ferner ein Engerwerden der Schriftzüge verbunden. So ist das Wort „ordung" Zl. 2 (vgl. Taf. VI 1828) im Vergleich zu den drei ersten Wörtern enger, erheb-

Digitized by Google

lich noch das Wort „spaziren" Zl. 7[3]. Besonders auffallend aber ist das kindliche Gepräge. Die Handschrift Hausers ist erst in der Entwicklung begriffen, die Formen zeigen ein noch sehr schulmäßiges Gesicht, und es fehlen die Merkmale der handgeübten Sicherheit und Ausgeschriebenheit. Die Formbehandlung ist teilweise noch inkonsequent und lavierend. Dies geht hervor aus der Tatsache zweier ganz verschiedener p-Formen. Das „p" in „Sept" Zl. 1, 4 und 6 ähnelt dem deutschen „z": linksläufige Verknotung oben links. Völlig anders geformt ist das „p" in „spaziren" Zl. 7: linksläufige Verknotung oben rechts. Das „z" im gleichen Wort gelang nur unvollkommen (Unterbrechung nach Vollendung des Grundstriches und Ergänzung des Aufstriches). Sehr behutsam wurde der Aufstrich zum „l" in „mal" Zl. 7 an den letzten Grundstrich des „a" angefügt.

Einen noch tieferen Einblick in die unsichere, ungeläufige und unfließende Schreibweise Hausers gewährt sein vom 8. Septr. 1828 datierter Brief an Frau von Dobeneck. Wie gestochen und säuberlich dieser Brief auch aussieht, so bemerkt man doch bei näherer Betrachtung zahllose feine Unterbrechungen; einzelne Formen sind sogar mehrfach zerstückelt. Projiziert man diese Handschrift in stärkerer Vergrößerung an die Wand, so gleichen die Wörter einem sehr mühevollen Zusammensetzspiel. Gerade dieser Brief führt dem Betrachter eindringlich vor Augen, wie beschwerlich dem Hauser das Schreiben im Jahre 1828 noch war.

Welch unfaßlichen Irrtum man beginge, wollte man im Urheber dieser kindlichen und ungewandten Handschrift den Anonymus zu vermuten, wird sich später noch deutlicher bei Gelegenheit der Betrachtung der Schriftentwicklung Hausers ergeben.

Vergleichende Untersuchung der anonymen Schrift und der Handschrift des Kaspar Hauser aus dem Jahre 1828[4]

Behufs möglichst genauer Feststellung der Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten zwischen beiden Handschriften wurde das Empfehlungsschreiben und alle verfügbaren Hauserschen Schriftproben aus dem Jahre 1828 in chronologischer und alphabetischer Ordnung in sämtliche Bestandteile zerlegt. Die aus dieser Analysierarbeit gewonnenen zwei großen Vergleichstafeln im Format 30 × 40 lassen sich im vorliegenden Werk ohne größeren Kostenaufwand nicht illustrieren, weshalb davon Umgang genommen wird. Ein freilich etwas beschränkteres Bild von den Gegensätzen zwischen dem Empfehlungsschreiben und der Handschrift Hausers und deren Werdegang von 1828—1833 bieten die Taf. V rechts, VI und VII.

Bei vergleichender Gegenüberstellung ergeben sich folgende

Digitized by Google

A. Ähnlichkeiten

a, b, B, e, f, g, h, i, k, K, l, m, n, o, ß, Schluß-s, z und Z. Innerhalb dieser Gruppe treten gewisse Ähnlichkeiten freilich nur stellenweise auf und sind zuweilen außerdem noch oft vermischt mit mehr oder weniger erheblichen Abweichungen.

B. Die Verschiedenheiten

a) Die allgemeinen Merkmale der Schrift

Handschrift Hauser 1828	Anonyme Schrift
— 1 —	
Zaghafte, zögernde und undynamische Schrift.	Gewandte und teilweise sogar flotte Schrift mit sicherer Linienführung.
— 2 —	
Schrifthabitus infantil; Einzelformen stark schulmäßig und konventionell.	Ausgesprochen männliche und völlig ausgeschriebene Schrift.
— 3 —	
Scharf ausgeprägte Schrift, gestochen sauber und teilweise sogar zierlich gezeichnet; auch die Ober- und Unterschleifen sind gut ausgeprägt und nur selten teigig.	Häufige Mißbildungen der Ober- und Unterschleifen mit Verklecksungen daher pastoses Schriftbild; auch starke Druckbetonungen in den Grundrichtungen.

b) Die Einzelformen

d, E, G, J, M, N, R, S, sch, Sch, st, T, u, v, w und Endungen.

C. Abwägung der Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten

Bei der Bewertung der Ähnlichkeiten ist vor allem der Umstand zu berücksichtigen, daß Hauser erstmals höchstwahrscheinlich durch den Unbekannten im Schreiben angelernt wurde. Es wäre daher verwunderlich, wenn zwischen Hausers Erstschrift und dem Empfehlungsbrief gar keine Ähnlichkeiten bestünden. Es läßt sich freilich nicht feststellen, inwieweit und bis zu welchem Grade Hauser durch seinen ersten Pflegevater in der Schreibkunst unterrichtet wurde. Daß Hauser aber kein routinierter Schreiber war, ist kaum zu bezweifeln. Aus der Handschrift zu schließen, war Hausers erster Schreiblehrer ebenfalls kein hervorragender Schreibpädagoge. Wenn wir Hauser Glauben schenken dürfen, daß ihm von seinem Pfleger beim Schreibunterricht die Hand geführt worden ist (früher eine sehr beliebte und häufig angewandte Schreiblehrmethode), so sind die Schriftähnlichkeiten durchaus verständlich. Sie wären auch ohnedies daraus erklärlich, daß Hauser die einzelnen Formen doch irgendwie vorgezeichnet werden mußten. Einige Schreibbegriffe waren in Hauser zweifellos vorhanden, was ja unzweideutig aus der Tatsache hervorgeht, daß er bei seinem Erscheinen seinen Namen selbständig zu schreiben im-

Digitized by Google

stande war. Folglich müssen nicht nur Namensbegriff, sondern auch die entsprechenden Schriftzeichen und letzten Endes auch die sie erzeugenden Schreibbewegungen auf irgendeine Weise beigebracht worden sein. Die tatsächlich vorhandenen Ähnlichkeiten können im vorliegenden Falle daher wenig besagen.

Neben den Übereinstimmungen bestehen nun auch zahlreiche Differenzen. Hier ließe sich allenfalls der Einwand erheben, Hauser sei in der Zwischenzeit durch andere Personen im Schreiben unterrichtet worden und habe demgemäß auch andere Formen angenommen, so daß auch den Verschiedenheiten kein größerer Wert beizumessen sei. Für die Beurteilung dieser Frage nicht ganz bedeutungslos ist aber die unerhebliche Alterszunahme Hausers vom Zeitpunkt seines Erscheinens bis Anfang September 1828. Im Turm zu Nürnberg (bis 18. Juli 1828) ist ihm sicherlich kein methodischer Schreibunterricht erteilt worden, so daß die Gelegenheit zur Vervollkommnung der Schreibkunst nicht sehr ergiebig war. Mag er später unter der Leitung Daumers das Schreiben auch fleißiger geübt haben, so war eine totale Veränderung der Handschrift in dieser kurzen Zeit wohl kaum zu erwarten. Ausschlaggebend aber ist in diesem Falle der Schriftcharakter. Daran, daß Hauser vor seinem Erscheinen den uns bekannten ausgesprochen männlichen und gewandten Duktus zu schreiben imstande war, wird ernstlich niemand zweifeln. Überdies: wenn wir annehmen wollten, er habe das Empfehlungsschreiben geschrieben, so müßte er ja auch den lateinisch geschriebenen Beizettel geschrieben haben. Eine solche Annahme aber wäre geradezu absurd. Zur seelischen, geistigen und physischen Natur Hausers paßt zwar der Schriftcharakter der Septemberprobe, keineswegs aber die absolut ausgeschriebene, formsichere und charakteristische Schrift des anonymen Schriftstückes. Nach dem Ausdrucksgesetz vermag zwar eine erwachsene und gereifte Person vorübergehend eine kindliche Handschrift vorzutäuschen, aber niemals ein Kind die Handschrift eines Erwachsenen. Übrigens trat auch in den späteren Schriftproben Hausers niemals eine ausgesprochene Männlichkeit hervor. Bis zu seinem Tode zeigt seine Handschrift einen stark weiblichen Einschlag, was durchaus seinem feinfühligen, sensiblen, zart besaiteten und gemütsweichen Charakter entsprach. Jene beim Anonymus ermittelten Charaktereigenschaften: starkes Triebleben, Brutalität, Tatendrang und Energie werden bei Hauser völlig vermißt.

Ganz abgesehen von der Charakterseite finden wir bei Hauser frühzeitig schon ganz ursprüngliche und absolut individuelle Bewegungsimpulse, die weder anklangsweise noch in ausgesprochenen Formen im anonymen Schreiben nachzuweisen sind. So zeigt sich bei ihm frühzeitig schon die Vorliebe zu schwungvoller Verlängerung der Schlußzüge nach oben mit nachfolgendem Abbiegen nach oben links (vgl. die u-Bogen und d-Endun-

Digitized by Google

gen): eine beim Unbekannten nicht nachweisbare Bewegungseigentümlichkeit. Die S-Schlußzäge in der Hauser-Probe sind kurz und druckbetont, im anonymen Schreiben dagegen nach unten verlängert und spitz ausklingend. Die Neigung zur Verlängerung der Wortendungen tritt beim Anonymus nicht so ausgesprochen zutage. Ebenso abweichend sind die Endungen der Lang-s und die Verbindungsart desselben mit dem folgenden „t". Beachtung verdienen weiter die t-Querstriche in der Hauser-Probe, die auch nicht im entferntesten denjenigen des Empfehlungsschreibens ähnlich sind; ebenso die bisher kaum beachteten Endungen der nach rechts unverbundenen r-Formen. Diese sind ohne Ausnahme Schrifteigentümlichkeiten, an die vor hundert Jahren weder Hauser noch auch sein Pflegevater gedacht haben. Schon deswegen ist kein Grund vorhanden, die zahlreichen erwähnten Duktusverschiedenheiten bewußter Schriftverstellung zuzuschreiben. Wir bedauern sehr, nicht über ausgiebigeres Schriftmaterial von Hauser aus dem Jahre 1828 zu verfügen. Aber auch die kleine Probe aus dem Tagebuch und der dreiseitige Brief vom 8. September 1828 sprechen eine sehr deutliche Sprache und führen dem Betrachter teilweise grundsätzliche Bewegungsverschiedenheiten eindringlich vor Augen.

Nach eingehender Prüfung und Erwägung aller Momente, und zwar sowohl der Schreibeigentümlichkeiten als auch des Charakters der Schrifturheber endet das zweite Kapitel daher mit folgendem

Ergebnis

Das Empfehlungsschreiben und der beigefügte Zettel stammen nicht von der Hand des Kaspar Hauser.

Wer war der unbekannte Schreiber? Diese Frage ist heute ebenso ungelöst wie vordem. Hier steht die Welt vor einem jener vielen Rätsel, über das sich heute wie damals vor hundert Jahren viele Forscher den Kopf zerbrechen. Fast unzählige Vermutungen wurden schon geäußert; aber es sind nur Vermutungen, ebenso wie die unserigen.

Die erste Frage: war der Anonymus ein gewöhnlicher Arbeiter? Dagegen spricht die verhältnismäßige Ausgeschriebenheit und Federgewandtheit des fraglichen Briefes. Versetzt man sich in die Zeit vor hundert Jahren, so muß das Empfehlungsschreiben immerhin als eine ansehnliche Leistung bezeichnet werden. Das ist kaum die Handschrift eines Mannes, der nur selten zu schreiben Gelegenheit hat. Der Unbekannte besaß zweifellos eine bemerkenswerte Übung, die um so höher zu veranschlagen ist, als damals, wie auch aus den zahlreichen Schriftproben hervorgeht, noch mit Kielfeder geschrieben wurde. Der Schreiber mußte also außer der Fertigkeit im Schreiben auch noch in der Zubereitung der Kielfeder bewandert sein. Zwar ist das Schreiben mit der weniger kratzenden und leichter gleiten-

Digitized by Google

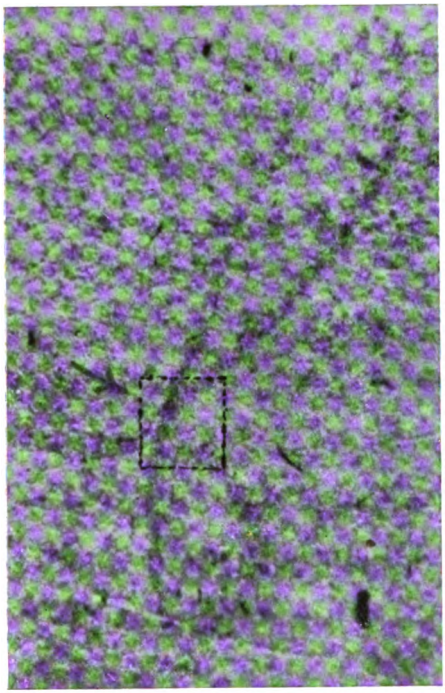


Fig. 5

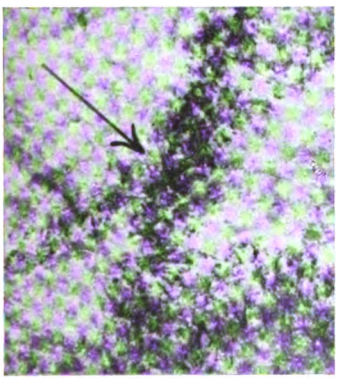


Fig. 5a

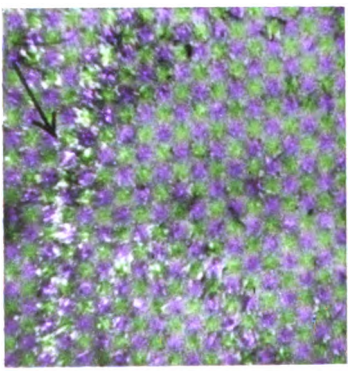


Fig. 5b

Tafel III

Digitized by Google

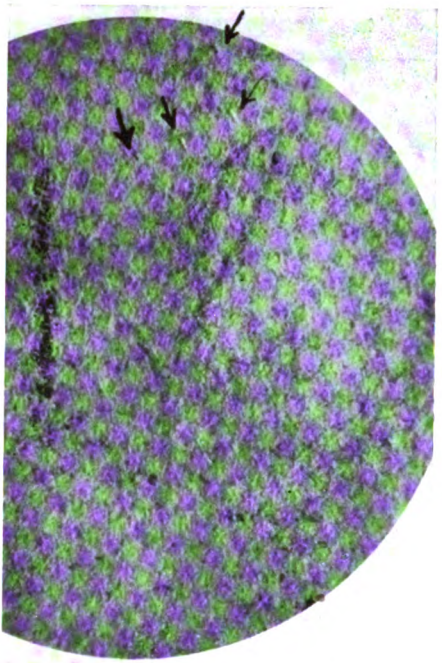


Fig. 6

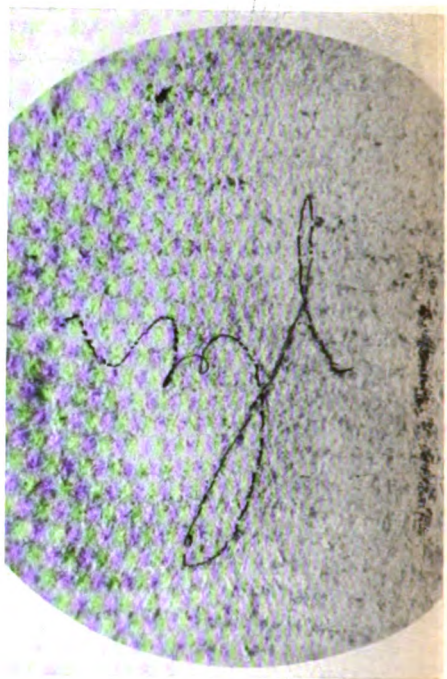


Fig. 6a

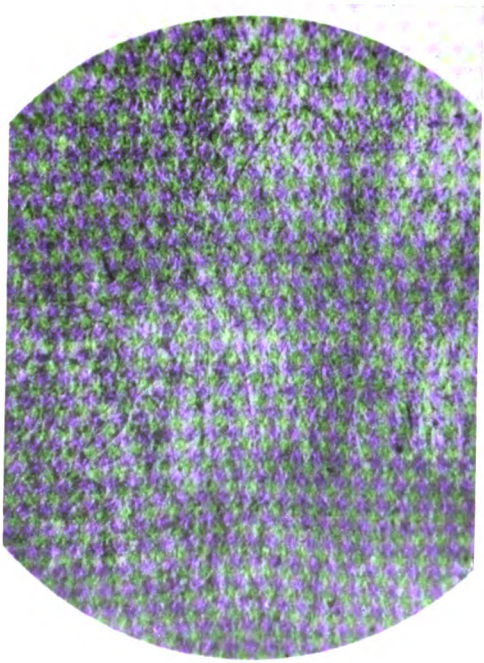


Fig. 7

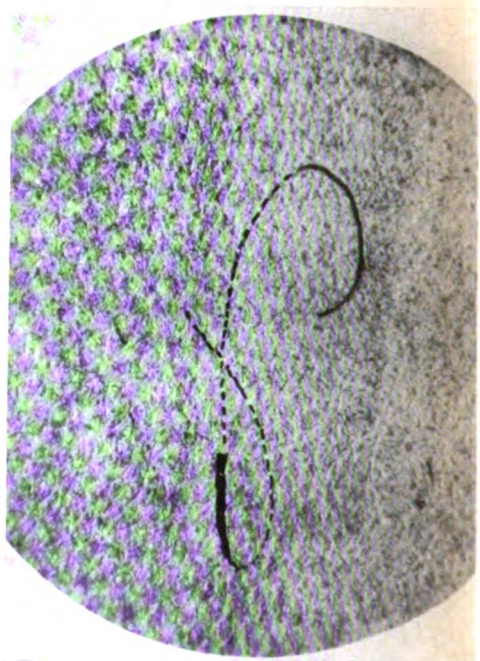


Fig. 7a.

Tafel IV

Digitized by Google

den Kielfeder angenehmer als mit der Stahlfeder. Daß der Anonymus aber wirklich schreibgewandt war, ergibt sich aus den häufigen ausgezeichnet geformten Großbuchstaben.

War der Anonymus ein Gebildeter? Auch wenn dahingestellt bleibt, ob die vielen sprachlichen, grammatikalischen und orthographischen Mängel natürlich sind oder absichtlich erzeugt wurden, spricht gegen eine solche Annahme vor allem wiederum das Schriftgepräge, das weder Aristokratie noch Bildung verrät. Schreiber ist, mit einem Wort gesagt, eine Natur von „grobem Holz", ohne Ideale und etwas vulgär.

Demnach wäre der Schreiber in einer Mittelstufe des Volkes zu suchen. Dafür sprechen in der Tat zahlreiche Momente. Vorab scheint er mit den einfacheren und mehr beamtenmäßigen Anstandsformen vertraut gewesen zu sein. Schon die Anordnung des Textes verrät eine gewisse Konventionalität. Ferner muß er beruflich häufiger geschrieben haben, denn von einem Manne, der vielleicht nur bei ganz besonderen Anlässen seinen Namen oder nur wenige Wörter zu schreiben Gelegenheit findet, kann eine derart ausgeschriebene und perfekte Handschrift kaum erwartet werden. Nur so erklärt sich die ansehnliche Schreibfertigkeit. Halten wir uns das früher entwickelte Charakterbild des Unbekannten nochmals vor Augen und erinnern uns des befehlshaberischen und zuweilen brutalen Wesens, des emporstrebenden Ehrgeizes, der subalternen Höflichkeit und Zurückhaltung, der fast ausschließlich lebenspraktischen Grundeinstellung und der geistigen Verfassung überhaupt, so wäre der rätselhafte Unbekannte am ehesten als ein unterer Beamter denkbar. Für einen Beamten der höheren Stufe hätte das geistige Rüstzeug nicht ausgereicht. Aber auch der Gedanke an einen Handwerksmeister ließe sich mit dem Schriftniveau vereinigen, während ein fahrender Geselle natürlich nicht in Betracht käme. Für einen Beamten des inneren Verwaltungsdienstes erscheint die Handschrift zu wenig geschliffen. Eher dürfte man an einen Beamten oder Angestellten des Außendienstes denken, als da wären: Jagdaufseher, Gutsverwalter, Gutspächter, Förster usw. Das barsche und schroffe Wesen des Schreibers spricht auch für einen militärisch erzogenen Mann, der dann etwa dem Unteroffiziersstande angehören würde. Im Hinblick auf das Schriftgepräge kann weder ein gewöhnlicher Tagwerker noch auch ein Angehöriger eines gebildeten Standes in Frage kommen.

Drittes Kapitel

Die Entwicklung der Handschrift Hausers

Ein eigenartiges und seltenes Bild zeigt die Entwicklung der Handschrift Hausers. Unter normalen körperlichen und geistigen Bedingungen nimmt

Digitized by Google

die Handschrift eines Menschen vom Schulbeginn an gerechnet erst nach ungefähr 10—12 Jahren einen einigermaßen ausgeschriebenen Charakter an. Erhebliche Veränderungen treten auch bei erwachsenen Menschen nicht selten noch in späteren Jahren auf. Anders bei Kaspar Hauser, der innerhalb einer auffallend kurzen Zeit das Schreiben erlernt und dessen Handschrift in der erstaunlich kurzen Zeit von vier Jahren im wesentlichen ein festes Gepräge angenommen hat.

Betrachtet man zunächst die aus dem Jahre 1828 stammende und etwa drei Monate nach Hausers Erscheinen entstandene erste Probe (vgl. Taf. VI, Fig. 1), so sind die Merkmale der Unfertigkeit und Schulmäßigkeit sehr bald erkennbar. Die Schrift ist verhältnismäßig klein und stark druckgespannt (Ausdruckshemmungen). Die einzelnen Formen sind unverkennbar zaghaft und ungeläufig gebildet. Einzelne Buchstaben sind sehr bedächtig zusammengefügt (vgl. z. B. das „l" in „mal" Zl. 7, das „t" in „Geriten" Zl. 8). Der Bewegungsablauf ist unkontinuierlich (häufige Unterbrechungen, so z. B. das Wort „spaziren" Zl. 7, „lehernen" Zl. 3). Die Formen sind noch sehr dürftig, einfach und ohne Zierung. Die Bewegungen sind eckig, und es fehlt dem Schreiber noch an der Fähigkeit zur Bildung ausladender Kurven, daher häufig spitze Unterschleifen (vgl. das „Z" in „Zum" Zl. 5, das „h" in „halten" Zl. 3 und die mißglückte und aus zwei Stücken zusammengesetzte Unterschleife im „z" in „spaziren" Zl. 7). Die Oberschleifen sind etwas rundlicher und ansprechender gestaltet. Gewisse Einzelformen sind noch unvollendet durch Weglassen kleiner Nebenzeichen (vgl. das „t" in „halten" Zl. 3, das vorzeitig abgebrochene „l" in „lehernen" Zl. 3). Auf die Inkonsequenz in der Formenbehandlung wurde bereits früher hingewiesen (vgl. auch das „t" ohne Querstrich in „halten" Zl. 3 im Gegensatz zum durchstrichenen „t" in „Sept" Zl. 4). Sodann findet sich auch das vorzugsweise in Kinderhandschriften auftretende Größerwerden einzelner Wörter zum Schlusse hin (vgl. das Wort „mein" Zl. 5, „eine" Zl. 2, „lehernen" Zl. 3, „Geriten" Zl. 3). Bemerkenswert ist weiter die noch schwankende Zeilenführung (Steigen und Sinken einiger Worte zum Schlusse hin (vgl. „mal spaziren" Zl. 7, „Vom" Zl. 1, „eine" Zl. 2). Die Oberzeichen und zumal die i-Punkte sind dagegen auffallend genau gesetzt. Besonders deutlich tritt hervor die Neigung zu schwungvoller Verlängerung der Endzüge in der Richtung nach oben mit bald mehr bald weniger deutlichem Ausklingen nach oben links (vgl. das „d" in „Brod" Zl. 5, den u-Bogen im „u" in „Zum" Zl. 7, „u" und „d" in „ordung" Zl. 2). In der Orthographie war Hauser ebenso noch unbewandert, denn in den wenigen Wörtern sind vier krasse Schreibfehler: „Geriten" Zl. 8 mit einem t, „ordung" statt „Ordnung", „lehernen" statt „lernen" Zl. 3. Das alles zeigt uns eine noch unentwickelte und schülerhafte Handschrift[5].

Digitized by Google

Geradezu überraschend ist nun aber der Fortschritt in der kurzen Zeit von September 1828 bis Anfang Januar 1829, also in einem Zeitraum von etwa vier Monaten. Die Probe 2 verrät schon eine beträchtlichere Fertigkeit und Sicherheit in der Formbehandlung. Einige Verwirrungen in der Formgestaltung sind freilich dann und wann noch nachzuweisen (vgl. das anfänglich N-förmige „W" in „Wünsche" Zl. 3). Das Schriftbild ist mehr gegliedert, und die Schwankungen in den Einzelzeilen sind fast völlig verschwunden. Die Kurzbuchstaben haben sich der Form nach nicht wesentlich verändert, sind aber zarter und ausgeprägter geworden. Dagegen sind die Großbuchstaben im Vergleich mit der früheren Probe viel flotter und gewandter gebildet. Während sich Hauser noch vor vier Monaten möglichst einfacher und schlichter Formen bediente, finden wir nun gezierte und mit einem gewissen Elan gebildete Lettern. Um wieviel gewandter erscheint z. B. das ausladende „D" im Wort „Da" Zl. 1 der Probe 2 im Vergleich mit dem „D" in „Den" Zl. 6 der Probe 1. Auch das „W" in „Wünsche" Zl. 3 ist im Vergleich mit dem „W" in „Will" Zl. 2 der Probe 1 entschieden kunstvoller und durchgebildeter. Ebenso schön und wohl koordiniert ist das „P" in „Pflicht" Zl. 3. Auch die „t" sind im Gegensatz zu früheren Proben nunmehr ausführlicher und korrekter behandelt. Die i-Punkte zeigen die frühere Genauigkeit in der Setzung, und die Vorliebe für schwungvolle Endverlängerungen tritt noch deutlicher hervor. Wie früher sind auch jetzt noch die Unterschleifen meist zugespitzt. Die Übergangsbewegung von der zentripetalen in die zentrifugale Richtung hat also die früher vermerkte Eckigkeit noch nicht verloren, während dagegen die oberen Kurven etwas rundlicher geworden sind. Und die Handschrift als Ganzes hat in der kurzen Zeit einen bestimmteren und nicht ungünstigen Charakter angenommen. Sie ist entschieden stabiler und ausgeschriebener geworden. Der Reibungsdruck ist zwar noch kräftig, aber im Vergleich mit den früheren Proben weit weniger gespannt. Besonders in die Augen springend ist die wirklich tadellose Verteilung des Textes; in dem ganzen Brief von Anfang 1829 liegt ein gewisses Ebenmaß.

Nicht viel anderes ist zu sagen von der späteren Probe aus dem Jahre 1829 (vgl. Probe 3). Die Einzelformen zeigen dieselbe gute Durchbildung. Noch etwas stärker betont ist die nach oben und seitlich links ausklingende Endbewegung. Im übrigen hat sich die Handschrift nicht wesentlich verändert.

Ein gewisser, wenn auch bescheidener, Fortschritt ist in der Probe aus dem Jahre 1831 zu verzeichnen. Wenn auch die einzelnen Formen im allgemeinen beibehalten wurden, so ist der ganze Duktus immerhin noch straffer und zusammengefaßter geworden. Die Unterschleifen zeigen freilich noch keine vollendete Ausrundung, weisen aber nicht mehr jene schar-

Digitized by Google

fen Spitzen auf. Der Gesamtcharakter der Handschrift weicht trotzdem nicht sehr von den Proben aus dem Jahre 1829 ab. In dieser Schrift findet sich zum ersten Male das aus der empirischen Graphologie her bekannte und als Merkmal des Eigensinns gedeutete Häkchen am Wortende (vgl. die Endung im Wort „einem" Zl. 3 der Probe 4 und „mit" derselben Zeile).

Die Probe 5 aus dem Jahre 1832 bietet ein etwas verändertes Bild. Sie läßt vor allem auf größere Sorgfalt und Präzision schließen und verrät bereits einen ziemlich ausgeprägten weiblichen Habitus. Wäre der Urheber dieser Schrift nicht bekannt, so wäre man leicht versucht, darin die Handschrift einer Dame zu vermuten. Hier begegnen wir übrigens einer sogenannten Disziplinschrift, zu der auch die Proben 2, 3 und 4 gehören. Es sind dies Ausschnitte aus Briefen, die Hauser an seine Gönner und Bekannten schrieb. Sie sind mit kalligraphischer Sorgfalt geschrieben, entbehren jeder Eigenart und weichen von Hausers zwangloseren Schriftstücken erheblich ab. Eine genaue Durchsicht der zahlreichen Schulhefte ergibt nämlich häufige Unordentlichkeit, Flüchtigkeits- und sonstige Fehler, die den Schluß rechtfertigen, daß Hauser sogar nach drei und vier Jahren nicht imstande war, einen größeren Brief schrift- und stilgerecht zu verfassen. Seine Briefe sind mit größter Wahrscheinlichkeit nach korrigierten Entwürfen niedergeschrieben worden. Nur daraus sind die im allgemeinen tadellosen Briefe zu erklären. Daß Hauser nicht immer so sorgfältig zu schreiben pflegte, ergibt sich aus den Proben b und c, die im Vergleich mit der Probe a entschieden unsorgfältiger und flüchtiger erscheinen. Es sind dies zwei Ausschnitte aus einer Unmenge von Aufsatzseiten, die infolge häufiger Korrekturen und Durchstreichungen den Hauser als Schüler in einem wenig vorteilhaften Lichte erscheinen lassen. Zwischen seinen zahlreichen, mehr oder weniger verunglückten und mehr einem Wirrwarr gleichenden Aufsätzen und jenen wirklich untadelhaften und fast gestochen schönen Briefen besteht ein merkwürdiger Widerspruch.

Die Probe 6 illustriert einen Ausschnitt aus einem Anfang 1833 von Hauser geschriebenen Brief und die Probe 7 einen solchen aus einem Aufsatzheft desselben Jahres. Diese beiden unterscheiden sich äußerlich von den Proben 4 (1831) und 5b (1832) durch eine stärkere Betonung der weiblichen Note. Die Handschrift ist inzwischen noch etwas feiner und gezierter geworden. Das „D" in „Die" Zl. 1 der Probe 6 trägt schon deutlich lich den Stempel einer gewissen ziererischen Eitelkeit und das Schluß-s in „Schultes" Zl. 3 spräche vielleicht für ein Pathos im Auftischen kleinerer „Erfindungen". Daß die Handschrift Hausers äußerlich im Verlaufe der fünf Jahre entschieden gewonnen hat, unterliegt keinem Zweifel, wenngleich sie in keiner Weise den Eindruck eines wirklich eigenartigen,

Digitized by Google

originellen und zumal männlichen Innenlebens macht. Daran vermag auch die in lateinischer Schrift verfaßte letzte Probe 8 nichts zu ändern, da sie uns eben nicht viel mehr als ein kalligraphisches Schöngesicht zu bieten vermag, arm an Urwüchsigkeit, aber um so reicher an erworbener Konventionalität.

Einen noch tieferen Einblick in den Werdegang der Hauserschen Handschrift gewährt die Taf. VII, aus der sich die Wandlungen innerhalb der einzelnen Typen des ganzen Alphabetes ergeben. Nicht nebensächlich scheint uns aber ein Hinweis darauf zu sein, daß Kaspar Hauser vom 18. Juli 1828 bis Dezember 1829 bei Prof. Daumer, vom Dezember 1829 bis Mai 1830 bei Herrn Biberbach, vom Mai 1830 bis November 1831 bei Baron von Tucher und von da an bis zu seinem Tode (17. Dezember 1833) bei Lehrer Meyer in Ansbach in Pflege war, bei denen allen er auch Schreibunterricht genossen hat. Sicher ist, daß Hauser namentlich von Prof. Daumer und Lehrer Meyer im Schreiben unterrichtet wurde. Aus dem Wechsel seiner Lehrer sind zum großen Teil die verschiedenen Änderungen der handschriftlichen Formen zu erklären.

Die graphischen Feststellungen gestatten nun interessante Rückschlüsse auch auf die seelische Entwicklung Hausers, und wir wollen wenigstens die Hauptzüge herausgreifen.

Die erste Probe aus dem Jahre 1828 kann nur im Hinblick auf das mutmaßliche Alter und im Vergleich mit den späteren Proben richtig verstanden werden. Die ersten Schriftzüge lassen ganz unzweideutig behindertes und gehemmtes Ausdrucksvermögen, Begriffsarmut und gedankliche Schwerfälligkeit erkennen. Seiner zugeknöpften und innerlich gleichsam in Fesseln gelegten Wesensart war ein Verstehen der Umwelt und ein Anpassen an seine Nebenmenschen noch sehr erschwert. Obwohl ihm einige Genauigkeit in kleinen und naheliegenden Dingen nicht abgesprochen werden kann, zeigt sein ganzes Gehaben dennoch unverkennbare Unsicherheit. Diese Schrift bietet im ganzen ein deutliches Bild geistiger Rückständigkeit.

Bewundernswert ist aber der geistige Aufschwung in der kurzen Zeit von vier Monaten. Die Ausdruckshemmungen sind sichtlich zurückgetreten. Das Verhalten wird freier und ungezwungener. Das Denkvermögen wirkt sich rascher und vielseitiger aus. Dabei offenbart sich ein gut entwickelter Formensinn. Künstlerische Fähigkeiten waren zweifellos vorhanden (das erwies sich übrigens später als vollkommen zutreffend durch die aufgefundenen und geradezu vollendet durchgearbeiteten Zeichnungen und Malereien, darunter das sehr schöne Mühlenmotiv aus dem Jahre 1829). Gegenüber dem Jahr 1828 ist Hauser aufgeschlossener, empfänglicher und aufgeweckter. Auch der Wille zum Leben und die Vitalität sind stärker ausgeprägt. Daneben sind freilich auch seelische Schwankungen zu

Digitized by Google

bemerken und als Folge davon gelegentlich zornig gereizte Stimmungen. Offenheit steht neben Vertuschungsabsichten und einigem Drang, in möglichst vorteilhaftem Lichte zu erscheinen. Die Disharmonie erfährt eine weitere Verschärfung durch seelische Ansprechbarkeit einerseits und Hartköpfigkeit und Eigensinn andererseits. Die Akkuratesse ist etwas betonter und damit auch die Neigung zu Kleinigkeitskrämereien.

Weit verfehlt wäre die Vermutung, daß sich bei diesem jungen Burschen nach und nach männlichere Züge herausgebildet hätten. Vielmehr finden wir eine deutlichere Ausprägung von mehr weiblichen Zügen (vgl. die Probe 4 1831). Die vitalen und zielbestimmenden Triebe bleiben zurück und sein ganzes Verhalten tritt allmählich in den Dienst einer fast krankhaften Gefallsucht. Wohl hat er manche gesellschaftliche Formen angenommen, denen er aber nur des guten Eindruckes wegen huldigt. Darin wird er nicht wesentlich unterstützt von einer ebenso feminin gefärbten instinktiven Einfühlungsgabe, die ihm rasch anzeigt, wie der Wind weht. Seine Gesinnung läßt an Festigkeit und Treue immer mehr zu wünschen übrig, und auch sein Betragen wird durchaus geziert. Seine Urteile entbehren der Sachlichkeit, was eine oft merkwürdige Treffsicherheit nicht ausschließt. Bedeutsamer noch ist sein ehrgeiziges Emporstreben. Trotzdem er sich in gemütlicher Beziehung bisweilen recht ansprechbar erweist, fehlt es ihm doch an wirklicher innerer Wärme. Es ist ihm nicht vergönnt, in engerem Kontakt mit seinen Nebenmenschen zu kommen. Das unbewußte Gefühl der Abgeschlossenheit führt zu Unzufriedenheit, Launenhaftigkeit und nicht selten zu völlig unbegründeten und absichtlich gesteigerten Affekthandlungen ohne tiefere Nachwirkungen. In der Arbeitserfüllung ist er unstet und nicht sehr zuverlässig, zuweilen fleißig und genau, dann wieder fast apathisch, flüchtig und unkonzentriert.

Gegen alle Erwartungen ist ein vorzeitiger Stillstand zu verzeichnen, der in mehr als einer Beziehung für ihn eine Rückschrift bedeutet. Sein bisheriges geistiges Niveau hat sich nicht nur gehoben, sondern er scheint das Erreichte sogar zu vernachlässigen. Neben bedenklichen Bildungslücken bemerken wir auch ein Nachlassen des Fleißes und der Ausdauer. Die von Hauser in den Jahren 1832/33 geschriebenen Aufsätze zeugen von großer Zerstreutheit und Nachlässigkeit, handschriftlich von Unsauberkeit und unstraffer Schreibdisziplin. Umsomehr scheint er sich in wertlosen Spielereien zu gefallen. Auffallend große Sorgfalt ließ er aber in der Abfassung der Briefe an seine Gönner walten. Sie fallen neben den Schularbeiten durch ihre Sauberkeit und ihre fast lithographisch wirkende Schrift geradezu auf. Die Absicht, ein möglichst günstiges Urteil über sich hervorzulocken, tritt auch hier offen zutage. Seine Auffassungsgabe ist übrigens beweglich, allein es fehlt an eisernem Fleiß und unentwegtem Pflichtbewußtsein.

Digitized by Google

Auch der Charakter Hausers zeigt keine stärkere Festigung. Die Eigenbezüglichkeit hat ebenso zugenommen wie die Neigung zu Unaufrichtigkeit und etwas posenhaftem Betragen. Seine Seele ist noch unfrei und bis zu einem gewissen Grade noch verkapselt. Wenn die Hemmungen auch nicht mehr in früherem Maße vorhanden sind, so steht er dennoch unter mannigfachen Zwangsvorstellungen. Seine auf anerzogener Konventionalität beruhende Liebenswürdigkeit ist der deckende Schild für seine innere Ängstlichkeit und Mutlosigkeit, die ihn vom Auftischen feinerer oder gröberer Erfindungen doch nicht zurückzuhalten vermag. Mit einer gewissen Virtuosität versteht er sich auf Ränke und auf das Umgehen von Unannehmlichkeiten. Eine stärkere Dosis von Weitblick und weltmännischer Gewandtheit — und er sähe sich allenfalls zu einem ausgezeichneten Diplomaten, Händler oder Abenteurer größeren Formats befähigt; so aber bleibt er innerhalb der Grenzen etwas dilettantenhafter Schauspielerei. Sein Mangel an wirklichen richtungsbestimmenden Trieben und die Unreife seines Intellektes lassen größere Leistungen jedoch nicht mehr erwarten.

Folgerungen

Aus dem entworfenen Werdegang der Handschrift Hausers ergibt sich abermals mit aller Evidenz die Unmöglichkeit der Urheberschaft Hausers in bezug auf den ersten Begleitbrief. Wenn wir absehen vom Alter Hausers und von der verhältnismäßig kurzen Entwicklungszeit, so stehen wir vor dem normalen Bilde eines Kindes. Lassen wir uns nicht täuschen von den Märchen und laienhaften Aussagen einer vielleicht schon voreingenommener Zeugen, Hauser habe mit „sicherer Hand" schreiben können. Das entscheidende Wort lassen wir in diesem Falle nur die vorliegenden Dokumente aus dem Jahre 1828 sprechen. Man mag zehn Unwahrheiten in die Septemberschrift 1828 hineinlesen, eine Wahrheit bleibt bestehen: handschriftlich und charakterologisch zeigt diese Handschrift keine Verwandtschaft mit dem ersten Begleitbrief. Noch mehr beweisen graphologisch die anhand der verschiedenen Proben aufgezeigten Wandlungen. Anstelle des robusten und grobhölzigen Mannes finden wir in Hauser einen Menschen von stark femininem Einschlag. Sofern man einwenden wollte, Hauser habe sich durch die Erziehung völlig verändert, so müßten wir die auch ausdruckstheoretisch feststehende Tatsache in Erinnerung rufen: angeborene Anlagen sind unaustilgbar.

Die auffallenden Fortschritte in der Handschrift Hausers sind nur aus der Tatsache heraus zu verstehen, daß er beim Unterrichtsbeginn einem Erstklässler in körperlicher Beziehung um mindestens zehn Jahre voraus und daß darum auch seine geistige Aufnahmefähigkeit vorgeschrittener war. Nach der Befreiung aus der Gefangenschaft wirkte der Strom des Lebens und der Welt mit unbändiger Vehemenz auf ihn ein. Eine zu

Digitized by Google

rasche Überfüllung mußte naturnotwendig eine vorzeitige Ermüdung zur Folge haben. Diese auch in der Handschrift festgestellte Tatsache ist aber letzten Endes einem unverantwortlichen Erziehungsfehler zuzuschreiben. Statt ihn als Kind zu behandeln und gleich einem solchen ihm Zeit zum Sichfinden in der neuen Welt zu gönnen, hat man seinen schwachen Geist gewaltsam überladen. Man hat Hauser Rollen zugemutet, denen er keineswegs gewachsen war, und damit hat man zu einer günstigen Entwicklung und Ausreifung auch seines Seelenlebens wenig beigetragen und darin nur unheilvolle Verwirrungen angerichtet.

Die zuverlässigsten Zeugen in der Kaspar Hauser-Geschichte sind die zahlreichen Hauser-Dokumente. Jedes einzelne Blatt gibt uns wertvolle Aufschlüsse über Hausers Leben. Die feste Überzeugung des Gutachters, daß Hauser weder ein Schwindler noch ein Bösewicht, sondern das Opfer einer infamen Intrigue war, kann auch nicht durch ein mit Schmähungen erfülltes Linde-Buch oder durch zahlreiche andere übertriebene Behauptungen gewisser Hauser-Gegner erschüttert werden. —

Schlußfolgerung

Auch mit Rücksicht auf die Entwicklung der Handschrift Hausers besteht nicht die geringste Möglichkeit, daß Hauser den Empfehlungsbrief oder den beigefügten Zettel geschrieben hat.

Viertes Kapitel

Der Spiegelschriftzettel

Eines der merkwürdigsten Dokumente im Hauserfall ist unzweifelhaft der Spiegelschriftzettel (vgl. Fig. 1) mit folgendem Wortlaut:

„Hauser wird es euch ganz
genau erzählen können, wie
ich aussehe, und wo her ich bin.
Den Hauser die Mühe zu ersparen
will ich es euch selber sagen, woher
ich kom̄e — —.
Ich kom̄e von von — — —
der Baierischen Gränze — —
Am Flusse — — — — —
Ich will euch sogar den
Namen sagen M. L. Ö."

Ein Blatt Papier von fast quadratischer Form, 12,8 cm lang und 12,0 cm breit. Die obere linke Ecke ist abgeschnitten und wahrscheinlich zu Papier-

Digitized by Google

vergleichungen verwendet worden. Das Papier ist mehrmals gefaltet. Da aber das Papier und die Falten ziemlich gelitten haben, so läßt sich die ursprüngliche Faltart nicht mehr mit absoluter Sicherheit rekonstruieren. Folgende Beschreibung dürfte dem Sachverhalt am nächsten kommen. Legt man ein Stück Papier von der beschriebenen Größe in der Mitte und der Länge nach zusammen, faltet man das auf diese Weise erhaltene Rechteck zu einem kleineren Viereck und dieses durch abermaliges Falten in der Diagonale zu einem Dreieck, so erhalten wir ein ungefähres Bild des Spiegelschriftzettels. Indes wäre auch eine zweite Faltweise möglich. Legt man bei einem ähnlichen Stück Papier vorerst die vier Ecken um, dergestalt, daß die Spitzen aller vier Ecken in der Mitte zusammentreffen, so erhalten wir ein Quadrat, das in der Mitte gefaltet ein Dreieck und nach abermaligem Falten ein kleineres Dreieck ergibt [6].

Im Laufe der Jahrzehnte hat dieser Zettel mehrfache Beschädigungen erfahren. Das Schriftstück ist in der Mitte vollends durchgerissen, und ebenso ist ein Stück des oberen Randes der unteren Hälfte beinahe abgerissen. Zum Schutz ist das Skriptum unter Glas eingefaßt. Aber bei dieser Schutzmaßnahme scheint man nicht mit der nötigen Sorgfalt verfahren zu sein, denn beim Öffnen erschienen nicht zum Objekt gehörende Unreinigkeiten. Nach durchgeführter Untersuchung wurde der Zettel keimfrei gemacht und neu unter Glas eingefaßt. Der Zettel ist inzwischen stark vergilbt. Die beiden Seiten links und rechts zeigen starke Braunfärbungen als Folge häufigen Berührens mit schweißigen Händen.

Die Schrift selbst erscheint zart und stellenweise etwas schwach und ist anscheinend mit einem harten und spitzen Stift geschrieben worden. Im allgemeinen aber sind die Schriftzüge gut erhalten und deutlich erkennbar. Gewisse und zumal im Bereich der Falten und Risse liegende Buchstabenteile sind beschädigt, können aber durch genaues Zusammensetzen der Teile unschwer entziffert werden. Dem photographischen Verfahren stellt das Dokument nicht unerhebliche Schwierigkeiten entgegen.

Die Rückseite ist ebenso beachtenswert. In der untern Hälfte rechts zirka 1 cm unterhalb der Längsfalte befindet sich das Wort „Abzugeben" ebenfalls in Spiegelschrift, jedoch nicht mehr deutlich lesbar.

a) Ist die Spiegelschrift links- oder rechtshändig geschrieben?

Der vorliegenden Spiegelschrift ist eine gewisse Gewandtheit und Sicherheit in der Strichführung nicht abzusprechen. Es muß daher die Frage aufgeworfen werden, ob sie mit der linken oder rechten Hand entstanden ist. Bei Tintenschriften läßt sich die Hand wie auch die Handstellung

Digitized by Google

mit Sicherheit aus der Beschaffenheit der Schriftrinne erschließen. Ungünstiger liegen die Verhältnisse bei der Stiftschrift, da der Stift nur eine einfache und keine doppelte Schriftrinne hinterläßt. Wir werden uns daher einiger anderer Überlegungen bedienen. Vorauszuschicken aber sind zunächst einige Entgegnungen auf gewisse öffentlich kundgegebene Behauptungen.

Der Zettel mißt in der Länge nicht 15,5 cm, wie z. B. in der „Nürnberger Zeitung" vom 5. August 1926 behauptet wird, sondern nur 12,8 cm. Übrigens variieren die Maße um zirka 2 mm, weil der Zettel nicht absolut gerade geschnitten ist. Sodann wird dort die Entstehung dieser Spiegelschrift mittels Durchpausen ohne weiteres verneint mit der Begründung, daß unter diesen Umständen das „H" nicht mißglückt wäre. Gleichzeitig wird die Autorschaft Hausers verneint. Der Urheber ist also unbekannt und wir wissen nichts von ihm. Ebensowenig kennen wir dessen Handschrift und können folglich auch nicht darüber entscheiden, ob dieses „H" die Urform des unbekannten Schreibers darstellt oder eine Verstellung bzw. eine mißlungene Form. Es pflegt in der Praxis sehr häufig vorzukommen, daß „H" und „G" zum Verwechseln ähnlich sind. Einmal sind die beiden im Zettel vorkommenden „H" durchaus ähnlich und erwecken mit Rücksicht auf die verhältnismäßig gute Formbildung keinen derart verunglückten Eindruck. Es will uns nicht recht einleuchten, daß beide Male ausgerechnet gerade das „H" mißlungen sein soll, während im übrigen auffallende Unsicherheiten oder retrograde Züge nicht zu erkennen sind. Solange wir den Zettelschreiber nicht kennen, hängt jede daraufbezügliche Annahme völlig in der Luft.

Weiterhin soll der unbekannte Urheber keine besondere Gewandtheit im Spiegelschriftschreiben besitzen. Darauf ist zu entgegnen, daß die Spiegelschrift eines Ungeübten zweifellos verzerrtere und ungelenkere Formen und keinesfalls jene bemerkenswerte Geläufigkeit aufwiese, wie sie im vorliegenden Falle in Erscheinung tritt. Auf den ersten Versuch hin ist die Spiegelschrift unmöglich entstanden. Eine gewisse Fertigkeit im Umgekehrtschreiben kann durchaus nicht in Abrede gestellt werden. Die Möglichkeit einer Durchpausung läßt sich ebensowenig strikte verneinen. Auch in diesem Falle wäre die Spiegelschrift unter abnormalen Umständen entstanden, aus denen kleinere Entgleisungen leicht zu erklären wären, da der Schreiber trotz vorgeschriebener Unterlage in entgegengesetzter Richtung zu schreiben gezwungen war. Im Hinblick auf die gut geformten Lettern und die fast durchwegs vorzüglich gelungenen Ausrundungen sind nur zwei Möglichkeiten denkbar; entweder besaß der Zettelschreiber vorher schon eine gewisse Übung im Spiegelschriftschreiben, oder aber er hat sich die Arbeit durch Unterlegen und Durchpausen eines zuvor in gewöhnlicher Schrift geschriebenen und dann umgedrehten Zettels erleichtert.

Digitized by Google

Nun gibt es freilich Menschen, die mit gleicher Geschicklichkeit links- und rechtshändig gewöhnliche und Spiegel-Schrift zu schreiben imstande sind. Ob der Spiegelschriftschreiber in diesem Falle ein solcher war, läßt sich nicht beweisen. Ganz anders aber liegen die Bedingungen für den gewohnheitsmäßig rechtshändig Schreibenden.

Wir schreiben normalerweise mit der rechten Hand von links nach rechts. In dieser bestimmten Richtung erfolgt die Koordination der einzelnen Schriftzeichen. Wir schreiben also zentrifugal, und diese Bewegungsweise ist die natürlichste und zweckmäßigste und übertrifft die zentripetale Bewegung an Freiheit, Leichtigkeit und Eleganz in der Form. An diesen Bewegungsgang sind wir so sehr gewöhnt, daß jeder Versuch einer Abweichung vorerst Widerständen und Rückfällen in die alten Gewohnheiten begegnen muß. Auch unsere Auffassungsweise der Handschrift wird davon geleitet, was wir am besten daran erkennen, daß dem Ungeübten das Lesen von Spiegelschrift große Schwierigkeiten bereitet, während doch jeder das Spiegelbild einer beliebigen Zeichnung wiederzuerkennen vermag. Der Grund liegt zweifellos darin, daß wir die Schreibschrift, ungeachtet sie ein optisches Gebilde ist, erst durch das Mittel der Bewegungsgewohnheiten erfassen, durch die wir sie zu erzeugen pflegen. Wir sehen in Tat und Wahrheit weniger die Handschrift selbst als den Duktus = Bewegungsgang der Handschrift, den in umgekehrter Richtung zu durchlaufen man ebenso erst erlernen müßte wie etwa das Hersagen des Alphabetes von rückwärts [7].

Nicht ganz so schwierig wie das Rückwärtsschreiben mit der rechten Hand, aber doch immerhin nicht ohne weiteres möglich ist das Rückwärtsschreiben mit der linken Hand. Nach dem vorher Gesagten wären die abduktiven Bewegungen auch für die linke Hand natürlicher, da der Körper des Schreibenden den Bewegungslauf weniger zu behindern brauchte. Gewohnheitsmäßige Linkshänder schreiben freilich ebenso gewandt und sicher wie die Rechtshänder, jedoch mit dem Unterschied, daß jene adduktiv und diese abduktiv schreiben. Mitbestimmend ist aber auch das den Schreibvorgang stets kontrollierende und von links nach rechts orientierte Leitbild. Unbekümmert darum, ob links- oder rechtshändige Schreibweise vorliegt, wird doch vorzugsweise der dem Leseverlauf angepaßte Bewegungsgang eingehalten, und das bedeutet für die linke Hand wiederum Schreiben von links nach rechts. Zur Erzeugung von Spiegelschriftformen bedarf auch die linke Hand vorerst einiger Einübung, und diese würde andererseits wieder eine Umkehrung der Vorstellungsinhalte mitbedingen, denn um Spiegelschrift zu schreiben, bedarf es der geistigen Vorstellung des entsprechenden Raumgebildes. Da aber die rechte Hand für gewöhnlich die gewandtere ist, so dürfte die Annahme, daß die fragliche Spiegelschrift mit der rechten Hand geschrieben wurde, berechtigter

Digitized by Google

sein, es sei denn, daß der Anonymus ein geübter Linkshänder gewesen wäre, was sich aber nicht nachweisen läßt.

Zur Erzeugung von Spiegelschrift gibt es freilich auch verschiedene erleichternde Behelfe, z. B. beidhändiges Schreiben (bimanuell). Auf diese Weise schreibt die linke Hand dem natürlichen Bewegungsdrange folgend automatisch von rechts nach links, d. h. im Vergleich mit dem rechtshändigen Bewegungsverlauf in entgegengesetzter Richtung, und es entsteht links ohne weiteres Spiegelschrift und rechts die gewöhnliche Handschrift. Auch hierbei zeigt es sich, daß die rechtshändig erzeugten Formen sicherer und besser gelungen sind. Diese Annahme fällt aber für unsern Fall dahin, weil wir dann feine Ausrutschungen des Bleistiftes finden müßten, wie sie stets auftreten, wenn man die Schriftunterlage mit der anderen Hand nicht festhalten kann.

Eine Spiegelschrift verursachende Gehirnanomalie dürfte in diesem Falle auszuschließen sein. Dagegen spricht schon der überaus klare und mit ausgefeimt schlauer Überlegung verfaßte Inhalt des fraglichen Spiegelschriftzettels.

Aus dem Gesagten erhellt nun deutlich genug, daß die rechte und geübtere Hand besser koordinierte Formen erzeugt als die linke. Aus diesem Grunde und mit Rücksicht auf die gut gelungenen Formen im Verein mit der nicht ungewandten Linienführung der Spiegelschrift dürfte diese wahrscheinlicher rechtshändig geschrieben sein.

b) Ist die Spiegelschrift von links nach rechts oder umgekehrt geschrieben?

Zur Klärung dieser Frage verhilft uns in erster Linie der mikroskopische Befund. Einige kurze Erklärungen sind vorauszuschicken.

Um sich ein Bild von der Art der Graphitauflagerung zu machen, erinnern wir an eine Naturerscheinung im Winter. Der Schnee wird stets in der Windrichtung an die Erhöhungen der Erdoberfläche angeweht, wobei die Anhäufungen auf der dem Winde abgekehrten Seite gleichsam abgeschnitten sind. Die Graphitschrift ist eine ähnliche Erscheinung en miniature. Das Papier setzt sich zusammen aus unzähligen kreuz und quer liegenden Fasern, die in stereoskopischer Betrachtung als kleine Erhöhungen erscheinen, die sich der Gleitrichtung des Stiftes in den Weg stellen. Der Graphit wird an diese Fasern „angeweht" (abgeschert), und es entstehen die charakteristischen auf der einen Seite abgeschnittenen Häufchen, wie dies deutlich in Fig. 2 ersichtlich ist. Noch deutlicher zeigen sich diese Anhäufungen in durchfallendem Lichte (Fig. 3); die Fasern verlaufen parallel mit der Abbruchkante. Fig. 2 zeigt eine Graphitpartie aus dem Aufstrich des „r" nach dem „o" in „erzählen" Zl. 2 der Spiegelschrift. Die-

Digitized by Google

ser Aufstrich ist also in der Richtung von unten rechts nach oben links geführt. Fig. 3 zeigt einen Teil des Aufstriches im „h" in „Baierischen" Zl. 8 (Strichrichtung ebenfalls in der Richtung von unten rechts nach oben links).

Weitere Beweise für die erwähnte Richtung ergeben sich aus den Strichkreuzungen. So läßt sich mikroskopisch einwandfrei feststellen, daß der Verbindungszug vom „D" zum „e" in „Den" Zl. 4 oben liegt. Daraus folgt, daß zuerst das „D" und alsdann das „e" entstanden ist. Im Wort „Baierischen" Zl. 8 liegt die Oberschleife des „h" über dem Schlußzug des „s"; folglich ist das „s" zuerst und alsdann erst das „h" geschrieben worden. Diese Beweisführung ließe sich durch zahlreiche weitere Beispiele noch ergänzen. Nur kurz verweisen wir noch auf eine andere Tatsache. Betrachten wir z. B. das Wort „her" Zl. 3 Fig. 1, so sehen wir einen durchaus normalen Druckverlauf. Wäre das erwähnte Wort von links nach rechts geschrieben, so müßte der Schlußzug des „r" als Anfangszug und gleichzeitig als Aufstrich angesehen werden. Durchlaufen wir dieses Wort von links nach rechts, so würde der Übergangszug vom „e" zum „h" als letzter Buchstabe zum Ab- und der daran anschließende Zug zum Aufstrich. In diesem Falle müßte der erstere dicker und der letztere dünner erscheinen, denn die Grundstriche verlaufen unter normalen Verhältnissen bekanntlich druckreicher als die zentrifugalen Aufstriche. Daß das Wort „her" von rechts nach links geschrieben worden ist, ergibt sich ohne weiteres auch aus der Druckverlegung.

Zu beachten ist weiterhin die Schriftstärke. Das erste Wort „Hauser" Zl. 1 ist anfänglich nur schwach und die Schreibenergie nimmt nach links hin zu. Auch das „D" in „Den" Zl. 4 ist etwas schwächlich, während die beiden folgenden Buchstaben „en" schon merklich kräftiger sind. In Zl. 10 ist das erste Wort „Ich" gleichfalls schwächer betont, die folgenden Wörter dagegen treten deutlicher und kräftiger hervor.

Diese Befunde sprechen abermals für rechts-links gerichtete Schreibweise. Die Schreibenergie und Sicherheit pflegt nämlich im Verlaufe des Schreibens zu wachsen. Nun aber ersehen wir aus der Spiegelschrift mit aller Deutlichkeit, daß die Zeilen rechts etwas zaghafter und nach links hin zusehends kräftiger werden. Wäre die Spiegelschrift der rechtshändigen Schreibweise entsprechend von links nach rechts geschrieben worden, so wäre eine geringere Stärke linkerseits und eine Zunahme der Energie nach rechts hin zu erwarten.

c) Ist die Spiegelschrift aus freier Hand oder nach einer Vorlage entstanden?

Über diese Frage läßt sich streiten. Wir wissen aus den früheren Darlegungen, daß Spiegelschriftschreiben für den Ungeübten keineswegs eine

Digitized by Google

leichte Sache ist. Ob sich der Unbekannte Zeit zum Einüben genommen hat, ist nicht entscheidbar. Psychologisch wäre es verständlich, wenn er sich die Herstellung dieses zweifellos auf Irreführung berechneten Dokumentes durch Pausen oder sonstwie erleichtert hätte. Von einer durchgreifenden Verstellung der Handschrift kann jedoch nicht die Rede sein, und damit befinden wir uns im Einklang mit anderen Autoren. Die vorzügliche und sozusagen völlig widerspruchslose Durchbildung und Rundlichkeit der Einzelformen wie auch die zahlreichen feinen Unterbrechungen und äußerst sorgfältigen Strichzusammenfügungen bestärken den Verdacht einer Durchpausung. Freihändig und zumal ohne jede Vorübung entstandene Spiegelschriften sind eckiger, unbeholfener und stokkender. Und warum den mühevolleren und komplizierteren Weg beschreiten, während einfachere Mittel ein besseres Resultat ermöglichen? Nach dieser Sachlage besteht in der Tat einige Berechtigung zur Annahme einer Durchpausung. Dafür spricht auch die verhältnismäßige Konstanz der Grundrichtungen, die bei freihändigem Spiegelschriftschreiben erheblicheren Schwankungen unterworfen sind. U. a. ist doch auffallend, daß das wirklich komplizierte „G" in „Gränze" Zl. 8 so ausgezeichnet gelungen ist. Ob das „G" einem Ungeübten beim ersten freihändigen Schreibversuch so vorteilhaft gelingt, mag der Leser selbst einmal versuchen. Aus der kleinen Doppelschleife oben im „G" spricht doch eine merkwürdige Sicherheit und Fertigkeit, und so vermuten wir immer mehr, daß die vorliegende Spiegelschrift nach einer Vorlage durchgepaust worden ist.

d) Ist die Spiegelschrift mittels eines Linienblattes geschrieben worden?

Antonius v. d. Linde schreibt in seinem Buche auf pag. 330 oben: „Und eben diese beiden Linienblätter passen im wesentlichen (Linde scheint im ‚wesentlichen' überhaupt sehr weite Grenzen gezogen zu haben — der Verf.) genau (!) mit den Zeilen des Originals. Ohne diese Hilfsmittel ist der Zettel nicht hergestellt worden." A. v. d. Linde ist um seine Allwissenheit wirklich zu beneiden! Glücklicherweise sind wir heute nach mehr als vier Jahrzehnten etwas weiter gekommen, als daß wir alle seine Behauptungen als bare Münze hinnehmen könnten. Nur ein sehr Kurzsichtiger wird sich mit der etwas allzu apodiktischen Behauptung Lindes abfinden. Um den Gegenbeweis mit aller wünschenswerten Deutlichkeit zu führen, nehme der Leser ein Lineal zur Hand und verbinde die einzelnen Zeilen wie auch verschiedene Wörter von links nach rechts mit einer Linie, und siehe da, was sich ergibt: die zweite, fünfte und neunte Zeile fallen links nach unten, die dritte Zeile ist in der Mitte konkav, das Wort „Hauser" Zl. 4 schwebt rechts über der Zeilenrichtung und fällt nach links. Auch andere Wörter zeigen beträchtliche Schwankungen. Die Abstände zwischen

Digitized by Google

den einzelnen Zeilen weisen auffallende Differenzen auf. Noch krasser treten die Richtungsschwankungen zutage, wenn die Spiegelschrift in stärkerer Vergrößerung an die Wand projiziert wird. Und der Spiegelschriftzettel soll mit Hilfe eines Linienblattes geschrieben sein!

Diese Tatsachen sprechen übrigens sehr gegen die Urheberschaft Hausers. Im gleichen Atemzug gibt Linde zu, daß Hauser ein Zeichner war. Und nun müßte Hauser wirklich ein kläglicher Stümper gewesen sein, wenn er eine Spiegelschrift mittels eines Linienblattes nicht in korrekterer Zeilenführung zu schreiben verstanden hätte. Lindes weitere Meinung, daß die Spiegelschrift von einer alten Vorlage abgezeichnet sein dürfte (wie phantasievoll!), ist eine ebenso zweifelhafte Erfindung, deren Berechtigung wir im nächsten Abschnitt näher untersuchen werden. Und damit schneiden wir die wichtigste Frage an: Ist der Spiegelschriftzettel von Kaspar Hauser geschrieben?

Identitäts-Untersuchung

A. Die allgemeinen Merkmale der Schrift[8])

Fragliche Spiegelschrift (Vgl. Fig. 1)	Handschrift Kasp. Hauser (Vgl. Taf. VI)
— 1 —	
Unterschleifen der „g", „G", „h", „H" und „z" auffallend ausgeweitet und ausgerundet.	Unterschleifen magerer und spitzer.
— 2 —	
Kurze nach oben rechts ausklingende Schlußzüge.	Endungen vorherrschend lang ausgezogen und häufig nach links oben umgeschlagen.
— 3 —	
Großbuchstaben auf das nötigste beschränkt.	Großbuchstaben ausführlicher und umständlicher gebildet mit häufigen Zieraten.

B. Die Einzelformen[9])

Fragliche Spiegelschrift (Vgl. Taf. VIII links)	Handschrift Kasp. Hauser (Vgl. Taf. VII und VIII rechts)
— 1 —	
Der linksläufige Zug in der Mitte des „a" in ungefähr gleicher Höhe mit den beiden Grundstrichen.	Die linksläufige Verknotung in der Mitte des „a" fast durchwegs höher.
— 2 —	
Anfangszug des „A" und linksläufige Verknotung oben in der Mitte zusammengeschlossen.	Schwungvoller Anfangszug zum „A" aus der Richtung von unten links; das Oval schmäler und höher. Die in der Spiegelschrift erscheinende Form ist auch in den früheren Hauser-Proben nicht nachweisbar.

Digitized by Google

Fragliche Spiegelschrift	Handschrift Kasp. Hauser
— 3 —	
Anfangszug zum „B" aus der Richtung von oben; „B" relativ kurz und im Vergleich zur Höhe unten breit.	Anfangszug zum „B" wellenförmig oder gebrochen; „B" auffallend hoch und schmal; der Basisteil nicht sehr breit. Die links beschriebene B-Form ist in der Hauserschrift nicht auffindbar.
— 4 —	
Das „d" unten spitzwinklig; Schlußzug nach unten rechts oder seitlich rechts ausgezogen.	Das „d" an der Basis leicht ausgerundet; Schlußzug schwungvoll verlängert und nach oben oder oben links ausklingend.
— 5 —	
Das „F" ähnelt einem in der Mitte durchstrichenen drucktypenähnlichen „S" der Antiqua.	Hierzu vgl. die F-Formen aus der Hauserschen Schrift, von denen keine einzige mit dem links erwähnten „F" verwandt ist.
— 6 —	
Der g-Kopf analog dem „a"; Unterlänge stark ausgeweitet.	Mittelteil des „g" überragend; Unterschleife eng und schmal.
— 7 —	
G-Kopf ähnlich dem „A"; Unterschleife lang und ausgeweitet.	Der Oberteil des „G" ähnelt dem „A"; Unterschleife lang und schmal. Das „G" ist im Vergleich mit dem fraglichen grundverschieden.
— 8 —	
Die „h" relativ kurz und in der Unterschleife stark ausgeweitet.	Die „g" lang und schmal; Unterschleifen eng.
— 9 —	
Das „H" zeigt die Form eines „G" der modernen Lateinschrift.	Hierzu vgl. die H-Formen der Hauserschen Handschrift. In der ganzen Schriftentwicklung Hausers sind derartige H-Formen wie in der Spiegelschrift nicht auffindbar.
— 10 —	
Das „I" mit bogenförmigem Anfangszug; Grundstrich rechts konvex; Unterschleife stark ausgeweitet; Schlußzug durch den Grundstrich verlaufend in der Richtung nach oben rechts.	Hierzu vgl. die I-Formen aus sämtlichen Hauser-Proben, die in keiner Weise dem fraglichen „I" ähnlich sind.

Digitized by Google

Fragliche Spiegelschrift	Handschrift Kasp. Hauser
— 11 —	
Die beiden letzten „k" weisen oben eine l-förmige Schleife auf, wodurch diese mehr der lateinischen Schrift angeähnelt sind.	Im Gegensatz dazu sind die „k" oben spitzwinklig.
— 12 —	
Das „L" entspricht in der Formbehandlung Zug um Zug dem „B".	Vgl. die ebenfalls verschiedenen „L" der Hauser-Schrift.
— 13 —	
Das erste „M" zeigt einen wellenförmigen und gebrochenen Anfangszug; der erste Grundstrich länger und gerade verlaufend; Schleifenform in der Mitte.	Hierzu vgl. die „M" aus der Hauser-Schrift. Sofern Hauser von der deutschen M-Form abweicht, wählt er ein „M" der Lateinschrift, das jedoch mit der vorerwähnten der Spiegelschrift nicht verwandt ist.
Das zweite „M" entspricht der deutschen Schreibschrift; Bogen oben links stark überragend.	
— 14 —	
Das „N" zeigt den ähnlichen Anfangszug wie das erste „M".	Die „N" der Hauser-Schrift sind völlig unähnlich. Ferner vgl. die N-Formen auf Taf. VII.
— 15 —	
Anfangs- und Schlußzug im „O" oben zusammengefügt.	Anfangs- und Endzug dagegen in das Oval eingeschlagen.
— 16 —	
Grundstrich des „p" ist rechts ausgebuchtet (konvex).	Im Gegensatz dazu sind die „p" Hausers doppelt geknickt.
— 17 —	
Die „r" weisen ohne Ausnahme einen kurz abgehackten und oben gebrochenen Schlußzug auf.	Die r-Schlußzüge häufig lang ausgezogen.
— 18 —	
Die Lang-s sind oben konsequent rechtsläufig umgebogen und nach unten ausklingend.	Die Lang-s der früheren Hauserschrift sind gekennzeichnet durch den langen Grundstrich und den punktförmig verdickten Schlußzug oben rechts; die Lang-s der späteren Proben entsprechen der modernen Vorlage.
— 19 —	
Das „s" im „sch" bekannt; Unterschleife im „h" stark ausgeweitet.	Wiederum völlig verschieden sind die „sch" der Hauser-Schrift.

Digitized by Google

Fragliche Spiegelschrift	Handschrift Kasp. Hauser
— 20 —	
Das Schluß-s ist merkwürdig klein, kurz und etwas breitspurig; Aufstrich und Schlußzug bilden zusammen einen kleinen Halbkreis.	Die Schluß-s der authentischen Schrift sind trotz ihrer starken Variabilität im Vergleich mit dem fraglichen „s" total verschieden. (Vgl. insbesondere die flotten und bisweilen fangschlingenähnlichen Schlußzüge.)
— 21 —	
Der u-Bogen merkwürdig klein.	Die u-Bogen dagegen viel ausgiebiger.
— 22 —	
Schlußzug des „v" linksläufig an den Basisteil herangezogen (linksläufige Schließung des „v".)	Schlußzug des „v" klingt nach unten links aus mit erheblicher Verlängerung nach unten.
— 23 —	
Dieselbe Behandlung des Schlußzuges auch im „w".	Analog dem „v" ist die Schlußzugbehandlung auch im „w".
— 24 —	
Die drei letzten „z" oben doppelt gebrochen; Unterschleife gut ausgeweitet.	Hierzu vgl. die schmalen und schlanken z-Formen der Hauserschrift mit meist etwas spitzen Unterschleifen.

b) Die Ähnlichkeiten

Eine gewisse Ähnlichkeit zeigen die „b". Das zweite „M" der fraglichen Spiegelschrift entspricht teilweise dem großen „M" auf Taf. VII/1831. Eine Übereinstimmung besteht weiterhin in der Verdoppelung des „m" durch Überstreichung. Das „ß" der fraglichen Spiegelschrift entspricht in den wesentlichen Zügen dem Hauser'schen „ß" aus den früheren Schriftproben. Endlich zeigen auch die letzten drei „z" eine gewisse Ähnlichkeit hinsichtlich der gebrochenen Kopfform. Als ähnlich wären noch die Buchstaben „l", „m", „n" und „o" zu nennen.

c) Abwägung der Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten

Die zuletzt angeführten Ähnlichkeiten sind so allgemeiner und uncharakteristischer Art, daß ihnen eine wesentliche Bedeutung nicht beigemessen werden kann, zumal die Buchstaben „b", „l", „m" und „n" zu den einfachsten Formen des Alphabetes gehören. Auch die Ähnlichkeit bezüglich des „M" ist keineswegs gravierend genug, um daraus auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit den Schluß auf Urheberschaftsidentität zu ziehen. Mag man auch dem „ß" der Spiegelschrift einige Ähnlichkeit mit demjenigen aus der früheren Hauserschrift zuerkennen, so fällt doch als entlastend die Tatsache einer Verschiedenheit in bezug auf die Proportion ins

Digitized by Google

Gewicht, denn es läßt sich nicht bestreiten, daß das „ß" Hausers unvergleichlich länger und schlanker ist. Belanglos ist alsdann auch die m-Verdoppelung. Als letzte Ähnlichkeit wäre noch das „z" zu erwähnen. Allein auch hier ist ein gewisser Widerspruch nicht zu übersehen. Das erste „z" auf Taf. VIII stammt aus der ersten, das zweite aus der zweiten, das dritte aus der vierten und das vierte aus der achten Zeile der Spiegelschrift. Aus dem Umstand zu schließen, daß die erste Zeile im Vergleich zu den übrigen etwas steifer und gezwungener erscheint, dürfte das erste „z" bis zu einem gewissen Grade als verstellt, jedenfalls nicht ganz unbefangen, und die übrigen drei z-Formen als natürlich angesehen werden. Dies steht aber im Widerspruch mit der Entwicklung der Hauserschrift. In den ersten Proben finden wir nämlich die oben gebrochenen und in den späteren Jahren (1832/33) die abgerundeten z-Köpfe. Die Möglichkeit, daß Hauser, falls er den Zettel verfaßt hätte, dabei in frühere Formen verfallen wäre, ist freilich nicht zu verneinen. In diesem Falle aber wären auch anderweitige Rückfälle zu erwarten. Dahingehende Beweise liegen jedoch nicht vor.

Ebensowenig beweisend wie die wenigen Ähnlichkeiten sind die im Abschnitt A aufgezählten Duktusverschiedenheiten. Gleichwohl können sie nicht als völlig belanglos abgetan werden, denn aus ihnen spricht bei näherer Betrachtung eine ganz unzweideutige Verschiedenheit der Bewegungsgewohnheiten. In der Hauserschrift begegnen wir fast allgemein den mageren und meist zugespitzten Unterschleifen. Es wäre wirklich sonderbar, wenn Hauser in völligem Widerspruch zu seiner gewohnten Bewegungsweise in der ohnehin gekünstelten und unnatürlichen Spiegelschrift derart voluminöse Schleifen konsequent durchzuführen vermocht hätte. Nicht minder bedenklich ist die Tatsache der fast durchgehends kurzen Endungen wiederum im Widerspruch zu den mit Verve verlängerten Schlußzügen Hausers. Betrachten wir beide Divergenzen zusammen, so ergibt sich eine weitere Diskrepanz: die Schleifenausweitung spricht allemal für eine Bewegungssteigerung, die Verkürzung der Schlußzüge für eine Bewegungsreduktion. Beide aber sind dem Anonymus natürlich, wären aber nicht erklärbar für den Fall, daß Hauser selbst den Zettel geschrieben hätte, denn bei ihm herrscht das Gegenteil: magere Unterschleifen = Bewegungseinschränkung, verlängerte Endungen = gesteigerte Ausgiebigkeit.

Aber ganz davon abgesehen, stehen wir vor der Tatsache zahlreicher weiterer Divergenzen. Wir verweisen in der Beziehung nochmals auf die Punkte „B", „F", „G", „H", „I", „L" und „N". In Anbetracht aber der alten Erfahrungstatsache, daß bei Schriftverstellungen und insonderheit bei derart klug vorbereiteten Fällen — daß wir es in diesem Falle mit einer raffiniert angelegten Handlung zu tun haben, ist nicht zu bezweifeln

Digitized by Google

— in erster Linie gerade die Großbuchstaben (repräsentative Schriftmerkmale) verändert werden, darf aus den eben zitierten Verschiedenheiten die Entscheidung auch jetzt noch nicht abgeleitet werden. Wir ständen noch immer vor einem non liquet, wenn die Analyse nicht noch weitere Unstimmigkeiten und zumal in der Behandlung der feineren und weniger beachteten und darum weit wichtigeren Nebenzüge ergeben hätte. Mag der Widerspruch in betreff des „a" noch so gering erscheinen, so zeigt er uns doch eine deutliche Abweichung in der Bewegungsverteilung. Die unverstellten d-Formen verraten durchaus keine Hausersche Schreibgewohnheit. Ein Hauptpunkt zur Entlastung Hausers bildet nun aber das ihm gänzlich unbekannte Schluß-s. Zwischen dem rechtsläufigen Bogen der Lang-s und dem ebenso rechtsläufigen Endzug des Schluß-s besteht eine gewisse Analogie, und es ist evident, daß auch diese dem Anonymus natürlich ist; aber ebenso evident ist es, daß diese Schluß-s-Formen durchaus nicht der Bewegungsweise Hausers entsprechen. Um den Glauben an eine Urheberschaft Hausers vollends zu zerstören, verweise ich noch auf die Widersprüchlichkeit in der Behandlung des „v" und „w". Es erleidet nicht den mindesten Zweifel, daß der Anonymus den Schlußzug stereotyp nach links umbiegt mit Anlehnung an die kleine Basisschleife. Mit ebenso großer Beharrlichkeit läßt Hauser während der 5 Jahre die v- und w-Endung spitz nach unten links ausklingen, ohne auch nur ein einziges Mal von diesem Prinzip abzuweichen.

Da die fragliche Spiegelschrift nicht nur in den Hauptformen, sondern auch in den so wichtigen feinen Nebenzügen keinerlei Verwandtschaft mit der Handschrift Hausers aufweist, sollte auch den voreingenommenen Hausergegnern ein Licht aufgehen, daß die Urheberschaft Hausers zum mindesten noch sehr bedenklichen Zweifeln ausgesetzt ist.

Schlußfolgerungen

Nach eingehender Prüfung der handschriftlichen Sachverhalte gelange ich zu folgenden Schlüssen:

1. Es läßt sich nicht mit Sicherheit nachweisen, ob die vorliegende Spiegelschrift links- oder rechtshändig geschrieben ist. Aber wahrscheinlicher dürfte sie doch mit der rechten Hand geschrieben sein.
2. Die Spiegelschrift ist von rechts nach links geschrieben[10].
3. Es ist nicht ausgeschlossen, ja es spricht einige Wahrscheinlichkeit dafür, daß die Spiegelschrift nach einer umgekehrt untergelegten Vorlage durchgepaust worden ist. Sollte diese Vermutung nicht zutreffend sein, so kann andrerseits nicht bezweifelt werden, daß der Urheber Vorübungen im Spiegelschriftschreiben pflegte oder eine beträchtliche Fertigkeit darin bereits besaß.

Digitized by Google

4. Die fragl. Spiegelschrift ist nicht mit Hilfe eines Linienblattes entstanden.
5. Die fragl. Spiegelschrift kann unmöglich von Kaspar Hauser geschrieben sein. Bei genauer Untersuchung sämtlicher Schrifteigenschaften wird die Nichtidentität evident.

Nach dem heutigen Stand der wissenschaftlichen Graphologie lassen sich keinerlei Angaben machen über das Alter und Geschlecht des Zettelschreibers. Für vage Vermutungen ist hier kein Platz. Eines aber steht außer Frage: der Zettelschreiber war schreibgewandt. Die Schreibweise und insbesondere die Formen lassen auf Bildung schließen. Es sprechen alle Anzeigen dafür, daß der Spiegelschriftschreiber ein Intellektueller war. Zwischen dem Spiegelschriftschreiber und dem Urheber des Empfehlungsschreibens lassen sich keine gravierenden Übereinstimmungen nachweisen.

Das Papier des Spiegelschriftzettels

Zur weiteren Belastung Hausers beruft sich A. v. d. Linde in seinem Buche (S. 327/28) auf die einvernommenen Sachverständigen Steinhäuser und Rosenberg, die den Zettel angeblich als von derselben Qualität und derselben Fabrik herstammend bezeichnet haben, wie das Papier folgender bei Hauser gefundenen Hefte:

1. Rechtschreibeheft für K. H., dessen erstes Blatt mit 6./7. Juli 1833 bezeichnet ist;
2. Heft mit der Überschrift „Lateinische Übersetzung, K. H. 1833";
3. Rechnungsheft für Kaspar Hauser 1833;
4. Heft für Rechnung (ohne Jahreszahl);
5. Rechnungsheft für Kaspar Hauser (ohne Jahreszahl);
6. Schreibheft mit der Überschrift „II. Heft";
7. Heft mit der Überschrift „Rechnung für die Einnahme und Ausgabe meiner Haushaltung für das Jahr 1831/32";
8. Heft zur deutschen Sprache für Kaspar Hauser (angefangen am 13. Dez. 1831;
9. Heft zur Declination für K. H. (angefangen am 2. Juli 1832).

Ferner soll der Kunsthändler Klein drei dem Papierkorb Hausers entnommene Papierfetzen und den fraglichen Zettel der Papierbeschaffenheit nach als übereinstimmend befunden haben.

Es ist unmöglich, alle diese Angaben heute noch bis ins Einzelne nachzuprüfen, da verschiedene Objekte nicht mehr vorhanden sind. Von den v. Linde aufgezählten Heften fehlen 1, 3, 5 und 8. Außer den genannten sind noch weitere Hefte vorhanden, und zwar:

10. Heft mit buntem Deckel (Aufsatzheft);

Digitized by Google

11. Heft mit der Überschrift „Rechnung für das empfangene Taschengeld für 1831/32";
12. Heft ohne Aufschrift (Lateinische Grammatik);
13. Heft mit der Überschrift „Übersetzung aus dem Dörig 5. Okt. 1833";
14. Heft mit der Überschrift „Ausarbeitung von Erzählungen 1833";
15. Heft mit der Überschrift „Deutsche Sprache".

Es sind drei Hefte mit der Überschrift „Lateinische Übersetzung K. H." vorhanden, die, um Verwechslungen zu vermeiden, mit den Ziffern I, II und III gezeichnet wurden. Das mit der Ziffer „I" versehene Heft ist das von Linde mit der Zahl „2" vermerkte Heft.

Der Verfasser hat sämtliche verfügbaren Hefte einschließlich der fragliche Spiegelschriftzettel genauen Dickenmessungen unterzogen. Von einer chemischen Untersuchung mußte im Interesse der Vermeidung weiterer Beschädigungen Umgang genommen werden. Es wurden an den Papieren mit einem Präzisions-Mikrometer je 20 wahllose Messungen vollzogen, von denen im folgenden nur die Minimal- und Maximalwerte wiedergegeben werden. Die Meßergebnisse sprechen aber eine deutliche Sprache.

Die Meßresultate

Objekt:	Minimum der Papierdicke:	Maximum der Papierdicke:	Bemerkungen:
Spiegelschrift-Zettel	0,110	0,130	relativ geringe Dickenschwankungen
Heft 2 (gez. I)	0,155	0,180	erheblich dickeres Papier
Heft (gez. II)	0,120	0,150	Steiferes Papier
Heft (gez. III.)	0,155	0,175	Genarbtes Papier
Heft 4	0,120	0,170	beträchtliche Dickendifferenzen
Heft 6	0,125	0,140	steiferes und genarbtes Papier
Heft 7	0,130	0,160	
Heft 9	0,130	0,230	enorme Dickendifferenzen; genarbtes Papier
Heft 10	0,120	0,190	beträchtliche Dickendifferenzen
Heft 11	0,090	0,155	steiferes Papier; beträchtliche Differenzen
Heft 12	0,150	0,175	
Heft 13	0,065	0,110	Steifes und dünnes Papier; bläulich-weiß
Heft 14	0,075	0,095	bläulich-weißes Papier
Heft 15	0,090	0,120	geripptes Papier

Die Messungen der verschiedenen Papiere stimmen also keineswegs mit denjenigen des fraglichen Zettels überein. Wie aber Fachleute (!) die Hefte 2, 4, 7 und 9 als übereinstimmend mit dem Zettel erklären konnten,

Digitized by Google

ist kaum zu verstehen. Die Zuverlässigkeit dieser Zeugenaussagen wird durch diese Feststellungen in ein eigentümliches Licht gerückt. Diese „Papierkenner" haben ebenso übersehen, daß die aufgezählten Hefte auch untersich ganz beträchtlich differieren. Ob bei den Untersuchungen der genannten Buchbinder irgendwelche Tendenzen im Spiele waren, mag dahingestellt bleiben. Und was würde es schließlich besagen, wenn der Zettel wirklich mit einem der Hefte übereinstimmen würde? Sehr wenig, denn damals war die Papierauswahl im Vergleich zur heutigen Zeit zweifelsohne nicht sehr reichhaltig. Die Argumentation Lindes beweist aber, mit welchen Mitteln man Hauser zu belasten versucht hat[11].

Schlußfolgerung

Auf Grund genauer Papiermessungen ist eine Übereinstimmung zwischen dem Spiegelschriftzettel und einem der aufgeführten Hefte Hausers nicht nachweisbar. Vielmehr steht objektiv fest, daß sich die Sachverständigen getäuscht haben.

Fünftes Kapitel

Die angeblichen Spiegelschrift-Versuche

Dr. Julius Meyer schreibt in seinem Buche „Kaspar Hauser, authentische Mitteilungen" auf S. 188 ff.:

„Daß und wie sich K. H. mit Bleistift im Rückwärtsschreiben geübt hat, dafür habe ich erst im Jahre 1887 in einem seiner noch vorhandenen Hefte einen stringenten Beweis entdeckt. Auf dem weißen Umschlage und zwar auf der Vorderseite eines Diariums (von K. H. selbst überschrieben), welches für lateinische Aufgaben bestimmt und am 2. Juli 1833 angefangen war, neun beschriebene, aber noch fünf unbeschriebene Blätter enthält und also noch in Kaspars Lebenszeit hineinreicht, sind ganz deutliche Übungen K. Hausers im Rückwärtsschreiben zu bemerken. Was zunächst in die Augen fällt, ist ein „b", das (wie aus dem starken Druck der Haarlinie erhellt) in entgegengesetzter Richtung geschrieben worden ist: wo die Feder sonst absetzt, hat sie angefangen und wo sie sonst anfängt, hat sie abgesetzt. Wer mit einem Bleistift den Versuch machen will, wird genau dasselbe Resultat wie K. H. erlangen. Wichtiger, ja entscheidend ist aber, daß (5 Zentimeter vom Unterrande, auf der linken Seite) das rückwärts geschriebene Wort „ich" nur um eine Kleinigkeit größer, aber sonst genau geschrieben ist, wie es zweimal im Zettel (in den Zeilen 3, 5 und 6) vorkommt. Noch etwas tiefer folgen zwei verkehrt geschriebene „J", das erste wieder genau so, wie es im Zettel (in den Zeilen 7 und 10) zweimal das Wort „Ich" anfängt. Das zweite „J" aber entspricht der im Heft häufig vorkommenden Form (auf der ersten Seite sofort in dem Worte „Jupiter"). Läßt das nicht tief blicken?"

Damit war Wasser auf Lindes Mühle geleitet. „Ausgezeichnet", muß er er sich beim kritiklosen Abschreiben der Mitteilungen Meyers gedacht ha-

Digitized by Google

ben. A. v. d. Linde zitiert in seinem Buche (S. 330) die seinerzeit dem Oberlehrer Meyer vorgehaltene Frage: „Haben Sie jemals gemerkt, daß Hauser sich im Rückwärtsschreiben geübt habe?" — Linde knüpft daran die Worte: „Meyer mußte die Frage verneinen, wir können sie aber bejahen." Wie pathetisch!

Nun wollen wir diese „Entdeckungen" einmal etwas kritischer betrachten.

Die erste Frage: rechtfertigen diese angeblichen Versuche wirklich den Schluß auf Identität des Urhebers dieser wenigen Zeichen und des Zettelschreibers? Ohne den Sachverhalt einstweilen genauer zu prüfen, ist zu sagen, daß diese wenigen Zeichen klägliche Versuche bedeuten im Vergleich mit der doch ziemlich umfangreichen und fließend geschriebenen Spiegelschrift. Zwischen diesen geringfügigen Kritzeleien und einer derart gut gelungenen Rückwärtsschrift liegen freilich noch viele erst zu überwindende Hindernisse.

Auffallend ist weiter die Spätheit der Entdeckung (54 Jahre nach Hausers Tod), während zu Lebzeiten Hausers trotz sehr indiskreten und heimlichen Durchstöberns der Schubladen und Fächer in dessen Arbeitszimmer durch Lehrer Meyer nie irgendwelche Versuche entdeckt wurden.

Wie wenig kritisch Meyer in der Beurteilung der Hauser belastenden Funde war, erhellen folgende Überlegungen. Aus der Tatsache allein, daß der Aufstrich im „b" kräftiger erscheint, kann noch keineswegs ein Rückwärtsschreiben abgeleitet werden. Setzt man nämlich einen abgebrochenen Bleistift aufs Papier und beginnt damit zu schreiben, so kann je nach der Art des Ansetzens einer Bruchkante ein ebenso dicker Strich erzeugt werden. Durch steife Haltung und einseitige Abnützung des Stiftes entstehen leicht scharfe Kanten, und solche können beim Ansetzen je nach Lage und Stellung der Schriftkanten und je nach der Strichrichtung ebensolche dicke und kräftige Striche verursachen. Die stärkere Betonung des b-Aufstriches beweist also so viel wie nichts.

Auch das angebliche Wort „ich" und die beiden „J" sind schwache Beweise. Heftdeckel und Umschläge pflegt man sehr oft als Schreibunterlage zu benützen, was sicher auch zu Hausers Zeiten häufig der Fall war. Daß nun ohne jede Absicht ähnliche Spiegelschriftzeichen entstehen können, beweist ein einfacher Versuch. Beschreibt man auf einer ähnlichen Unterlage irgendein Blatt Papier mit Stift, legt dieses mit der beschriebenen Seite auf eine weiße Unterlage und beschreibt die Rückseite, so erscheinen je nach der Stärke des Druckes auf jener gewisse Teile der ersten Schrift im Spiegelbild, weil durch den Druck Graphit der unten liegenden Schrift abgelagert wird.

Mit solchen und ähnlichen Möglichkeitserwägungen läßt sich freilich nichts beweisen. Zur Aufklärung des Sachverhaltes habe ich keine Mühe gescheut und den Umschlag des „Diarium" mit Lupen, Mikroskop, mon-

Digitized by Google

und binokular (stereoskopisch) unter verschiedenen Lichtarten und -verhältnissen eingehend untersucht. Im Anschluß daran folgten die photo- und mikrophotographischen Aufnahmen der Befunde, soweit dies für das Beweisverfahren von Wichtigkeit erschien. Die auf diesem Wege erzielten Feststellungen werden im folgenden näher besprochen.

Die Befunde

Betrachtet man die beiden Bilder Fig. 4 a—b (Aufnahme in Originalgröße), so erkennt man schon mit bloßem Auge bei Pfeil 1 das nach der Version Meyer in umgekehrter Richtung geschriebene „b". In der Tat erscheint der aufwärts gerichtete Strich im Vergleich mit dem abwärts gerichteten etwas kräftiger. Pfeil 2 bezeichnet die Stelle mit dem Wort „ich". Nur ein geübtes Auge vermag die wenig ausgeprägten Schriftzeichen zu erkennen. Von einer deutlichen Bleistiftschrift jedoch keine Rede. Etwas weiter unten und mehr nach links gerückt erblicken wir bei Pfeil 3 und 4 die Stellen, wo sich angeblich die beiden „J" befinden sollen. Erst nach längerer und genauer Betrachtung des Originals treten einige Spuren hervor, die sich vielleicht als „J" deuten ließen. Etwas deutlicher erscheint des zweite „J" bei Pfeil 4. Wir vermissen aber in beiden Stellen das für Bleistiftschrift charakteristische mosaikartige Graphitgefüge.

Der mikroskopische Befund

Im „b" erscheinen deutliche Graphitspuren. Das Gefüge des Graphites ist freilich ziemlich locker und die Einfärbung teilweise blaß. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß das „b" wirklich mit Bleistift erzeugt worden ist. Die Lockerheit des Graphites erklärt sich aus der rauhen und unglatten Papieroberfläche. Daneben sind zahlreiche vereinzelte und zerstreute Graphitspuren zu erkennen, deren Vorhandensein auf verschiedene Ursachen zurückgeführt werden könnte.

Zwecks Nachweis des Strichverlaufes wurde das Dokument auf einen in allen Richtungen beweglichen Urkundentisch gelegt und unter verschiedenen Lichteinfallswinkeln untersucht. Bei entsprechender Neigung und Drehung des Tisches erschien das deutliche Kreuzungsbild, aus dem sich nun mit voller Sicherheit ergab, daß der von Meyer als dicker bezeichnete Strich unten liegt. Damit ist der Beweis erbracht, daß der von ihm als Aufstrich bezeichnete Zug in Wirklichkeit als Abstrich, und der als Abstrich bezeichnete als Aufstrich zu betrachten ist. — Dr. Meyer hat sich also gründlich geirrt.

Und nun das angebliche Wort „ich". Hier vermissen wir bei mikroskopischer Betrachtung die der Bleistiftschrift eigentümliche glänzende Perlschnur. Die Merkmale einer ausgesprochenen Bleistiftschrift fehlen gänz-

Digitized by Google

lich. Es sind zwar zahlreiche Graphitschuppen wahrzunehmen, die aber vereinzelt in und neben den Strichspuren herumliegen. Die im Original hervortretende Dunkelfärbung wird teilweise durch die wenigen Graphitspuren und teilweise durch damit etwas verdunkelte Vertiefung hervorgerufen. Oben rechts im „h" ist sodann eine deutliche Strichknickung nachzuweisen.

Noch undeutlicher sind die beiden „J". Auch hier fehlt das mosaikartige Graphitbild. Oben rechts erscheint eine gebogene Linie mit einigen Graphitspuren etwas ausgeprägter. Oben in der Mitte zeigt sich ebenfalls eine Knickung. Im zweiten „J" sind die Strichspuren ganz undeutlich und teilweise verschwommen. Vereinzelte Graphitspuren sind freilich auch hier erkennbar.

Nach längeren und verschiedenartigen Untersuchungen wurde ich auf eine sehr sonderbare Erscheinung geführt. Zunächst wurden in der Nähe des Wortes „ich" oben links einige spitzwinklige Stichspuren entdeckt, die unverkennbar von einem spitzen Gegenstand, Nadel oder dergl., herrühren und deren Herkunft nicht recht erklärlich ist. Im Verlaufe der weiteren Untersuchung und erst unter einem ganz bestimmten Gesichtswinkel zeigten sich in der Unterschleife des zweiten „J" merkwürdige Glanzerscheinungen, deren Verlauf sozusagen genau der J-Form entspricht. Bei näherer Untersuchung erwiesen sich diese Mattglanzerscheinungen als deutliche Kratzspuren, die nur wiederum mit einem spitzen Gegenstand (Nadel- oder Messerspitze) hervorgerufen werden konnten. Der Verdacht, daß auf diesem Umschlag mit irgendeinem Instrument herumhantiert worden ist, stieg schon angesichts der ganz unverkennbaren Stichspuren oben links nahe dem „h" auf und konnte bei der Auffindung dieser Kratzfurchen nun nicht mehr unterdrückt werden. Zur weiteren Abklärung wurde zur stereo-mikroskopischen Untersuchung geschritten.

Die stereoskopische Untersuchung

Die Wahrnehmungen hinsichtlich des „b" haben sich auch in diesem Untersuchungsverfahren bestätigt. Das „b" ist zweifellos in normaler Richtung geschrieben worden.

Im Wort „ich" sind unter dem Stereo-Objekt deutliche und teilweise sogar stark ausgeprägte Vertiefungen sichtbar, die mit der Schwäche der Schrift nicht gut in Einklang zu bringen sind. Die Graphitmengen sind äußerst spärlich. Wären, wie Meyer behauptet, auf diesem Umschlag tatsächlich Schreibversuche ausgeübt worden, so müßte notwendigerweise auch ein deutliches Graphitbild zu erkennen sein. Statt dessen sind nur sehr dünn gesäte Graphitpartikelchen, aber um so ausgeprägtere Rillen zu konstatieren. Demnach handelt es sich weniger um Schreibversuche, sondern vielmehr um Druckspuren.

Digitized by Google

Die oben schon erwähnten Stichspuren oben links beim „h" in „ich" treten in stereoskopischer Betrachtung noch schärfer hervor. Ihre spitzwinklige Form läßt eher auf eine Messerspitze als auf eine runde Nadel schließen. Rechts neben dem „h" treten geringe Spuren eines „r" zutage.

Gleichartige und ausgeprägte Vertiefungen sind sodann auch in den beiden „J" zu finden. Die Graphitmengen sind gering und unzusammenhängend. Vollkommene und unzweideutige Graphitstriche sind nicht erkennbar. Einzig die halbkreisförmige Form oben im „J" ist etwas ausgeprägter und weist auch zahlreiche Graphitkörner auf.

Noch drastischer erscheinen unter dem Stereo-Mikroskop die Kratzfurchen im zweiten „J". Die Rillen sind auffallend tief. Daneben zeigen sich auch einige aufgerissene Papierfasern, die mit dem Instrument losgelöst wurden. Weiterhin zeigen diese Kratzrillen keinen gleichmäßigen und zusammenhängenden Verlauf, sondern weisen mehrfache Unterbrechungen auf. Es steht nun zweifelsfrei fest, daß an diesem „J" strichweise mit einem spitzen Gegenstand gezeichnet worden ist. Ob das hierbei benützte Instrument identisch ist mit demjenigen, das die Stiche oben links beim „h" hervorgerufen hat, ist nicht beweisbar. Aber erwiesen ist, daß diese Kritzeleien durchaus nicht als eigentliche Versuche im Spiegelschriftschreiben gedeutet werden dürfen. Hierbei läßt sich auch ein weiterer Verdacht nicht unterdrücken. Wie schon angedeutet, ist der Anfang des „J", d. h. der obere Teil, klarer hervortretend, während der untere Teil fast gänzlich verschwommen ist. Wahrscheinlich hat man Rudimente eines Schriftzeichens durch Hinzufügungen zu einer ganzen Form ergänzt. Daß diese Kratzmerkmale mit dem Anfangsbogen ober nichts zu tun haben und nachträglich entstanden sind, steht außer Frage. Bei welcher Gelegenheit, aus welchem Grunde und durch wen diese Stiche und Kratzereien herbeigeführt worden sind, ist mir unerfindlich.

Die mikrophotographischen Aufnahmen[12]

Fig. 5 illustriert das angeblich in umgekehrter Richtung geschriebene „b". Der Aufstrich ist in der Tat etwas kräftiger betont. Rechts neben der Pfeilrichtung erscheint die Kreuzungsstelle. Bei genauerer Betrachtung läßt schon dieses Bild erkennen, daß der Abstrich oben liegt.

Fig. 5a zeigt die Kreuzungsstelle in stärkerer Vergrößerung in schräg auffallendem Licht. Auf diesem Bild erscheint der Abstrich im Bereich Kreuzung schon stärker. Mikroskopisch läßt die Art der Graphitauflagerung sehr deutlich erkennen, daß der diagonal verlaufende Strich unten und der senkrechte oben liegt.

Fig. 5b veranschaulicht dieselbe Kreuzungsstelle in senkrecht auffallendem Licht. Durch das direkt auffallende Licht wird der Graphit glän-

Digitized by Google

zend und erscheint daher auf dem Bilde weiß. Der senkrechte Strich liegt auch auf diesem Bilde oben. Die vielen kleinen weißen Punkte sind die auf dem Original zerstreut herumliegenden Graphitkörner.

Fig. 6 stellt die von Meyer als „ich" gedeuteten Schriftzeichen dar. Oben links sind die mit Pfeil angedeuteten Stichspuren sichtbar. Unten erscheint eine schmale und enge Schleife, deren Endzug nach seitlich links ausklingt. Rechts neben dem „h" erscheint ein r-förmiges Gebilde, so daß schon jetzt sehr zu bezweifeln ist, ob diese Schriftzeichen als „ich" zu lesen sind.

Nach längerer Betrachtung dieses Bildes fiel die stärkere Betonung der Ober- im Verhältnis zur Unterlänge auf. Diese Beobachtung steht im Widerspruch zur Tatsache, daß Hauser gerade die Unterlängen größer zu bilden pflegte, und dieses Moment gab denn auch Veranlassung dazu, das Bild auf den Kopf zu stellen und siehe da, das ganze entpuppt sich nicht als „ich", sondern als ein abgerissener Teil irgendeines nicht entzifferbaren Wortes. In der Mitte sehr leicht erkennbar ist ein „r". Oben rechts ist eine Rundung sichtbar, die alsdann nach rechts und weiterhin nach unten verläuft und zu einer Schleife gebildet ist. Der ganze Strichverlauf ergibt also sehr deutlich ein „y". Oben rechts erscheint ebenso deutlich ein „l". Seitlich links ist noch ein abgerissener Teil eines „m", „n" oder „i" zu erkennen. Herr Meyer hat sich also auch hier geirrt und etwas hineingelesen, was in Wirklichkeit nicht vorhanden ist.

In Fig. 7 erblickt der Leser das Spiegelbild des zweiten „J". Oben ist der dunkler gefärbte Halbkreis sichtbar, der unter dem Mikroskop in der Tat zahlreiche Graphitauflagerungen aufweist. Nach unten zu beginnen die helleren und auf dem Original mattglänzenden Linien. Unten links sind noch vereinzelte Graphitspuren vorhanden. Dieses „J" bildet in Tat und Wahrheit ein Gemisch von ursprünglichen Schriftspuren und nachträglichen Hinzufügungen. In Fig. 7a ist der Verlauf der Linien eingezeichnet: die geschlossene Linie zeigt die Graphit enthaltenden Stellen, während die punktierten Linien auf die Kratzfurchen hinweisen.

Die weiteren Befunde

Der Umschlag des „Diarium" wurde schließlich auch einer Untersuchung im verdunkelten Raum im Lichtkegel einer Bogenlampe unter Vorschaltung geeigneter Sammellinsen unterworfen. Dabei bestätigte sich die Vermutung, daß dieser Umschlag häufig als Schreibunterlage benützt worden ist. Im grellen Schein des Lichtkegels und unter entsprechendem Gesichtswinkel konnten noch weitere Druckspuren beobachtet werden. Zur Überraschung erschien alsdann noch das Spiegelbild eines „D" rechts neben dem Wort „ich", das bei bestimmter Neigung des Heftumschlages in eigentümlichem Mattglanzschimmer deutlich zu erkennen war. Der

Digitized by Google

Form nach gleicht dieses „D" demjenigen im Worte „Diarium" auf demselben Umschlag. Die Herkunft dieses „D" dürfte aus folgendem Vorgang zu erklären sein. Der Papierqualität nach entspricht der Heftumschlag des „Diarium" einem Zeichnungspapier, das Hauser vermutlich vorher schon irgendwie als Schreibunterlage verwendet hat. Liegt ein solches Papier zufällig auf einer harten Unterlage (z. B. auf einer polierten Tischplatte), so entstehen beim Schreiben oder Zeichnen unter stärkerem Druck in dem als Unterlage dienenden Papier nicht etwa Rillen oder Wölbungen, sondern mehr oder weniger ausgeprägte Mattglanzlinien, deren Form und Verlauf den geschriebenen oder gezeichneten Formen entspricht. Durch den Druck einerseits und durch den Widerstand der harten Unterlage andererseits erfährt die Unterlage gewissermaßen eine Politur. Auf diese Weise also dürfte das „D" entstanden sein.

Endlich ist erwiesen, daß Hauser Heftdeckel und Umschläge häufig zu allerlei spielerischen Kritzeleien wählte. So zeigt die Rückseite desselben „Diarium" mit Tinte gezeichnete Schnörkeleien. Unter den verschiedenen Heften Hausers befindet sich ein Heft mit der Deckelaufschrift „Heft für Rechnung". Auch dieses Heft zeigt auf der Vorderseite zahlreiche Tinten- und Bleistiftmalereien, die sich Hauser wahrscheinlich als Spielereien geleistet hat. Auf demselben Deckel lassen sich ebenso zahlreiche Druckspuren nachweisen.

Durch diese Befunde wird nun ein gegen Hauser geäußerter schwerer Verdacht eines urheberschaftlichen Zusammenhanges zwischen den behaupteten Spiegelschriftversuchen und dem Spiegelschriftzettel im letzten Fundament zerstört. Damit ist auch zur Genüge erhellt, wie sich gewisse „Freunde" Hausers von belanglosen Entdeckungen täuschen ließen und solche kritiklos zu schwer belastenden Indizien aufbauschten.

Folgerungen

Das „b" bedarf keiner weiteren Erläuterungen mehr. Dieses ist nicht in umgekehrter, sondern in normaler Richtung geschrieben worden. Auch das behauptete „ich" gibt zu keinen weiteren Fragen mehr Anlaß. Einmal fehlen die charakteristischen Merkmale der Bleistiftschrift. Ferner kann mit Rücksicht auf die deutlichen Rillen und auf die Unausgeprägtheit der Linien kaum noch bezweifelt werden, daß wir es in diesem Falle mit Druckspuren zu tun haben, die auf diese oder jene Weise noch etwas verdeutlicht wurden. Das erste „J" ist zu wenig ausgeprägt, als daß man irgendwelche Schlüsse daraus ziehen dürfte. Die Deutlichkeit der Rillen spricht aber wiederum für Druckspuren. Das zweite „J" ist in mehr als einer Beziehung bedenklich. Die Behauptung Meyers, Hauser habe sich auf dem Umschlag des „Diarium" im Rückwärtsschreiben geübt, beruht auf Täuschungen und Tatsachenverkennungen. Im Hinblick auf die auch

Digitized by Google

an anderen Stellen vorgefundenen Druckspuren und Kritzeleien ist es weiter nicht verwunderlich, wenn auch der Umschlag des „Diarium" ebensolche und vereinzelte Schriftzeichen aufweist.

Schlußfolgerungen

1. Die von Dr. Julius Meyer entdeckten und von ihm als Spiegelschriftversuche bezeichneten Schriftzeichen sind keine Rückwärtsschreibversuche.
2. Die von Dr. Meyer behaupteten Spiegelschriftversuche sind in Wirklichkeit nur Druckspuren, die im Verlaufe der Zeit durch das Hinzukommen von Unreinigkeiten, Vergilbungen wie auch durch früher schon vorhandene Graphitpartikelchen etwas deutlicher hervorgetreten sind.
3. Das zweite ebenfalls als umgekehrt geschrieben bezeichnete „J" ist keinesfalls als ein Versuch im Rückwärtsschreiben, sondern als eine nachträglich entstandene Hinzufügung zu betrachten, wobei aber zu unterscheiden ist zwischen den ursprünglichen Zeichen und den später erfolgten Kratzmerkmalen.
4. Die nachgewiesenen Druckspuren sind nur dem Umstande zuzuschreiben, daß der Heftumschlag zeitweilig als Schreibunterlage gedient hat.
5. Nach diesen Feststellungen fehlt jeder Nachweis dafür, daß Hauser sich je einmal im Rückwärtsschreiben versucht hätte.
6. Somit fehlt auch jeder Zusammenhang zwischen diesen angeblichen Spiegelschriftversuchen und dem fraglichen Spiegelschriftzettel.

Zusammenfassung der Ergebnisse

Erstes Kapitel:

Frage: Stammen der Empfehlungsbrief und der beigefügte Zettel von derselben Person oder von verschiedenen Personen?

Antwort: Die Handschrift des Empfehlungsbriefes und des beigefügten Zettels sind von derselben Person geschrieben.

Zweites Kapitel:

Frage: Sind die beiden Schreiben oder eines von ihnen von Kaspar Hauser geschrieben?

Antwort: Der Empfehlungsbrief und der beigefügte Zettel stammen nicht von der Hand des Kaspar Hauser.

Drittes Kapitel:

Auch mit Rücksicht auf die Entwicklung der Handschrift Hausers besteht nicht die geringste Wahrscheinlichkeit, daß Hauser den Empfehlungsbrief oder den beigefügten Zettel geschrieben hat.

Digitized by Google

Viertes Kapitel:

Fragen:

a) Ist die Spiegelschrift links- oder rechtshändig geschrieben?
b) Ist sie von links nach rechts oder umgekehrt geschrieben?
c) Ist sie aus freier Hand oder nach einer Vorlage entstanden?
d) Ist die Spiegelschrift mittels eines Linienblattes geschrieben worden?

Antworten:

ad a) Es läßt sich nicht mit Sicherheit nachweisen, ob die liegende Spiegelschrift mit der linken oder rechten Hand geschrieben worden ist.

ad b) Die Spiegelschrift ist von rechts nach links geschrieben.

ad c) Es ist nicht ausgeschlossen, ja es spricht eine gewisse Wahrscheinlichkeit dafür, daß die Spiegelschrift nach einer umgekehrt unterlegten Vorlage nachgepaust worden ist. Sollte diese Vermutung nicht zutreffen, so kann nicht bezweifelt werden, daß der Urheber Vorübungen im Spiegelschriftschreiben gepflegt hat oder darin schon eine beträchtliche Fertigkeit besaß.

ad d) Die fragliche Spiegelschrift ist nicht mit Hilfe eines Linienblattes entstanden.

Hauptfrage: Ist der Spiegelschriftzettel von Kaspar Hauser geschrieben oder von einer unbekannten Person?

Antwort: Die fragliche Spiegelschrift kann unmöglich von Kaspar Hauser geschrieben sein. Bei genauer Untersuchung sämtlicher Schrifteigenschaften wird die Nichtidentität evident.

Papieruntersuchung: Auf Grund genauer Papiermessungen ist eine Übereinstimmung zwischen dem Spiegelschriftzettel und einem der aufgeführten Hefte Hausers nicht nachweisbar. Vielmehr steht fest, daß sich die beiden Sachverständigen getäuscht haben.

Fünftes Kapitel:

Fragen: Wie verhält es sich mit den angeblich von Hauser herrührenden Spiegelschriftversuchen auf dem Umschlag des Heftes „Diarium"?

Sind es wirkliche Spiegelschriftversuche? Kann aus diesen der Schluß abgeleitet werden, sie seien das Vorspiel zum fraglichen Spie-

Digitized by Google

gelschriftzettel und dieser sei mithin von Hauser selbst geschrieben worden?

Antworten:

1. Die von Dr. Meyer entdeckten und von ihm als Spiegelschriftversuche bezeichneten Schriftzeichen sind keine Rückwärtsschreibversuche.
2. Die von Dr. Meyer behaupteten Spiegelschriftversuche sind in Wirklichkeit nur Druckspuren, die im Verlaufe der Zeit durch das Hinzukommen von Unreinigkeiten, Vergilbungen wie auch durch schon früher vorhandene Graphitspuren etwas deutlicher hervorgetreten sind.
3. Das zweite ebenfalls als umgekehrt geschrieben bezeichnete „J" ist keinesfalls als ein Versuch im Rückwärtsschreiben, sondern als eine nachträglich entstandene Hinzufügung zu betrachten, wobei aber zu unterscheiden ist zwischen den ursprünglichen Zeichen und den später erfolgten Kratzmerkmalen.
4. Die nachgewiesenen Druckspuren sind nur dem Umstande zuzuschreiben, daß der Heftumschlag zeitweilig als Schreibunterlage gedient hat.
5. Nach diesen Feststellungen fehlt jeder Nachweis dafür, daß Hauser sich je einmal im Rückwärtsschreiben versucht hätte.
6. Somit fehlt auch jeder Zusammenhang zwischen diesen angeblichen Spiegelschriftversuchen und dem fraglichen Spiegelschriftzettel.

Zürich, im April 1928.

Der Schriftsachverständige:

E. Brunner

Institut für gerichtl. Schriftuntersuchung.

Anmerkungen

1. Vgl. Dr. Hans Peitler und Prof. Dr. Ley: „Kaspar Hauser". Über tausend bibliographische Nachweise.

Wer den geschichtlichen Einzelheiten des merkwürdigen Kriminalfalles Kaspar Hauser mehr Interesse entgegenzubringen geneigt ist, dem sei insbesondere die Lektüre des zweibändigen Werkes von Dr. Hermann Pies: „Kaspar Hauser" (Verl. Robert Lutz, Stuttgart) empfohlen, das dem Leser weitgehenden und wahrheitsgetreuen Aufschluß bietet. Pies hat es als Erster unternommen, in unsäglich mühevoller Arbeit die im Münchner Staatsarchiv liegenden 49 Bände Hauser-Akten kritisch zu sichten und alles Wesentliche daraus zu veröffentlichen. Nicht minder wertvoll und aufschlußreich sind die beiden folgenden

Digitized by Google

Werke desselben Verfassers: „Fälschungen und Tendenzberichte einer „offiziellen" Hauserliteratur" (Verl. J. L. Schrag, Nürnberg) und „Kaspar Hauser-Akten" (Kulturhistorischer Verlag Bonn a. Rh.).

2. Von dem Originalschreiben von der Hand des Kaspar Hauser aus dem Jahre 1828 erhielt ich erst Kenntnis, nachdem ein erstmaliger Untersuchungsbericht in wenigen Exemplaren bereits verfaßt war. Das Originaldokument aus der genannten Zeit ist aber in diesem Bericht nunmehr berücksichtigt.

3. Eine genauere Nachprüfung und Vergleichung der Faksimile mit der Originalschrift Hausers aus dem Jahre 1828 ergab in der Tat keine wesentlichen Differenzen, sodaß die Annahme ziemlich getreuer Nachbildung durchaus berechtigt ist.

4. Im Hinblick auf das Ergebnis im ersten Kapitel wird der Beizettel von untergeordneter Bedeutung, und zwar schon in Rücksicht auf die erweislich verstellte Schrift.

5. Die Originalschrift aus dem Jahre 1828 weist neben vielen Unterbrechungen im Strichverlauf außerdem im Strichbereich noch zahlreiche kleine Tintenspritzer auf, die auf ein Kratzen der Feder schließen lassen. Daraus folgt weiter, daß Hauser das Schreibwerkzeug noch nicht kunstgerecht zu führen verstand.

6. Die Wiedergabe der Spiegelschrift im Buch A. v. d. Linde (pag. 332) wie auch in Stratz „Kaspar Hauser" (pag. 80) ist ungenau. Im Original heißt es in Zl. 8 „Baierischen", nicht „Baiernschen". Die i-Punkte sind gelegentlich freilich blaß und abgeschwächt, aber dennoch deutlich erkennbar. Ferner zeigt das Wort „Den" Zl. 4 keinen Verdoppelungsstrich und lautet folglich nicht „Denn".

7. Vgl. Klages: „Zur Ausdruckslehre und Charakterkunde" (Verl. Niels Kampmann, Heidelberg) die Abhandlung „Begriff und Tatbestand der Handschrift".

8. Die von Linde erwähnten Unterbrechungen und Übereinstimmungen hinsichtlich einiger Worttrennungen sind bedeutungslos, weil die Spiegelschrift unter unnatürlichen Bedingungen entstanden ist, die naturgemäß auch Abweichungen vom ursprünglichen Bewegungsrhythmus zur Folge haben mußten.

9. Zwecks besserer Erkennung der Formen wurde die Spiegelschrift auf photographischem Wege umgekehrt und normal gestellt.

10. Die Gutachten der früheren Sachverständigen Strobel, Gellinger und Schwarz sind wortgetreu in Pies: „Kaspar Hauser-Akten" S. 170ff. aufgeführt. Alle Sachverständigen erklären übereinstimmend, daß die Spiegelschrift nicht von Hauser herrühre. Besonders treffend ist aber die Äußerung des Sachverständigen Strobel: „1) geht durch die ganze Schrift H.s eine Steifheit der Züge, während die Schrift auf dem Zettelchen frei und ungezwungen und dies in Zügen, welche H.s Schrift nirgends in so leichter Darstellung erscheinen, z. B. „J", „h", „k"." Die Vergleichung der Einzelformen wurde indessen nicht mit der nötigen Gründlichkeit durchgeführt.

Digitized by Google

Vor kurzem erschien im Verlag J. L. Schrag (Nürnberg) aus der Feder des Herrn Dr. Fritz Klee eine weitere und in manchen Beziehungen sehr interessante Abhandlung: „Neue Beiträge zur Kaspar Hauser-Forschung", worin auch der von Hauser mitgebrachte Geleitbrief und der Spiegelschriftzettel erörtert sind. Eine einläßlichere Behandlung seiner Darlegungen in bezug auf die Dokumente muß ich mir für später vorbehalten. Einstweilen beschränke ich mich auf die Bemerkung, daß die Begründung des Herrn Dr. K. nicht genügend fundamentiert und überzeugend, ja in einigen Punkten sogar unzutreffend ist. Auch die Vermutung, daß der Schreiber der Schriftproben auf S. 32—33 der Urheber des von Hauser mitgebrachten Geleitbriefes sei, ist zum mindesten verfrüht. Zwischen den Proben des X. und der Geleitbriefschrift bestehen bei näherer Untersuchung neben einigen unerheblichen Übereinstimmungen auch derart bedenkliche Diskrepanzen, daß ich einstweilen kaum der Vermutung, geschweige denn einer Bejahung der Urheberschaftsidentität beizupflichten vermöchte. Nicht dringend genug ist vor dem Verfahren zu warnen, in einseitiger Weise nur die Ähnlichkeiten zu würdigen und die Verschiedenheiten zu übersehen. Die neuzeitlichen Methoden der Schriftuntersuchung erfordern die Beachtung und kritische Auswertung sämtlicher Schrifteigenschaften und aller Einzelheiten innerhalb jeder Einzelform.

Jetzt schon sehe ich mich zu der nachdrücklichen Feststellung genötigt, daß die Mitteilung des Herrn Dr. K. (S. 114), es sei die Hauserfrage anläßlich des Kongresses der gerichtlichen Schriftsachverständigen im September 1928 in Heidelberg berührt worden, nicht den Tatsachen entspricht und irreführend ist. Die von mir auf verschiedene private Anregungen hin durchgeführte Ausstellung meiner Forschungsergebnisse im Hauserfall stand in keinem Zusammenhang mit den Veranstaltungen des Schriftsachverständigen-Kongresses. Die Hauserfrage wurde während der ganzen Kongreßdauer nicht mit einem Wort berührt. Meine Unterredungen in dieser Angelegenheit mit Herrn Dr. Otto Simon in Heidelberg waren rein privater Natur und standen in keinerlei Beziehungen zu den Kongreßverhandlungen.

11. Weniger zuverlässig sind die gutachtlichen Äußerungen des Sachverständigen Steinhäuser über die Gleichheit des Papiers des Spiegelschriftzettels und einiger bei Hauser vorgefundener Schulhefte. Die Unrichtigkeit der Steinhäuser'schen Darlegungen in betreff die Zettel- und Heftpapiere ist durch die Meßergebnisse deutlich genug bewiesen. Weit vorsichtiger haben sich die beiden Sachverständigen Klein und Rosenberg geäußert.

12. Die diesem Bericht beigegebenen Illustrationen bilden nur einen geringen Teil der vielen mikrophotographischen Aufnahmen, die zur Ausschließung jeden Zweifels während der Untersuchung vorgenommen wurden. Die sämtlichen photo- und mikrophotographischen Ergebnisse in der Hauser-Urkundenuntersuchung sind in einem großen Album vereinigt, das nur in 5 Exemplaren angefertigt wurde. Ein vollständiges Bilderwerk besitzt u. a. auch das Hauser-Museum in Ansbach. Ein einziges Werk ist noch verkäuflich. Nähere Angaben über Preis und Inhalt erhalten ernsthafte Interessenten durch den Verfasser.

Digitized by Google

RUDOLPH STRATZ

Kaspar Hauser

Wer er nicht war — wer er vielleicht war

Im Gegensatz zu den vielerlei empfindsamen Darstellungen der jetzt nach nahezu hundert Jahren noch immer nicht aufgehellten Lebensgeschichte Kaspar Hausers schildert Stratz nach langjähriger Forschung in klarer, sachlicher Form, wie der Kampf um den Nürnberger Findling sich entspann und was an dem dunklen Rätsel auf Grund einwandfreier Tatsachen bisher erwiesen ist. Das Geheimnis der Herkunft Kaspar Hausers interessiert ganz Europa. Unter Zusammenfassung aller aus den Tatsachen ungezwungen sich ergebenden Möglichkeiten zu einem lebensvollen Gesamtbild gibt Stratz eine gründliche Studie des wahrscheinlichen Verlaufs der Kaspar-Hauser-Tragödie. (Osnabrücker Zeitung)

Mit 8 Faksimiles und 12 Abbildungen nach alten Stichen und Gemälden und einer Zusammenstellung der wichtigeren Literatur über Kaspar Hauser von 1828 bis 1925. Steif geheftet 3.— M.

In allen Buchhandlungen zu haben

VERLAG SCHERL · BERLIN

VERLAG VON OSWALD MUTZE IN LEIPZIG

Verlangen Sie ein Abonnement auf

Zeitschrift für Parapsychologie

6., bzw. 58. Jahrgang; begründet von Staatsrat A. Aksákow; redigiert von Dr. med. P. Sünner, Stud.-Rat R. Lambert und Dr. R. Bernouilli. Monatlich ein reichhaltiges Heft; pro Quartal 6 RM frei Haus. (Probehefte, 64 Seiten stark, 1 RM.)

Letzte Neuerscheinungen:

Die Geheimnisse der Psychometrie

oder

Hellsehen in die Vergangenheit

Von Dr. med. G. Pagenstecher. Mit Einführung von Prof. Dr. Hans Driesch. Preis RM 6.—, geb. RM 7.50

Die psychometrische Begabung der Frau Lotte Plaat

Nebst Beiträgen zur Frage der Psychometrie. Von Dr. med. P. Sünner. Preis RM 4.—, in starkem Umschlag mit Bild

Reichhaltiges Verlagsverzeichnis bitte kostenfrei verlangen zu wollen.

In jeder Buchhandlung erhältlich

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT
FÜR SEXUALWISSENSCHAFT UND
SEXUALPOLITIK

MITTEILUNGSBLATT
DER INTERNATIONALEN GESELLSCHAFT FÜR SEXUALFORSCHUNG

Unter ständiger Mitarbeit von Prof. Dr. G. Aschaffenburg (Köln), Prof. Dr. K. Birnbaum (Berlin), Prof. Dr. I. Broman (Lund), Prof. Dr. M. Dessoir (Berlin), Prof. Dr. S. Freud (Wien), Prof. Dr. G. Heijmans (Groningen), Prof. Dr. J. Jadassohn (Breslau), Prof. Dr. G. Mingazzini (Rom), Prof. Dr. W. Mittermaier (Gießen), Geh. Sanitätsrat Dr. Albert Moll (Berlin), Prof. Dr. Knud Sand (Kopenhagen), Prof. Dr. H. Sellheim (Leipzig), Prof. Dr. S. R. Steinmetz (Amsterdam), Prof. Dr. J. Tandler (Wien), Prof. Dr. A. Vierkandt (Berlin), Dr. Else Voigtländer (Waldheim), Prof. Dr. L. v. Wiese (Köln) und anderen

herausgegeben von Dr. MAX MARCUSE, Berlin

Band XVI. Jahrgang 1929/30. Vierteljährlich 2 Hefte. Preis vierteljährlich RM. 6.—

Mit der steigenden Bedeutung der Sexualwissenschaft ebensowohl nach der medizinischen wie auch ganz besonders nach der kulturwissenschaftlichen Seite ist diese Zeitschrift der Mittelpunkt aller Bestrebungen geworden, die in ihr eine gewaltige Quelle neuer Erkenntnisse sehen.

Probeheft unter Bezugnahme auf diese Anzeige kostenlos!

A. MARCUS & E. WEBER'S VERLAG, BERLIN W 10, GENTHINER STR. 38

LIEBE

VON

HELENE STOCKER

Ladenpreis RM 6.50 i. Ganzl. geb.

Ein Buch von ganz neuer Art, das einen tieferen Einblick in die Psyche der Frau gewährt als irgendein anderes Frauenbuch, das ich kenne. Rudolf Goldscheid, Wien.

Nein, ich kann nicht anders! Ich muß Ihnen sofort schreiben, ich muß Ihnen sagen, daß ich Ihr Buch nicht gelesen, sondern es erlebt habe. Ich bin noch ganz unter dem Reiz dieses Buches, und ich möchte herzlich Ihre Hand drücken. Alexandra Kollontay.

DIE NEUE GENERATION

MONATSSCHRIFT
FÜR MUTTERSCHUTZ, SEXUALREFORM UND RADIKALE KRIEGSBEKÄMPFUNG

Herausgeberin: Dr. phil.
HELENE STOCKER

25. Jahrg., vierteljährlich RM 2.—

Diese Zeitschrift ist eine der kühnsten und unerschrockensten, die wir haben. Hallescher Generalanzeiger.

Ein Organ, in dem die Geschlechtsbeziehungen mit radikalem Ernst erörtert werden. Rosa Mayreder.

VNG

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. den

VERLAG DER NEUEN GENERATION BERLIN-NIKOLASSEE

Digitized by Google

DEUTSCHE BÜHNENSPIELE

HERAUSGEGEBEN VON FRIEDRICH VON STROM

Vierteljahreszeitschrift für Neugestaltung des Theaters auf weltanschaulicher Grundlage. Mitteilungsblatt der Arbeitsgemeinschaft für Deutsche Bühnenspiele

WIR SUCHEN:

allerorts Persönlichkeiten zur Mitarbeit mit der Feder, durch Wort oder Bild

tätige Anhänger zur Förderung unserer Bestrebungen

literarische und dem Bühnenwesen nahestehende Vereinigungen als korporative Mitglieder, deren Veröffentlichungen in unserer Zeitschrift Aufnahme finden können

Preis des Heftes RM 0.75. — Zu beziehen durch den **Verlag Friedrich von Strom, Berlin-Tempelhof 2,** — Postscheckkonto Berlin Nr. 82839 — oder durch jede Buchhandlung

Kürzlich sind in unserem Verlag neu erschienen:

CLARA EBERT

DAS BUCH DER HAUSFRAU

402 Seiten, kartoniert RM 5.90, Ganzleinen RM 6.90. 2. Auflage, sechstes bis achtes Tausend

„Hier ist zum ersten Male ein Hausfrauenbuch, das auf dem zukunfts- und hoffnungsreichen Boden der modernen Lebensreform steht. Ein wahrhaft fortschrittliches Buch im wahrsten Sinne." Dr. med. Otto Buchinger

CLARA EBERT

MUTTERSCHAFT

Werden, Geburt, Pflege und Erziehung des Kindes

7. vermehrte und verbesserte Auflage (31. bis 33. Tausend) ärztlich bearbeitet von Dr. med. Anna Ebert, Fachärztin für Kinderkrankheiten

„Das kleine Buch, dessen Größe in keinem Verhältnis steht zu dem, was es bietet, ist geschrieben mit sittlichem Ernst, mit Wärme und tiefer Empfindung für das Wohl des Kindes, der heranwachsenden Jugend, der Braut, der Gattin." Dr. med. J. Schmidt, Frauen- und Kinderärztin

WENDEPUNKT-VERLAG

LEIPZIG C1
BREITKOPFSTR. 9

BASEL · LEIPZIG · WIEN

Digitized by Google

Einladung zum Abonnement auf die

PSYCHOLOGISCHE RUNDSCHAU

Schweizerische Monatsschrift für das Gesamtgebiet der modernen Psychologie

Heilpädagogik — Kriminalpsychologie — Psychotechnik — Graphologie — Religionspsychologie etc.

Herausgegeben von Dr. phil. K. F. Schaer, Zürich

Aus dem Inhalt des Jahrgangs 1929:

Dr. R. Speich	Was ist Heilpädagogik?
Prof. Dr. Herbertz	Was ist Kriminalpsychologie?
Dr. J. Suter	Der Charakter des Menschen
Dr. K. F. Schaer	Vom Wesen der psychologischen Beeinflussung
Dr. A. Ackermann	Vom Gesamteindruck der Handschrift
Dr. R. Meili	Methoden der Intelligenzprüfung
Dr. A. Carrard	Die berufliche Ausbildung
Dr. H. Bläsch	Zum Problem der Menschenkenntnis
Dr. H. Mauerhofer	Zur Seelenlage des modernen Menschen
Oskar A. H. Schmitz	Individualismus und Idealismus
Dr. K. F. Schaer	Von geschlechtlichen Dingen
Dr. Böschenstein	Die Psychologie in Amerika
M. Sigg-Boeddinghaus	Zeichnen und Malen
Oskar A. H. Schmitz	Carl Gustav Jung, der Topograph des Unbewußten
Dr. A. Carrad	Psychologie der Führung. Ein Beitrag zur Ertüchtigung der Vorgesetzten
Prof. Herbertz	Vom Leugnen
	u. v. m.

Ständige Rubrik: Aus der Praxis

Monatlich ein Heft mit zahlreichen Illustrationen

Jahresabonnement inkl. Versand RM 5.40

Probehefte versendet unberechnet und portofrei der

VERLAG EMIL BIRKHAEUSER & CIE · BASEL (Schweiz)

Digitized by Google

DER ZWIEBELFISCH

ZEITSCHRIFT ÜBER BÜCHER KUNST UND KULTUR

erscheint gegenwärtig im 22. Jahrgang

*

HEFT 9 ENTHÄLT U. A.:

Offener Brief an den Herrn Polizeipräsidenten!
Revolte gegen die Zensur — Zensur über Revolte!
Die Einstellung des Dichters zur Gegenwart
Walter von Molo — Ullsteins Propagandist!
Das Bestattungsbuch
Berlin / München
O du mein Oesterreich
Glossen
Theater, Schallplatten- und Bücherbesprechungen

*

HEFT 8 ENTHÄLT U. A.:

Claus Mann: Die Gottesleugnerin
Larsen: Tonfilmdämmerung
Dr. Arens: Münchner Kunstfrühling
Chammurabi: Das Reparations-Ei des Columbus
Reklame, der Schlüssel zum Wohlstand der Welt
Dalmatinischer Hundstagsbrief
Preisausschreiben!
Glossen
Bücherbesprechungen

JEDE NUMMER RM 1.—

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung oder direkt vom

VERLAG HANS VON WEBER

MÜNCHEN · ADALBERTSTRASSE 76

Digitized by Google

NIETZSCHES
ZUSAMMENBRUCH

VON

DR. E. F. PODACH

*

Unveröffentlichte Dokumente

aus der Zeit von Nietzsches Zusammenbruch und Krankheit werden hier vorgelegt. Das Verständnis für die Katastrophe, in der Grundkräfte aus Nietzsches Wesen zum Durchbruch kommen, ist hiermit erschlossen. Unser Bild von Nietzsche gewinnt entscheidende Züge dank der scharfen Auseinandersetzung mit unzulänglichen biographischen Versuchen. Zusammenbruch und letzte Schaffensperiode, bisher im Schatten der Krankheit und Fehldeutungen preisgegeben, enthüllen ihren Sinn und Wert und werden zum Angelpunkt des Nietzscheverständnisses.

STEIF KARTONIERT RM 5.80, BROSCHIERT RM 4.80

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

NIELS KAMPMANN VERLAG

Druck der Offizin Haag-Drugulin AG., Leipzig

Digitized by Google

Im IX. Jahrgang erscheint:

DAS WERDENDE ZEITALTER

EINE MONATSSCHRIFT FÜR ERNEUERUNG DER ERZIEHUNG

Unter Mitwirkung namhafter Pädagogen, Dichter und Künstler des In- und Auslandes herausgegeben von
Dr. Elisabeth Rotten und Dr. Karl Wilker

UMFANG	Monatlich ein Heft von mindestens 48 Seiten.
INHALT	Aufsätze größeren Umfangs über alle wesentliche Arbeit auf erzieherischem Gebiete im weitesten Sinne. Mitteilungen, Zeitschriftenschau, Bücherschau.
BEZUG	Durch jede gutgeleitete Buchhandlung oder postfrei direkt vom Verlag.
PREIS	Vierteljährlich drei Mark.
SONDERHEFTE	Oktober 1929: Aus der Arbeit der Weltkonferenz für Erneuerung der Erziehung in Helsingör, Dänemark, August 1929. Preis RM. 1.50. • Febr./März 1930: Zum Problem des Strafens: Erziehungsstrafvollzug, Jugendgerichtshilfe, vorbeugende Arbeit der Schule an schwierigen Kindern. Preis RM. 1.75. März 1929: Photographie und Schule mit 74 Abbildungen. Preis RM. 1.50 (statt 2.—).
PROBEHEFTE	Kostenlos vom Verlag. Themen älterer Hefte: Die Landschule als Versuchsfeld für neue Arbeitsformen. Die Erweckung des künstlerischen Sinnes als Element des gesamten Erziehungsvorgangs. Aus den Grenzgebieten zwischen sozialer und pädagogischer Arbeit. Sprachpflege am Kinde. Amerikaheft. Dänemarkheft.
EINIGE URTEILE	„Die einzig wesentliche Zeitschrift in der pädagogischen Literatur heute." (Ein Hochschulprofessor) „Ich wünschte, die Gefolgschaft derartiger geschlossener Publikationen wäre eine größere, dann würde die Überproduktion des Kitsches auf ein Mindestmaß heruntergesetzt." (Eine Vertreterin moderner Frauenkultur und -kunst) „Die Zeitschrift stellt die Verbindung her mit einem Lebenskreis, der das Schöpferische, das Lebendige, das Beseelt-Geistige als solches und in seiner Auswirkung auf praktischem Gebiet verkörpert. Je konsequenter es der Zeitschrift gelingen wird, dem Parteilichen vollkommen fernzubleiben, desto weiter wird ihr Leserkreis werden." (Eine deutsche Schriftstellerin)

VERLAG DAS WERDENDE ZEITALTER

KOHLGRABEN B.
VACHA (RHÖHN)

Digitized by Google

Philosophische Zeitschriften

PHILOSOPHIE UND SCHULE

Blätter für den Unterricht in Philosophie und die philosophische Vertiefung der Schulwissenschaften

In Verbindung mit *Ernst Krieck* und *Hans Leisegang*
herausgegeben von *Rudolf Odebrecht*

Band I, Heft 1: *Rudolf Odebrecht,* Wesen und Ziele des philosophischen Unterrichts. *Hans Leisegang,* Der Begriff, Eine Schulstunde. *Johs. Erich Heyde,* Der Weg zum Selbstdenken. *Textprobe:* R. Descartes, Abhandlung über die Methode II, § 14—17, *Zeitschriftenschau.*

Heft 2: *Ernst Vowinkel,* Fragestellungen der Gegenwart in der philosophischen Arbeitsgemeinschaft. *Ernst Krieck,* Erziehungswissenschaft und Pädagogische Akademie. *Max Vanselow,* Philosophische Behandlung eines lyrischen Gedichtes. *Rudolf Odebrecht,* Das Unendlichkeitsproblem im Mathematikunterricht der Prima. *Textproben:* B. Bolzano, Wissenschaftslehre. 1837 Bd. I. § 87, *Umschau.*

Heft 3/4: *Hans Schlemmer,* Jugendliches Seelenleben und Philosophie-Unterricht *Theodor Feigel,* Neuere Dichter im Philosophie-Unterricht. *Kurt Neufeld,* Das Kausalitätsproblem im Physik-Unterricht. *Friedr. Karl Feigel:* Schiller als Philosoph und die philosophischen Arbeitsgemeinschaften an höheren Schulen. *Paul Bommersheim,* Über eine Möglichkeit philosophisch-propädeutischer Durchgestaltung des Biologie-Unterrichts. *Hans Leisegang,* Philosophische Schüleraufsätze. Besprechung: *Lehmann, Kerschensteiner*

Es erscheinen jährlich 6 Hefte mit insgesamt 12 Bogen Umfang. Abonnement RM 6.— jährlich, Einzelheft RM 1.50. Doppelheft RM 2.50. Probeheft kostenlos.

BLÄTTER FÜR DEUTSCHE PHILOSOPHIE

Unter Mitarbeit namhafter Gelehrter herausgegeben v. Hugo Fischer

Band I, Heft 1/2	Methaphysische Werkgestaltung	einzeln RM 5.60
Heft 3	Wendezeiten	einzeln RM 5.60
Heft 4	Das Symbolische	einzeln RM 5.60
Band II, Heft 1	Sebastian Frank	einzeln RM 4.50
Heft 2	Idee und Idealismus	einzeln RM 4.50
Heft 3/4	Staat und Wirtschaft	einzeln RM 7.50
Band III, Heft 1	Philosophische Anthropologie	einzeln RM 6.50
Heft 2	Philosophie der Arbeit	einzeln RM 4.50
Heft 3	Geschichtsphilosophie und Gegenwart	einzeln RM 4.50
Heft 4		einzeln RM 4.50

Es erscheinen jährlich 4 Hefte mit insgesamt 28 Bogen Umfang. Abonnement RM 14.— jährlich. Probeheft kostenlos.

Einzelprospekte und Verlagsverzeichnis durch jede Buchhandlung bereitwilligst

JUNKER & DÜNNHAUPT VERLAG BERLIN

OFFIZIN HAAG-DRUGULIN AG., LEIPZIG

Digitized by Google